

Sagen, Legenden und Geschichten der Stadt Nürnberg.

Herausgegeben von J. M. Lotter, Nürnberg

Verlag der Joh. Ph. Raw'schen Verlagsbuchhandlung (J. Braun) in Nürnberg.

Sagen,

Legenden und Geschichten

der

Stadt Nürnberg.

Herausgegeben von

J. M. Lotter,

Lehrer und Waisenhausvater in Nürnberg.

Mit 95 Abbildungen.

Nürnberg 1899.

Verlag der J. Ph. Raw'schen Verlagsbuchhandlung

(J. Braun).

Druck von G. M. Reusch, Nürnberg.

Inhalts-Verzeichnis.

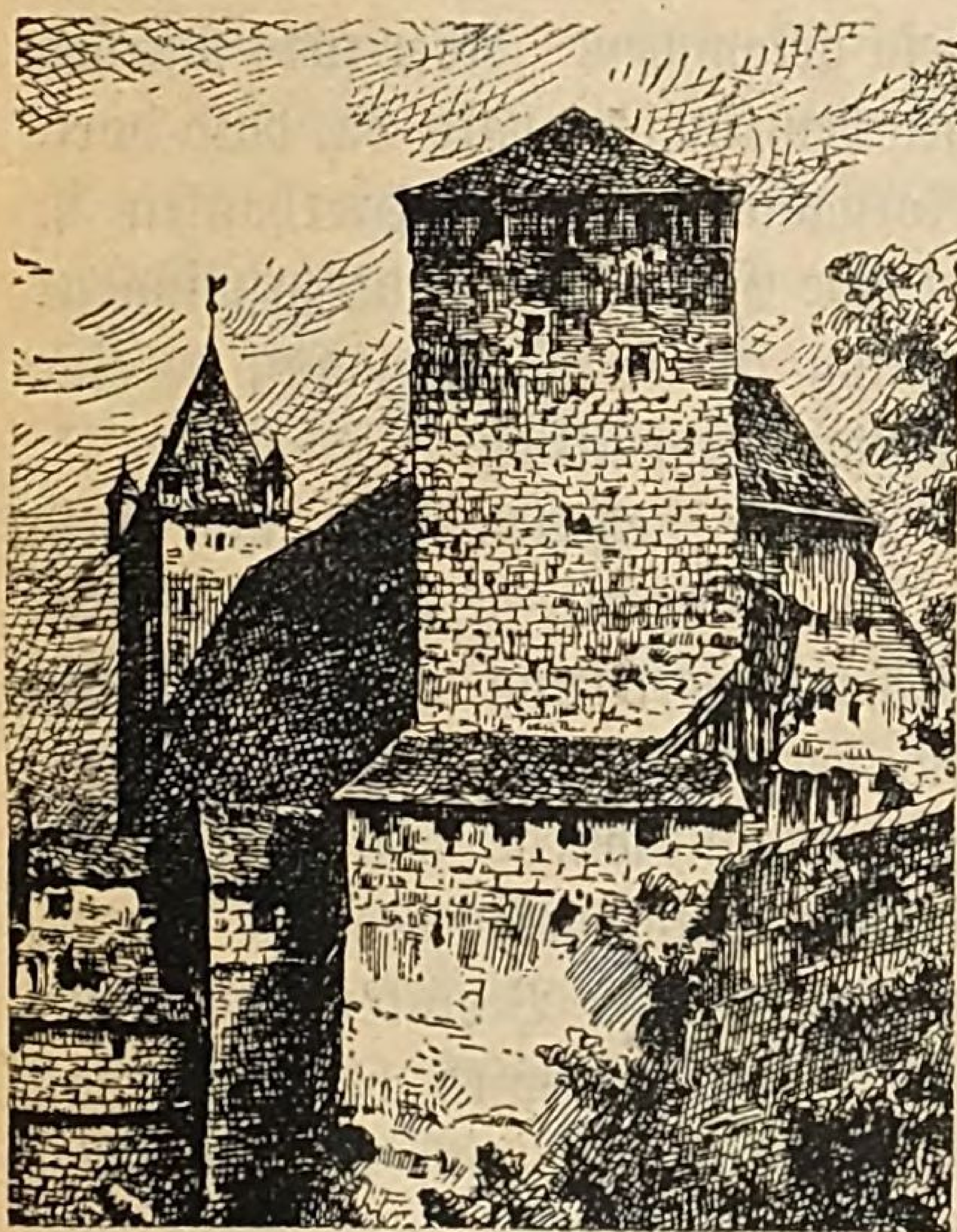
Prolog.

Es kam zu mir ein Bürgersmann,
Als ich an diesen Sagen spann.
Er meint', uns thäte andres not;
Gar viele seufzen bang nach Brot.
Lehr' sie doch, dieses zu erwerben,
Bescheiden leben, ruhig sterben!
Die meisten Menschen das vermissen,
Was unbedingt sie müßten wissen.
Lehr' sie gehörig Rechnen, Schreiben;
Das Zeichnen darf zurück nicht bleiben;
Mach sie bekannt mit unsrer Erde,
Daß niemand ihr entfremdet werde;
Gesetzeskunde, Wirtschaftslehre,
Thut allen not, auf meine Ehre.
Mach, daß die Reichen und die Armen
Am Busen der Natur erwarmen;
Vor allem lehr' die Jugend denken,
Aufs Praktische die Sinne lenken;
Drum meinethalb bring' auch Geschichte,
Daß sich darnach das Leben richte;
Mit Sagen aber und Legenden
Mußt nicht die edle Zeit verschwenden;
Wir sind kein Volk von Träumern mehr.
Sieh, Arbeit, Handel und Verkehr
Verleih'n der Jetztzeit ihr Gepräge;
Dies zu erfassen, sei nicht träge;
Drum lege Deine Feder nieder,
Und bring nicht solche Fabeln wieder!
Drauf sagt' ich ruhig: „Freund, halt ein!
Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.
Ist Brot und Wasser auch gesund,
Man käm' damit doch auf den Hund.

Ein Obstbaum ist von großem Wert,
Weil gute Nahrung er beschert;
Doch wer hat sich nicht auch erfreut
An Bäumen, die ein Park uns beut?
Der Landmann wünscht, daß Wies' und Acker
Ihm seine Scheune füllen wacker;
Doch läßt er gern ein Fleckchen liegen,
Um sich an Blumen zu vergnügen.
Der Witwe wird das Leben schwer,
Bringt fast nicht mehr, was nötig, her;
Die Sorgen drücken oft sie nieder.
Doch putzt ihr Vög'lein sein Gefieder
Und singt ein Lied aus voller Brust;
Fühlt sie sich leicht, ganz unbewußt.
Der Standpunkt purer Nützlichkeit
Macht jetzt sich etwas gar zu breit;
Doch darf er zu der Menschheit Frommen,
Gar niemals ganz zur Herrschaft kommen.
Erträglich macht des Tages Müh'
Nur noch ein wenig Poesie.
Verbiet' dem Mann sein Steckenpferd,
Wart', wie er übern Mund Dir fährt.
Nimm unserm Volke seinen Glauben,
So wirst Du ihm sein Bestes rauben;
Nimm unserm Volke seine Lieder,
Schlägst seinen Lebensmut Du nieder.
Wer ihm die Sagen vorenthält,
Entfremdet ihn der Heimatwelt.
Wie ward Großmutter einst gequält,
Bis sie dergleichen uns erzählt!
Wer bilden will nur den Verstand,
Und alles andere streng verbannt,
Schafft Menschen, die einander fressen,
Verbrecher, ehrlos, gottvergessen.
Drum leg' die Feder ich nicht nieder
Und bring' die alten Sagen wieder.

J. M. Lotter.

1. Nürnbergs Ursprung.



Der fünfeckige Turm.

Mit der Bezeichnung „castrum" erscheint Nürnberg zum erstenmale urkundlich im Jahre 1050. Als älteste Baudenkmäler mögen Teile der Burg (der sog. fünfeckige Turm) angesehen werden. Unter dem Schutze dieser Burg scheinen längst schon nicht unbedeutende slavische (wendische) Siedelungen bestanden zu haben. Slavische Kolonisten finden wir im ganzen Pegnitzthale; sie vermischten sich bald mit den Germanen und gaben ihre Nationalität völlig auf. Gerade diese Mischung mag den Grund zu der eigenartig günstigen Entwicklung der Bürgerschaft Nürnbergs gegeben haben.

Nürnberg ist geschichtlich eine verhältnismäßig junge Stadt. Fürth, Poppenreuth, Hersbruck und Mögeldorf werden urkundlich viel früher genannt. Allein die Sage, die hier in ihr Recht tritt, setzt Nürnbergs Entstehung in weit frühere Zeiten hinauf, zwar nicht bis zum Turmbau von Babel zurück, aber doch in die Regierungszeit der ersten römischen Kaiser. Derartige Sagen werden uns von Nürnberger Chronikenschreibern, deren es eine Menge gibt, getreulich berichtet. Zu kontrolieren sind sie natürlich nicht.

Auf seinen Eroberungszügen in Deutschland soll Tiberius, der Stiefsohn des Kaisers Augustus, mit einem Heerhaufen, etwa ums Jahr 30 n. Chr., in die Gegend, wo jetzt Nürnberg liegt, gekommen sein. Einige fabeln auch, daß Drusus und Nero daselbst gewesen seien. Es wird von einer ebenen, aber wilden (waldreichen) Landschaft des Nordgaues gesprochen, in deren Mitte sich ein sandiger Felsen erhebt, dessen Abdachung bis an die Ufer eines Flusses reichte. Da Tiberius dieser Punkt aus strategischen

Gründen zur Anlage eines Winterlagers besonders geeignet erschien, so ließ er auf dem genannten Felsen durch seine Legionen einen Wartturm bauen, und rings herum Schanzen anlegen, wodurch er, vor den Ueberfällen der Germanen hinlänglich geschützt, Verstärkungen vom Rhein und Main ruhig erwarten konnte. Der Wartturm soll von Tiberius den Namen „Neronis speculum“ erhalten haben.

Die kriegslustigen, tapferen Deutschen waren aber nicht gewillt, die Römer nach Belieben schalten und walten zu lassen. Zwar hatten sie es nicht wehren können, daß große Stücke deutschen Landes römische Provinzen wurden. Die Römer waren ja schon unter Augustus im Besitz der Landstriche südlich von der Donau und westlich vom Rhein gekommen. Aber stets wurden sie von den noch nicht unterjochten Deutschen beunruhigt, bald da, bald dort. So kam es, daß Tiberius mit dem im Nordgau lagernden Heerhaufen in die Donaugegenden abziehen mußte, um dort eine Empörung niederzuzwingen; er hielt aber die im Nordgau errichtete Position für so wichtig, daß er eine ziemlich starke Besatzung unter einem Hauptmann zurückließ.

Um dieses befestigte Heerlager der Römer siedelten sich nun bald aus der Umgegend eine Menge Leute an, da die Fremden allerlei Erwerbsquellen für die von Haus aus arme Bevölkerung eröffneten, und schon im Jahre 45 n. Chr. soll der Flecken, der nach dem ursprünglich angelegten römischen Wartturm „Neronesberg“ genannt wurde, so stark bevölkert gewesen sein, daß die geringe römische Besatzung kaum mehr beachtet wurde.

Der Einfluß der römischen Besatzung auf die Bevölkerung scheint übrigens kein sehr günstiger gewesen zu sein; denn es wird berichtet, daß die Neronesberger, die Ohnmacht der Römer benützend, sich in jeder Beziehung als schlimme Gesellen zeigten. Sie unterwarfen sich nicht mehr dem römischen Recht, was erklärlich ist, da es ihnen aufgezwungen worden war, hielten sich aber auch nicht mehr an ihre eigenen Gesetze. In diesem gesetzlosem Zustande verkümmerten auch die guten alten Sitten, die bei den Germanen sonst höher gehalten wurden, als anderwärts Gesetze. Ein ungeregelt freies Leben ohne sittlichen Gehalt machte Wegelagerer und Straßenräuber aus ihnen, die durch ihre Kühnheit und Verwegenheit weit und breit gefürchtet waren. Als den eindringenden Gothen die Thüringer und Franken sich entgegenstellten, wurden die Neronesberger der letzteren Bundesgenossen und leisteten ihnen eine so kräftige Unterstützung, daß die Gothen geschlagen wurden und sich nach rückwärts konzentrieren mußten.

Die Römer hatten sich indessen der andrängenden deutschen Volksstämme zu erwehren gewußt und diesen für einige Zeit die Lust benommen, sie zu belästigen. Diese Zeit einer verhältnismäßigen Ruhe benützten die Römer sofort zur Verstärkung ihrer Positionen im Innern Deutschlands. Die Besatzung zu Neronesberg wurde so beträchtlich vermehrt,

daß es die Einwohner des Fleckens nicht mehr wagen durften, sich ihrem gewohnten gesetzlosen, übermütigen Treiben hinzugeben. Sie gaben bald klein bei, und es mag ihnen schlecht genug gefallen haben, den Römern, welche nun ihr Lager in eine starke Festung verwandelten, Frondienste zu leisten; denn diese ließen nicht mit sich scherzen. Sie fühlten sich als die Herren des Landes, und die von ihnen bestellten Vögte schonten weder die Arbeitskraft, noch das Vermögen der Unterworfenen. Steuern und Abgaben mußten unweigerlich entrichtet werden, und wer sich den römischen Gesetzen nicht fügte, mit dem wurde kurzer Prozeß gemacht. Mit Zähneknirschen und der Faust in der Tasche gewöhnten sie sich allmählich wieder an Ordnung und an die römische Herrschaft.

Als römische Vasallen hatten sie aber auch Kriegsdienste zu leisten. Da es ihnen an Mut nicht fehlte, und die Römer ihnen gute Mannszucht beizubringen verstanden, so wurden sie von diesen sehr geschätzt. Im Jahre 257 mußten sie mit den Römern einen Kriegszug gegen die Sachsen und Thüringer machen. Die letzteren gingen jedoch als Sieger aus dem ungleichen Kampfe hervor. Der Flecken Neronesberg wurde verwüstet und die Römer daraus vertrieben. Erst 15 Jahre später (272 n. Chr.), unter der Regierung Aurelians, gelang es, das verloren gegangene Gebiet wieder zu erobern. Neronesberg erstand zum zweitenmale und erhielt bald wieder eine zahlreiche Bevölkerung, die indes im Jahre 291 durch eine verheerende Seuche und durch einen außergewöhnlich strengen Winter sehr hart mitgenommen wurde.

Neronesberg erfreute sich unter den Römern keiner langen Friedenszeit. Verschiedene deutsche Völkerbündnisse waren zur Abwehr der Römer entstanden. Am nachdrücklichsten wurden letztere von den Franken bekämpft. Ums Jahr 308 eroberte der Frankenkönig Chlodomir den Flecken und die Burg, vertrieb die Römer, machte die Einwohner sich unterthan und brachte sie zum Heidentum zurück. Es entstand in dieser Zeit das Herzogtum Franken, und Neronesberg wurde demselben einverleibt. Nocheinmal, im Jahre 386, sollen die Römer, nach einem Sieg über die Franken, Herren von Neronesberg geworden sein. Ort und Burg wurden darnach mit Mauern, Wällen und Graben umgeben und so befestigt, daß sie nur nach längerer hartnäckiger Belagerung und Berennung genommen werden konnten.

Dies kam den Inwohnern und der Bevölkerung des umliegenden flachen Landes (in Noricum) sehr zu statten, als ums Jahr 450 die wilden Hunnen und Vandalen unter Attila unser Vaterland sengend, verheerend und mordend durchzogen und die Urbewohner von ihren Wohnsitzen verdrängend, eine Völkerwanderung, wie sie vielleicht noch nicht dagewesen, veranlaßten. Die Bedrängten flüchteten hinter die starken Mauern und Wälle von Neronesberg. So war also diese römische Colonie bereits damals

zur Stadt geworden, die angeblich, aber fälschlich, sogar als die Hauptstadt des Nordgaues (Norkau) galt.

Es wird uns allen Ernstes von alten Chronisten gemeldet, daß dem hunnischen Einfall allerlei bedenkliche Anzeigen und Erscheinungen voraus gingen, so daß die Leute anfingen, zu bangen und zu zagen. Am Firmament erschienen feurige Sterne mit großen Schweifen, zeigten sich gekreuzte Schwerter und Spieße, der Erde Grundveste fing an zu zittern und zu beben, große Ueberschwemmungen und entsetzliche Dürre verursachten Mißwachs, Hungersnot und pestilenzialische Seuchen. Die Menschen verschmachteten vor Furcht und fühlten, daß noch Schlimmeres im Anzuge sei.

Und das Schlimmste kam eben mit den wilden rohen Horden Attilas. Neronesberg konnte trotz seiner Befestigung und der Tapferkeit seiner Besatzung einem so furchtbaren Feinde nicht lange widerstehen. Es wurde endlich bezwungen, geplündert und zerstört. Die Einwohner, die dem Schwert entronnen waren, flüchteten sich in die dichten Wälder der Umgegend und traurige Trümmerreste zeigten lange dem vorüberziehenden Wanderer an, daß hier eine blühende Stadt gestanden.

Erst nachdem die Macht der Hunnen auf den catalaunischen Feldern durch die verbündeten Römer und Franken gebrochen war (451 n. Chr.), und der Schrecken vor diesen Barbaren sich verloren hatte, sammelten sich die Ubriggebliebenen der früheren Bewohner von Neronesberg und bauten sich auf den Trümmern der alten Stadt wiederum an; bald erlebte die viel und schwer heimgesuchte Stadt eine neue Blüte. Die Zahl der Bewohner mehrte sich durch Zuzug aus der Umgegend, aus Franken, Regensburg und den Donauländern; und nicht nur geringes Volk war es, das hier sich ansiedelte, auch edle Geschlechter, inbesondere aus Franken, suchten hier eine Heimstätte. Der Name der Stadt wurde aber von 458 an von der Bevölkerung in „Norikerberg“ umgeändert.

Ein Chronikenschreiber (Gundling) weicht von der soeben gegebenen Darstellung etwas ab. Nach ihm ist die Gründung (oder der Wiederaufbau) der Stadt Tirolern und Bayern, die sich am Zusammenfluß der Pegnitz und Rednitz ansiedelten, nachdem sie von den Hunnen aus ihrem Vaterland vertrieben worden waren, zu verdanken.

Auch die nach dem Abzug der Hunnen neugegründete Stadt soll noch von einem römischen Landvogt verwaltet worden sein. Aber mit der Macht der Römer war es zu dieser Zeit sehr schlecht bestellt. Nachdem das ungeheuere Reich sich in ein ost- und ein weströmisches gespalten hatte (395), war das letztere (476) durch einen deutschen Fürsten (Odoaker) zerstört worden. Es darf daher niemand wunder nehmen, daß es im Jahre 493 dem bayrischen Herzog Adelger mit leichter Mühe gelang, den bis dahin unbehelligt gebliebenen römischen Landvogt zu vertreiben. An seine Stelle trat alsbald ein bayrischer

mit dem viele bayrische Adelige, u. a. die Haller, in die Stadt gekommen sein sollen. Unter damaliger bayrischer Herrschaft soll die Stadt sehr starke Befestigungsanlagen erhalten haben.

Im Jahre 591 hat in Norikerberg eine große Pest gewütet. Die davon Befallenen starben meist unter heftigem Niesen dahin. Davon soll es nun herkommen, daß man heute noch, sobald einer niest, den frommen Wunsch aussprechen hört: „Helf dir Gott!"

Daß unter der Römer Herrschaft schon frühzeitig, wahrscheinlich durch römische Soldaten, das Christentum in Neronesberg Eingang gefunden hatte, wurde oben schon angedeutet. Durch die Oberherrschaft der Franken und die Völkerwanderung wurde es, wie es scheint, wieder gänzlich ausgerottet. Seine Wiedereinführung im Nordgau und in Norikerberg soll in die Regierungszeit des bayrischen Herzogs Theodo II. fallen. Immerhin dürfte es lange gewährt haben, bis der alte heidnische Gottesdienst vollständig unter dem Volke erlosch. Vergessen wurde er wohl niemals ganz, darauf deuten noch heute mancherlei Gebräuche im Volksleben und mancherlei Sagen und Überlieferungen hin. Erst dem berühmten Heidenbekehrer Bonifazius, der um 723 nach Nürnberg gekommen war und hier am „Reutersbrünnlein" taufte und am Fuße des Burgfelsens eine dem heiligen Petrus geweihte Kapelle baute — der Ostchor der St. Sebalduskirche heißt noch die Peterskapelle — gelang es, mit dem Heidentum gänzlich aufzuräumen, wozu später der heilige Sebaldus noch das beste beigetragen haben soll.

Die Chronisten Nürnbergs, denen wir diese unverbürgten Nachrichten verdanken, melden uns auch in großer Ausführlichkeit, daß ums Jahr 736 ein großes Schadenfeuer ausbrach, dem 18 Häuser zum Opfer fielen und bei welchem 10 Menschen ums Leben kamen. Ein 6jähriges Kind, dessen Kleider Feuer fingen, soll die Veranlassung zu diesem großen Unglück gegeben und es soll dieses Kind einem „Georg Lichtensteiner", der auf dem Weinmarkt wohnte, gehört haben.

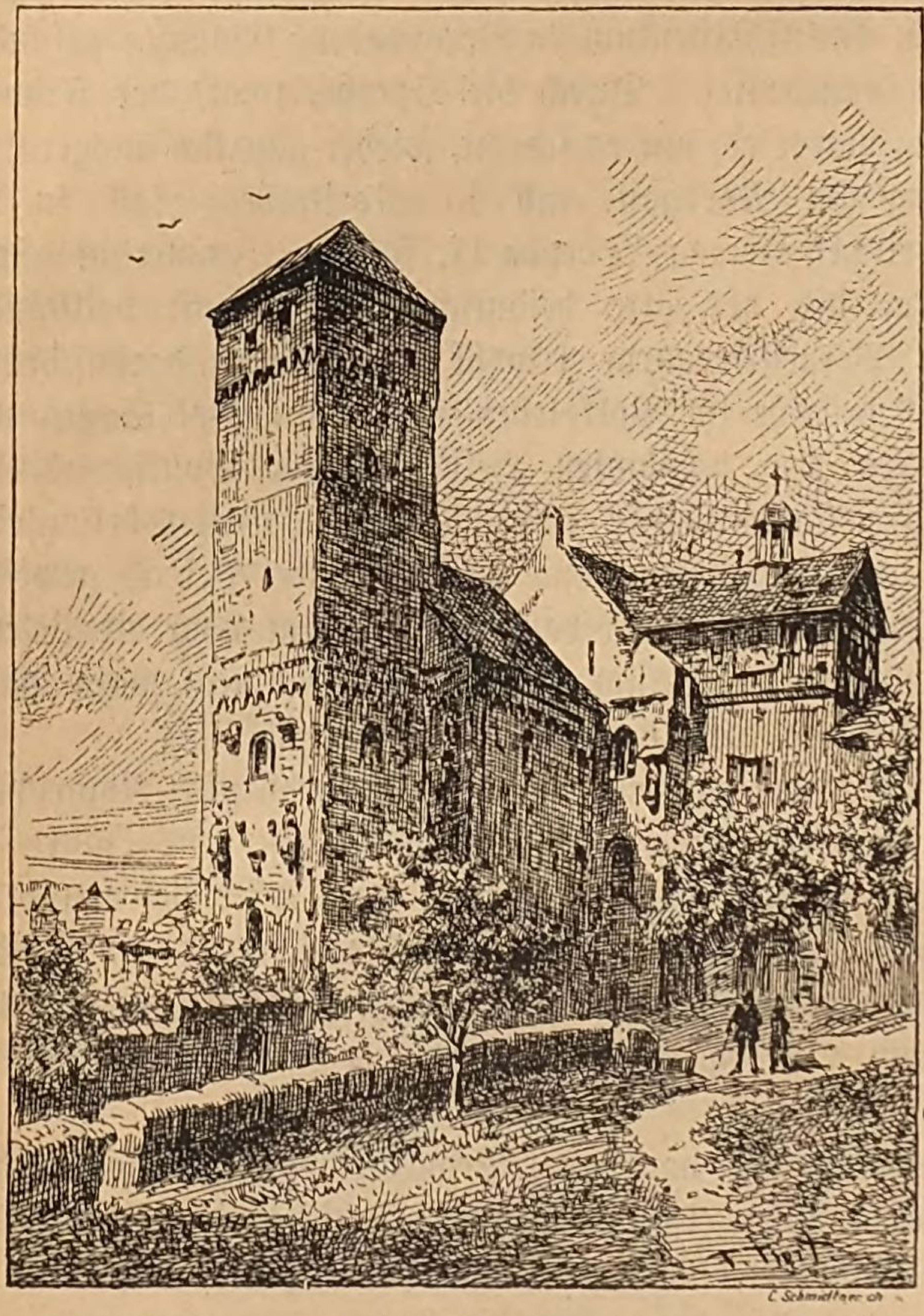
Zum Schlusse wollen wir noch einer Prophezeihung gedenken, dahin gehend, daß unserem lieben Nürnberg das traurige Schicksal der Zerstörung bevorstehe, und daß die Wanderer, die einst hier vorüber gehen, werden stille stehen und sagen: „Hier hat Nürnberg gestanden."

Hoffen wir, daß es eine falsche Prophezeihung sei!

2. Der Heidenturm.

Nebelhafte Unklarheit herrscht über die Zeit der Entstehung der alten Reichsstadt Nürnberg. Bekanntlich wird Nürnberg als Stadt urkundlich erst um 1050 erwähnt, während kleinere Orte der Umgegend, wie

Mögeldorf, Roßstall, Poppenreuth, Fürth, Forchheim, Hersbruck u. a. lange vorher schon genannt werden. Was nun nicht urkundlich festgestellt werden kann, gibt Raum und Gelegenheit zu allerlei Fabeln und Sagen. Manche derselben beruhen auf Überlieferungen, die im Volke lebendig geblieben sind und die sich von einer Generation zur anderen vererbt haben, aber durchaus nicht alle. Manche verdanken ihr Dasein wohl nur einem übertriebenen Lokalpatriotismus. Der selbstbewußte Altnürnberger hing mit allen Fasern seines Herzens an seiner Vaterstadt. Im schien es unmöglich, daß die reiche, herrliche Stadt, die alle fränkischen Städte an Größe und Bedeutung überflügelt hatte, die eine der ersten im Reiche geworden war, in ihrer frühesten Zeit hinter den kleinen Ortschaften, die wir oben genannt haben, sollte zurückgestanden sein. Das konnte, das durfte nicht sein, und wurde Ursache, daß bald die abgeschmacktesten Vermutungen und Erfindungen älterer Chronisten über den Ursprung der Stadt ein gläubiges Publikum fanden. Diese Sagen sind meist gelehrten Ursprungs; sie sind ohne die geringsten Beziehungen zu einer überlieferten Tradition und fast ohne jede Poesie; aber sie wurden geglaubt, fest geglaubt, weil sie dem ehrgeizigen Reichsstädter schmeichelten, und sie würden geglaubt worden sein, wenn einer Nürnberg als phönizische Kolonie dargestellt hätte.



Der Heidenturm auf der Burg. Nach einer Zeichnung von F. Trost.

Zu diesen grundlosen Darstellungen gehört auch die Sage, daß der sogenannte Heidenturm auf der Kaiserburg, an den sich die Margaretenkapelle anschließt, einst ein von den Römern erbauter heidnischer Tempel gewesen

sei, der der Göttin des Mondes und der Jagd, der Diana, wie der berühmte herrliche Tempel zu Ephesus, von dem uns die Apostelgeschichte erzählt, als Kultusstätte geweiht war, und der später in eine christliche Kapelle, der heil. Margareta geweiht, umgewandelt wurde.

Was mag nun die nächstliegende Veranlassung gegeben haben, diesen als eine Kultusstätte für den Dienst der Diana darzustellen? Das waren sicher die verwitterten Figuren an dem viereckigen Turm der Margaretenkapelle. Man sieht heute noch einige derselben daran haften; mehrere, Köpfe von Vögeln und anderen Tieren darstellend, sollen im Jahre 1520 beseitigt, der Turm selbst soll im Jahre 1560 niedriger gemacht, d. i. zum Teil abgebrochen worden sein.

Aus zweien der jetzt noch sichtbaren Bildwerke machte die Phantasie des Chronisten Wölkern Hundegestalten, aus den zwei männlichen Figuren Helden, wovon die eine, welcher nach seiner Meinung eine Keule trägt, Herkules, die andere aber dessen Sohn Noricus, den angeblichen Gründer der Stadt vorstellen soll. Herkules und die Hunde stehen aber in einer gewissen Beziehung zur Göttin Diana, und so mußte, wohl oder übel, der Turm einem Tempel dieser Göttin angehört haben. Der Sachverständige weiß aber, daß der Turm mit der Kapelle ein romanischer Bau ist, der frühestens im XI., sicherer aber im XII. Jahrhundert aufgeführt worden sein kann. Die vorgeblichen Hunde sollten wohl Löwen vorstellen, und die menschlichen Figuren Heilige oder vielleicht alte Könige der Israeliten, wie der Stil und Geschmack jener Zeit sich in solchen Darstellungen gefiel, keineswegs aber Attribute der Gestalten, die auf heidnische Gottheiten bezogen werden können. Im Volksmunde aber heißt dieser Turm noch heute der „Heidenturm“.

Hat die Gelehrtenphantasie aus den unbestimmten Umrissen halbverwitterter Figuren heraus die Attribute eines Dianentempels hergeleitet, sei es mir vergönnt, dieser Fabel einen etwas reelleren Hintergrund zu verleihen.

Denken wir uns die Gegend von Nürnberg schon in der Römer Zeit von Deutschen besiedelt! Auch unsere Vorfahren hatten ihre Götter, und unter diesen genoß die jetzt noch dem gemeinen Mann bekannte Holda oder Holle nicht geringer Verehrung. Die Bauern in Thüringen wissen, so sagt Falkenstein, ein fruchtbarer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, hunderterlei Dinge von ihr zu erzählen. Sie geben u. a. vor, sie sei Führerin des wilden Heeres, welches sich mit Jagdhörnern, Hundegebell und Jägerruf hören läßt. Auch in der Gegend von Weißenburg a. S. und anderwärts in Franken kennt man die Sage von dem wütenden Heere. Daraus geht unzweifelhaft hervor, daß zwischen der deutschen Holle und der griechisch-römischen Jagdgöttin Diana eine ganz bedeutende Familienähnlichkeit besteht, daß beide vielleicht identisch sind. Die Deutschen liebten

es bekanntlich nicht, ihre Götter in Häuser einzuschließen. Sie verehrten sie und opferten ihnen lieber in Eichenhainen und Hügeln. Sollte nun doch etwas Wahres daran sein, daß die Römer längere Zeit oder vorübergehend die Gegend von Nürnberg bewohnt hatten, so wäre es ja immerhin möglich, daß sie auf dem Hügel, wo jetzt die Kaiserburg steht, einen solchen Hain, wo man der Holle Opfer brachte, angetroffen haben. Könnte nun nicht die auffallende Ähnlichkeit der deutschen Holle mit ihrer Diana die Römer veranlaßt haben, letzterer eine Kultusstätte gerade an dem Orte zu erbauen, wo die Deutschen ihrer Holle Opfer brachten? Das schlösse nicht aus, daß später, als römisches Wesen der Vernichtung anheimfiel, dieser Götzentempel zerstört und auf dessen Stelle ein christliches Gotteshaus errichtet wurde, die Bevölkerung aber immerhin noch in dem christlichen Gotteshause sich den gewesenen „Heidenturm“ dachte.

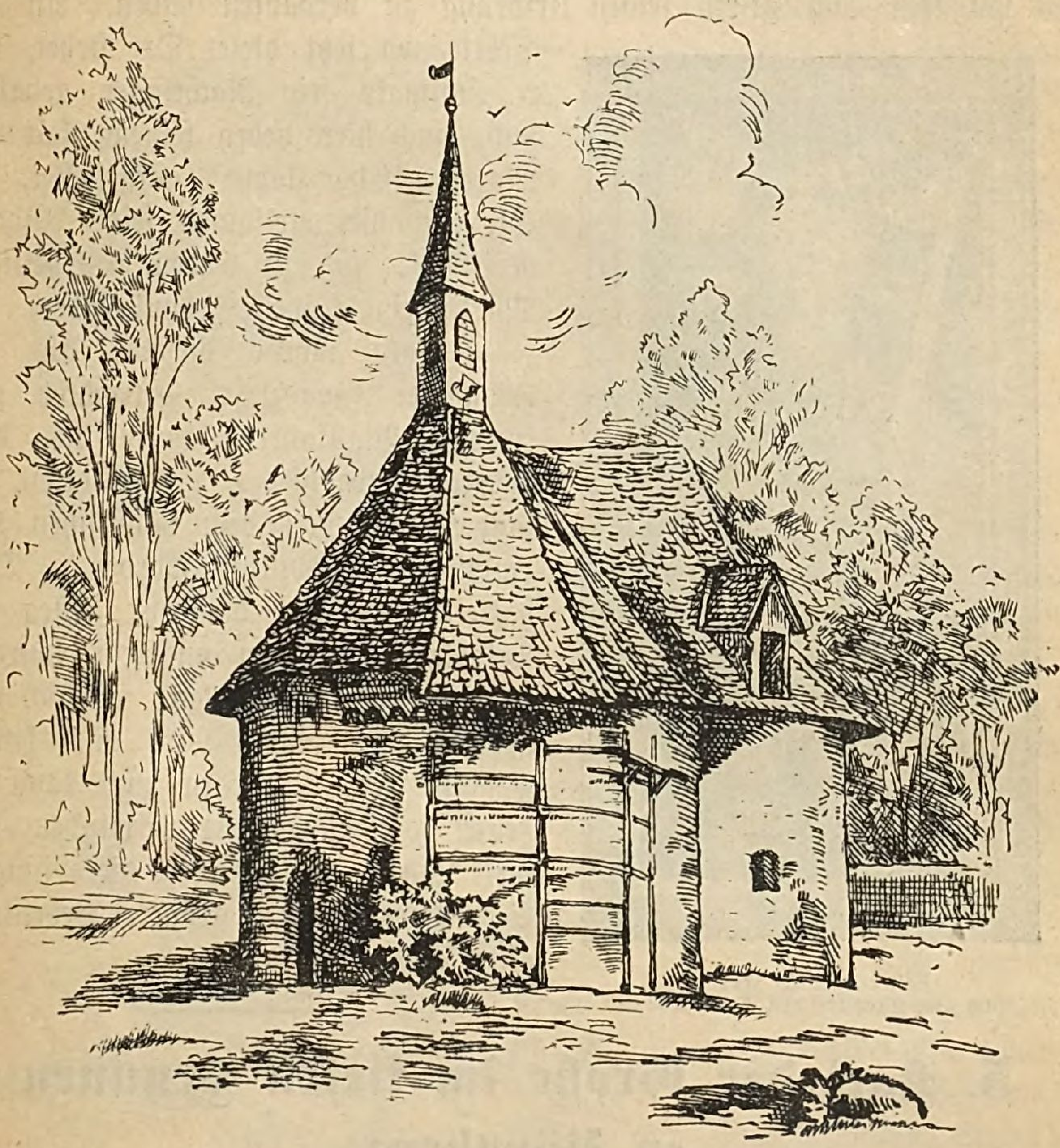
3. Die Martinskapelle zu Altenfurt.

Eine Kaiser-Karl-Sage.

Kaiser Karl der Große war ein großer Freund des edlen Waidwerks. Die großen Reichswälder, die man jetzt unter dem Namen Sebalder und Lorenzer Forst begreift und die, obwohl sie durch Rodung gegen früher bedeutend verringert worden, noch heute eine sehr beträchtliche Ausdehnung haben, boten ihm während seiner öfteren Anwesenheit in Mittelfranken häufig Gelegenheit zu jagdlicher Kurzweil, wobei er sich auf kurze Zeit die schweren Regierungssorgen abstreifen konnte, um das auch einem Fürsten so nötige Gleichgewicht zwischen Körper und Geist wieder herzustellen. Es geht die Sage, daß er in diesen Wäldern oft über Nacht geblieben, sintemalen dieselben zu seiner Zeit noch recht schwach — nur durch die Zeidler, Waldbauern und Köhler — besiedelt gewesen sein mögen, und daß er zu diesem Zwecke stets ein Zelt mit sich zu führen pflegte. Der Kaiser war aber auch ein gottesfürchtiger Mann, der niemals auszog, ohne St. Dionisii Heiltum und St. Martins Chor-Kappelein mit sich zu führen, letzteres wahrscheinlich ebenfalls als Zelt. Und wo er sein Lager aufschlug, da stand stets dicht dabei St. Martins Chor-Kappelein, in welchem der hohe Herr seine Andacht verrichtete.

An der Straße von Nürnberg nach Feucht, wo jetzt der Weiler Altenfurt liegt, soll ums Jahr 800 n. Chr. Kaiser Karl einstens genächtigt haben, und da in diesen Tagen sein Jagdglück ein ganz besonders

großes gewesen, er auch durch Botschaft gute erfreuliche Nachricht aus Rom erhalten, soll er beschlossen haben, hier, wo seine Zeltkapelle gestanden, eine Kapelle in der Form dieser zu St. Catherinens Ehr' zu bauen. Fromme Schottenmönche erhielten, so erzählt uns die Sage, den Auftrag, zu gewissen Jahreszeiten die Kapelle zu besingen, d. i. wohl, Meßgottesdienst abzuhalten. In etwas späterer Zeit hat auch dicht dabei stets ein frommer Einsiedler gewohnt, der von den milden Gaben der armen Waldbauern, Zeidler und



Die Kapelle in Altenfurt. Nach einer Zeichnung von Gg. Schmidt.

Köhler sein Leben gefristet. Die Kapelle ist noch heutiges Tages allda zu sehen. Die Nürnberger wandern noch immer gerne, besonders zur Sommerszeit, dahin, um die herrliche Waldluft in den schönen Waldbeständen, von denen es umgeben, zu genießen.

4. Ursprung von Fürth.

Eine Kaiser-Karl-Sage.

Nach der Meldung gewisser Chronikenschreiber hat Karl der Große die Veranlassung zur Gründung einiger mittelfränkischer Städte gegeben. Es soll ihm auch Fürth seinen Ursprung zu verdanken haben. An der Stätte, wo jetzt dieser Ort stehet, soll er einstmals sein Nachtlager gehalten und, auch hier neben seinem Zelt St. Martins Chor-Kappe* aufgestellet, bei St. Dionysii Reliquien seine Andacht verrichtet, und zu Ehren des heiligen Martin eine Kapelle erbaut haben.



Kaiser Karl der Große.
Nach dem Gemälde von Albrecht Dürer.

Bald wurde dieselbe als ein besonderer Gnadenort betrachtet und fromme Wallfahrer kamen aus dem ganzen Lande hieher, um zu beten, besonders als von dem päpstlichen Hof Indulgenz verwilligt worden. Dies hatte zur Folge, daß zur Pfleg der Pilgrime Herbergen angelegt wurden, wodurch der Ort sich bald merklich vergrößert hat. Fürth wird auch früher genannt als Nürnberg und kann es heute noch nicht ganz verwinden, daß im Laufe der Zeit die jüngere Schwesterstadt sich zu größerer Bedeutung aufgeschwungen hat.

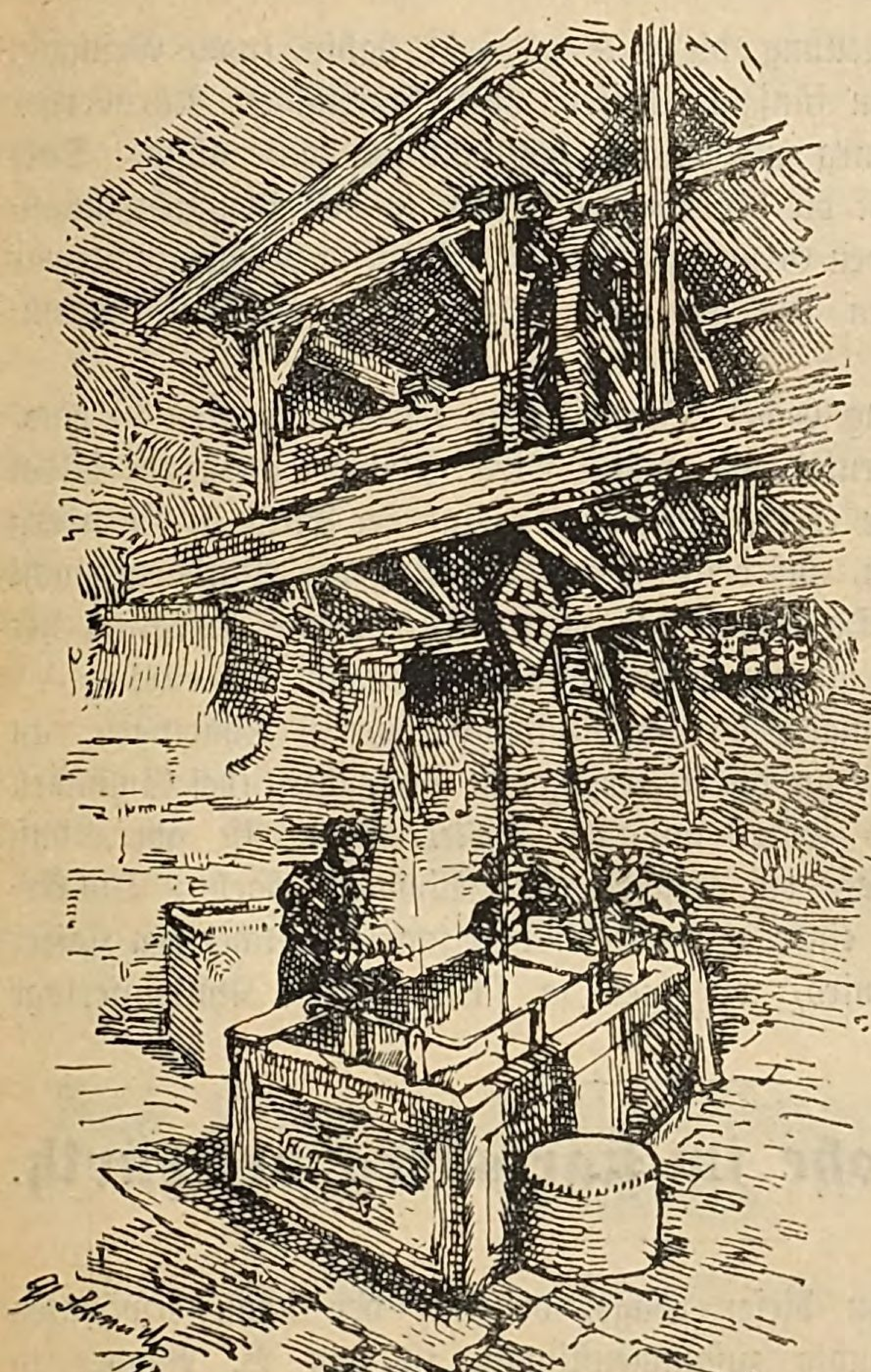
5. Karl der Große im tiefen Brunnen zu Nürnberg.

Um Karl den Großen, den gewaltigen Herrscher und Staatsmann, dessen Schwert mächtige Gegner unabwendbar darniederwarf, dessen Streben, die Kultur in seinen Staaten zu heben, die größte Anerkennung verdient, bildete sich ein großartiger Sagenkreis. Seine Persönlichkeit ragt so über

* Eine tragbare Kapelle.

alle seine Zeitgenossen hervor, daß sein Andenken sich bei seinen Völkern, bei seinen Feinden sogar, als unverwischbar erhalten hat, daß alle seine Nachfolger im heiligen römisch-deutschen Reiche ihn als Muster und Vorbild wählten, obwohl es nur wenigen gelang, ihm auch nur annähernd zu gleichen.

Daß sein Andenken auch in Mittelfranken nicht erloschen ist, hat verschiedene Ursachen. Er ist hier besonders als Gründer verschiedener Städte anzusehen. So sollen ihm Weißenburg a. S., Rothenburg a. T. und Feuchtwangen ihre Entstehung verdanken. In Mittelfranken soll er auch einige Gotteshäuser gegründet haben und die fossa Carolina bei „Graben" ist ein unvollendet gebliebenes Werk dieses weitsehenden Fürsten, der damals schon die Donau mit dem Main verbinden wollte.



Der tiefe Brunnen in Nürnberg.

Ganz besonders in Fürth und Nürnberg finden wir Karl den Großen im Munde des Volkes, und die ihn betreffenden Sagen scheinen einen gewissen Zusammenhang zu haben. So meldet uns Panzer, der verdienstvolle Sammler bayrischer Sagen:

„Karlsberg heißt ein Sandhügel auf einer der Ueberschwemmung ausgesetzten Wiese bei Fürth (Schniegling). Von der Veste in Nürnberg bis zum Karlsberg soll sich ein unterirdischer Gang ziehen. Mal wurde einem armen Sünder das Leben versprochen, wenn er in den Gang hineingehe und zum Wahrzeichen etwas mitbringe. Dieser ging weit fort bis zum Karls-

berg, wo er den König Karl, den Bart dreimal um den Tisch gewachsen, und viele Ritter um den Tisch sitzen sah. Er entsetzte sich und eilte zurück. Unterwegs fielen Tropfen herab, welche er, vermeinend es sei Gold, mit der Hand auffing. In seiner Tasche fühlte er einen Stein, der unbemerkt hineingefallen war. Als er zurückkam und gefragt wurde, ob er etwas mitgebracht habe, antwortete er: „Nichts, als diesen Stein", und wie er ihn vorzeigte, war es ein schöner, großer Diamant, worauf ihm das Leben geschenkt wurde."

Eine andere Darstellung dieser Sage geht dahin (nach Grimm): Kaiser Karl habe sich in den fünfzig Klafter, oder dreihundert Nürnberger Fuß, tiefen Brunnen der Burg zu Nürnberg verflucht und hause allda. Dort habe ihn ein Verbrecher, den die Nürnberger Herren in den Brunnen hinabgelassen, um der Sache auf den Grund zu kommen, leibhaftig gesehen und zwar an einem Tische sitzend, um den ihm der Bart schon zweimal herumgewachsen war.

Den Zusammenhang beider Sagen finden wir am klarsten in einer dritten Aufschreibung angedeutet, wo erzählt wird: „Eine Sandgrube bildet den Eingang zum Karlsberge (bei Schniegling). Auf der Burg zu Nürnberg ist ein tiefer Galgenbrunnen, auf dessen Grunde sich in der Walburgisnacht das eiserne Thor öffnet. Da kommt der Kaiser Karl von Schniegling her durch den unterirdischen Gang, um seine Rosse zu tränken." (Bavaria.)

Daß diese Erzählungen an die Kyffhäusersage in Thüringen, an die Karlssage im Untersberg, an die Kaisersage im Guckenberg (bei Gmünden am Main) anklingen, wird sofort auffallen. Merkwürdig ist aber, daß insbesondere der hiesigen Sage ein entscheidendes Moment abgeht: Die Erwartung jenes Morgenrufes einer neuen Reichsherrlichkeit, welcher den Kaiser aus dem Schlafe rütteln wird, wie dies so schön in der Kyffhäusersage hervortritt.

6. Karl der Große im Karlsberg bei Fürth.

Ein neuer Zug zu dieser Sage, die mit der schon erwähnten Guckenbergsage fast vollständig zusammenstimmt, ist von B. Baader in F. J. Monés Anzeiger (V., 174.) erzählt:

„Zwischen Nürnberg und Fürth liegt der Kaiser-Karls-Berg, woraus in früherer Zeit oft ein schöner Gesang von unbekannten Stimmen ertönte. Damals kam zu einem Nürnberger Bäckerjungen, der abends an dem Berg vorbeiging, ein unbekanntes Männlein und sagte zu ihm: „Bringe von morgen an täglich in der Frühe einen Korb voll Brots hieher in den Berg; du wirst an dieser Stelle den Eingang sehen, und kannst ohne alle Furcht

hineingehen. Jedesmal wird Dir Dein Brot bar bezahlt werden, und Du erhältst einen Sechser Trinkgeld; wenn Du aber die Sache verrätst, kostet es Dir das Leben!“ Am andern Morgen sagte der Junge seiner Meisterin, es sei ein großer Korb voll Brot bestellt worden, nahm und trug denselben an den Berg, woran er jetzt wirklich zum erstenmal eine Öffnung sah, durch die er hineinging. Alsbald kam ihm das Männlein mit einem Licht entgegen und führte ihn in ein kostbar eingerichtetes Gewölbe, worin ein Kronleuchter brannte und viele geharnischte Männer schlafend umhersaßen. Hier legte der Knabe das Brot ab und wurde von dem Männlein mit anscheinend frisch geprägtem Gelde bezahlt, worauf er sogleich wieder aus dem Berg gehen mußte. Bis zum dritten Tage ging alles gut; an diesem aber fragte die Meisterin, wer den Korb mit Brot bekomme und dafür das schöne neue Geld bezahle? Der Junge gab zur Antwort: Wenn sie nur das Geld erhalte, solle sie nicht nach dem weiteren fragen. Damit war die Meisterin aber nicht zufrieden und schlich das nächste mal dem Jungen bis in die Nähe des Berges nach, worauf sie ihm bei seiner Zurückkunft sagte: sie wisse jetzt, daß er das Brot zum Kaiser-Karls-Berg bringe; wenn er nicht alles gestehe, werde er aus dem Dienste gejagt werden. Durch diese Drohung wurde der Junge erschreckt und erzählte, wie sich alles zugetragen hatte, klagte aber dabei, daß er jetzt sein tägliches Trinkgeld, ja vielleicht gar sein Leben verlieren werde.

Am andern Morgen ging er mit dem Korbe Brot wieder fort, kam aber nicht mehr nachhause, und es ward auch keine andere Spur von ihm gefunden als seine Kleider, die auf dem Weg zum Berg hie und da zerstreut lagen. Seitdem ist der Gesang im Berge verstummt; dagegen hört man daraus zuweilen Wehklagen und Weinen.“

---

7. Das Leben und die Wunder des heiligen Sebaldus.

X

I. St. Sebaldus Abkunft und Jugendzeit.

Der heilige Sebaldus ist vornehmlich der Apostel und Schutzpatron der Reichsstadt Nürnberg. Ihm besonders verdankt Nürnberg den Grund und Anstoß zu seiner Größe und Bedeutung, indem der Kultus des Heiligen gegen Ende des XI. Jahrhunderts in immer weitere Kreise drang und den Zuzug der Gläubigen sowohl, als auch der Kaufleute und Handwerker veranlaßte, die sich schließlich um die Grabstätte des Heiligen anbauten.

Zur Zeit, als im römischen Reich die Kaiser Leo und Konstantin, und im Frankenreich Pipin und Karl regierten — so heißt es in der Sage — herrschte in Dänemark ein gar christlicher, gottesfürchtiger und mit viel Tugenden gezierter König, der auch eine besonders tugendreiche Königin zur Gemahlin hatte. Sie regierten ihr Volk mit aller Milde und wurden von demselben, wie sie es verdienten, geliebt und verehrt. Um ihr und ihres Volkes Glück vollkommen zu machen, fehlte ihnen nur ein Leibes- und Thronerbe. Es schien jedoch, daß sie ohne Kinder von hinnen scheiden sollten.

Nachdem sie so lange Zeit dahin gelebt hatten, erhörte Gott endlich ihr fleißig und flehentlich Bitten und schenkte ihnen einen Sohn, den sie Sebaldus nannten und welchen sie ernstlich zu allen göttlichen Werken und Tugenden anhielten und in Frömmigkeit und Ehrbarkeit auferzogen. Sie selbst aber lebten von seiner Geburt an, wie sie gelobt hatten, in strengster Enthaltsamkeit bis an ihr Ende.

Als der fromme Sebaldus sein 15. Jahr im Hause seiner tugendhaften Eltern erreicht, in der christlichen Religion wohl unterrichtet und für die nötigen weltlichen Wissenschaften vorbereitet war, sandte ihn sein Vater auf die damals hochberühmte Universität in Paris. Daselbst hat der fleißige Jüngling unaufhörlich in Künsten, Wissenschaften und Tugenden zugenommen, daß er bald die Bewunderung aller derjenigen, die ihn daselbst kennen lernten, im höchsten Maße erregte, ihre Freundschaft erwarb und verdiente.

Nach Beendigung seiner Studien kehrte er zu seinen Eltern, die seine Rückkehr kaum erwarten konnten, heim und wurde mit Frohlocken und großer Freude von ihnen und allem Volk empfangen. Zeigte er sich doch alsbald im Wandel tapfer, im Gespräch vernünftig, in seinem ganzen Wesen tugendlich und annehmlich, in allen Werken geschickt und fürsichtig; die Eltern dankten Gott, daß er ihnen einen solch musterhaften Sohn verliehen, der eine tüchtige Stütze ihres Alters zu werden versprach, und das Volk erhoffte sich in ihm nicht mit Unrecht einen würdigen, tüchtigen König.

Die Pflicht gegen das Land bewog die liebenden Eltern, nunmehr ihren hochgeliebten Sohn mit einer frommen und tugendhaften Gemahlin zu versehen. Sie selbst nahmen die Wahl in die Hand und schickten Gesandtschaften an viele Orte und Königreiche, um die würdigste und passendste Jungfrau erkunden zu lassen. Und nachdem die Gesandten über ihre Wahrnehmungen berichtet, wählten sie für ihren Sohn eines mächtigen Grafen in Frankreich Tochter vom Geschlecht des königlichen Stammes, die gar schön und mit allen ehrbaren Tugenden und Gebärden geziert gewesen, und diese haben sie ihrem geliebten Sohne ehelich antrauen lassen. Sebaldus trieb den Gehorsam gegen seine Eltern soweit, daß er sich, wenn auch schweren Herzens, ihren Anordnungen bis dahin ohne Murren fügte; denn seinem nur auf das Göttliche gerichteten Sinn sagte irdische Liebe keineswegs zu.

Als aber der angesetzte Hochzeitstag erschienen und die Jungfrau ihrem Gespons Sebald zugelegt worden war, hat sie in ihm nicht einen Gemahl, sondern einen vollkommenen Behüter und Beschirmer ihrer Jungfräulichkeit befunden. Er eröffnete ihr, daß er zwar die Ehe für ein löblich und gut Ding und für eine göttliche Einrichtung halte, ohne welche auch das Reich Gottes auf Erden nicht bestehen könne; aber viel höher und besser scheine ihm eine geistliche Ehe, der viel köstlichere und heilsamere Früchte des Gemüts und der Seele entsprießen, die jenen beglückenden Zustand auf Erden herbeizuführen vermögen, durch den allein die Gottseligkeit erlangt werden könne. Und nachdem sein ehelich Gemahl, hingerissen von der Kraft seiner Worte und durchdrungen von der Heiligkeit seines ganzen Wesens, in sein Verlangen eingewilligt, beschwor er sie, vor aller Welt diesen Entschluß geheim zu halten. Damit aber die Versuchung des Fleisches keine Macht über sie gewönne, hielt er es für's beste, Weib, Vater und Mutter, Thron und Würden, Reichtum und Ehre und sein Vaterland zu verlassen und sich ganz einem geistlichen beschaulichen Leben hinzugeben. Er entledigte sich noch in der Hochzeitnacht der kostbaren königlichen Gewänder und Attribute und verließ in härenem Gewande, umgürtet mit einem hänfenen Strick, barfuß und ungedeckten Hauptes das königliche Schloß, um der Welt mit ihrer Lust und ihren Versuchungen in einer Wildnis für immer zu entsagen, eingedenk der Worte des Herrn: „Wer Vater oder Mutter mehr liebet, denn mich, der ist mein nicht wert, und wer Sohn oder Tochter mehr liebet, denn mich, der ist mein nicht wert.“



St. Sebaldus. Nach einem Stiche von H. S. Beham.

II. St. Sebaldus als Klausner.

St. Sebald hatte also erwählt, mehr einem geistlichen, beschaulichen Leben als ein Einsiedel in der Wüsten oder Wildnis, als den vergänglichen augenblicklichen Lustbarkeiten dieser falschen, betrügerischen Welt anzuhangen. Auf seiner Weltflucht kam er in einen dichten großen Wald, den selten eines Menschen Fuß betrat. Hier erbaute er sich eine Hütte aus Holz und glaubte, so abgesondert von aller Welt, befreit von allen Versuchungen des Teufels und der Welt, sich ganz in die Gottheit versenken zu können.

Tag und Nacht lag er vor dem Bilde des Gekreuzigten, mit Gebet und Flehen um ein reines Herz und einen gewissen Geist bittend; mit schlechter Kost, mit strengem Fasten und Kasteien, mit Peinigung des Leibes durch Wälzen in Dornen und Disteln und durch andere Qualen mehr suchte er alle Fleisches- und Weltlust zu ertöten. Und obwohl er schließlich ganz mager geworden und von Kräften gekommen, ist in ihm der „alte Adam" doch nicht selten zum Vorschein gekommen und hat sein Gewissen beunruhigt. Er hat, wie alle Heiligen vor und nach ihm, erfahren, daß die Sündhaftigkeit tief und fast unvertilgbar in uns selbst stecke, daß man aber sich selbst nicht entfliehen könne.

Seinem ehrlichen ritterlichen Ringen und Kämpfen gegen das eigene Fleisch und Blut und die Anfechtungen des Teufels ist es mit der Hilfe Gottes jedoch endlich gelungen, in den Zustand der Heiligkeit und Gottseligkeit durchzudringen.

Sechzehn Jahre hat er als Klausner im Walde zugebracht, und nun hielt ihn der Herr für reif und befähigt, der Welt eine helle Leuchte zu werden.

III. St. Sebaldus als Pilger.

Nachdem Gott, der Herr, Sebaldus durch die Schule des Kampfes und der Trübsal während seines langen Einsiedlerlebens zu einem tauglichen Werkzeug seiner Gnade geschickt gemacht, hat ihm der heilige Geist die Lehre des heiligen Evangeliums in eindringlichster Weise zu Gedächtnis geführt: „Welcher ein Licht anzündet, der soll es nicht verborgen unter einen Schäffel stellen, sondern in die Höhe auf einen Leuchter setzen, damit es allen, die vorübergehen, den Weg zeige." Das hielt er mit Recht für eine göttliche Mahnung, auch anderen Menschen zur Erlangung ihres Seelenheiles behilflich zu sein. Zu diesem Behufe mußte er aber die Einsamkeit verlassen und in die Welt zurückkehren. Er ging zunächst barfuß als ein Pilgrim

nach Rom, dem Sitz des heiligen Vaters, um dort Befehl und Anweisung zu empfangen. Unterwegs schloß sich ihm bald ein frommer Jüngling an, Dionysius mit Namen, der gleich ihm mehrere Jahre mit gottseligen Übungen in der Wildnis zugebracht, und begehrte, mit ihm nach Rom zu pilgern.

Durch göttliche Schickung hat Sebaldus ferner auf dem Wege seiner Pilgerschaft auch die Heiligen Willibald und Wunibald, so Brüder gewesen sein sollen, gefunden, und sich für die Dauer der Reise mit ihnen vereinigt. Als sie eines Tages miteinander auf beschwerlichen Wegen und bei großer Hitze in gebirgigen Gegenden sich müde gelaufen hatten und vor Hunger schwach geworden waren, wandten sich alle in verzagter Stimmung zu dem allein körperlich und geistig frisch gebliebenen Sebaldus und sagten ihm, daß sie sich nicht mehr imstande fühlten, den beschwerlichen Weg ohne Speise und Erquickung fortzusetzen. Sebaldus tröstete sie und sprach: „Liebe Brüder! Ihr sollt nicht verzagen, sondern Euere Hoffnung auf den stellen, der mit fünf Broten und zwei Fischen fünftausend Menschen in der Wüste gespeiset, und der auch der Raben nicht vergisset. Von ihm werdet ihr, so ihr nur Vertrauen habet, auch Stärkung und Sättigung erlangen."

Nach diesen Worten ging er eine kurze Strecke von der Straße abseits und betete inbrünstig, Gott der Allmächtige wolle in Gnade ihrer gedenken. Und siehe da, Gott erhörte ihn und sandte ihm durch einen Engel vom Himmel, was ihnen zu essen not war und zeigte ihm eine klare Quelle, die unweit der Stelle aus einem Felsen hervorbrach; und in Kraft dieser Speise und dieses Trankes, die Sebaldus dankend empfing und brüderlich mit seinen Gefährten teilte, verschwand alle Müdigkeit aus ihren Gliedern und aller Mißmut aus ihren Angesichten.

Es saß aber zu Rom damals auf dem päpstlichen Stuhle Gregorius II. Als dieser über Sebaldus umständlichen Bericht erhalten, ließ er ihn vor sich kommen und trug ihm auf, zu predigen und zu lehren, wo ihn der Geist Gottes hinführe, besonders aber unter den Heiden Germaniens. Sebaldus gelobte mit Freuden und willigem Gehorsam, sich diesem beschwerlichen Amte mit Gottes Hilfe zu unterziehen.

IV. St. Sebald als Prediger und Wundertäter.

Von Rom aus trat St. Sebaldus bald seine Rückreise nach Germanien an und kam auf dem Wege dahin durch die Lombardei. Da er die Sprache dieses Landes schon im Elternhaus erlernt hatte, predigte er allda Gottes Wort und gab sich viele Mühe, die Leute in christlicher Lehre zu unterrichten. Als er nun sah, daß sich das Volk zu ihm drängte, ließ er sich in der

Nähe der Stadt Vicenzia in einem Gehölz nieder und verhielt sich zu ihnen als ein geistlicher Vater. Er erwarb sich durch Lehre und Beispiel ein solches Ansehen, daß von ihm das Gerücht im ganzen Lande erscholl. Sein Ruf breitete sich immer weiter aus und der Zulauf zu seinen Predigten und christlichen Unterweisungen wurde immer größer. Sogar von Padua und Mailand strömten Leute in Menge herbei. Er aber ließ sich's nicht verdrießen, den fast übermenschlichen Ansprüchen auf seine Thätigkeit gerecht zu werden; denn es erbarmte ihn des unwissenden, heilsbedürftigen Volkes.

Wie es bei der damaligen Unzulänglichkeit der Straßen und Verkehrsmittel nicht anders sein konnte, kamen viele der Pilgrime im höchsten Grade ermüdet und nicht nur durstig nach dem Evangelium, sondern auch in leiblicher Hinsicht hungrig und durstig herbei und St. Sebaldus that das seinige, um sie mit Speise und Trank zu erquicken. Eines Tages begab sich's aber, daß er seinen Diener Dionysius beauftragte, etlichen Gästen von dem Wein, der ihm kurz vorher verehrt worden war, zu reichen. Solches war jedoch diesem unmöglich; denn er hatte in der Nacht vorher den ganzen Vorrat ausgetrunken. Er sagte hievon nichts und dachte, St. Sebald werde auf sein Gebot nicht mehr zurückkommen. Als ihn aber dieser zum wiederholtenmale hiezu antrieb, eilte er voll Verzweiflung zu dem Gefäß, um vielleicht noch einen kleinen Rest darin zu finden. Wie erstaunte er aber, als er beim Öffnen dasselbe gefüllt fand, so daß er von dem überfließenden Wein fast ganz durchnäßt wurde.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich unter dem Volke dieses Wunder; es hing ihm von nun an noch mehr an als sonst und freute sich darüber, daß Gott, der Allmächtige, das Gebet und die Fürbitten des Heiligen so hoch anschlage.

Wie es nicht anders sein kann, befanden sich inmitten seiner Zuhörer auch solche, die an seiner Lehre zweifelten, seine Wunder verspotteten und ihn für einen falschen Propheten hielten, der mit Hilfe des Teufels dem Volk ein Blendwerk vormache. Gab es ja schon in den ersten Zeiten der Kirche der Sekten genug, die einander bitter befehdeten. Als ihm einstmals einer öffentlich mit allerlei Beschuldigungen gegenübertrat und ihn der Ketzerei zieh, rief St. Sebald zum Herrn und bat ihn demütiglich, ein Zeichen vor allem Volke wirken zu wollen, daß er ein echter und rechter Diener Christi, und das Wort in seinem Munde Wahrheit sei. Alsbald hat sich die Erde aufgethan und im Angesicht des Volkes verschlang dieselbe den Frevler bis zum Halse.

Not lehrt beten. Als dieser sah, daß es ihm ans Leben ging, da wurde er schnell inne, daß er auf dem Irrwege sei. Dies bekannte er nun vor allem Volk und bat St. Sebaldus inständig, Gott für ihn anzuflehen; er wolle nunmehr ein getreuer Anhänger Christi werden. Alsbald erhob sich

auf des Heiligen Fürbitte das eingesunkene Erdreich wieder und gab den reuigen Sünder heraus. Durch dieses Zeichen sind wiederum gar viele Menschen zu dem Glauben bekehrt worden.

Nach einiger Zeit hat St. Sebaldus Welschland verlassen und ist zunächst nach Bayern gekommen. Als er an die Donau unweit Regensburg kam und keine Brücke über den Strom fand, auch keinen Fährmann, der ihn überfahren möchte, warf er seinen Mantel, den er alleweg über seinem härenen Hemd



St. Sebaldus auf dem Wasser. Nach einem alten Kupferstich.

zu tragen pflegte, in den Strom, stellte sich darauf und kam ohne Schädigung hinüber. Dieser Vorgang wurde von einem Inwohner der Stadt Regensburg mit angesehen und veranlaßte diesen, dem heiligen Mann ein Asyl in seinem Hause anzubieten, was Sebaldus auch gerne annahm.

Hocherfreut, daß der Heilige bei ihm einkehrte, bot er alles auf, um ihm Ehrerbietung zu erweisen und den Aufenthalt angenehm zu machen.

Da er selbst nicht sehr begütert war, entlehnte er von einem reichen Nachbar ein gar schön herrlich Trinkglas, daraus er St. Sebald zu trinken bot. Aber aus Unvorsichtigkeit fiel ihm das Gefäß aus der Hand und zerbrach in Scherben. Darob war er natürlich starr vor Schrecken; denn er wußte nicht, wie er es wieder ersetzen solle. Der Heilige ließ sich von ihm die Trümmer reichen, reihte sie anneinander und heilte den Schaden so, daß niemand die geringste Spur einer Verletzung daran erkennen konnte, worüber sein Wirt sich sehr erfreute; auch dies trug viel dazu bei, daß Sebaldus allenthalben mit großer Ehrerbietung aufgenommen und angehört wurde.

Aber seines Bleibens sollte in Bayern nicht sein. Er setzte seine Pilgerschaft in der Richtung nach Norden fort und kam bald in einen Wald im sogenannten Nordgau. (768?) Allda hat er wiederum, wie vordem, ein gar strenges und hartes Einsiedlerleben geführt. Nun begab sich's, daß ein armer Bauer zwei Ochsen verloren hatte, die er einen ganzen Tag mit Eifer suchte, ohne sie finden zu können. Am Abend kam er traurig und niedergeschlagen aus Schickung des Allmächtigen zu St. Sebald, der ihn um die Ursache seines Kummers fragte. Nachdem er solche von ihm erfahren hatte, tröstete ihn der Gottesmann und hieß ihn weiter suchen, mit der Zusage, daß er die Tiere ohne Zweifel finden würde. Der Bauer wendete ihm ein, daß er, da die Nacht vor der Thüre, in Gefahr kommen würde, sich zu verirren. Also erbarmte sich seiner St. Sebald, betete für ihn zu Gott und hernach befahl er ihm, seine Hände aufzuheben und so mit erhobenen Händen die Suche fortzusetzen. Als der Bauer solches that, leuchteten seine Finger gleich brennenden Lichtern und gaben einen hellen Schein. Kraft dieser Leuchte konnte er seinen Weg fortsetzen, fand auch bald seine Ochsen, wie ihm St. Sebald zuvor gesagt hatte.

Von Zeit zu Zeit wanderte St. Sebald gen Nürnberg, um dorten der Bevölkerung das Licht des Evangeliums leuchten zu lassen und sie in göttlicher Lehre zu unterweisen, wobei er bei einem Wagnermeister Wohnung und Herberge nahm. Als den kränklichen Heiligen zu Winters Zeiten die Kälte arg zusetzte, bat er den Wagner, ihm ein Feuer zu machen. Dies verweigerte derselbe, indem er angab, kein Holz zu haben. Nun wandte Sebaldus sich an des Wagners Weib; aber auch diese schlug ihm solches ab, aus Furcht vor ihrem Manne. Nunmehr gebot er der Frau, ihm von den Eiszapfen, deren eine Menge vom Dache des Häuschens herunter hing, in die Stube zu bringen. Das that sie; nach vollbrachtem Gebete St. Sebalds verwandelten sich diese Eiszapfen zu Holz, und bald brannte ein lustiges Feuer in der Stube, an dem sich der heilige Mann erwärmte. Als der Wagner und seine Ehewirtin solches sahen, schämten sie sich ihrer Hartherzigkeit, baten um Verzeihung, lobeten und priesen Gott ob

des Wunders, das sie gesehen hatten und bekannten allenthalben Sebalds große Heiligkeit.

Auch die Heiligen sind menschlicher Trübsal, Krankheit und dem Tod unterworfen. Durch sein enthaltsames, strenges Leben, sein Fasten und Kasteien wurde er endlich krank und schwach, fühlend, daß es mit seinem Leben bald zu ende gehen werde. In seiner Krankheit und Schwachheit kam ihm eines Tages ein Gelüsten nach Fischen. Er bat seinen Wirt, den Wagner, auf den Markt zu gehen und solche für ihn einzukaufen. Es saß aber zu jener Zeit auf der Burg zu Nürnberg eine Herrschaft, die ein streng Gebot dahin erlassen hatte, daß jedermann, wer es auch sei, bei Strafe der Blendung sich hüten solle, auf dem Markt Fische einzukaufen, bevor die Herrschaft ihren Bedarf gedeckt. Trotzdem wagte sich der Hausherr St. Sebalds zur verbotenen Zeit auf den Fischmarkt, um für seinen kranken Wohlthäter zu sorgen, ward jedoch bei dem Einkauf betreten, von den Häschern hinweggeführt und — geblendet. Als Sebaldus dies erfuhr, verrichtete er ein Gebet für den also Mißhandelten, und Gott gab dem Blinden das Augenlicht wieder, daß er sehen konnte, wie zuvor.

V. St. Sebalds Abscheiden und Begräbnis.

Als nun der heilige Mann Sebaldus voll Tugend und Heiligkeit lange Zeit zu Nürnberg und in dem Wald dabei als ein rechter Apostel des Herrn zugebracht hatte, hat ihn der Allmächtige als einen getreuen Arbeiter in seinem Weinberg mit ewiger Glorie belohnen wollen. Gott ließ ihn erkennen, daß seine Stunde nahe sei, und nun berief er die Leute, bei denen er so oft und lange gewohnt, an sein Sterbebette; auch andere, so seine Heiligkeit erkannt hatten, umstanden in nicht geringer Zahl sein Lager. Sie fragten ihn aber unter Thränen, wo und in welcher Weise er begraben zu werden wünsche. Da befahl er ihnen, seinen Leichnam auf einen Wagen zu legen und zwei Ochsen davorzuspannen; wo diese nun stille halten würden, da sollten sie seinen Körper begraben. Das geschah und die ungezähmten Tiere führten den Wagen ganz still und ruhig, als wüßten sie, welch eine teure Last sie trugen, bis zur St. Peterskapelle in Nürnberg, von welcher Stätte sie nicht mehr weiter zu bringen waren. Man erkannte daraus, daß der Heilige seine Ruhestätte hier haben wollte.

So wurde sein Begräbnis unter allgemeiner Teilnahme der Einwohner Nürnbergs an diesem Orte vollzogen. Es fiel aber während der Trauerandacht eine der Wachskerzen, die hiebei Gott zu Lob und dem heiligen Sebald zu Ehren aufgesteckt worden waren, vom Leuchter herab.

Dies ersah eine Teilnehmerin der Feierlichkeit, lief herzu und richtete solche Kerze mit großer Inbrunst wieder auf. Da geschah es, daß ein großer eiserner Ring, den diese Frau als Zeichen der Buße für begangene Sünden am Arm trug, mit einem großen Schall mitten entzweisprang, womit der Tote ihr offenbar die Vergebung ihrer Sünden anzeigen wollte.

Das Volk, das seinen Heiligen besonders ehren wollte, baute über sein Grab eine kleine hölzerne Kapelle. Als solche nach etlicher Zeit vom Wetterstrahl getroffen und vom Feuer verzehrt war, brachte man seinen Leichnam für die Zeit des Baues eines neuen, seiner würdigen Gotteshauses in die Kirche des Schotten- oder Ägydienklosters. Dort schien er jedoch seine Ruhe nicht zu finden.

VI. Der tote St. Sebald als Wunderthäter.

Ein junger vermessener Mönch des Schottenklosters berührte einst den Bart des heiligen Mannes und sagte spöttisch: „Ei, Du alter Greis, wie manchen Menschen hast Du Dein Lebtag betrogen!“ Kaum waren diese frechen Worte seinem Munde entflohen, da erhob der tote Körper die rechte Knochenhand und schlug dem Mönche das eine Auge aus. Auf dessen klägliches Geschrei liefen die anderen Mönche herzu und riefen den Heiligen an um Vergebung der Sünde des Gestraften wie um Heilung des verwundeten Auges. Und siehe da, der tote Körper setzte dem Mönche das ausgeschlagene Auge wieder ein.


St. Sebalds Grabdenkmal.

Eines Tages raunte man sich in Nürnberg gegenseitig eine wunderbare Mär in die Ohren. Hast du es schon gehört, so fragte man sich, daß der heilige Sebald heute Nacht ohne menschliche Beihilfe die Kapelle des Schottenklosters verlassen hat und in seine erste Grabstätte zurückgewandert ist? Das ist doch überaus wunderbar? Was wird nun geschehen, fragte ein anderer; daselbst kann man ihn doch während der Bauzeit unmöglich

lassen; wie leicht wird er dort verunehrt und erzürnt und bringt dann Unglück über die ganze Stadt. Es wurde in der That beschlossen, ihn wieder ins Schottenkloster zu bringen; aber in der nächsten Nacht befand er sich wieder in seiner alten Ruhestätte, und nun ließ man ihn unangefochten daselbst und erbaute darüber das herrliche Gotteshaus, das heute noch unsere Bewunderung erregt und füglich als ein würdiges Grabdenkmal des allverehrten Heiligen angesehen werden darf.

War der Ruf seiner Heiligkeit schon während seiner Lebenszeit in weite Kreise gedrungen, so kann es uns nicht wundern, daß über die Wunderwerke des Toten endlich nach Rom berichtet ward. Der heilige Stuhl hielt es für seine Pflicht, ihn als Heiligen öffentlich zu canonisieren und dessen Verehrung zu gebieten. Nach alten Nachrichten soll ihn Papst Martin V. in seiner Würde als Heiliger — als solcher wurde er schon längst vom Volk verehrt — bestätigt haben. Anderen Nachrichten zufolge soll die Heiligsprechung erst im Jahre 1370 durch Papst Gregor XI. erfolgt sein.

Die Bewohner Nürnbergs erwählten ihn zu ihrem Schutzpatron. Sein Tag — der 19. August — wurde bis zur Reformation gar würdig gefeiert. Galt St. Sebald ihnen ja doch als ein ganz besonderer Fürbitter und Schützer, und in der That hat die Stadt, so anfangs bei geringem Stand und Vermögen gewesen, Wachstum, Wohlstand und ihr Regiment diesem ihrem Schutzpatron, wie schon weiter oben angedeutet, zu verdanken. An seinem Namenstage wurden seine Reliquien durch die Mitglieder E. E. Rats und der ehrwürdigen Priesterschaft unter großer Beteiligung der Bevölkerung in einem silbernen Sarg öffentlich herumgetragen.

Wie man erzählt, war der Heilige für die Erweisung solcher Ehren durchaus nicht unempfindlich. War da eine Frau aus Markt Erlbach nach Nürnberg gezogen und hatte sich hier häuslich niedergelassen. Sie hatte noch nie vorher etwas von dem heiligen Sebald vernommen, und als man sich anschickte, seinen Tag festlich zu begehen, ging sie, wie alle Werktage, an ihre Arbeit, ließ sich auch nicht davon abhalten, als die Nachbarn sie aufklärten und ermahnten, das Fest des Heiligen mit ihnen zu feiern, wie sich's bei einem so außerordentlichen Fürbitter und Schutzpatron geziemt. Alsbald strafte sie Gott der Herr und ließ sie erblinden. Darüber erschrak sie und weinte bitterlich. Von den Nachbarn ermahnt, den heiligen Sebaldus anzurufen, that sie dies mit großer Andacht und gelobte, forthin an seinem Abend zu fasten und seinen Tag zu feiern. Und siehe da, der Heilige verschaffte, daß sie wieder sehen konnte.

Ein andermal kamen sechs Pilgrime in die Stadt, auf einer Wallfahrt nach Rom begriffen. Sie, die hierorts von Sebalds großer Heiligkeit und häufigen Wunderthaten hörten, besuchten sein Gotteshaus und

beteten an seinem Grabe, ihn anflehend, sie auf ihrer Reise nach Rom und wieder zurück sicher und ohne Fährlichkeit zu geleiten, versprachen auch, daß sie alsdann auf dem Rückwege barfuß zu seinem Grabe kommen wollten. Der Heilige erhörete sie; denn, als sie in Welschland von Räubern angegriffen wurden, erwehrten sie sich im Vertrauen auf Sebalds Fürbitte der Räuber mit ihren Wallstecken und führten sie gefangen mit sich bis nahe gen Rom. Auch auf dem Rückwege wurden sie von zwei Straßenräubern belästigt, die mit Harnisch und Wehre gerüstet waren; denn der eine hatte eine Armbrust, der andere ein Schwert. Auch diesmal bewährte sich St. Sebalds Wunderkraft. Mit Erfölg setzten sie sich zur Wehre, machten beide flüchtig und wehrlos und brachten deren Waffen barfuß, wie sie gelobet, zum Grabe des Heiligen nach Nürnberg, allwo sie aufgehängt wurden und lange Zeit zu sehen waren.

Eine Bäuerin, in der Nähe von Nürnberg seßhaft, gelobte aus besonderer Liebe zu dem Heiligen, demselben ein Opfer zu bringen. Durch körperliche Schwäche verhindert, dies Gelöbnis auszuführen, übergab sie ihrem Nachbar einen großen schönen Käslaib und bat ihn, diesen zu St. Sebalds Grab zu bringen und solchen für sie zu opfern. Der Bauer, ein Geizhals, meinte, ein kleinerer thue es auch, behielt also den großen Käs für sich und brachte dafür einen geringeren. Als er diesen auf das Grab legte, ward der Käslaib zur Stunde in einem harten Stein verwandelt, der lange Zeit als ein Wahrzeichen daselbst zu sehen war.

Eine ehrbare Frau hatte ihr Enkelein, ein Knäblein, bei sich, dem Vater und Mutter gestorben war. Das fiel in eine heftige Krankheit und war mehr tot als lebendig. Auf Anrufen des heiligen Sebaldus, dem sie alleweg ganz besonders in Liebe zugethan war, erlangte in kürzester Zeit das Kind Leben und Gesundheit wieder. Dafür stiftete die Großmutter Wachskerzen so schwer, als das kranke Kind war, wie sie gelobt hatte.

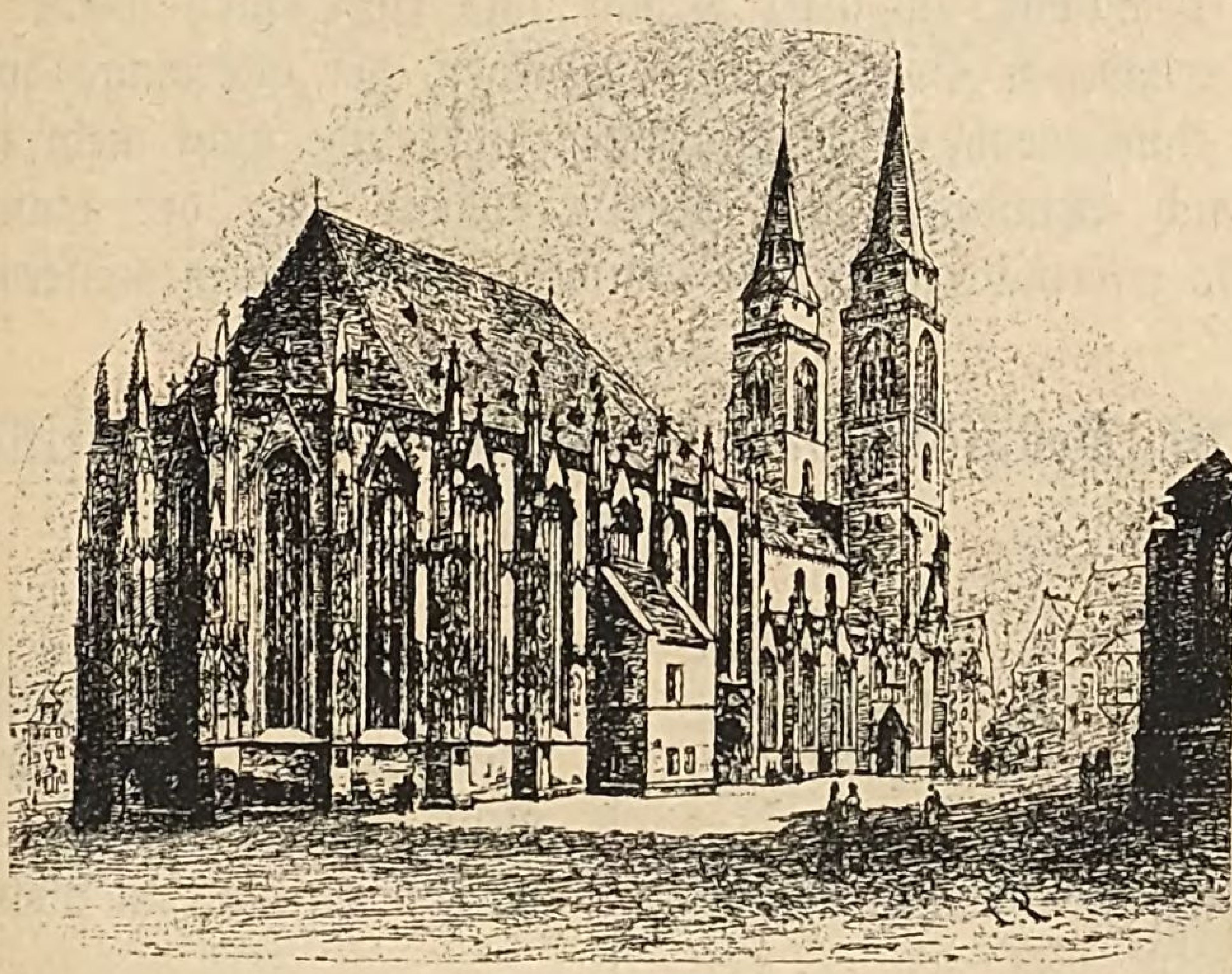
Sechs Jahre lang war eine fromme, tugendliche Jungfrau lahm im Spital gelegen, ohne daß die Aerzte ihr hatten helfen können. Da nahm sie sich eines Tages vor, daß sie zum Grabe des heiligen Nothelfers Sebald kommen wollt, in zuversichtlicher Hoffnung, ihre Gesundheit durch dessen gnädige Fürbitte zu erlangen. Mit ungeheurer Anstrengung kroch sie auf allen Vieren zu St. Sebalds Grab und bat ihn mit hoher inbrünstiger Andacht um Genesung. Alsbald wurde sie erhöret, so zwar, daß sie ganz gerade, ohne menschliche Hülfe stehen und hingehen konnte, wo sie wollte. Dieses Wunder machte allenthalben großen Eindruck.

Ebenso wurde auch infolge Anrufung des Heiligen die Tochter einer ehrbaren Frau, die vierzig Wochen, ohne sich bewegen zu können, im Bette gelegen hatte, und die von den Aerzten keine Hülfe erlangen konnte, wunderbarlich gesund und ihrer Schwachheit entledigt, wofür beide dem

Heiligen hohen Dank sagten und ihm zu Ehren, wie sie versprochen, ein Viertung Wachs opferten.

Ein Kürschnergeselle hatte eine Nadel verschluckt und befand sich deshalb in großer Angst. Auf den Rat einiger Freunde eilte er zum Grab des Heiligen, ihn mit Andacht um Gesundheit anrufend, mit dem Gelübde, daß er ihm alle Jahre eine besondere Dankbarkeit bezeugen wolle. Nach Hause gekommen, überfiel ihn ein mächtiger Hustenreiz und plötzlich kam die verschluckte Nadel wieder zum Vorschein.

Als einstmals ein Pilger über das Meer fuhr, erhob sich ein mächtiger Sturm, so daß die Segel zerrissen, die Mastbäume umfielen, der Anker verloren ging, und niemand mehr auf Rettung hoffte. In diesen Nöten rief der Pilger um Hülfe zu St. Sebald und ermahnte seine



St. Sebaldus-Kirche.

Mitverwandten, solches in gleicher Weise zu thun. Dies geschah in großem Vertrauen auf seine Fürbitte; man versprach auch, dem Heiligen alle Jahre eine besondere Ehrerbietung zu erweisen. Unmittelbar darauf erschien dieser selbst in Gestalt eines Pilgers. Mit seinem Stecken verjagte er das Ungestüm des Meeres, half dem Schiff zu landen und verschwand sodann ebenso plötzlich, wie er gekommen war, vor aller Augen.

Diese und noch viel andere Wunder, die ich der Menge wegen nicht verzeichnen will, sind von dem toten Sebaldus ausgegangen und haben den Glauben an die Wirksamkeit seiner Fürbitte und an seine Heiligkeit genugsam bestätigt und bekräftigt, so daß von allen Seiten zur Stätte seines Grabes sich Wallfahrer herzudrängten, was seinem Gotteshause und der Stadt Nürnberg nicht wenig zu statten gekommen ist. Es konnte deshalb im Jahre 1397 ein silberner Sarg für die Überreste des Heiligen angefertigt

werden, dessen Kosten sich auf 506 Gulden beliefen, was für die damalige Zeit eine sehr nennenswerte Summe ausmachte. Als man i. J. 1503 den Sarg öffnete, fand man darin zwei Säckchen von rotem Sendel, in deren einem 18 größere, im anderen 91 kleinere Stückchen menschlicher Gebeine sich befanden.

Dieser Sarg steht nunmehr innerhalb der Sebalduskirche in dem von Peter Vischer gegossenen Grabmale, einem Meisterwerke altdeutscher Gießkunst, das seines Gleichen an Schönheit nirgends findet, und worauf jeder Nürnberger stolz ist.

Das altehrwürdige, frühgothische Gotteshaus selbst ist, nachdem der Zahn der Zeit es stark mitgenommen, so daß es ganz verwittert aussah, insbesondere dank dem opferwilligen Sinn der Nürnberger Bevölkerung auf dem Wege, demnächst in alter Pracht und Herrlichkeit wieder zu erstehen und seinem erhabenen Zwecke ferner zu dienen, der allerdings bei der dieses Gotteshaus innehabenden protestantischen Gemeinde nicht mehr in Heiligenverehrung und Wunderglauben besteht, womit aber der einst auf seine Verehrung so eifersüchtige Heilige nunmehr einverstanden zu sein scheint.

VII. Wie St. Sebaldus nach seinem Tode einen Zweifler besiegt.

Von J. N. Vogel.

I.

Aufgebahrt liegt St. Sebaldus
In der Zelle eng und dunkel;
Zu des Toten Füßen sitzet
Hütend, stumm, ein schwarzer Bruder.

Ringsum herrschet Nacht; es schallet
Nicht ein Laut in öder Runde;
Trübe brennen ab die Kerzen —
Nur der Hüter ist noch munter.

Da, mit frevlem Sinne wendet
Zu dem Toten sich der Bruder:
„Ei, wie bist du nun so stille!
Sprich, was wirkst du keine Wunder?

„Nur getäuscht hast du die Menge,
Die gehuldigt deinem Ruhm;
Blendwerk war, was du verübtest,
Und die Einfalt nannt' es Wunder.“

„Konntest wirklich Wunder üben,
Gib mir jetzt davon die Kunde;
Will dir deine Zeichen glauben,
Wirkst du eins zu dieser Stunde.“

Aber kaum, daß ausgesprochen
Solches Wort aus seinem Munde,
Sieh' — da richtet sich Sebaldus
Plötzlich auf in seiner Truhe.

Aus den tiefen Augen schießend,
Grimmer Blicke Zornesgluten,
Rufet er mit dumpfer Stimme:
„Wehe über dich, Verruchter!

Und im selben Nu verlöschen
Alle Lichter in der Stube,
Und, ins Antlitz schwer getroffen
Stürzt zur Erde hin der Bruder.

II.

Hört ihr's nicht beim Toten drinnen
Weheklagen, Hilfe rufen?
Und es eilen hin die Mönche,
Wo Sebaldus liegt in Ruhe.

Seht im Sarge liegt die Leiche,
Doch der Hüter wimmernd drunter,
Bleich, voll grimmer Schmerzen heulend,
Aus den beiden Augen blutend.

Und er kündet nun voll Jammer,
Wie gelästert seine Zunge,
Und ihn drauf der Tote strafend,
Also schmerzlich hab' verwundet.

Und den Blinden, der verzweifelt,
Führen sie in seine Stube,
Gießen Balsam, legen Kräuter,
Aber fruchtlos, auf die Wunde.

„Wehe", ruft er, „weh mir Armen,
Daß ich also mich verschuldet;
Nimmer werd' ich Gnade finden,
Ew'ge Nacht hält mich umwunden!"

III.

Einsam sitzt der blinde Bruder,
Stillen Grams, in öder Stube;
Reue nagt an seinem Herzen
Ob dem Frevel seiner Zunge.

Und auf seine Knie sinkt er,
Also zu dem Heilgen rufend:
„O verzeih', um Jesu willen,
Was an dir ich hab' verschuldet!"

„Sieh zerknirscht im Staub mich liegen,
Der in ew'ge Nacht versunken;
Sieh' mein' Herz von bitt'rer Reue
Ob der schlimmen That durchdrungen."

Und er fühlt' ein lind Berühren
Plötzlich auf den Augen wunde,
Und er hört Sebaldus Stimme:
„Blicke auf, du bist gesundet!"—

Und in namenloser Wonne
Ist des Bruders Herz entzunden,
Da der Quell des Lichtes wieder
Wunderthätig ihm entsprungen.

Wohl erstaunen all' die Mönche
Ob dem neuen kräft'gen Wunder,
Preisen laut Sebaldus Milde,
Der verzieh' dem reu'gen Bruder.

VIII. St. Sebaldus zu Nürnberg.

Von A. Nodnagel.

Wie ist das Holz so teuer,
Der Winter stürmisch kalt,
O gib, o gib uns Feuer,
Du heiliger Sebald!

Wenn Du es einst gegeben,
Warum versagst Du jetzt,
Was unser nacktes Leben
Mit hellen Gluten letzt? —

Es lebt ein Rademacher
In Nürnberg fromm und gut,
Dem war Sebald Anfacher
Der wunderbaren Glut.

Einst stürmte wild und eisig,
Durch's Feld der rauhe Nord,
Kein Holz, kein Bündlein Reisig
Besaß der Arme dort.

Der Heilige nahm vom Dache
Eiszapfen viel herein,
Daß er zur Glut sie fache
Im niedern Kämmerlein.

Im Ofen stieß zusammen
Seine Hand das Bündel Reis,
Aufschlugen da die Flammen,
Den Armen ward es heiß.

Das Holz ist selten heuer,
Der Winter stürmt so kalt,
O gib vom Eis uns Feuer
Du, heiliger Sebald.

8. Der heilige Laurentius.

Die Stadt Nürnberg wird durch die Pegnitz in zwei ziemlich gleiche Partien geteilt, die den Namen nach ihren Hauptkirchen führen. Nördlich der Pegnitz liegt die Sebalder, südlich die Lorenzer Seite. Die St. Sebalder Seite ist der ältere, die St. Lorenzer Seite der jüngere und zur Zeit belebtere Stadtteil.

An der Stelle, wo jetzt die St. Lorenzer Kirche steht, ist in früheren Zeiten eine Kapelle gestanden, die ums Jahr 1003 erbaut und „zum heiligen Grabe" benannt worden sein soll. Erst anno 1274 wurde sie abgetragen und dafür ein Gotteshaus gebaut, das dem heiligen Laurentius geweiht ist. Der heilige Laurentius ist jedoch niemals selbst in Nürnberg gewesen und ist auch hier nicht begraben, wie etwa St. Sebaldus. Er lebte und starb als Märtyrer zu einer Zeit, wo höchst wahrscheinlich von Nürnberg noch gar nichts zu hören und zu sehen war, nämlich unter Kaiser Valerian in der Mitte des 3. Jahrhunderts.

St. Laurentius war ein Zögling des römischen Bischofs Sixtus, welcher ihn von Herzen liebte und hochhielt. Der Glaube trug an diesem Jünglinge reiche Früchte der Liebe, daher ihn Sixtus zu seinem Archidiaconus und nächsten Gehilfen im Gottesdienste und in der Armenpflege einsetzte. Die Christenheit hatte zu jener Zeit Friede und Gunst im römischen Reiche, weil der Kaiser Philippus den Gläubigen zugethan war. Als aber Decius, des Kaisers Feldhauptmann, diesen meuchlings ermordet und sich des Thrones bemächtigt hatte, hob er an, die Christen auf's grausamste zu verfolgen.

Vor allem wurde der heilige Sixtus in das Gefängnis abgeführt. Laurentius hatte dies kaum vernommen, als er ihm nacheilte und rief: „Ach Vater, wohin gehst du ohne deinen Sohn? Was nimmst du vor, heiliger Priester, ohne deinen Diener? Du hast nie einen Gottesdienst ohne mich gehalten, und zu diesem willst du mich nicht mitnehmen? Wodurch habe ich dein Mißfallen mir zugezogen? Warum verwirfst du mich wie einen Entarteten?“ Der selige Bischof antwortete: „Mein Sohn, ich verwerfe dich nicht, noch sage ich mich los von dir. Wir als die Alten, die nicht mehr viel leisten können, nehmen diesen leichten und geringen Kampf an; du aber, der Jüngere und Stärkere, bist zu einem größeren aufbehalten. Nach 3 Tagen wirst du mir folgen, dem Priester der Levit.“ Darauf übergab er ihm den Schatz der Kirche und ging ins Gefängnis. Jener aber ging in der Stadt umher, alle Armen der Gemeinde aufzusuchen, und teilte aus dem Schatze einem jeden zu, was ihm not war. Am dritten Tage wurde Sixtus, da er den Götzen zu opfern standhaft sich weigerte, aus dem Kerker geführt, um enthauptet zu werden. Laurentius lief ihm nach und rief: „Verlasse mich nicht, heiliger Vater! Mein Geschäft ist gethan, denn ich habe die Schätze, die du mir übergeben, schon in Sicherheit gebracht.“

Wie die Schergen diese Worte vernahmen, ergriffen sie auch den Laurentius und führten ihn vor den Kaiser. Dieser nahm ihn sofort ins Verhör. Nach Gold nicht minder als nach Blute dürstig, gedachte er, ihm die Schätze der Kirche durch Furcht vor der Folter abzupressen.

Er hob an: „Es ist bekannt, daß bei euren zügellosen Schwelgermahlen und nächtlichen Greuelfesten eure heuchlerische Armut die Maske abwirft und sich an Schätzen weidet, die ihr zu verachten vorgebt. Auf goldenen Schüsseln dampfet dann das Blut eures Opfers, auf goldenen Leuchtern brennt das Wachs der Kerzen; der des Tages in Lumpen einhergeht, speiset des Nachts auf Silber nach Brauch und Sitte eurer Sekte. Für solche Zwecke verkaufen leichtgläubige Seelen ihre Habe und tragen euch viele tausend Silberlinge zu. Mancher Erbe seufzet darüber, daß seine Eltern so heilig gewesen, und er darben muß. Denn für die höchste Frömmigkeit gilt es bei euch, die Kirche zu bereichern und die eigenen Kinder nackt und ohne Brot zu lassen. In den Winkeln eurer Kirchen liegt Gold und edles Metall

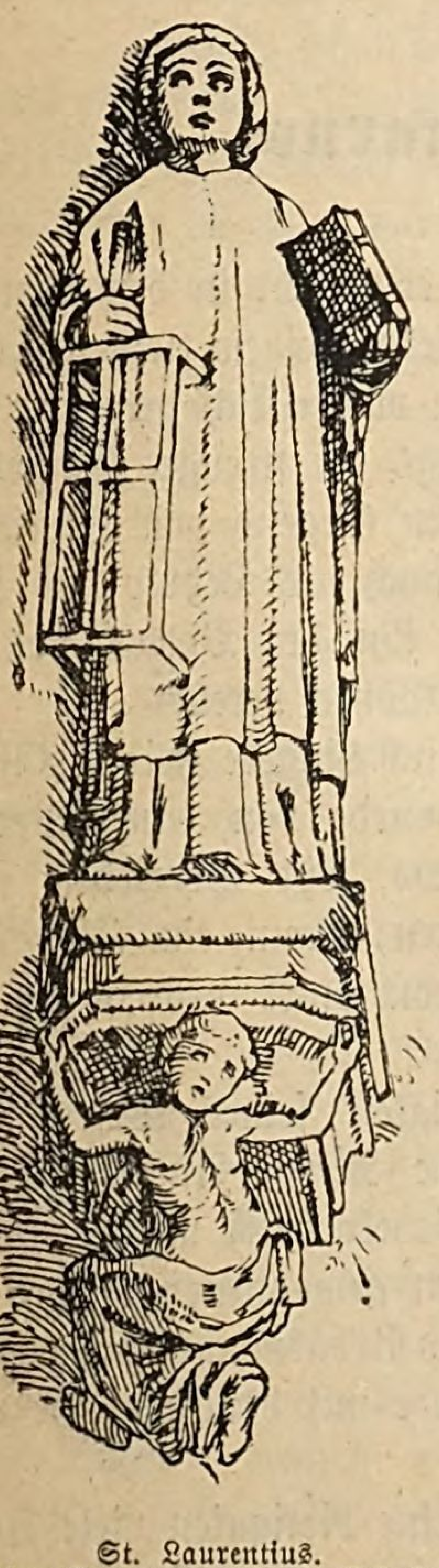
verscharrt; diese Schätze will ich heben. Gib heraus, was du mit dem Zauber deiner Rede der bethörten Menge abgelockt und in dunklen Grüften aufgespeichert hast. Wir wissen einen nützlicheren Gebrauch für das öffentliche Wohl; was wollt ihr damit? Euer Christus hat gelehret: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist! und des Kaisers Bild steht auf euren Silberlingen. Euer Gott hat, so viel ich weiß, kein Geld geprägt. Sein Reich ist nicht von dieser Welt; arm kam er vom Himmel und brachte keine goldenen Philippe mit. Sein Wort gab er euch, das solle euch genügen. So verlange ich nun, daß ihr euch nach der Lehre eures Meisters haltet und euch der Dinge dieser Welt entladet."

Solches und noch manches andere sprach er und ergötzte sich selbst an seinen bittern Spott- und Frevelreden. Laurentius erwiderte sanftmütig und bescheiden: „Ich leugne nicht, unsere Kirche hat einen reichen Schatz. Niemand ist an Reichtum ihr gleich. Sie hat Gefäße der Ehren in Menge, und ich weigere mich nicht, sie vor dich zu bringen. Nur um das Eine bitte ich, daß du mir 3 Tage Frist gebest, damit ich mein Versprechen um so völliger lösen und dies Geschäft nach der Ordnung, die das Amt erheischt, erledige. Denn nicht an einem Orte ist, was wir Köstliches besitzen, sondern weit umher in allen Gassen des großen Roms zerstreut. Das muß ich alles zusammensuchen und nach der Ordnung aufschreiben, ehe ich es vor dein Angesicht bringe. Darum, o Kaiser, bewillige mir die erbetene Frist." Der Kaiser sagte ihm das gerne zu; er hatte nicht gehofft, daß der Christ so ohne Umstände sich gefügig zeigen werde; und nachdem er seinen Gehorsam belobt hatte, entließ er ihn. Drei Tage lang lief nun Laurentius alle Gassen der Stadt durch und suchte die Armen auf, welche von den milden Spenden der Kirche das Leben fristeten und die ihm, dem sorgsamen Haushalter und Armenpfleger, alle wohlbekannt waren. Er schrieb aller Namen auf und gebot ihnen, am festgesetzten Tage sich an einem bestimmten Orte zu sammeln und in geordneten Reihen aufzustellen.

Als die bedungene Zeit abgelaufen war, erschien er vor dem harrenden Richter und sprach: „Komm und siehe mit deinen Augen den Reichtum, welchen unser Gott an seinen Heiligen hat. Du wirst den Vorhof und die Säulengänge mit den Schätzen unserer Kirche angefüllt finden." Der Richter folgt ihm in den Vorhof des Heiligtums, begierig der Dinge, die seiner warteten, und findet zu seinem Erstaunen statt der gehofften goldenen und silbernen Gefäße einen unübersehbaren Haufen der Armen und Elenden, der Lahmen und Krüppel. Mit grimmigem Blick und drohenden Geberden wendet er sich gegen Laurentius, der ihm ernst und ruhig mit dem Worte begegnet: „Warum zürnst du? Was bedrohst du mich? Meine nicht, ich hätte dich betrogen. Achte diese nicht gering, weil sie deinen Augen mißfallen. In Gottes Augen sind sie wert gehalten. Suchst du nach echtem Golde?

Nicht jenes ist es, das man mit schmutziger Sklavenarbeit den finstern Bergen abgewinnt und aus dem trüben Sande der Ströme fischt; nicht jenes, das der Menschen Sinn und Gemüt vergiftet, den Frieden raubt, die Treue tötet, die Unschuld verkauft, Gesetz und Recht zur feilen Ware macht. Hier ist lauteres Gold: erlösete Menschen, welche Christi Licht geläutert und durchleuchtet hat; sie sind der Schmuck und Reichtum unserer Kirche, welchen ihr Herr selber ihr in Verwahrung gegeben, und bessere Schätze hat sie nicht. Nimm sie hin! ich habe Wort gehalten."

„Er wagt es," rief wutschäumend der Richter, „seinem Betruge noch den Hohn hinzuzufügen. Er gab uns dem Gelächter preis, und sein wahnsinniger Kopf steht noch auf seinen Schultern! Glaubst du, Bösewicht, du könntest ungestraft uns dies Gaukelstück vorführen und in den Gerichtshallen Komödie spielen? Ist das Rutenbündel mit dem Henkerbeile euch zum Spott geworden, weil wir allzulange Milde und Großmut übten? Zittere, wenn wir Ernst machen mit dem, womit ihr zu scherzen waget! Du sagst vielleicht: Wir fürchten nicht den Tod! Sterben ist uns Gewinn! Wir kennen ja den eiteln Wahn eurer Märtyrer, die sich zum Tode drängen, wie nach dem höchsten Gute. Nun, Laurentius, du sollst auch nach dem Tode rufen und im Jammer verzweifeln, weil er so langsam kommt."


St. Laurentius.
Nach einer Sculptur am Lorenz.Schulhaus.

Hierauf gebot der Tyrann, einen Rost herzubringen, und nachdem man reichlich glühende Kohlen darunter ausgebreitet, den Märtyrer darüber hin auszustrecken. Laurentius sprach: „Das sind die Leckerbissen, nach denen mich schon lange gelüstet hat." Er lag still mit heiterem Angesichte auf den rotglühenden Stäben, als wäre er auf Rosenblättern gebettet, und als er eine Weile also gelegen, rief er seinen Peinigern scherzend zu: „Wendet mich um, denn diese Seite, dünkt mich, ist nun gar genug." Aber etliche, die dabei standen, sahen einen schönen Jüngling bei Laurentius stehen und seinen Schweiß und seine Wunden mit einem weißen Tuche kühlen. Als er aber merkte, daß es mit ihm zu Ende ginge, hob er seine Augen auf gen Himmel und betete für die Stadt, da er litt, daß der Herr sie bekehren möchte von der Finsternis zum Licht, und wie er sie groß ge-

macht unter den Heiden, er sie auch herrlich mache in dem Bekenntnisse seines heiligen Namens.

In solcher Fürbitte hauchte er seinen Geist aus. Bestürzt und beschämt hatte der Tyrann die Stätte geräumt, ohne das Ende des Dulders abzuwarten. Niemand wehrte den Christen, als sie den Leichnam des Heiligen aufhoben und gebückt hinwegtrugen, ihn an geweihetem Orte zu bestatten. Simson hat seiner Feinde viele in seinen Tod begraben, daß der Toten mehr waren, die er tötete in seinem Tode, denn die er bei seinem Leben getötet hatte. Aber St. Laurentius hat durch das Zeugnis seines Todes eine größere Menge zum Glauben erweckt, als die er bei seinem Leben durch Wort und Beispiel für das Himmelreich gewonnen hatte. Viele, die sein Sterben gesehen, wurden gläubig an Christum. Die Götzentempel wurden leer, die Christenkirche aber füllte sich mit Gläubigen.

9. Der heilige Deokarus.

Deokarus, auf deutsch Gottlieb, soll der erste Abt in dem Benediktinerkloster Hasenried, später Herrenried oder Herrieden, einem kleinen Städtchen an der Altmühl, gewesen sein. Er war ein vortrefflich gelehrter und frommer Mann, führte, wie St. Sebaldus, anfangs ein strenges Einsiedlerleben in der damals noch sehr rauhen und wilden Gegend von Herrieden, trat aber, einem innern Drang gehorchend, bald auch als Lehrer und Prediger des Evangeliums auf; denn es jammerte ihn des Volkes, das um ihn her noch allenthalben in rohester Weise seine Götzen verehrte.

Karl der Große, der, wie schon erwähnt, sich längere Zeit in Mittelfranken aufhielt, hörte ihn öfters predigen und wurde von seiner Predigt so erbaut, daß er für ihn an der Stelle, wo jetzt Herrieden steht, erst eine Kapelle, der Mutter Gottes zu Ehren, dann ein Kloster erbaute, das er reich begabte. Deokarus ward von Karl als erster Abt eingesetzt.

Die Heiligkeit seines Lebens, die Mildigkeit seines Wesens und die Lieblichkeit seiner Worte verschafften ihm eine Menge Anhänger, und sein Ruf drang in weite Ferne. Nach und nach siedelten sich um die Kapelle und das Kloster die von ihm für das Christentum gewonnenen Heiden an, welche er durch seine Mönche auch im Bebauen und Urbarmachen des rauhen Waldlandes unterrichten ließ. Der neue Ort wurde mit der Zeit eine nicht unbedeutende Stadt.

Nach seinem Tode sind sein Grab und seine Reliquien viele Jahrhunderte lang in Verehrung geblieben. Kaiser Ludwig, der Bayer, der in

einer Fehde mit Kraft von Hohenlohe genötigt war, Herrieden zu zerstören, das ein Schlupfwinkel und eine Höhle von Räubern geworden, schenkte der Stadt Nürnberg, die ihn bei dieser Gelegenheit kräftig und wirksam unterstützt hatte, einen Teil der Reliquien des heiligen Deokarus aus besonderer Gnade. Sie wurden in einen silbernen Sarg gelegt und in der St. Lorenzerkirche aufbewahrt. Ein Teil kam nach München und Eichstädt. Im Jahre 1406 erhielt Nürnberg durch den Bischof Johann v. Heideck in Eichstädt noch eine weitere Anzahl dieser Reliquien, die durch Hans Volkamer abgeholt wurden.

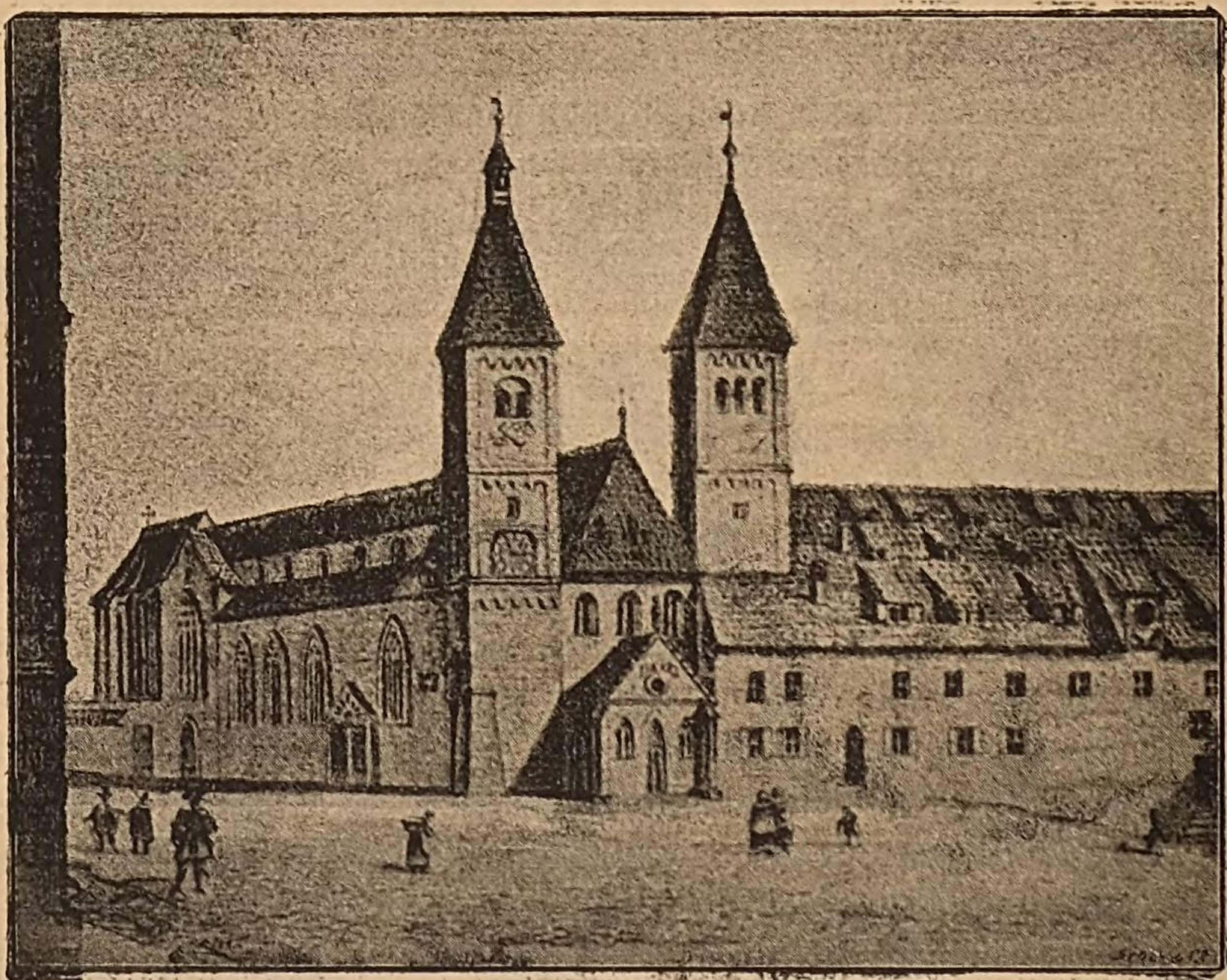
Man zeigte sie anfangs alljährlich vom Altar der heiligen „zwölf Boten" aus dem andächtigen Volke. In der Folge wurde aber für diese Heiligtümer von Andreas Volkamer eine eigene Kapelle gestiftet und darinnen ein Altar errichtet, der zur Ehre der Apostel Philippus und Jakobus und des heiligen Deokarus durch einen Weihbischof von Bamberg geweiht wurde.

Später (nach der Reformation) wurde der eichene mit Silberplatten überlegte Sarg, der die Gebeine dieses Heiligen enthielt, in der oberen Sakristei der Lorenzerkirche aufbewahrt. Er wird von vier kupfernen, stark vergoldeten Engeln getragen.

10. St. Ägidius.

Diesem Heiligen gebührt hier eine Stelle als Patron der Ägidienkirche. Viel weiß man nicht aus seinem Leben. In Athen als Sprößling einer edlen Familie geboren, zeigte er schon in früher Jugend einen frommen, aufs Geistliche gerichteten Sinn. Nachdem seine Eltern das Zeitliche gesegnet, denen er allezeit ein getreuer und gehorsamer Sohn gewesen, wandte er sich ganz einem strengen ascetischen Leben zu. Die ererbten Güter bestimmte er für die Armen; dann verließ er, einem innern Drange nachgebend, sein Vaterland und wandte sich gegen die westlich gelegenen Länder Europas. Wir finden ihn bald hier, bald dort als Einsiedler. Schließlich scheint er nach Gallien gekommen und bis zu seinem seligen Abscheiden dort geblieben zu sein. Einige Jahre hielt er sich bei dem Bischof von Arles auf (714). Dann zog es ihn wieder hinaus in die Einsamkeit der Wildnis. In einer Höhle des Waldes an den Rhonemündungen lebend, brachte er seine Tage in ernstem Gebet mit frommen Übungen zu, um, wie der heilige Sebaldus und andere Heilige, dieser Welt und ihren Lüsten und Freuden gänzlich abzusterben. Lange blieb er hier ganz ungestört, nur mit den Tieren des Waldes in traulicher Weise verkehrend.

Eines Tages sollte der Friede des Waldes doch eine Störung erleiden. Karl Martell, damals noch Majordomus des fränkischen Königs, veranstaltete mit großem Gefolge in dem Forste eine Jagd. Bei der Verfolgung eines von seinen Hunden aufgespürten Rehes kam er in seinem Jagdeifer tiefer, immer tiefer in den Wald hinein. Seine Leute hatten jede Spur von ihm verloren. Da sah er, wie das gescheuchte Tier sich in eine Höhle flüchtete. Schnell stieg er vom Pferde, um es auch hier zu verfolgen. Da trat ihm am Eingange der Höhle unser ehrwürdiger Klausner entgegen. Kühner Jäger, sagte er, ich muß Dich bitten, die Verfolgung dieser Rehgeis aufzugeben. Sie teilt mit mir mein Lager und versieht mich



Die ehemalige Ägidienkirche.

durch ihre Milch mit Nahrung. Du wirst Mitleid mit uns haben. Furchtlos kam nun auch das Reh herbei und schaute mit seinen braunen melancholischen Augen den Jäger bittend an. So etwas Rührendes war ihm noch nie vorgekommen. Gerne gewährte er des Einsiedlers Bitte. Karl Martell blieb in der Höhle über Nacht, und durch Rede und Gegenrede lernten beide Männer sich achten und schätzen. Die Frömmigkeit und die edle Bildung Ägidii machten einen so tiefen Eindruck auf den Helden Karl, daß er des Heiligen nie mehr vergaß. Bald kam er wieder, ihm die hohe Stelle eines Abtes in einem neugegründeten Kloster anzubieten. Nur durch vieles Bitten ließ dieser sich endlich dazu bewegen. Hierauf wirkte er als solcher

noch lange mit großem Segen. Als sein Todesjahr wird 720 oder 725 bezeichnet. Sein Gedächtnistag ist der erste September.

Nach Nürnberg ist St. Ägidius ebenso wenig selbst gekommen als der heilige Laurentius. Das nach ihm benannte Nürnberger Kloster mit Kirche soll im Jahre 1140 durch Kaiser Konrad III., seiner Gemahlin Gertraud zu Gefallen, errichtet, mit Schottenmönchen des St. Benediktiner-Ordens besetzt und dessen Abt zu einem unmittelbaren Reichsstand erhoben worden sein. Des Klosters erster Abt war Charus oder Deokarus, Beichtvater und Kaplan der Kaiserin Gertraud.

Sagen der St. Sebalder Kirche.

I.

11. Kaiser Otto I. versöhnt sich mit seinem Stiefsohn Herzog Ernst.

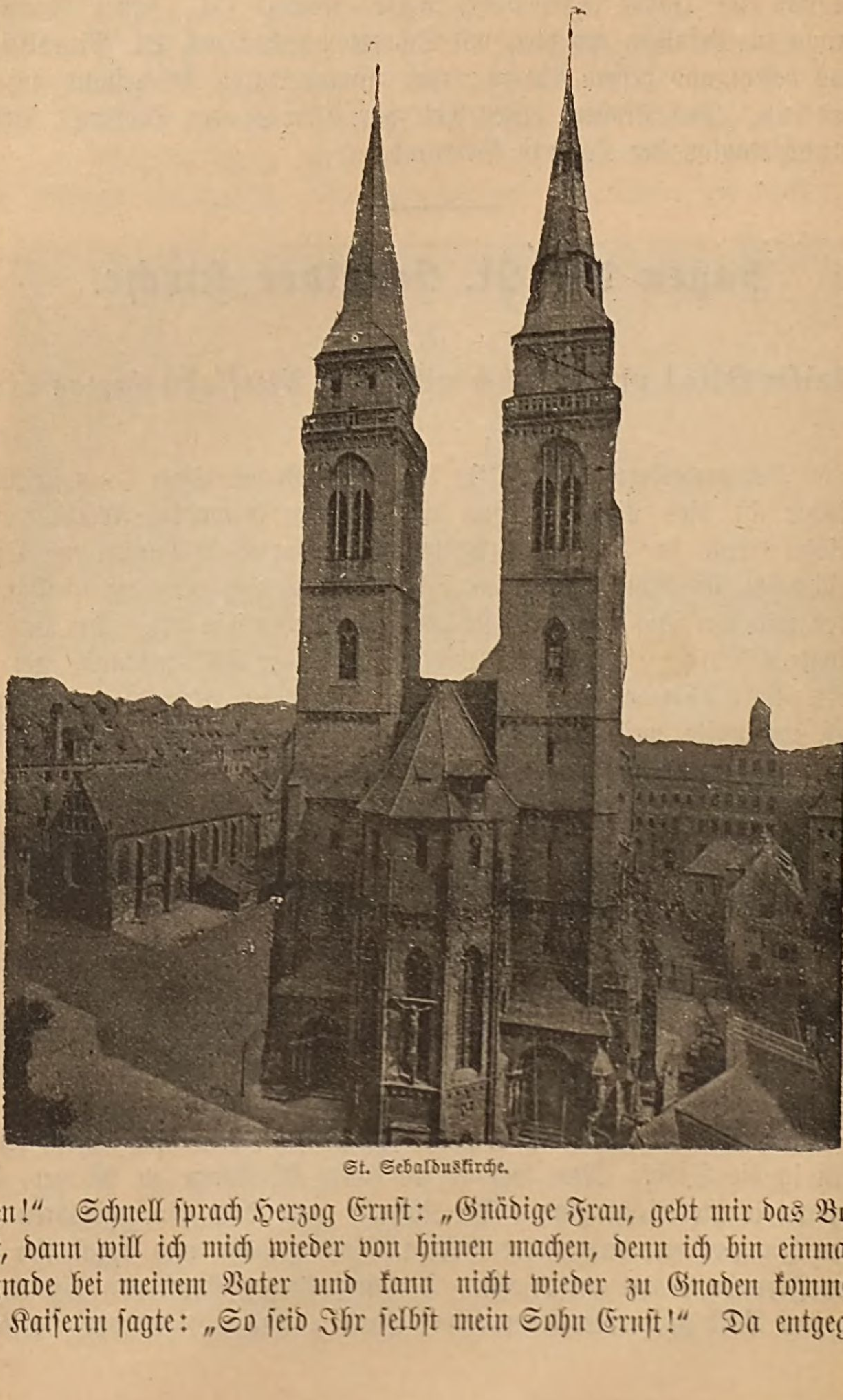
Der gewaltige Kaiser Otto I. hatte nach der Sage — geschichtlich erweisbar ist dies nicht — von seiner zweiten Gemahlin Adelheid einen Stiefsohn Ernst, der nach alten Volksbüchern Herzog in Bayern und Österreich gewesen, bei dem Kaiser ohne Schuld infolge Verleumdung in Ungnade gefallen und von ihm aufs härteste verfolgt worden sein soll. Der Haß des Stiefvaters bedrohte sogar sein Leben, so, daß er sich entschloß, um des Kaisers Zorn auszuweichen, mit seinem ritterlichen Freunde, dem Grafen Wetzel, eine weite, weite Reise in den Orient zu unternehmen. Auf derselben begegneten ihnen allerlei wunderbare Unfälle und Reiseabenteuer, die sie jedoch glücklich überstanden. Zurückgekehrt, söhnte sich Ernsts Stiefvater endlich mit ihm aus, und diese Aussöhnung soll im Jahre 970 in Nürnberg, wo gerade der Kaiser die Weihnachtsfeiertage zubrachte, in der St. Sebalder Kirche stattgefunden haben.

Die Erzählung dieses Vorganges entnehme ich den Deutschen Volksbüchern von Gustav Schwab, erlaube mir jedoch dabei einige Kürzungen:

Von der großen Reise zurückgekehrt, ritt Herzog Ernst mit den Seinigen in die Stadt Nürnberg, wo sie kein Mensch kannte; auch hielten sie sich mit ihrem Gefolge ganz heimlich in der Stadt auf.

Später kam der Kaiser mit seiner Gemahlin und allen seinen Herren in die Stadt. Nun war es an einem Christtage zu Morgen, daß jedermann in die Kirche ging. Die Kaiserin war auch hineingefahren mit etlichen Jungfrauen; das wurde Herzog Ernst gewahr und begab sich mit seinem Freunde Wetzel zur Kirche. Da ging Herzog Ernst von Stund an durch das Volk zu der Kaiserin, seiner Mutter, und als er vor sie kam,

grüßte er sie freundlich und sprach: „Gebet mir doch ein Almosen um Christi willen von wegen Eures Sohnes Ernst!" Da sprach die Kaiserin: „Ach, lieber Freund! meinen Sohn habe ich lange Zeit nicht gesehen. Wollte Gott, daß er noch am Leben wäre, ich würde Euch ein gutes Botenbrot



St. Sebalduskirche.

geben!" Schnell sprach Herzog Ernst: „Gnädige Frau, gebt mir das Botenbrot, dann will ich mich wieder von hinnen machen, denn ich bin einmal in Ungnade bei meinem Vater und kann nicht wieder zu Gnaden kommen!" Die Kaiserin sagte: „So seid Ihr selbst mein Sohn Ernst!" Da entgegnete

dieser: „Mutter, ich bin Euer Sohn; darum helfet mir, daß ich wieder zu Gnaden kommen möge!“ Die Kaiserin sprach zu ihm: „O Du mein geliebter Sohn, da wir nicht Zeit haben, jetzt mit einander zu reden, so will ich Dir einen Weg anzeigen, wie Du bei Deinem Vater Gnade erwerben kannst. Ich rate Dir, daß Du morgen kommest, wann der Bischof von Bamberg das Evangelium gesungen hat, und mit Deinem Freunde dem Kaiser zu Fuß fallest und ihn bittest, Dir um Christi willen zu verzeihen; dann will ich heute den Bischof und andere Herren ersuchen, daß sie sich bei Deinem Vater für Dich mit einem Fußfall verwenden. So hoffe ich, daß sich des Kaisers Herz erweichen werde.“ Herzog Ernst nahm mit großem Trost im Herzen Abschied von seiner Mutter, ging wieder zu seinem Genossen Wetzel und erzählte ihm alles. Der ward von Herzen erfreut, und nun gingen sie zusammen in die Herberge und harrten auf den andern Tag.

Als aber die Kaiserin aus der Kirche heimgekommen war, schickte sie sogleich nach dem Bischof von Bamberg und bat ihn mit weinenden Augen, ihr doch eine Bitte zu gewähren. „Wisset, lieber Herr,“ sprach sie, „daß mein Sohn Ernst bei mir in der Kirche gewesen ist, und hat sich gegen mich wegen des Kaisers Ungnade beklagt, wie Ihr ja selber wisset, daß er unschuldig ist. Darum bitte ich Euch, wenn Ihr morgen das Evangelium gesungen habt, so wollet hernach ein klein wenig still halten; dann wird mein Sohn kommen und einen Fußfall vor dem Kaiser thun und ihn um Gnade bitten; nun seid treulich gebeten, solches etlichen Fürsten und Herren anzuzeigen, damit auch sie ihm Gnade erwerben helfen.“ Diese klägliche Rede der Kaiserin erbarmte den Bischof sehr; er versprach ihr, alles zu thun und beurlaubte sich. Dann ging er zu vielen Fürsten und Herren und meldete ihnen der Kaiserin Begehren; die verhießen ihm willig, das Ihrige zu thun.

Des andern Tages machte sich Herzog Ernst und Graf Wetzel auf, zogen mit einander in die Kirche und ließen ihre Diener von ferne nachgehen. Als sie eingetreten, stand Ernst bei der Thüre still; Wetzel trat hinter den Altar und wartete der Zeit; denn wenn der Kaiser seinen Sohn nicht begnadigt haben würde und ihn wieder zum Gefängnis verurteilt, so hätte er ihn erstochen.

Da saß der Kaiser auf seinem Stuhl ganz herrlich und die Kaiserin neben ihm. Der Bischof fing an, das Evangelium mit lauter Stimme zu singen. Als das Amt aus war, verzog er, wie verabredet, mit der Predigt. Nun ging Herzog Ernst mit großem Mut vor den Kaiser, hatte seinen Mantel um sein Angesicht geschlagen, fiel vor ihm nieder, neigte sein Haupt dreimal gegen ihn und sprach: „Allergnädigster Herr und Kaiser, ich bitte Eure Majestät, daß Ihr einem Sünder verzeihen wollet, der vor langer Zeit sich wider Euch vergangen hat; aber Gott weiß doch wohl, daß er

in der Hauptsache unschuldig ist!“ Der Kaiser hörte die Bitte an und sprach zu ihm: „Je nachdem die Übelthat ist, wegen der Du Dich entschuldigst, so kann ich Dir verzeihen!“

Da stand die Kaiserin von ihrem Stuhl auf und sprach: „Gnädiger Herr, vergebet diesem Menschen, weil er Euch an einem hohen Feste so inständig bittet!“ Desgleichen kam der Bischof mit vielen Fürsten und Herren; der bat auch und sprach: „Liebster Herr und Kaiser! Ihr sollt diesem armen Menschen vergeben; denn Ihr wisset wohl, es ist vor Gott kein Sünder so groß, wenn er rechte Reue über seine Sünden hat, so werden sie ihm verziehen!“ Da sprach der Kaiser: „Sie sollen ihm verziehen sein; doch will ich wissen, wer er ist!“ Nun warf Herzog Ernst den Mantel von seinem Angesicht zurück. Der Kaiser erkannte ihn und entfärbte sich in seinem Angesicht vor Zorn. Ernst sah das, erschrak sehr und winkte seinem Gesellen Wetzel am Altar, daß er Achtung haben sollte, wenn er ihn gefangen führen lassen wollte. Aber der Kaiser, der sah, daß alle Herren so eifrige Bitte für seinen Sohn einlegten, sprach: „Lieber Sohn, wo ist denn Dein Freund, Graf Wetzel, hingekommen?“ Da sprach Herzog Ernst: „Dort bei dem Altar steht er!“ Damit rief er ihn, und Wetzel kam mit großen Freuden gegangen, und der Kaiser gab ihnen den Kuß des Friedens. Darüber war die Kaiserin sehr erfreut. So blieben sie in der Kirche, bis das Evangelium vom Bischof ausgelegt war. Dann gingen sie mit großen Freuden heim und jedermänniglich verwunderte sich.



Herzog Ernst versöhnt sich mit seinem Vater.
Nach einer Zeichnung von F. v. Dör.

Beim Mittagsmahl, das zu einem rechten Versöhnungsmahle wurde, ergriff Herzog Ernst das Wort und sprach: „Lieber Vater, ich bitte in

Unterthänigkeit, daß Ihr mir doch sagen wollet, warum Ihr mich also aus meinem Lande vertrieben habt, und ich habe Euch doch in keiner Sache etwas zum Verdruß gethan!" Da sprach der Kaiser: „Lieber Sohn, ich will Dir nicht verhehlen, warum ich dieses gethan habe. Der Pfalzgraf Heinrich kam einmal zu mir in meinen Saal und sprach zu mir: Wisset, gnädiger Herr, es ist meine Schuldigkeit, Euch vor Schaden zu bewahren; denn Euer Sohn Ernst hat sich bei mehreren Herren vernehmen lassen, wenn er allein zu seinem Vater käme, wolle er ihn erstechen, damit er das Reich allein bekäme. Der Pfalzgraf beteuerte, er selbst habe dies aus Deinem Munde gehört; er überredete mich dermaßen, daß kein Mensch den Zorn, den ich über Dich hatte, mir hätte ausreden können; darum schickte ich Kriegsleute gegen Dich und wollte Dich vertreiben lassen; die schlugest Du alle tot; dann, wie ich auf dem Reichstage zu Speier war, kamst Du in meine Kammer und stachest den Pfalzgrafen an meiner Seite tot, und wenn ich nicht in meine Kapelle entflohen wäre, ich glaube, Du hättest mich auch erstochen! Da ward ich noch mehr vom Zorn gegen Dich bewegt und vertrieb Dich ganz aus dem Lande."

Darauf sprach Herzog Ernst: „So wahr Gott lebt, gnädiger Herr Vater, ich habe nie mit einem Wort wider Euch geredet; sondern als ich erfuhr, daß Euch der Pfalzgraf so schändlich belogen hatte, da hab' ich ihn getötet."

Der Kaiser verwunderte sich nicht wenig über des Pfalzgrafen Verräterei. Dann schickte Herzog Ernst, als die Mahlzeit vorüber war, einen seiner Diener in die Herberge und sprach zu ihm: „Bring' das wunderliche Volk hieher, das ich mitgebracht habe!" Das that der Diener. Wie er sie aber über die Straße brachte, lief alles Volk ihnen nach, und der Riese hatte sich genug zu wehren. Als sie in dem Saal waren, schob man den Riegel vor, sonst wäre das Volk nachgedrungen, so neugierig war es.

Dann sagte Herzog Ernst: „Lieber Vater, diese Leute hier habe ich dem König der Arimasper ganz unterthan gemacht; der Mensch mit dem einen Auge (auf der Stirne) aber ist in jenem Königreich zu Hause. Nun möget Ihr wohl schließen, wie mancherlei Gefahr ich ausgestanden habe. Einer von den Leuten, der nur einen einzigen gar breiten Fuß hatte, ist mir in Paris gestorben. Einen Agrippiner konnte ich nicht mitbringen, deren König habe ich erstochen; diese Leute haben Kopf und Hals wie Kraniche und besitzen ein großes Königreich. Von diesem schifften wir weiter und kamen an den Magnetberg, da ging unser Schiff zu Stücken, und sieben von uns retteten sich auf ein anderes Schiff. Dort nähten wir uns in Ochsenhäute, und der Greif trug uns ans Land in sein Nest. Gott half uns in einem Walde zu einander, da befuhren wir auf einem Floß im tiefen Grund ein Wasser und fuhren durch einen großen Berg und kamen

an leuchtendem Gestein vorüber; an dem hab' ich dies Stück abgeschlagen." Damit zog Herzog Ernst den Karfunkel heraus und gab ihn seinem Vater. Dann erzählte er noch weiter alle seine Abenteuer.

Der Kaiser konnte des Staunens gar nicht müde werden. Endlich sprach er zu Herzog Ernst: „Mein lieber Sohn, weil Du so vielfältig versucht worden bist, so verheiße ich Dir hier vor allen diesen Herren, daß Du all Dein Land wieder haben sollst, und noch mehr Städte will ich Dir dazu schenken!" Das that der Kaiser auch. Alles schied fröhlich von einander. Die Kaiserin lobte Gott in ihrem Herzen; Herzog Ernst mit seinem treuen Freunde ritt in sein Land und ließ das Volk, das ihn mit Freuden empfing, sich huldigen. So saß und regierte er dort in guter Ruhe; der Kaiser aber zog gen Speier auf den Reichstag, blieb lange Zeit daselbst und hielt einen köstlichen Hof, weil sein Sohn in das Land gekommen war. Die Kaiserin aber, Herzog Ernsts Mutter, bestellte Bauleute zu Salza und ließ Gott zu Danke ein herrlich Münster aufrichten, in dem sie auch nach ihrem Tode begraben worden ist.

II.

12. Kaiser Wenzels Geburt.

Kaiser Karl IV. hielt sich ebensogern wie sein Vorgänger, Ludwig der Bayer, in der Reichsstadt Nürnberg auf, das ihm viele wertvolle Privilegien und Freiheiten, namentlich in handelspolitischer Beziehung, verdankt.

Es war am Weihnachtsfeste 1360, als er sich mit seiner Gemahlin und seinem ganzen Hofstaate wiederum daselbst eingefunden hatte, um längere Zeit zu verweilen und des Reichs Geschäfte von hier aus zu leiten. Obwohl er es war, der seinerzeit (1349) den Aufstand der Handwerker unterdrückt, hatte ihm die Bevölkerung Nürnbergs — da er sich sonst gegen sie gnädig und milde gezeigt — dies längst verziehen und ihn diesmal mit großem Jubel aufgenommen.

Dem Kaiser sollte in Nürnberg die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, einen Sohn und Nachfolger zu erhalten, endlich in Erfüllung gehen. Am 26. Februar 1361 trat dieses frohe Ereignis ein; die Freude des überglücklichen Vaters kannte keine Grenzen, und damit das Volk so recht nach Herzenslust an seiner Freude teilnehmen könne, ließ er den neugebornen Prinzen in großer Pracht öffentlich ausstellen und erließ dem Rate und den Bürgern der Stadt für das laufende Jahr alle Steuern und Abgaben.

Des Prinzen Taufe sollte eine ganz besonders feierliche werden. Der Kaiser hatte hiezu alle deutsche Fürsten und Lehensträger eingeladen. Da zu diesen Zeiten das Reisen ein beschwerlich Ding war und etwas langsamer ging als heutzutage, mußte diese kirchliche Handlung 6 Wochen lang hinausgeschoben werden, damit die Geladenen sich rechtzeitig einfinden konnten. Endlich am Sonntag Misericordias Domini, als die sieben Kurfürsten und noch viele andere Reichsfürsten, Grafen und Herren erschienen waren, konnte sie vor sich gehen. Unter einem goldenen Himmel mit Begleitung vielen Heiligtums (Reliquien) wurde das Kind von einem der Kurfürsten des Reiches zur Sebalder Kirche getragen. Die hiezu geladenen hohen Teilnehmer bildeten einen schier endlosen Zug, die Donnerbüchsen knallten und das Volk bildete Spaliere. Solche Pracht war bis dahin in der Reichsstadt Nürnberg noch nie gesehen worden.



Taufstein in der Sebalduskirche.

Zur Verherrlichung dieses Ereignisses hatte im Auftrage des Rates ein Nürnberger Rotgießer-Meister ein neues kunstvolles Taufbecken, 32 Zentner schwer, aus Weißbronze gegossen. Die Sage berichtet, daß der Prinz während der Taufhandlung das Taufwasser verunreinigt habe. Es mußte deshalb im nahen Pfarrhause, so rasch als möglich, neues Wasser vorgewärmt werden, wobei aus Unachtsamkeit ein Feuer auskam, das den ganzen Sebalder Pfarrhof in Asche legte.

Mancher der Zuschauer hielt das für ein bedenkliches Vorzeichen; indes der Kaiser ließ sich dadurch nicht in seiner Freude stören. Acht Tage lang dauerte das Fest. Turniere, Ringelrennen und andere ritterliche Übungen wurden von den adeligen Herren ausgeführt und Proben von eminenter Tapferkeit der Ritter auch im Essen und Trinken abgelegt. Alles schwamm in Entzücken und Freude.

Soweit wäre alles, abgesehen vom Pfarrhausbrande, recht und gut gewesen; allein die Sage berichtet uns weiter, daß hierbei der kaiserlich Vater von seiner eigenen Gemahlin betrogen worden sei; dieselbe soll nämlich nicht von einem Sohn, sondern von einer Tochter entbunden worden sein Da sie den Herzenswunsch des alternden Kaisers, einen Sohn und Erben zu erhalten, kannte und nach Lage der Sache den Zorn desselben fürchten mußte — Töchter hatte sie ihm schon mehrere geboren — beschloß sie, die Prinzessin gegen einen Knaben umzutauschen. Der Zufall war ihrem Vorhaben günstig. Eine Schuhmachersfrau, Martha Stengel, war in derselben Nacht von einem kräftigen Knaben entbunden worden. Dies erfuhr sie durch

die Hebamme. Rasch schickte sie zu der jungen Meisterin eine vertraute Freundin mit dem Auftrage, sie zum Tausche zu bewegen. Lange wollte die glückliche Mutter nicht daran; war dieses Kind doch ihr erstes, und welche Mutter willigt denn überhaupt in einen solchen Handel? Als ihr aber eine große Summe — drei Mark in feinem Golde — geboten wurden, gab sie endlich, wiewohl unter großem Schmerz, ihre Zustimmung zu dem vorgeschlagenen Tausch; denn sie war arm, und ihr Mann hatte gerade genug zu thun, um das Nötige für die Familie zu verdienen.

Die Unterhändlerin empfahl sich und brachte nach kurzer Zeit in einem großen Armkorbe ein schlafendes prächtiges Mädchen. Ohne viele Umstände packte sie es aus, entnahm der Wiege den Knaben, legte ihn in den Korb und eilte der Thüre zu. Mittlerweile aber schlug der Meistersfrau das Gewissen; sie wollte den Handel rückgängig machen und bat, Thränen in den Augen, um ihren Knaben, was die Vermittlerin bewog, ihren letzten Trumpf auszuspielen. Sie schalt die Frau eine Närrin und sagte: „Seid doch nicht thöricht! Euer Sohn soll dereinst Kaiser und König werden, wenn ihr ihn mir übergebt; was könnt ihr aus ihm machen? Euch erwartet Reichtum und Ansehen; denn das Kind, das ich übergebe, ist des Kaisers Töchterlein; unter dem Eindruck dieser Worte ging sie hinweg. —

Am andern Morgen wurde die Meisterin vom Donner der Kanonen aufgeweckt. Es wurde der Bevölkerung durch Freudenschüsse angezeigt, daß dem Kaiser ein Prinz und Erbe in dieser Nacht geboren worden sei. Der Kaiser war glücklich; das Volk jubelte. Zwei Mütter aber seufzten und haderten mit dem Schicksal.

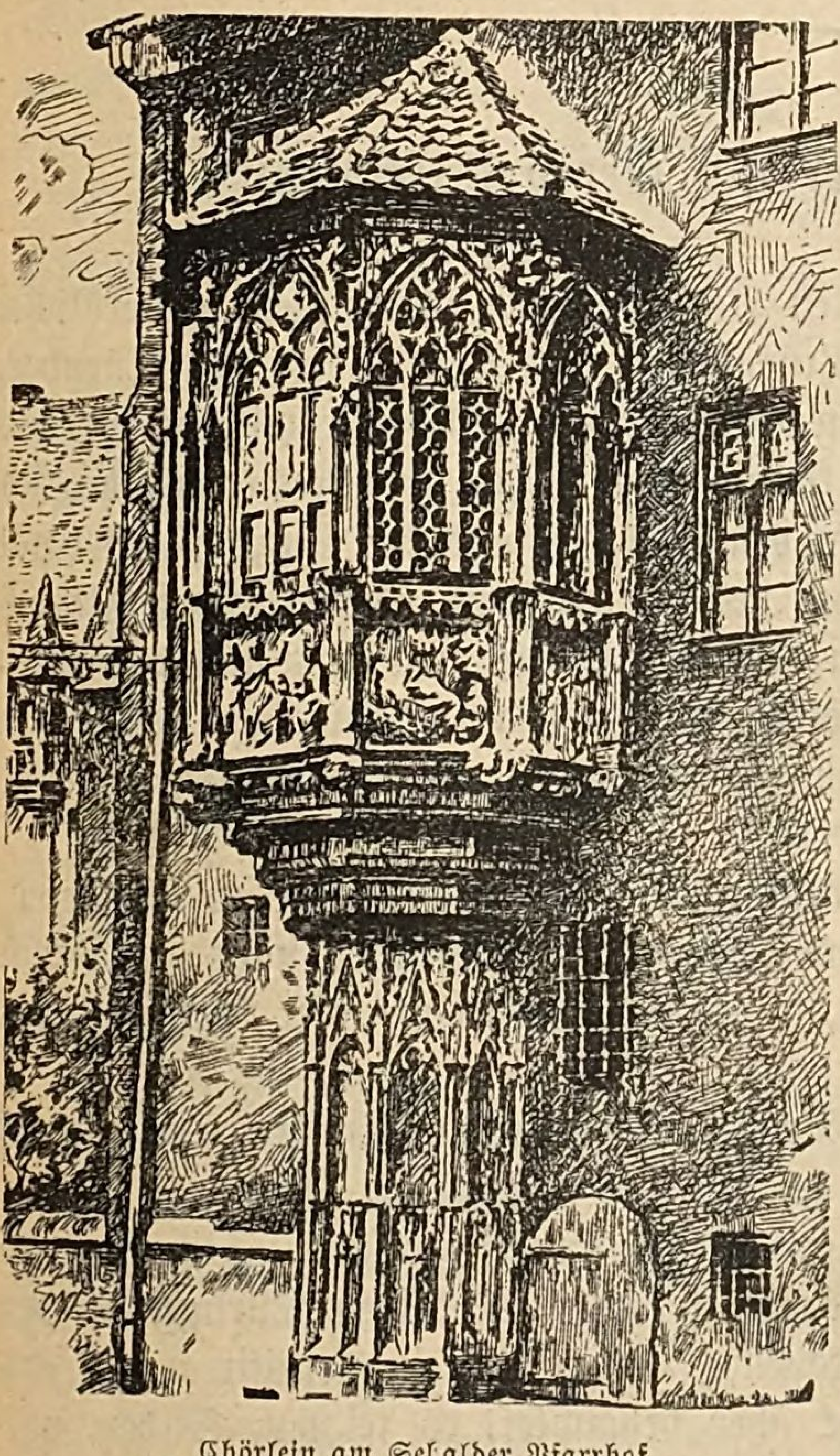
Noch am selbigen Morgen erschien der Beichtvater der Kaiserin bei der Schuhmachersfrau und ließ sie einen furchtbaren Eid auf die Hostie schwören, daß sie das Geheimnis still im eigenen Busen bewahren wolle. Zugleich gebot er ihr im Namen der Kaiserin, dem Mägdelein bei der heiligen Taufe den Namen „Elisabetha“ zu geben. Der Kaiser aber übersandte dem Kinde, weil es in gleicher Nacht mit seinem Prinzen geboren war, reiche Geschenke. — So geht es manchmal in der verkehrten Welt!

Mit dem holden kaiserlichen Kinde war in des Schuhmachers Hause eitel Glück und Sonnenschein eingekehrt. Schlicht und bescheiden wuchs das Mädchen auf und unterschied sich durch ihr feines, sinniges und sittliches Wesen sehr von den übrigen Kindern des braven Schusters. Zur stattlichen Jungfrau erblüht, wollte sie der Meister an einen rechtschaffenen und braven Bürger, einen Zirkelschmied, verheiraten. Mädchen sind kein Lagerobst, sagte er.

Damit kam er aber bei der Meisterin schön an. Sie, die sich sonst in allen Stücken gerne dem Willen ihres Eheherrn fügte, setzte dessen Absichten ein entschiedenes „Nein“ entgegen, und so gab es vorübergehend im

Hause täglich Mißhelligkeiten; denn der Vater hatte dem Bewerber schon so halb und halb das Jawort gegeben.

Bauend auf den Einfluß, den der Beichtvater der Familie, Pater Hilarius bei St. Ägidien, auf seine Frau ausübte, sandte er diesen zu ihr, um sie seinem Plane geneigt zu machen. Aber auch er, dessen Leitung sie sonst so gerne folgte, konnte trotz wiederholter Besuche und Unterredungen nichts bei ihr bezwecken. Diese Hartnäckigkeit fiel ihm auf und veranlaßte ihn, nach dem eigentlichen Grund derselben zu forschen. Als er ihr die Unstichhaltigkeit der Gründe, die sie anfänglich angab, nachgewiesen, hatte er sie so in die Enge getrieben, daß sie ihm — ihren Eid vergessend — mitteilte, daß Elisabeth des Kaisers Tochter sei und deshalb doch nicht an einen Handwerker verheiratet werden könne. Daraufhin wurde er der Bundesgenosse der Meisterin, und die Heirat unterblieb.



Chörlein am Sebalder Pfarrhof.
Nach einer Federzeichnung von E. Schotte.
(Verlag v. S. Soldan.)

Einmal im Besitze des wichtigen Geheimnisses, wollte der schlaue Pater dasselbe für seine hochfliegenden Pläne benutzen. Bald aber wäre ihm dies schlimm bekommen. Mit unverwerflichen Beweismitteln reiste er nach Prag an Wenzels Hof (Wenzel war nämlich unterdessen Kaiser geworden) und erzählte ihm haarklein, was er über dessen Herkunft wußte. Wenzel begriff, daß er in den Händen dieses Mannes sei, der ihn, wenn er die Sache weiter verbreite, mit Schimpf und Schande vom Throne stürzen könne. Nicht wählerisch in den Mitteln, sich von einem so furchtbaren Gegner zu befreien, wollte Wenzel den Pater töten lassen. Der Schlaukopf aber bekräftigte ihm mit einem feierlichen Schwure, daß er noch niemand Mitteilung von seinem Geheimnisse gemacht habe, und auch niemand jemals davon Mitteilung machen werde. Das wirkte. Um den Mönch von solchen Versuchungen abzubringen, machte

er ihn zum Bischof und würdigte ihn seiner Freundschaft. Auf des letzteren Fürbitte wurde nun Elisabeth an des Kaisers Hof gebracht. Der Kaiser ernannte sie zur Gräfin Rothkirch, stattete sie standesgemäß mit einigen Dörfern und Schlössern aus und vermählte sie schließlich mit einem angesehenen, hochadeligen Herrn. Ihre große Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Kaiser soll indes nicht unbemerkt geblieben sein; doch hinter den wahren Stand der Dinge kam niemand. Wenzels Charakter war ein schlechter; er wurde schließlich vom eigenen Bruder entthront. Doch sagte man ihm nach, daß er während seiner Anwesenheit in Nürnberg seine Mutter habe auf die Burg kommen lassen; auch soll er einmal, als Mönch verkleidet, die Gesellschaft seines Vaters gesucht haben.

III.

13. Die Nürnberger als Herrgottsschwärzer.

Durch seinen ausgedehnten Handel, seine vielartigen gewerblichen Erzeugnisse, durch Pflege von Wissenschaft und Kunst hatte sich Nürnberg im Mittelalter zu einer der ersten Städte des heiligen römischen Reiches, deutscher Nation, erhoben. Man konnte es mit Fug und Recht das deutsche „Venedig“ heißen, und wenn man den hohen Stand der Kunst in Betracht zieht, den es später gegen Ausgang des Mittelalters, namentlich zu Albrecht Dürers und Peter Vischers Zeiten erreichte, konnte man wohl auch von einem deutschen „Florenz“ sprechen. Hochgeachtet war der Nürnberger deshalb in der Heimat wie in der Fremde, am meisten wohl im reichen, stolzen Venedig; doch fehlte es auch nicht an Neidern.

Der Volkswitz liebt es bekanntlich, „das Strahlende zu schwärzen“ und sucht geflissentlich insbesondere denjenigen, welchen es nicht an Selbstbewußtsein und Selbstgefühl fehlt, in allerdings oft harmloser Weise, „Eines anzuhängen.“

So kamen die stolzen Nürnberger auf einmal in der Leute Mund als „Herrgottsschwärzer.“ Das soll aber so zugegangen sein:

Eines der ältesten künstlerischen Gußwerke größeren Stils befindet sich außen an der St. Sebalder Kirche zwischen den beiden Türmen an dem Mittelfenster der Löffelholz'schen Kapelle. Es ist dies ein Kruzifix aus Bronze oder Messing, von dem die Sage aber behauptet, es sei von Silber, oder es sei f r ü h e r einmal aus Silber gewesen. Wer es geschaffen hat, darüber liegt keine Nachricht vor; gab es doch stets in Nürnberg unter den „Rotschmieden und Gelbgießern“ Meister genug, die ein solches Kunstwerk erdenken und ausführen konnten; aber die Namen der frommen Stifter desselben sind uns aufbewahrt: die Brüder Johann und Georg Stark, deren

Familie seit lange in Nürnberg als eine der reichsten und angesehensten galt, und die sich zu den Patriziern zählte; jetzt mag sie wohl ausgestorben sein. In einer Gruft der St. Johanniser Kirche liegen mumifizierte Leichname von einem Stark'schen Ehepaar.

Dieses Kruzifix erscheint nun nicht, wie andere aus gleichem Metall hervorgegangene Denkmäler, mit einer grünen Patina, die sich von selber unter dem Einfluß der Witterung bildet, überzogen zu sein, sondern hat eine vollkommen schwarze Färbung. In den unsichern Zeiten des dreißigjährigen Krieges fürchtete, so sagt man, E. E. Rat der Stadt für die Sicherheit des wertvollen Kunstwerkes, und mit Recht; denn nichts war vor der umherziehenden raub- und habgierigen Soldateska — gleichviel ob sie der Stadt freundlich oder feindlich gesinnt war — sicher, am allerwenigsten natürlich Silber. Als nun im Jahre 1625 das Kruzifix wegen einer notwendig gewordenen Reparatur abgenommen worden war, befahl der Rat, demselben einen schwarzen Anstrich zu geben, um das kostbare Material, aus dem es gefertigt war, für den Nichteingeweihten unkenntlich zu machen. Das geschah, und so wurde es der Stadt erhalten.

Im Laufe der Zeit mag aber die Sache doch ruchtbar geworden sein, und verschaffte den vorsichtigen Nürnbergern, besonders bei den eifersüchtigen Umwohnern der Stadt, z. B. den Fürther, Laufer und Altdorfer Bewohnern, den Spitznamen „Herrgottsschwärzer," und heute noch kann man diese Benennung von Fremden aussprechen hören, worüber indes die gutmütigen Nürnberger sich nicht in Aufregung bringen lassen.

Die Sagen der St. Lorenzerkirche.

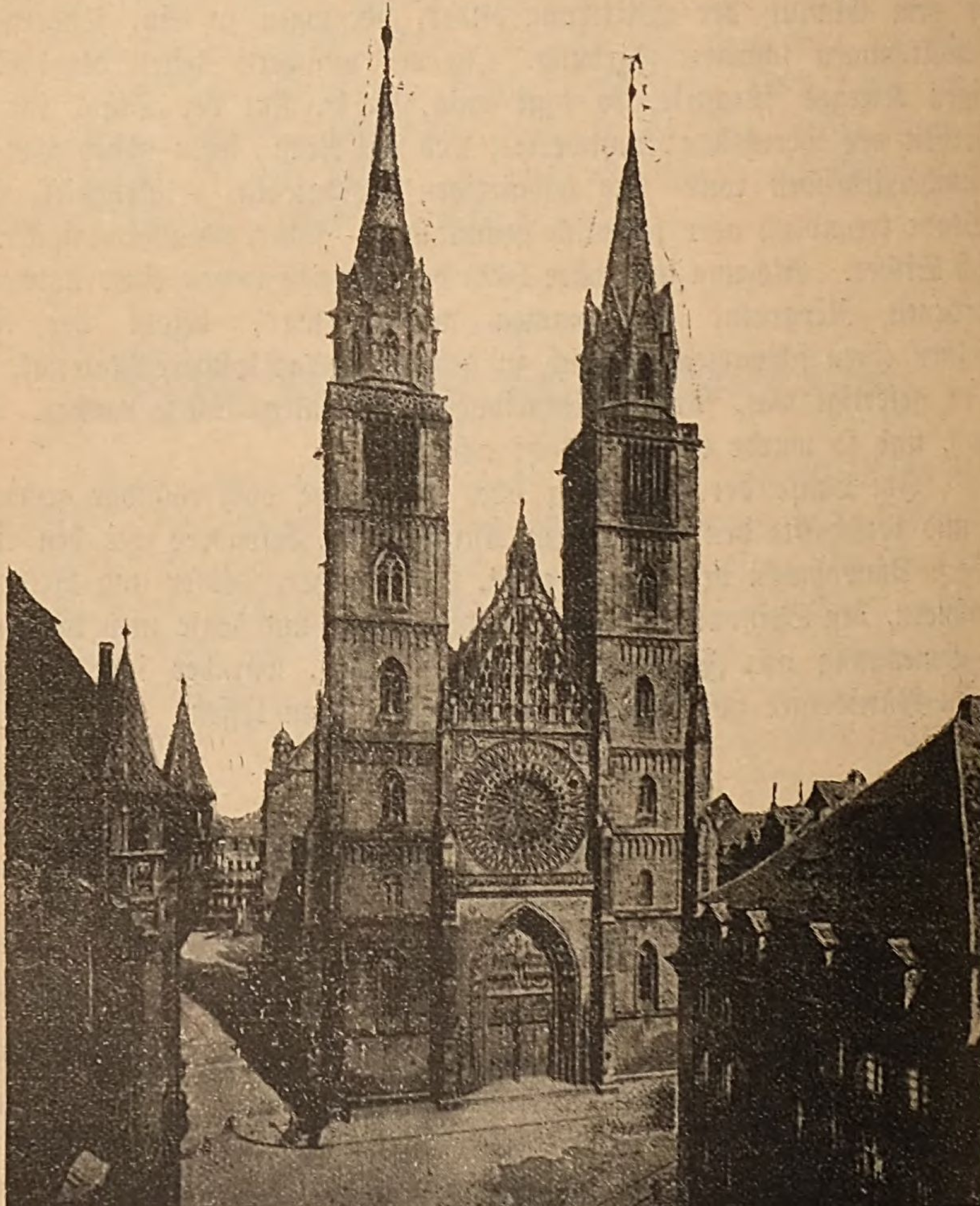
I.

14. Die drei Baumeister von St. Lorenz.

An der Stelle, wo jetzt das prächtige Gotteshaus, die Kirche St. Lorenz, steht, stand in früheren Zeiten die Kapelle „zum heiligen Grab," im romanischen Baustil ausgeführt. Indes schon im Jahre 1162 führte die Kirche ihren heutigen Namen, befand sich aber noch in Abhängigkeit von dem Rektor der Kirche in Fürth. Übrigens stammt sie, wie sie jetzt steht, aus der zweiten Hälfte des Mittelalters. Dem 14. Jahrhundert gehört die Westfront an mit dem stattlichen Portale, der schönen Rose und den beiden Türmen, die wohl erst im folgenden Jahrhundert vollendet worden sein mögen, wie auch der Ostchor. Wie bei allen großen Bauwerken rankt auch hier die Sage ihre Reben epheuartig um die Wirklichkeit, von der uns geschichtlich nicht sehr viel aufbewahrt ist.

Eine dieser Sagen betrifft einen traurigen Vorfall beim Bau des nördlichen Turmes. Sie wird uns von Trautmann in der Hauschronik wie folgt, erzählt:

„Zu St. Lorenzen heißt ein Turm der alte. Wie derselbe alte Turm im Bau begriffen war, hatten ihrer zwei Meister daran zu schaffen



St. Lorenzkirche.

und diese hatten schon einem andern Meister die Arbeit abgejagt. Nachdem nun der beseitigt, loderte in ihnen beiden grimmiger Haß und Zorn empor und sie beschlossen, sich einander zu verderben.

Damit es aber niemand ahne, thaten beide desgleichen, als wären sie sich überans geneigt. Darüber verlief etliche Zeit, bis sie eines Tages

hinaufsteigen mußten, soweit der Turm gebaut war. Da nun der eine ans Fenster trat und hinaussah, packte ihn der andere und wollte ihn hinabschleudern. Der erste aber, so ein Gleiches vorgehabt hatte, hielt sich fest an ihn und riß ihn mit sich hinaus. Also stürzten sie beide hinab und zerschmetterten sich alle Knochen. Dabei stand der dritte unten, nicht eine Hand breit entfernt; denn er hatte schier hart am Turm hinaufgeschaut.

Als das der Rat erfuhr, und der Baumeister, so am Leben geblieben war, erzählte, wie sie ihm mitgespielt hatten, da er ihnen doch nie was Leids gethan, war des Rates Bescheid: des Werkes weiterer Bau gebühre ihm; denn gleich wundersam habe Gott die zwei Bösen vernichtet und ihn aus Todesgefahr errettet — stehe ihm auch frei, ein Wahrzeichen zu setzen. Drauf sagte der Baumeister: „Das sei ferne von mir! Eher will ich der argen That Spur ganz verwischen!“ Drauf war sein erstes, daß er das Fenster zumauerte. Die Sage aber konnt' er nicht vertilgen.“

II.

15. Der Teufel und der Chorschüler.

Mit dem Teufel ist kein Scherz zu treiben, und wenn sich einer gar auf ihn beruft, ist er gleich so frei und kommt. Das war vor Zeiten zu Nürnberg der Fall. Da war just die Predigt zu St. Lorenz aus. Der Pfarrer hatte gegen das Fluchen gesprochen. Drauf spielten zwei Chorschüler unfern der Kirche mit Schussern und gerieten in Streit über weniger oder mehr; der eine aber, so die Schusser in der Hand hielt, stritt zumeist und rief: „Hol' mich der Teufel, ich hab' recht!“ Er hatte aber den andern betrogen. Kaum war das Wort aus seinem Munde, kam der Teufel, drehte dem Gesellen den Hals um und fuhr durch die Luft mit ihm davon. Nun sieht man den Hut des Schülers noch auf der Stange über dem Dach des Chores, den verkehrten Kopf zum ewigen Andenken am Tragstein* St. Lorenzen; die Würfel waren früher auch zu sehen, es soll sie aber vor fünfzig Jahren der Teufel geholt haben. Und vom Mantel des Chorschülers, so hinter dem Altare bewahrt wurde, ist auch nichts mehr zu finden. Wer weiß, was da geschehen ist!



Skulptur an der St. Lorenzkirche.

* s. Figur S. 33.

III.

16. Der Teufel und der Chorschüler.

Von J. M. Lotter.

Wenn Schnee und Eis beginnt zu schmelzen,
Weil draußen milde Lüfte weh'n,
Kann man in Nürnberg allenthalben
Im Freien Knaben schussern* seh'n.

Man gönnet ihnen solch Vergnügen,
Erfreuet sich an ihrer Lust,
Und Seufzer nach der Jugend Tagen
Entquellen mancher Mannesbrust.

Doch darf die Jugend nicht vergessen,
Daß alles Ding hat seine Zeit,
Und daß ein Spiel soll nimmer führen
Zu Habsucht, Trug, zu Zank und Streit. —

Ein Schüler, der gar oft gesungen
Im Kirchenchor des Höchsten Preis,
Doch mit dem Mund nur, nicht von Herzen,
Ein Frevler, wie die Sage weiß,

Der fluchend Gott gar oft gelästert,
Durch Lügen, Schwören frech verletzt,
Den hat der Teufel gleich vom Spiele
Weg in sein höllisch Reich versetzt.

Es war an einem Feiertage,
Der Gottesdienst war eben aus,
Als man ein heftig Streiten, Fluchen,
Vernahm vor Lorenz' Gotteshaus.

Beim Schussern hatte frech betrogen
Der Schüler seinen Spielkumpan,
Und als sich dieser darob mukste,
Da fing er gleich zu lärmen an.

Er schrie — man konnte weit es hören —
Du bist im Unrecht; ich im Recht;
Es soll mich gleich der Teufel holen,
Bin ich, wie du meinst, falsch und schlecht!

* In Norddeutschland nennt man das Schussern: Murmelspiel.

Der Teufel läßt nicht mit sich spaßen;
Wenn man ihn ruft, kommt er oft gleich.
Der pferdefüß'ge Seelenräuber
Wirbt unaufhörlich für sein Reich.

Kaum war dem Wicht das Wort entfahren,
Da zeigt sich auch der Böse schon,
Macht mit ihm nicht viel Federlesens,
Fährt durch die Luft mit ihm davon.

Man siehet noch den Hut des Schülers
Dort auf der Stange über'm Chor,
Und ein verkehrter Kopf am Tragstein
Stellt den des bösen Fluchers vor.

Die Schusser auch, des Schülers Mantel
Hat man noch lange vorgezeigt,
Bis sie der Teufel nachgeholet,
Wie man zu glauben ist geneigt.

Am Turm gen Norden bei Lorenzen
Da fließt ein Brünnlein, hell und klar.
Der Vorfall ist drauf abgebildet,
Fast wie er hier zu lesen war.

IV.

17. Der gehängte Mönch.

An einem heißen Sommertage des Jahres 1521 ergingen sich zwei junge Mönche in dem schattigen Laubgange der St. Michaeliskirche zu Bamberg. Die neue Lehre des Wittenberger Augustiner-Mönchs hatte sich nach Franken verbreitet, und selbst in der guten rechtgläubigen alten Stadt Bamberg Anhänger gefunden, die sie, trotz des angedrohten Verlustes der ewigen Seligkeit, mit Begierde verschlangen. Kein Wunder, daß die gesamte Hierarchie darob in Feuer und Flammen geriet und von Kanzel, Beichtstuhl und Katheder Anathema's auf diejenigen schleuderte, die die Verruchtheit hatten, im Geheimen von dieser von ihr verfluchten Speise zu naschen, oder sie selbst öffentlich als Heilmittel zu verteidigen. Das war es, was unsern orthodoxen Mönchen Stoff zur salbungsreichen Unterhaltung gab.

„Und du sagst, der Kurfürst von Sachsen habe sich laut für die Thesen dieses Lucifer, dieses Satanael, Martinus Lutherus nominatus, erklärt?"

„So berichtet der Prodekan Pfister zu Erfurt in Thüringen unserm hochwürdigsten Herrn Erzbischof, war die Antwort Anselms.

„Der fromme Hubert schlug, ein Ave murmelnd, drei Kreuze. „Und der Reichstag zu Worms?“ fragte er weiter, „hat man den Erzketzer nicht ergriffen und an ihm gethan, wie weiland an dem exkommunizierten Johannes Huß zu Konstanz am Bodensee? Ins Feuer mit ihm! Ins Feuer mit allen, die an ihn glauben! Kein zweiter Phönix steigt aus solchen Flammen. Sprich, Anselme, hat man?“

Der Gefragte schüttelte das Haupt. „Bedenklichkeiten! Gegebenes Kaiserwort! — frei Geleit! — als ob man dem Antichrist solches zu halten schuldig wäre: — die Sache blieb unentschieden und Luther ging frei aus.“ „Credo in Deum omnipotentem!“ sprach Hubert mit gefalteten Händen. Gott ist kein Ding unmöglich; es wird auch sein Stündlein schlagen; glaube es mir, Anselme, fratre in Christo Jesu. Wie? ein Mönch, unbekannt, namenlos, sollte mit seinen frechen Worten das tausendjährige Gebäude unserer alleinseligmachenden Kirche erschüttern können? Ein Gebäude, aufgeführt auf Felsen, trotzend der Zeit und ihren Stürmen? Credo in Deum omnipotentem! ich wiederhole es. Ein Blitz wird aus wolkenlosem Himmel schlagen und das sündige Gomorrha vertilgen, daß man nach Jahrhunderten nicht eine Spur von ihm finden kann.“

Es bedarf dessen nicht,“ versetzte Anselm mit ebenso großer Zuversicht. „Der Blitz ist schon geschleudert; von Rom, von St. Peters Stuhle ging er aus, und er hat noch niemals seine allmächtige Wirkung verfehlt. Kaiser, Könige und Länder hat er zu Boden geschmettert, und ein Augustinermönch sollte ihm trotzen können?“

„Und doch,“ begann nach einer Pause Hubert von neuem, „wenn — ich kann es nicht denken, dieses fürchterliche Wenn — wenn der elende, wandelbare Haufe, Volk genannt, das Neue, nur weil es neu ist, dennoch auffassen und dem Antichrist in seiner Ketzerei und planlosen Sündenverwirrung mehr Glauben schenken würde, als den Worten des Stellvertreters Christi auf Erden? Wenn — denke dir das Verdammenswerte, Anselm — wenn selbst die Lehrer unserer Kirche sich dem hinneigen würden, der das Cölibat verwirft, weil er selbst fleischlicher Lüste Freund ist?“

„Wohl ein Grund, der so manchen Apostaten machen könnte“, meinte Anselm.

„Nein ich will's nicht denken!“ rief Hubert im heiligen Grimme. Dann sprach er feierlich und langsam: „Anselm, mir kommt ein großer Gedanke. Laß uns schwören, schwören auf die Hostie vor dem Altar der Jungfrau Maria, mit unerschütterlicher Treue zu hangen an dem, was wir jetzt als wahrhaftig anerkennen, keiner Lockung der Sünde und Verdammnis bis zu unserm seligen Ende Gehör zu geben, und eher den Tod der Apostasia vorzuziehen! Wie, Anselm, du zögerst?“

„Ich folge dir, versetzte dieser, und beide schritten eilig in die Kirche, als wäre jede verlorene Minute ein Raub an ihrer Seligkeit. Die heilige Jungfrau hörte ihren heiligen Schwur; — von diesem Augenblick an waren Anselm und Hubert die grimmigsten Eiferer gegen das Gift der neuen Lehre. —

Zehn Jahre waren vergangen. Der große Tag von Augsburg hatte der neuen Lehre eine feste, politische Gestalt, ihren zahlreichen Anhängern einen Namen gegeben.

Die beiden Freunde hatten sich während dieser Zeit getrennt. Anselm war zum Prediger in das Kloster St. Paul zu Bamberg berufen worden, Hubert in gleicher Eigenschaft an die St. Lorenzkirche nach Nürnberg abgegangen.

Hier öffnete sich dem Eifer des Letzteren ein großes Feld, denn Nürnberg war bereits von innen und außen durch Luthers Lehre ergriffen. Aber obgleich vom Haufen angefeindet, fand er doch noch viele Rechtgläubige, die seinen Donnerworten begeisterte Zuhörer waren, und sich nicht nur seines untrüglichen Rates als Geweihter des Herrn, sondern auch seiner Hilfe als Arzt und Beichtvater bedienten.

Die Beichte war eines Tags zu Ende, und Hubert wollte eben seinen Stuhl verlassen, um sich in seine Zelle zu tiefen theologischen Forschungen zurückzuziehen, als sich noch ein schmuckes Dirnlein näherte, um ihr Sündenbekenntnis in die Brust des ernsten Gottesmannes niederzulegen, und Absolution dafür zu empfangen. War es nun die tiefe Stille, die in der weiten Kirche herrschte, oder die wunderbare Schönheit der Maid, oder der süße Zauber ihrer Worte: genug, dem frommen Mann wurde es ganz unheimlich zu Mut, und ein Gefühl beschlich ihn, wie er es noch nie empfunden hatte, und das er als Priester des Herrn verdammen mußte.

Das Mädchen vor dem Beichtstuhle klagte sich einer gottlosen, strafbaren Liebe an, die ihr den Frieden ihrer Seele geraubt habe, und die sie nicht aus ihrer Brust zu tilgen vermöchte. Der strenge Hubert, gewohnt, derartigen Vergehen niemals auf den Grund zu forschen, und, falls nicht der neue Glaube dabei ins Spiel kam, mit väterlicher Nachsicht die Absolution zu erteilen, konnte für diesmal dem Gelüste nicht widerstehen, dem Mädchen auf den Grund der Seele zu schauen. Aber je länger sie sprach, desto heißer wallte ihm das Blut durch alle Adern, und als sie, nach rührender Schilderung ihrer Qualen, in die weinend hervorgestoßenen Worte ausbrach: „Ihr seid es selbst, ehrwürdiger Herr, dessen Bild im Wachen und Träumen meine ganze Seele füllt, — jetzt verdammt mich zu ewiger Buße!“ da prallte der Pater entsetzt zurück, und seine Brust rang vergebens nach Luft. Ein wollüstiger Zauber umnebelte seine Sinne, schon drängten sich Worte glühen-

der Erwiederung auf seine Lippen, da trat dräuend und finster das Gelübde seiner Keuschheit, der Schwur, den er dem Höchsten als Priester geleistet, dazwischen, und mit mühsam errungener Fassungskraft wurde der Maid in harten Worten die Absolution versagt.

Den Teufel im Herzen, wankte der Gottesmann nach seiner Zelle; Beten und Kasteien sollte ihn von den Fallstricken des Bösen befreien. Aber die heilige Jungfrau, die gnadenreiche, die er händeringend um Beistand anrief, verwandelte sich vor seinen Blicken in das Bild des liebeverlangenden Mädchens, und die Worte der Erhebung und die Litaneien der göttlichen Begnadigung wurden in seinem Munde zu Liebesbeteuerungen und Seufzern glühender Sehnsucht; ja, als er sich gegen Morgen entkräftet auf sein hartes Lager warf, um diesen höllischen Bildern zu entgehen, drängten sie sich in seine Träume und gaukelten ihm die rosigste Zukunft vor.

Die Sonne stand hoch, als ihn ein Laienbruder aus seinem schweren Schlafe rüttelte, weil der ehrbare Bürger und Schwertfegermeister Hans Scherf bereits zweimal nach seinem geistlichen Zuspruch gesendet hatte. Erschöpft und wankenden Schrittes verließ er das Pfarrhaus und nahm den Weg über den St. Lorenzplatz nach dem Katharinengraben. Seine sonst so stolze Haltung war heute gebeugt, das Gesicht hatte er tief in die Kapuze gehüllt, als fürchte er, man möchte die Schuld, das heiße Verlangen seines Innern, in den erbleichten Zügen lesen.

So kam er in das Haus des Schwertfegers; kaum mächtig, der ihn demütig empfangenden Familie ein „pax Dei vobiscum!“ zu erteilen. Der ehrliche Meister erzählte ihm, daß seine älteste Tochter, bei ihren Großeltern in Hersbruck auferzogen und seit etwa drei Wochen nach Nürnberg zurückgekehrt, von Tag zu Tag bleicher werde, ohne eine Krankheit, oder die Ursache ihrer Schwermut angeben zu können. Gestern sei sie hinüber in die St. Lorenzkirche gegangen, um im Gebete und in der Nähe des Herrn den verlornen Seelenfrieden wiederzufinden, aber erschöpfter als je nach Hause zurückgekehrt und in ein heftiges Fieber gefallen, welches sich gegen Morgen bedeutend verschlimmert habe. Er erachte es für seine Pflicht als Vater, nicht allein den ärztlichen Beistand des heilkundigen Paters in Anspruch zu nehmen, sondern auch seine geistliche Hilfe zu erbitten, weil die Anna mehrmals im heftigsten Delirium seinen Namen hervorgestoßen habe.

Dem Pater brachen bei dieser Kunde fast die Knie, er ahnte, wem zu helfen er berufen worden sei. Um jedoch jede Entdeckung so gut als möglich zu verhindern, sprach er den Wunsch aus, mit der Kranken allein zu sein, was ihm vom Familienvater als sehr natürlich zugestanden wurde. Kaum hatte sich die Kammerthüre hinter ihm geschlossen, als er einen Blick auf das Lager warf, der alle seine Befürchtungen bekräftigte. Bleich, mit aufgelöstem Lockenhaar, welches sie nur noch reizender machte, in leichtem,

durchsichtigen Nachtgewande lag die Unglückselige, die ihm alle Früchte eines fünfzehnjährigen, gottgefälligen Lebens geraubt hatte, vor ihm da, und er sollte helfen, er, der selbst mehr als je ein Mensch der Hilfe und der Erstarkung bedurfte.

„Endlich kommst du, Unerbittlicher! Ich habe Dich erwartet," lispelte die Kranke und richtete ihre großen Augen starr auf ihn. „Bei Gott ist Gnade und Erbarmen, und Du hattest keines mit dem Flehen eines armen Mädchens, dessen Liebe zu Dir ihre alleinige Sünde, ihr einziges Vergehen war!"

„Meine Tochter —" sprach der Pater tonlos, und vor seinen Augen verschwamm alles um ihn her zum buntesten Gewirr — aber Anna unterbrach ihn und rief, sich langsam erhebend:

„Auch Dich hat Gott mit menschlichen Gefühlen geschaffen, auch Du bist nur ein Mensch, wie wir alle, unvollkommen, der Sünde Spielball. Du glaubst Dich gewappnet gegen jede Gefahr, aber es wird einst auch Deine Stunde kommen und in Deinem erkalteten Herzen wird es Frühling werden. Dann, wenn Du hoffnungslos die Hände wundringst, möge Dir Gott ein gnädigerer Richter sein, als Du es gegen mich gewesen!"

Das war zuviel für den armen Gottesmann. „Anna!" rief er aus, vor ihrem Lager niederstürzend, ihre Hände ergreifend und sie mit glühenden Küssen bedeckend. „Anna! Du machst einen Verbrecher aus mir, und ich habe keine Kraft, Dir zu widerstehen."

„Er liebt mich, er ist mein!" jubelte das Mädchen und schlang die Arme um seinen Nacken und schmiegte ihre glühenden Wangen an seine kalte Stirne.

Während dessen lagen die Eltern auf ihren Knien in der Stube und beteten für ihr Kind, für den heiligen Priester, der den frommen Rechtgläubigen der alleinige Anhaltspunkt war.

Es folgte eine lange, lange Pause. Der Pater und Anna sprachen nicht mehr, aber ihre Augen begegneten sich und konnten sich nicht wieder trennen. Dies ist die Sprache der Liebe; ein einziger Blick, ein einziges Lächeln ist beredter, als ein Schwall gesuchter Beteuerungen. In dem Auge liegt Wahrheit; aber der Mund ist das Organ der Lüge.

„Ich bin verloren," stöhnte Hubert, allmählich seine Fassung wieder erringend, verloren hier und dort. Das Gelübde der Keuschheit, das ich an dem Altar des Herrn geleistet, meine Priesterwürde, mein Schwur — Gott! Gott! warum ließest Du mich sinken? Wo ich hinblicke, Hölle und ewige Verdammnis!" —

„Noch gibt es einen Ausweg," lispelte Anna. „Bekenne Dich zu der neuen Lehre, und Du bist gerettet."

„Mädchen, das blies Dir der Satan ein!" rief Hubert mit

kreischender Stimme. Er sprang empor, seine Haare sträubten sich, sein Mund zitterte convulsivisch.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, und der Meister blickte herein. Die letzten Worte hatte der Priester so laut gesprochen, daß sie durch die Bretterwand drangen und den Vater ein größeres Unglück befürchten ließen. Hubert nahm seine letzten Kräfte zusammen und sprach: „Es wird besser werden mit Eurer Tochter, Meister Klaus. Was in meinen Kräften stand, habe ich gethan.“ Und ohne der Familie den Segen zu erteilen oder sonst ein Wort des Trostes zu sprechen, rannte er, wie von Furien gepeitscht, aus dem Hause und zum Thore hinaus.

Seine Schritte führten ihn in den Reichswald. Er war bleich und blickte verwirrt umher; er wußte nicht mehr, wo er war, was er dachte, ob er wache oder träume. Ihm war es gleich, wohin es ging; nur vorwärts, vorwärts, war sein Gedanke. Jetzt stand er still und furchtbare Ideen dämmerten in seinem Geiste. Er sah bis auf den Boden seiner Seele und schauderte. Vor ihn hin trat die Thorheit der ewigen Gelübde, die Nichtigkeit der Wissenschaften, der Religion, der Tugend, ja selbst die Nutzlosigkeit des Daseins eines Gottes. Ein Rausch, ein trunkener Taumel erfaßte ihn, und ehe er es selbst wußte, hatten diese Gedanken Raum in seiner Seele gefunden und der Satan frohlockte.

Er wurde ruhiger; er gedachte des Glückes, welches er auf Erden finden konnte, wenn er — noch wagte er nicht an Abtrünnigkeit zu denken. Er sah sich als Vater, von Kindern umspielt, von ihr umfangen, die jetzt nur allein Raum in seiner Seele hatte, als lutherischen Priester in irgend einem Winkel der Erde. Welches Leben heiterer Unschuld führten nicht so viele Tausende von Menschen rings um ihn, — auch er konnte glücklich werden, Luther hatte ihm den Weg dazu gebahnt. Ein süßer Schauder durchzuckte ihn, er vergoß Thränen sehnsüchtiger Freude. Aber wieder trat bleich und hohläugig sein fürchterlicher Schwur, den er mit Anselm auf die Hostie geleistet, vor sein geistiges Auge und verwirrte seine Gedanken. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne, er riß sich die Haare aus und zerschlug sich mit den geballten Fäusten das Gesicht. Er warf sich auf die Knie, um zu beten und: Anna! Anna! lallten seine Lippen.

Während dieser Sturm der Leidenschaften alles, was in seiner Seele festhielt, niederriß und zertrümmerte, fiel sein Blick auf die Natur um ihn her. Überall sah er Ruhe und Ordnung, Maß und Ziel. Hier sang ein Vogel dem brütenden Weibchen, den zarten Jungen ein Wiegenlied, dort kletterte ein anderer an der Eiche empor, sich die Nahrung suchend, ein leiser Wind flüsterte in den Kronen der Bäume, die Mittagssonne beschien klar und ruhig das funkelnde Laub, — da faßte sein von Leidenschaft zerrissenes Herz neue Verzweiflung, und er rannte durch Wald und Feld

unaufhaltsam weiter. Als die Sonne unterging, warf er sich erschöpft in das hohe Gras, und ein neuer Blick in sein Inneres zeigte ihm, daß er dem Wahnsinn nahe war. „Apostat! Apostat!“ waren die einzigen Worte, die sich über seine Lippen drängten, während sein geistloses Auge vor sich niederstarrte.

Es war schon finstere Nacht, als er in seine Zelle trat. Wie gern hatte er sonst in ihr geweilt! Dort an dem Tische erschloß sich ihm das ungeheure Gebiet des Geistes in wissenschaftlichen Forschungen, hier an dem Betpulte erhob er sich zu seinem Schöpfer, reinen, demütigen Herzens. Jetzt war sie ihm zu enge; aus allen Winkeln des düstern Raumes starrte nur ein Bild, selbst wenn er die Augen schloß, starrte es ihn dennoch an und lächelte ihm zu und reichte ihm die Hand, um ihn zu sich hinüber zu ziehen.

„Und wenn ich ihr folgte,“ stöhnte er endlich, mit gebeugtem Haupte auf seinem Lager sitzend; worin liegt das Verdammenswerte? In der Abtrünnigkeit? Tausende sind mir vorangegangen, Millionen werden mir folgen, ich bin zu machtlos, um den Strom zu dämmen. Aber muß ich mit ihm schwimmen? Ist nicht die römische Kirche ein Anker, der im festen Grunde haftet, und nie sich lösen wird? Ist es nicht meine Pflicht, mich an ihn zu klammern bis zum letzten Hauche? Dann ist Anna auf ewig für dich verloren, fügte er ganz leise hinzu; denn schon wagte er auszusprechen, was ihm früher zu denken als Todsünde erschienen war.

So kreuzten sich unzählige Für und Wider in seinem zerrütteten Denkvermögen, bis er plötzlich mit Hast aufsprang und in die lauten Worte ausbrach: „Und sollte ich ewig verdammt sein, ich werde Protestant!“ In diesem Augenblick schlug die Glocke auf der St. Lorenzkirche die zwölf Schläge der Mitternacht, und fast zu derselben Zeit öffnete sich die Thüre seines Gemachs. Ein bleicher Mönch in schwarzer Kutte überschritt deren Schwelle. „Anselm!“ kreischte Hubert und stürzte ohnmächtig zu Boden.

Am folgenden Morgen hatten sich die gläubigen Besucher der Frühmette um das sogenannte Hirschvogelfenster an der nördlichen Seite der St. Lorenzkirche versammelt; ein Mönch hatte sich an demselben aufgehängt. Mit Schaudern erkannten alle die verzerrten Züge des frommen Paters Hubert. Auf dies stob die Menge auseinander, obgleich sich niemand den Beweggrund zu diesem frevelhaften Selbstmorde erklären konnte. Wenige Tage zuvor hatte man in dem Kloster St. Paul zu Bamberg einen Mönch lebendig eingemauert, weil er sich ketzerischer Dogmata schuldig gemacht, und die neue Lehre von der Kanzel herab zu verteidigen gewagt hatte. In den Klosterannalen fand sich sein Name mit „Anselm“ bezeichnet. Des Schwertfegermeisters Scherf älteste Tochter begrub man zwei Tage nach dem erzählten Ereignisse auf dem St. Rochuskirchhofe. — Noch heutigen Tages sieht man in oben genanntem Fenster einen erhängten Mönch abgebildet.

V.

18. Der eingemauerte Mönch.

Es gehört sicher ein hoher Grad von Weltentsagung dazu, um sich hinter die grauen Mauern eines Klosters zu flüchten und, der Welt absterbend, nur dem Dienst der Kirche zu leben. Ist es doch keine Kleinigkeit, aus den gewohnten Verhältnissen sich herauszureißen, Vater und Mutter, Geschwister, Verwandte und Freunde zu verlassen und die Anwartschaft auf Amt und Würden, auf das Glück des Familienlebens dahinzugeben für immer.

Glücklich zu preisen ist noch derjenige, welcher aus eigenem Antriebe in vollem Bewußtsein dessen, was er hinter düsteren Klostermauern zu erwarten hat, die Kutte anzieht; glücklich derjenige, den die trüben Erfahrungen des Lebens zur Flucht vor den schalen Freuden und Vergnügungen der Welt ins Kloster scheuchten, wenn er dort findet, was er sucht.

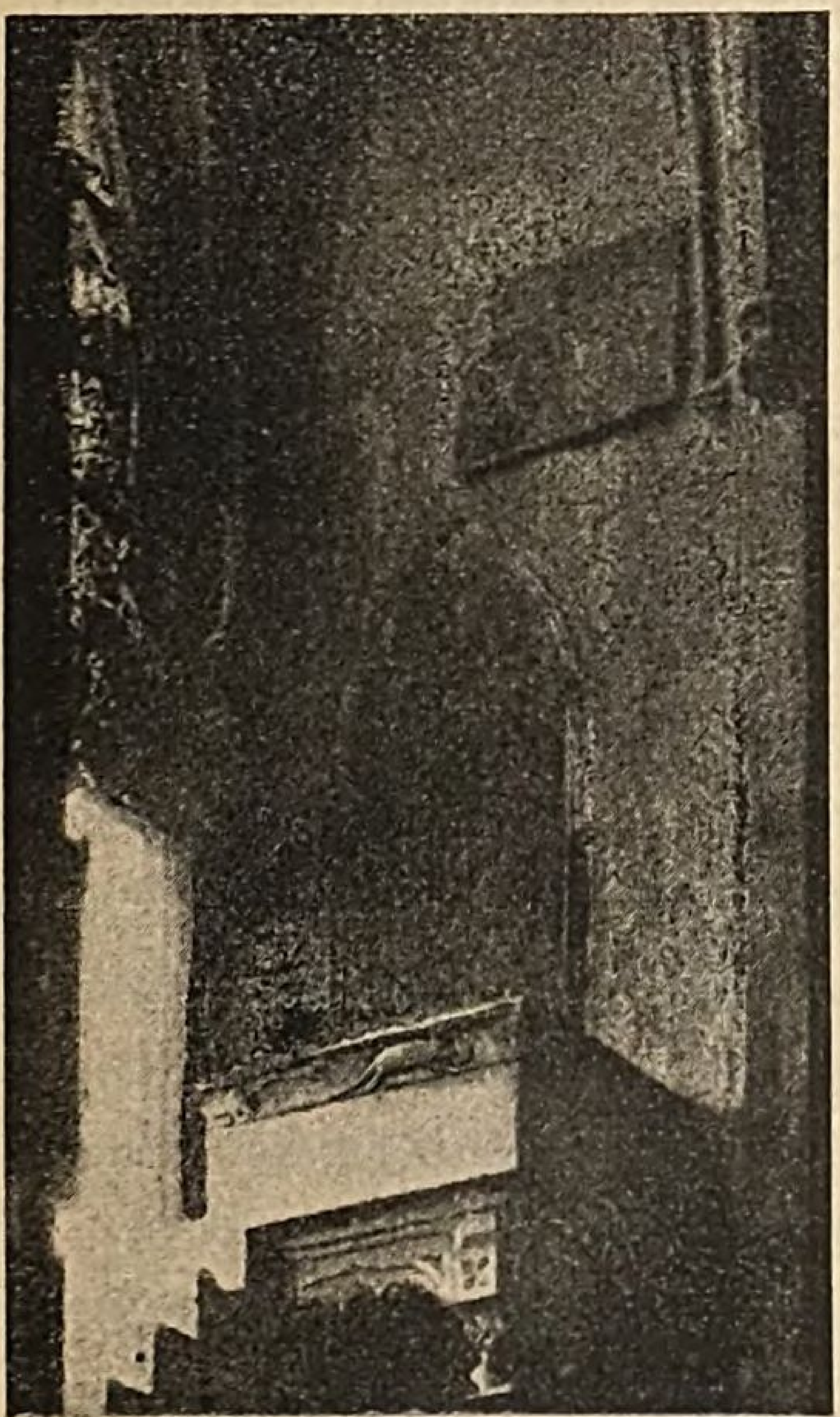
Wehe aber dem Unglücklichen, der nicht ganz freiwillig und nicht in voller Kenntnis des Klosterlebens und seines eigenen Ichs diesen Schritt unternimmt. Die Ordensregeln verlangen unbedingten Gehorsam und völlige Unterwerfung. Das Ordensgelübde ist nicht leicht mehr zu lösen. Was nun, wenn die Versuchung naht? Denn auch die Heiligen sind vor den Anfechtungen des Teufels, der Welt und ihres eigenen Fleisches nicht sicher. Die Geschichte lehrt uns, daß auch die Insassen der Klöster vor Ketzereien, fleischlichen Vergehungen und anderen, nach den Kirchengesetzen schwer zu sühnenden Verbrechen nicht bewahrt geblieben sind.

Fürchterlich waren im finsteren Mittelalter die Strafen, welche im Falle grober, schwerer Versündigungen die Kirche über Mönche und Nonnen, aber auch über Weltgeistliche verhängte. Eine der schrecklichsten war jedenfalls deren Einmauerung bei lebendigem Leibe.

Zur Einmauerung wählte man in der Regel mit Sitz versehene Mauernischen in abgelegenen Teilen der Klöster oder Kirchen. Bevor man eine solche gänzlich zumauerte, gab man dem Verurteilten einen geringen Vorrat an Lebensmitteln, wohl auch eine Lampe mit etwas Öl mit, eine Art grausamen Mitleids, um ihn schließlich durch Hunger und Entziehung der Luft einem langsamen, schrecklichen Tod zu überliefern.

Ob bei Fällung eines solch schrecklichen Urteils die geistliche Gerichtsbarkeit, von der aus es keine Appellation an irgend ein anderes Gericht gab, nicht auch manchmal parteiisch und fanatisch handelte, ob nicht manchmal persönlicher Haß, Rachsucht, überhaupt menschliche Leidenschaft und Verblendung mit im Spiele waren, wer möchte dies angesichts der Thatsache der massenhaften Verbrennungen von sogenannten Ketzern im Mittelalter verneinen?! Und dies alles geschah von den Dienern derjenigen Religion, deren Stifter die „Liebe“ selbst war.

Nun zu unserer Sage! Es soll in der Mitte des 13. Jahrhunderts ein Mönch aus einem der Nürnberger Klöster — von welchem wird uns nicht berichtet — zur Einmauerung verdammt worden sein. Sein Grab sollte eine Nische in einer Wand der südwestlichen Vorhalle der St. Lorenzerkirche werden, da, wo die Glockenseile herabhängen. Was er verbrochen, davon wissen wir ebenfalls nichts; jedenfalls verdiente seine Missethat nach unserer Anschauung und auch nach den geistlichen und weltlichen Gesetzen der Jetztzeit nicht eine so entsetzliche Bestrafung; sonst hätte auch Gott, der Herr, ihn nicht so wunderbar, wie es geschehen, aus Todesnot errettet.



Nische in der St. Lorenzkirche (Südseite) mit der Ratte.

Diese Errettung soll sich aber so zugetragen haben: Die Magd des Meßners an dieser Kirche war bald nach der geschehenen Einschließung des verurteilten Mönchs, als sie in der Kirche das Reinigen zu besorgen hatte, dahinter gekommen, was geschehen war. Vielleicht machte sich ihr der Eingemauerte durch Klopfen oder durch Jammern und Rufen bemerklich, und als sie den Ort herausgefunden und durch eine Spalte in der schlecht vermauerten Wand vernommen, was für ein gräßlich Elend sich hinter der Mauer barg, da fühlte sie ein menschlich Rühren und beschloß, selbst auf die Gefahr hin, dafür schrecklich bestraft zu werden, den Armen, so lang als möglich, zu erhalten. Sie brachte ihm heimlich von ihrer eigenen Nahrung täglich, was er bedurfte und reichte ihm Speise und Trank durch die erwähnte Mauerspalte, die sie etwas erweitert hatte.

Die Furcht, entdeckt zu werden, quälte sie natürlich dabei unaufhörlich. Die edle Seele dachte dabei weniger an sich, als an das scheinbar unabwendbare Schicksal ihres Schützlings. Die Entdeckung trat auch ein. Eine Ratte wurde die Verräterin des Eingemauerten. Aber Gott wendete es zum Guten.

Beim Läuten der Glocken nämlich bemerkte einer von denen, die das besorgten, daß aus der angeführten Mauerspalte eine Ratte mit einem Wurstzipfel zwischen den Zähnen heraussprang. Das erschien den Leuten sonder-

bar und veranlaßte sie, genauer nachzusehen. Sie zerstörten die Mauer. Hiebei fanden sie nun den Eingemauerten, bleich und abgezehrt, der beim Anblick des ungewohnten Lichtes in Ohnmacht fiel. Man schaffte ihn heraus, und er erholte sich bald wieder.

Ob die Furcht vor dem Volke seine Peiniger abhielt, den Armen weiter zu belästigen; ob es dessen wunderbare Errettung gethan — genug; er ward begnadigt, jedoch für ewige Zeiten aus der Stadt und ihrem Gebiete verbannt, worüber er sich selbstverständlich nicht beschwerte, da ihm der Boden der Stadt unter den Füßen so heiß geworden war.

Der guten Magd, die ihn vor dem entsetzlichsten Tode bewahrt, wurde trotz ihres Eingreifens in die geistliche Kriminalrechtspflege, kein Haar gekrümmt; das erbitterte Volk hätte es wahrscheinlich nicht zugegeben.

Das ist die Sage. Sie leidet aber an so großen Unwahrscheinlichkeiten, daß man ihre Erfindung wohl als die Ausgeburt eines kranken Gehirns betrachten darf. Nur eines! Wie hätte der Bevölkerung, die tagsüber fleißig die Kirchen besuchte, ein solcher Vorgang so lange verborgen bleiben können! Dazu würden in einem Kloster, wo man vor Entdeckung sicher war, sich die passenderen Gelegenheiten ergeben haben.

Eine ähnliche Sage ist bis in unsere Zeit auch im hiesigen städtischen Findel- und Waisenhause, das bis zum Jahre 1525 ein Barfüßerkloster war, kolportiert worden. Ein finsterer Winkel des alten Gebäudes, in dem jetzt ein Trockenraum sich befindet, zeigte an einer mehr als meterdicken Wand eine ganz gewaltige Ausbauchung, hinter welcher ein eingemauerter Mönch stecken sollte. Der Raum wurde besonders des Nachts von den meisten Insassen der Findel ängstlich gemieden. Ich ließ den Buckel beseitigen, und es stellte sich das Ganze, das Jahrhunderte lang die Bewohner der Findel beunruhigt hatte, als völlig grundlos heraus. Das mag wohl öfters bei dergleichen Sagen der Fall gewesen sein!

VI.

19. Die Messe der Toten.

Alle positiven Religionen lehren ihren Bekennern, daß das menschliche Dasein nach seiner anscheinenden Vernichtung durch den Tod eine Fortsetzung erhalte. Die Ägypter glaubten an eine Seelenwanderung, die Griechen versetzten die Geister der Abgeschiedenen als Schatten in die Unterwelt, die Christen lassen die Seelen dem Reinigungsfeuer oder direkt dem Himmel zustreben und glauben noch überdies eine Auferstehung des Fleisches

in verklärter Gestalt, dazu bestimmt, der Seele abermals als Hülle zu dienen. Es existiert also auch nach dem Tode noch, abgesehen von dem Andenken und der Pietät der Hinterbliebenen, eine Art Zusammenhang, sagen wir, zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Erde und Himmel, zwischen Lebenden und Abgeschiedenen. Ja, es gab zu allen Zeiten Menschen, die sich mit den Abgeschiedenen direkt in Verkehr zu setzen suchten, auch solche, die behaupteten, daß sie ungesucht von drüben Nachrichten erhielten.

Es ist sicher, daß damit der leichtgläubigen Menge schon manch abscheulicher Betrug gespielt worden ist; es ist auch sicher, daß phantasiebegabte, sensitive Naturen mit dergleichen Gesichten und Träumen sich selbst getäuscht und betrogen haben.

Eine bekannte Nürnberger Sage, die übrigens fast in gleicher Gestalt anderwärts wiederkehrt, liefert einen Beleg, wie eine aufgeregte Phantasie Erscheinungen sehen und Dinge erleben kann, die in der Wirklichkeit gar nicht möglich sind.

Einer vom Patriziergeschlechte derer von Im Hoff war eines allzufrühen Todes verblichen. Er hinterließ eine junge, kinderlose Witwe, die sich im Gram über den Verlust ihres geliebten Gatten fast verzehrte. Sie wünschte sich nichts sehnlicher, als im Tode bald mit ihm wieder vereinigt zu werden, und alle ihre Bitten und Gebete gingen darauf hinaus. Täglich besuchte sie das Grab des teuern Mannes und begoß es mit ihren Thränen; täglich ging sie als erste zur Frühmesse in die St. Lorenzerkirche, mochte die Jahreszeit und die Witterung auch noch so widerwärtig sein, Gott um Erhörung ihres Lieblingswunsches nachdrücklichst anzuflehen. Kein Trost wollte bei ihr verfangen, und auch die Zeit, die sonst alle Wunden heilt, linderte nicht ihren herben Schmerz.

Mitten in einer durch schwere Träume beunruhigten Nacht — es war an einem Allerseelentage — erwachte sie und glaubte Glockengeläute zu vernehmen. Wähnend, dasselbe sei das Zeichen zum Besuch der Frühmesse, stand sie sogleich auf, kleidete sich eiligst an und eilte der Lorenzerkirche zu, fast unwillig über sich, daß sie diesmal etwas zu spät daran sei. Heller Mondschein bestärkte sie in der Meinung, daß es auf den Morgen zu gehe.

Sie fand die Thüren des Gotteshauses geöffnet und die Kirchenstühle von einer ungewöhnlich großen Zahl Andächtiger besetzt. Der Priester hatte die Messe bereits begonnen, der Altar war mit einer überaus großen Anzahl brennender Kerzen besetzt; indes erschien ihr der Schein, der von ihnen ausstrahlte, ganz eigentümlich fahl, die Gesichter der Anwesenden außerordentlich blaß und die Stimme des die Messe celebrierenden Geistlichen schaurig hohl und klanglos, obgleich sie ihr bekannt vorkam. Was das nur sein mag, dachte sie; aber noch hatte sie keine Ahnung von der grausigen

Wirklichkeit, die sie umgab. Erst als der Priester vom Altare sein Angesicht der Gemeinde zuwandte, ward sie von einem sonderbaren Schrecken ergriffen. Deuchte es ihr doch, in ihm den geistlichen Herren zu erkennen, dem man erst vor wenigen Wochen zu seiner ewigen Ruhe auf dem Friedhof bei St. Lorenzen bestattet und dessen Leichenbegängnis sie selbst beigewohnt hatte.

Einmal beunruhigt, richtete sie ihr Augenmerk auf ihre Umgebung, und mit Entsetzen erkannte sie unter den ihr Zunächststehenden Personen, die sie längst begraben wußte, und die ihre hohläugigen Gesichter ihr drohend zuwendeten.

Einer Ohnmacht nahe, fiel sie in ihren Stuhl zurück. In diesem Augenblick schritt eine dieser Gestalten direkt auf sie zu. Sie erkannte in derselben eine Jugendfreundin, die vor wenig Monden gestorben und von ihr schmerzlich betrauert worden war, und diese flüsterte ihr zu: „Fliehe, so rasch Dich Deine Beine tragen, aus dieser Gemeinschaft! Du hast die Schatten der Abgeschiedenen in ihrer Andacht gestört, und diesen Frevel mußt Du mit einem schauerlichen Tode büßen, wenn Du bis zum Schluß der Messe hier verweilest!"

Und die Angst beflügelte den eilenden Fuß. Glücklich und unangefochten entkam sie der drohenden Gefahr; aber es war auch die höchste Zeit zur Flucht gewesen. Beim Austritt von der Kirche mußte sie über den dieses Gotteshaus umgebenden Friedhof schreiten, und dabei bemerkte sie, daß alle Gräber offen standen. Beim Verlassen des Kirchhofs glaubte sie ein Geräusch zu vernehmen, als ob alle die gespenstigen Besucher der Kirche hinter ihr drein huschten und sie zu haschen suchten. In der Bestürzung ließ sie im Friedhofe ihren Mantel fallen, ohne es zu merken.

Es ist erklärlich, daß sie im aufgeregtesten Zustande bei ihrer Wohnung ankam, die nicht weit von der Kirche entfernt lag. An der Schwelle ihres Hauses kam ihr die Gürtelmagd entgegen, die das ungewöhnlich frühe Aufstehen und Ausgehen ihrer Herrin bemerkt und eben sich angeschickt hatte, derselben nachzugehen. Ohnmächtig stürzte die aufgeregte Frau in deren Arme; Kraft und Besinnung hatte sie gänzlich verlassen. Die Dienerin trug sie in das Haus, und als sie die Thüre schloß, schlug es eben 1 Uhr nach Mitternacht.

Die Folge dieses ungewöhnlich grauenhaften Erlebnisses war ein hitziges Fieber, das die Arme an den Rand des Grabes brachte. Doch siegte diesmal noch die jugendlich kräftige Natur. Sie genaß; aber ihre schönen blonden Haare waren vollständig grau geworden und ihr Gemüt blieb dauernd verdüstert. Sie beschloß, fortan nur dem Herrn zu leben und trat in das Clarissenkloster in Nürnberg ein, wo sie der Herr bald von den Leiden erlöste.

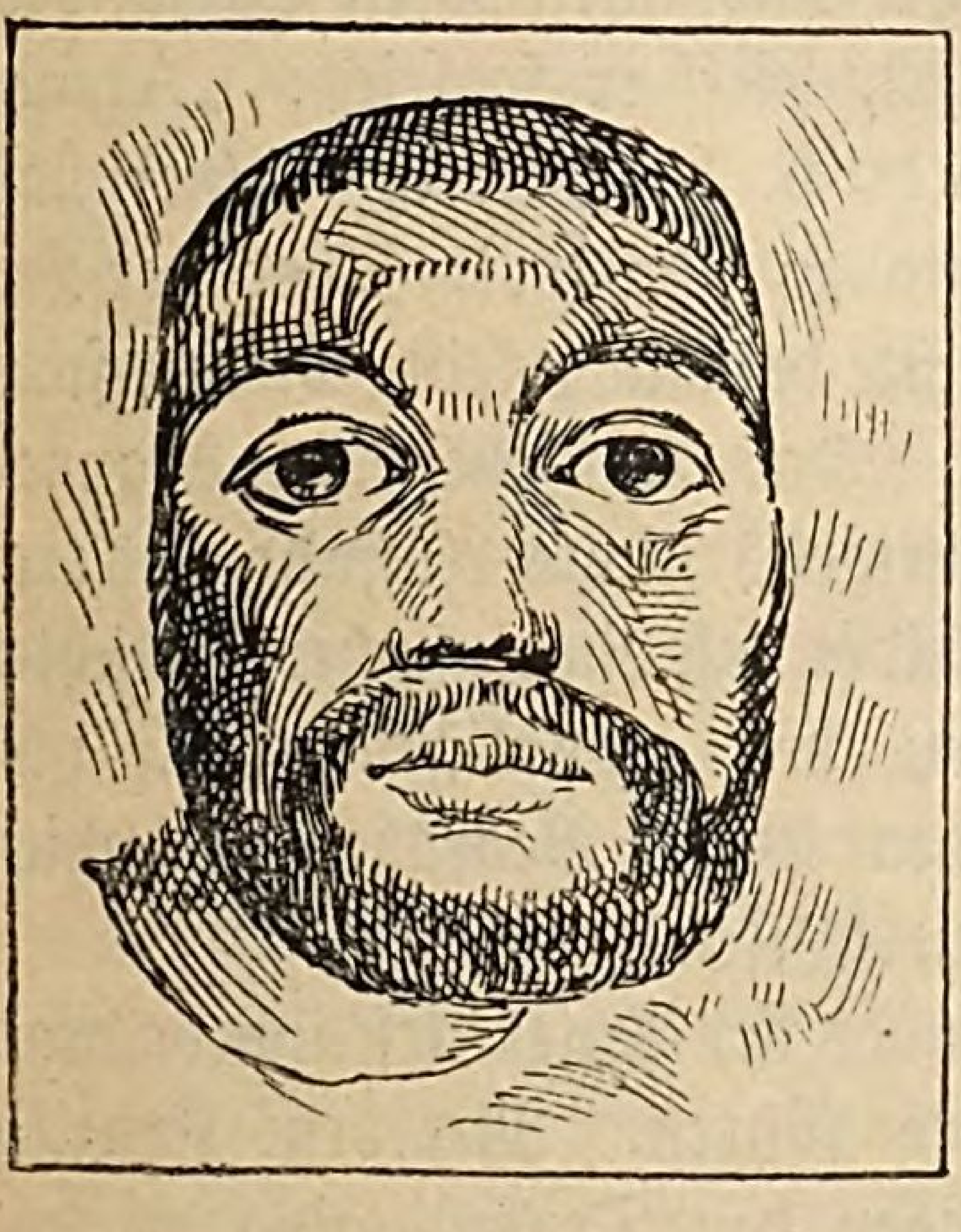
Die Sage meldet uns noch, daß der verlorene Mantel, nach welchem am Morgen dieser entsetzlichen Nacht der Diener ausgesendet worden war, in tausend Fetzen zerrissen auf den Gräbern des Friedhofes herumlag. Wahrscheinlich hatten die beunruhigten gespenstigen Meßbesucher ihre Wut an demselben ausgelassen, nachdem ihnen dessen Herrin entronnen war.

20. Die kaiserliche Burgkapelle.

Die Sage läßt die älteren Teile der Nürnberger Burg von König Konrad I. erbaut werden. Sicher ist, daß sie ihre jetzige Gestalt hauptsächlich dem Kaiser Friedrich Barbarossa verdankt, der die vorhandene Anlage beträchtlich erweitert hat.

In dem alten Teil des Schlosses, mit dem sogen. Heidenturm in Verbindung, befinden sich zwei Kapellen. Die eine, tiefer gelegene, heißt die Margareten-, die andere, über dieser liegende, die Kaiserkapelle.

Wie aus der Geschichte bekannt, hatte König Konrad I. wegen seiner Anerkennung als König mit dem bayrischen Herzog Arnulf allerlei Kämpfe zu bestehen. Nachdem er endlich diese Angelegenheit zu seinem Vorteile entschieden hatte, sandte er Botschaft an den Burggrafen von Nürnberg, dieser solle den Bau der Kaiserkapelle, mit dem es der Kriegsläufte halber etwas verzüglich hergegangen war, so beschleunigen, daß sie nach einigen Monaten durch den Bischof von Regensburg eingeweiht werden könne; denn er gedenke, auf dem neuen Reichsschloß in Nürnberg während des Winters Hof zu halten.

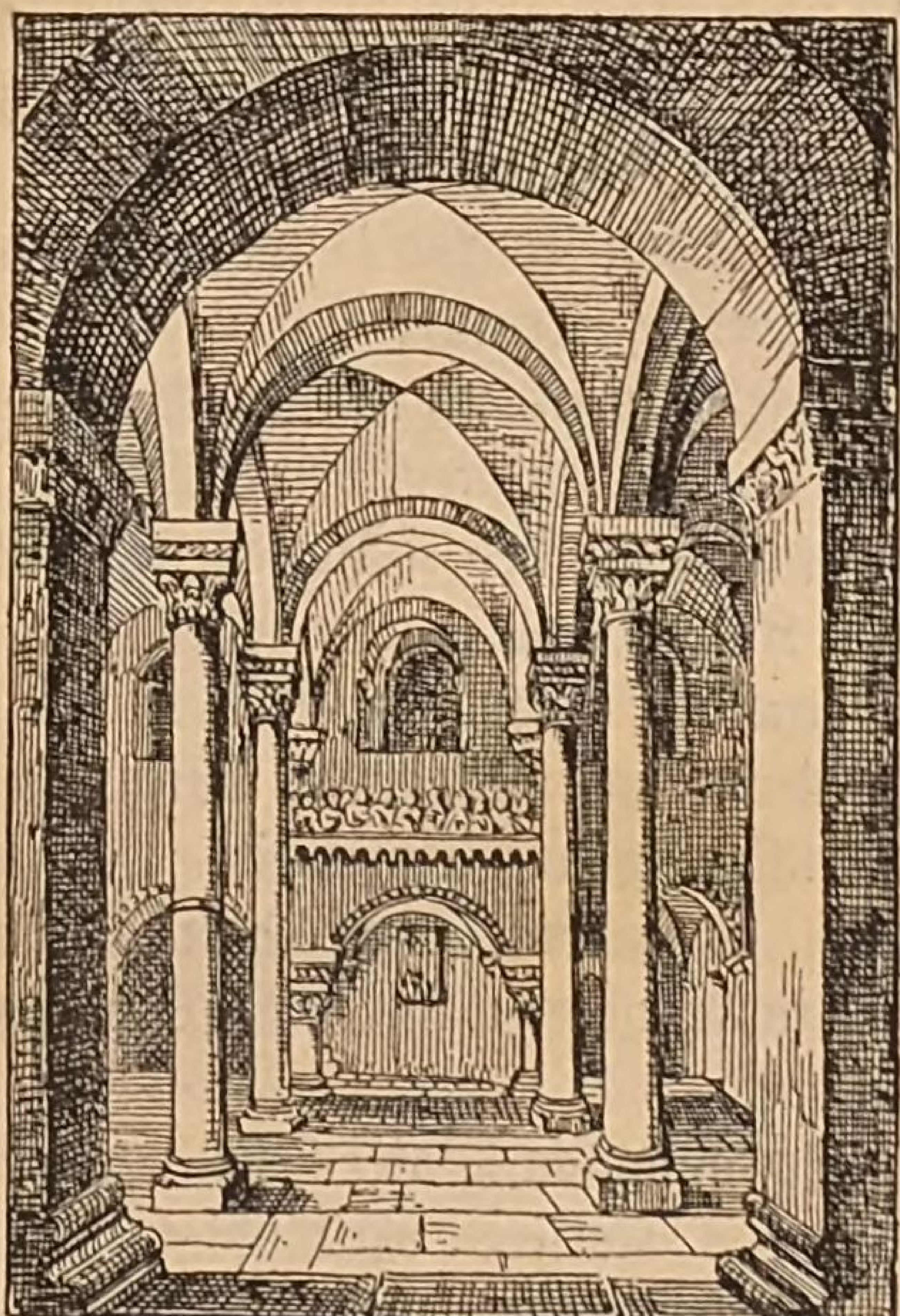


Pater Cyrillus.
Nach einer Skulptur in der Burgkapelle.

Der Schloßkaplan, Pater Cyrillus, von der Absicht des Kaisers verständigt, war natürlich in großen Sorgen wegen der Kaiserkapelle. Es fehlte vor allem an passendem Baumaterial, besonders an Marmor, woraus die Säulen gemacht werden sollten, die das Gewölbe zu tragen und zu stützen hatten. Wo mochte er in so kurz gemessener Zeit bei den damaligen beengten Verkehrsverhältnissen den Marmor, dieses kostbare Baumaterial, das es bei uns nicht gibt, herbringen?

Man denke sich in die Lage des armen Mönches. Mit großem Eifer und mit feinem Verständnis hatte er selbst den Plan zur Kapelle entworfen und den Bau bisher geleitet; denn zu damaliger Zeit war die Baukunst noch ganz in den Händen der Mönche. Und nun mußte er sich gestehen, daß er in der ihm so kurz zugemessenen Zeit sein Werk kaum werde vollenden können. Sein Ehrgeiz ward auf eine allzuharte Probe gestellt. Nirgends zeigte sich ein Ausweg; keine Anrufung der Heiligen wollte sich wirksam zeigen. Nur durch ein Wunder konnte geholfen werden. Und es geschah ein Wunder!

In einer langen schlaflosen Nacht, schlaflos in bangen Sorgen, bei mattem Lampenscheine vor den kunstreich entworfenen Plänen zur Kapelle sitzend, hatte er eine merkwürdige Erscheinung. Erst däuchte ihm, als sähe er sein Schlafgemach von einem dichten Rauch erfüllt, der sich so schwer auf seine Brust legte, daß er fast nicht atmen konnte. Fürchtend, es wäre Feuer ausgebrochen, stand er schnell auf, um nachzusehen. Da bemerkte er in dem Dunstkreise einen Mann, der auf ihn zuschritt.



Burg-Kapelle.
Nach einer Federzeichnung von F. Trost.

Die geheimnisvolle Erscheinung brachte ihn sofort auf den Gedanken, daß es der leibhaftige Gottseibeiuns selbst sein müsse, der ihm einen nächtlichen Besuch zugedacht habe. Sich als Diener der Kirche sogleich der Macht erinnernd, die ihm diese über den Teufel und allen bösen Spuck verliehen hat, rief er sogleich: „Apage Satanas!“ d. h. entweiche! hier hast Du nichts zu schaffen!“ Aber der Besuch machte durchaus keine Miene, fortzugehen. Das Aussehen des Mannes zeigte übrigens nichts Auffallendes; er war gekleidet, wie ein einfacher, schlichter Steinmetz der damaligen Zeit, und nichts den Pater Bedrohendes schien in seinem Wesen zu liegen.

Indes der Pater ließ sich dadurch nicht irre führen. Mit dem Kruzifix in der Hand, der unwiderstehlichsten Waffe gegen den Teufel, ging er auf diesen zu und fragte ihn: „Nun, was ist's, was willst Du von mir?“

Ich sehe, Du hast mich erkannt, sprach der Mann; ich will mich also nicht weiter verstellen. Dein Kruzifix magst Du etwas zurückziehen; denn es geniert mich bei unserer Unterhaltung. Was ich Dir zu sagen habe,

betrifft Deinen eigenen Vorteil. Ich weiß, die Fertigstellung der Kapelle macht Dir Sorgen, die Dich um den Schlaf bringen. Diese Sorgen will ich Dir abnehmen; denn ich bin imstande, den Bau in kürzester Zeit zu vollenden. Ist das nicht freundschaftlich von mir gedacht? Und für diese Freundschaft verlange ich nichts weiter als Deine Seele. Wenn Du einmal genötigt bist, zu sterben, was noch lange dauern kann, und worauf ich keinen Einfluß habe, will ich sie für mein Reich in Empfang nehmen; jede Arbeit ist ihres Lohnes wert."

„Da hast Du Dich aber in mir verrechnet, sagte Cyrillus. Ich begehre durchaus Deiner Hilfe nicht, und meine Seele soll einst, so hoffe ich, ein Räumlein in den lichten Hallen des göttlichen Herrn und Meisters finden. Darum hebe Dich weg von mir, Satanas!"

„So mir nichts, dir nichts, lasse ich mich nicht abweisen," meinte der Teufel. Vielleicht gibt es doch noch einen Weg, daß wir einig werden. Ich will Dir einen Vorschlag zur Güte machen. Wissend, daß Du ein tüchtiger Priester bist, der in einer Viertelstunde eine Messe zu lesen fertig bringt, verpflichte ich mich, die zur Kapelle nötigen Marmorsäulen aus einer alten in Trümmern liegenden Kapelle in Rom, eine nach der andern, hieher zu schaffen, bis Du mit dem Lesen einer Messe fertig bist. Komme ich mit der letzten Säule früher an, als Du Zeit zur Messe brauchst, so gehört Deine Seele mir; wirst Du aber früher damit fertig, so will ich diese Arbeit umsonst gethan haben. Doch mache ich zur Bedingung, daß unsere beiderseitige Arbeit vor dem ersten Hahnenschrei beendigt sein muß. Ich kann das Gekräh dieses vorlauten Vogels nicht ausstehen.

Der Pater überlegte im Stillen, und da er glaubte, daß es ihm nicht unmöglich wäre, dem Teufel die Wette abzugewinnen, sintemal der Böse den Text der Messe doch nicht so genau kenne, daß man ihn nicht im Notfalle kürzen könne, so antwortete er: „Gut, die Wette soll gelten!" Aber ehe Du abfährst, muß ich mich ankleiden und alles, was zur Messe gehört, sowie ein paar Ministranten herbeiholen. Erst, wenn ich mit der heiligen Handlung beginne, darfst Du fort.

Auch das will ich zugeben, sagte der Teufel; aber bei Deinen Zurüstungen mag ich nicht sein, die gehen mir gegen den Strich; ich will mich derweilen auf die Turmspitze setzen und warten, bis Du mit Deinem Glöcklein das Zeichen zum Beginn der Messe gibst. Jetzt noch eines. In Nürnberg gilt zwar das „Wort." Aber wenn ich mich mit geistlichen Herren einlasse, ist immer ein schriftlicher Vertrag besser als eine mündliche Abmachung. Sei daher so gut und unterschreibe dieses Schriftstück. Ein Tropfen von Deinem Blute genügt dazu.

Nachdem auch diese Förmlichkeit nicht ohne inneres Grauen vom Pater erfüllt war, ging er an die Vorbereitung zur Messe. Schnell holte

er von der Burgwache zwei Söldner herbei, die ihm schon öfter als Ministranten gedient hatten, und that, was noch nötig war.

Aber es schien, als ob der Himmel die verwegene Wette des Priesters mit dem „Gottseibeiuns“ nicht billige. Ein schweres Gewitter war im Anzuge. Ein entsetzlicher Sturm ging ihm vorher und das Brausen des Windes, das Ächzen der Wetterfahnen, das Herabfallen der Ziegel von den Dächern, das Geklirr der Kirchenfenster, das Geheul der Nachtvögel im Schloßbau waren jedenfalls Zeichen der göttlichen Mißbilligung. Die Soldknechte zitterten wie Espenlaub. Der Priester, meinend, Gott müßte selbst seine Freude daran haben, wenn er dessen schlimmsten Widersacher überliste, blieb indes anscheinend ruhig und begann die Messe mit dem üblichen Glockenzeichen.

Als der Teufel von der Turmspitze nach Rom hinwegflog, streifte er mit einem Flügel ein Kapellenfenster, daß es in Stücke zerbrach. Der Priester hatte dabei sein höhnisch lächelndes Angesicht wohl bemerkt; er ließ sich aber nicht irre machen, auch dann nicht, als das Gewitter mit einer furchtbaren Heftigkeit sich über Nürnberg entlud, als Blitzstrahl um Blitzstrahl die Kapelle erleuchtete, wie wenn sie im Feuer stände, als die Erde erzitterte, wie wenn alles in Trümmer gehen sollte, und das Rollen des Donners jeden Laut übertönte, sodaß der Priester seine eigenen Worte nicht nicht mehr hören konnte. Und in diesem Aufruhr der Natur sah er, kaum zum Confiteor gekommen, daß der Teufel bereits die erste Säule zur Stelle gebracht und aufgestellt hatte. Das trieb ihn zur Beschleunigung an. Indes schon beim Offertorium brachte der Teufel die zweite Säule, die bald ebenso regelrecht wie die erste an dem bestimmten Orte stand, und die dritte war nicht minder schnell da. Cyrillus erblickte sie, nachdem er das Sanktissimum erhoben und das Glöcklein der Ministranten die heilige Wandlung verkündet hatte. Je weiter er in der heiligen Handlung vorschritt, um so grauenhafter wurde der Sturm und das Gewitter und der Aufruhr in der Natur. Kaum konnten sich Priester und Ministranten mehr aufrecht erhalten, und der Schein der Blitze war so grell, daß der Pater, wären nicht die Worte des Missale seinem Gedächtnis so getreu eingeprägt gewesen, das Lesen nicht hätte fortsetzen können. Unter Gottes Zulassung hatte wohl der Böse dieses Gewitter kommen lassen, um desto sicherer den armen Pater zu verwirren und zu verderben. Der Priester aber hielt noch stand, als seine Ministranten aus Furcht bereits bewußtlos am Boden lagen, und endlich rief er mit überlauter, den Sturm übertönender Stimme den Schluß: Dominus vobiscum! Ite missa est!

Es war aber auch die höchste Zeit gewesen. Kaum war sein letztes Wort verklungen, so schoß der Teufel mit der vierten Säule herein. Bemerkend, daß er zu spät gekommen, warf er sie in seiner Wut auf den

Boden. Die Kapelle schien in ihren Grundvesten erschüttert, das Gewölbe herabstürzen und Priester und Ministranten lebendig begraben zu wollen. Das war schließlich doch mehr, als ein Mann selbst mit eisernen Nerven zu ertragen vermag. Auch Cyrillus stürzte zusammen und blieb bewußtlos an den Stufen des Altares liegen.

Der Aufruhr der Elemente und der furchtbare Krach der zu Boden geworfenen Säule hatte schließlich auch die übrigen Bewohner des Schlosses, Beamte und Söldner, auf die Beine gebracht, um, nachdem sich das Wetter etwas verzogen, den Greuel der nächtlichen Verwüstung sich anzusehen. Da fanden sie denn in der Schloßkapelle den Burgkaplan und seine Ministranten anscheinend leblos auf dem Boden liegen. Alsbald wurden sie herausgetragen und Wiederbelebungsversuche mit ihnen angestellt, die glücklicherweise von Erfolg begleitet waren. Aber die furchtbaren Erlebnisse dieser entsetzlichen Nacht warfen den Pater und seine Gefährten für längere Zeit auf das Krankenlager; keiner von ihnen konnte sich bis zur gänzlichen Gesundung erinnern, was eigentlich geschehen war. Sie hatten alle das Gedächtnis für die Vergangenheit vollständig verloren.

Selbstverständlich war es für diejenigen, welche den Mönch und seine Helfer in Ohnmacht daliegend aufgefunden hatten, über alle Maßen auffallend, daß in der Kapelle plötzlich drei prächtige Marmorsäulen das Gewölbe stützten, während eine vierte in zwei Stücke zerbrochen auf dem Boden lag. Daß dies nicht mit rechten Dingen zugegangen war, ahnte wohl ein jeder. Das „Wie“ erfuhr man aber erst, als die dabei Beteiligten ihrer Sinne und Geisteskräfte wieder mächtig waren.

Der Burgkaplan gestand, was wir aus dem Vorausgegangenen schon wissen, und seine Ministranten klärten noch manchen Punkt auf, der seiner Aufmerksamkeit entgangen war. Den Schluß des frevelhaften Abenteuers hatte jedoch keiner ganz sich abwickeln sehen, da sie alle, bestürzt von der, wenn auch ohnmächtigen, Wut des Satans über den Verlust seiner Wette, ihrer Sinne nicht mehr Meister waren.

Die zerbrochene Säule wurde schließlich auch noch aufgerichtet. Man sieht heute noch die beiden Teile durch einen eisernen Ring mit einander verbunden. An der Galerie der Kaiserloge aber ist als Wahrzeichen ein in Stein gehauener, bärtiger, struppiger Mönchskopf mit herausgetriebenen Augen und entsetzten, verstörten, angstvollen Zügen angebracht.

Als bald nachher Kaiser Konrad mit dem Bischof von Regensburg in die Burg einzog, wurde ihnen alles dies berichtet. Der Bischof nahm die Sache sehr streng und erklärte, daß er die gottlose Vermessenheit des Burgkaplans, sich mit dem Lucifer in eine Wette einzulassen, nicht absolvieren könne. Dies zu thun, sei nur der heilige Vater in Rom befugt; der Pater Cyrillus müsse deshalb barfuß nach Rom pilgern und dort die

Vergebung seiner schweren Sünde vom Papste erflehen.

In Rom soll man die Sache in anbetracht der guten Absicht des Mönchs und in Hinsicht auf den Erfolg minder streng beurteilt und demselben ohne viel Bedenken vollkommene Absolution erteilt haben.

Froh und wohlgemut kehrte Cyrillus wieder nach Nürnberg zurück und erfreute sich einer sehr gnädigen Aufnahme bei König Konrad, der den frommen Mann wegen seines Mutes, sogar mit dem Teufel anzubinden, um ihn zu überlisten, hochachtete. Auch dessen Nachfolger Heinrich I. blieb ihm in Gnaden gewogen.

Man hat in der Folge nie wieder gehört, daß der Teufel sich mit einem Nürnberger Geistlichen in eine Wette eingelassen habe, und wenn er ja über Franken hinwegflog, vermied er geflissentlich Nürnberg, um die Burgkapelle nicht sehen zu müssen, wo er so schmählich überlistet worden war.

---

21. Die zerbrochene Säule in der Burgkapelle zu Nürnberg.

Von Jakob Schnerr.

Zu Nürnberg, auf der Kaiserburg,
Ist eine Kapelle zu schauen,
Gar wohl erhalten aus grauer Zeit,
Dran half der Gottseibeiuns bauen.

Zwar hat der dort nicht Steine behau'n,
Und auch nicht den Mörtel getragen,
Doch ließ er sich mit dem Pfaffen ein,
Und thät eine Wett' mit ihm wagen.

Vier schlanke Säulen von Marmorstein,
Im ganzen war jede gehauen,
— Wer zweifelt, der kann noch heutzutag
Sie dort in dem Kirchlein schauen, —

Die lagen für's Kirchlein in Rom bereit,
Drum sann man vor allen Dingen,
Wie etwa von dorten um billiges Geld
Sie wären gen Nürnberg zu bringen.

Wie damals nun der höllische Fürst
Auf Seelenraub oft ausgegangen,
So trug denn nach einer Pfaffenseel'
Er doppelt und dreifach Verlangen.

Ihm deucht's, ein winziges Werk zu sein,
Von Rom her die Säulen zu bringen;
Drum trat er gar keck vor den Pfaffen hin,
Und ließ von diesem sich dingen.

Der Priester wollte sein eigen sein
Mit Seel' und mit leiblichem Wesen,
Wofern er die Säulen gen Nürnberg brächt',
Bevor er die Messe gelesen.

Und topp! Im Hui nun brauset er fort;
Im Nu war eine zur Stelle.
So bringt er die zweite, die dritte her
Schier gar mit Gedankenschnelle.

Der Pfaff indessen las auch nicht faul
Aus Furcht vor den höllischen Flammen,
Und listiglich, weil es ihm ernstlich droht,
Nimmt Anfang und End' er zusammen.

Wie nun der Schwarze die vierte bringt
Heran auf den luftigen Wegen,
So tönet ihm aus der Ferne schon
Das: „Missa est" gellend entgegen.

Da warf die Bürde der Höllengott
Zu Boden mit bitterem Grollen.
Da lag die herrliche Säule nun
Vom Fall in zwei Stücke zerschollen. —

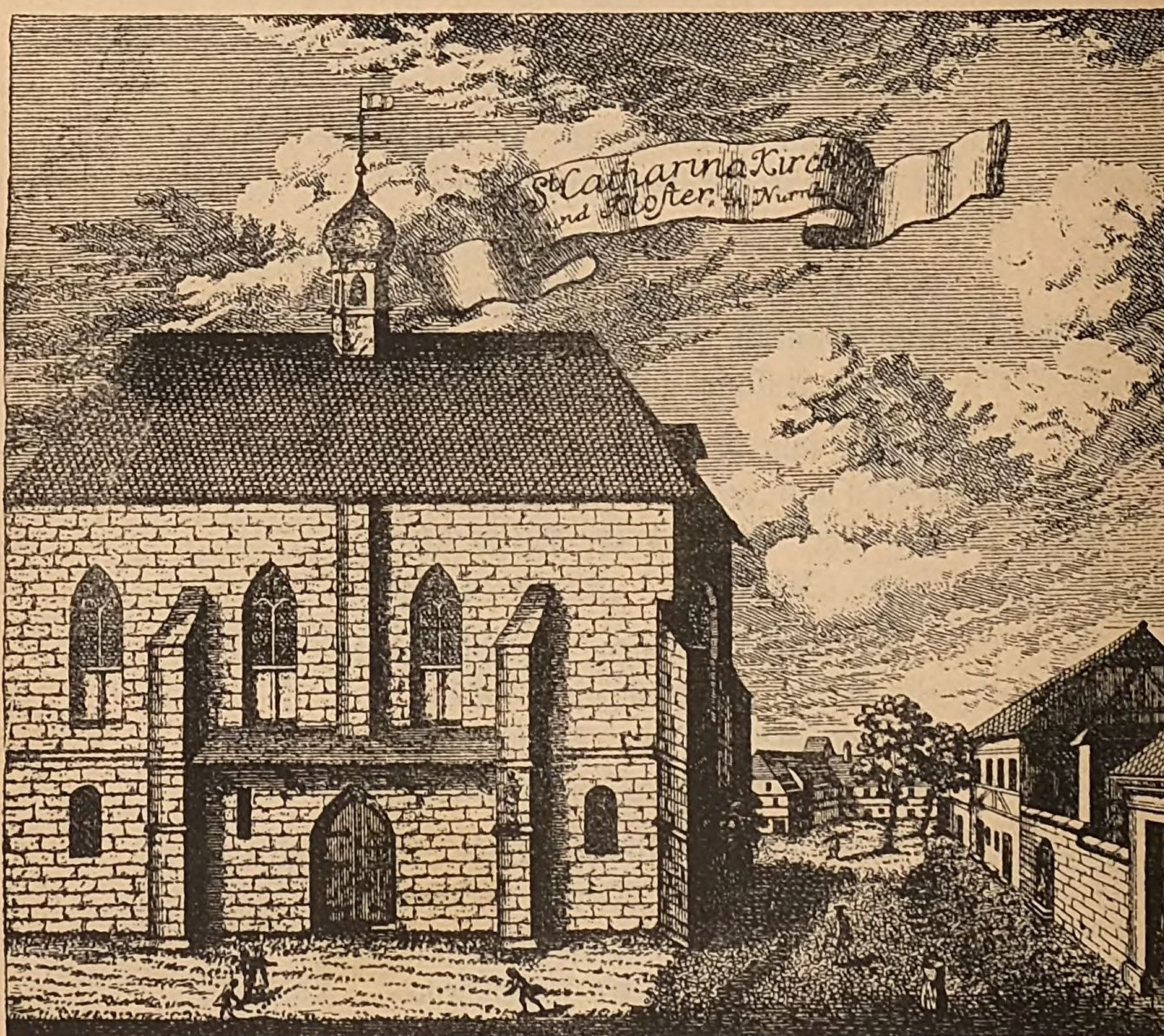
Wohl hat der Priester nicht redlich gethan
Das, was er dem Teufel versprochen,
Doch hat auch der Satan gar übereilt
So Säule, als Wette zerbrochen. —

Und weil der Arme durch Pfaffenlist
Sich so übertölpelt gefunden,
Ist er beschämt zur selbigen Frist,
Will's Gott, auf ewig verschwunden.

Noch ist die Säule im Kirchlein dort
Zusammengestückelt zu schauen,
Desgleichen des Pfaffen Angesicht,
Hohnlachend, in Stein gehauen.

22. Die St. Katharinenkirche in Nürnberg.

Die St. Katharinenkirche gehörte zum Katharinenkloster. Dieses Nonnenkloster wurde durch Konrad von Neumarkt und seiner Gattin Adelheid, einer gebornen Pfinzing, im Jahre 1296 gestiftet. Sie besaßen an der Stelle, wo das Kloster stand, einen Hof, den sie mit Zugehörungen für diesen frommen Zweck bestimmten.



Die Katharinenkirche. Nach einem alten Stich.

Es sollen aber schon vorher, etwa zu Anfang des XIII. Jahrhunderts, sich etliche gottesfürchtige Frauenspersonen zusammengethan und an dieser Stelle, die damals außerhalb der Stadtmauern vor dem Molerthor lag, einige Hütten aufgeschlagen haben, in welche sie alte und kranke Personen aufnahmen und verpflegten. Diese Gemeinschaft hatte schon den Namen St. Katharina angenommen und ist dem Predigerorden zu versorgen (verwalten) anempfohlen worden.

Anfänglich wurde das Kloster mit 16 Schwestern aus dem Kloster Frauenaurach besetzt; bald aber ließen sich Angehörige der adeligen und

ehrbaren Geschlechter der Stadt darin aufnehmen. Sie besorgten als barmherzige Schwestern das vorher schon bestandene Spital weiter.

Diese Stiftungen haben im Laufe der Zeit verschiedene Personen aus den ehrbaren und edlen Geschlechtern der Waldstromer, Holzschuher, Peßler etc. gebessert (vermehrt).

Die Kirche aber bei dem St. Katharinenkloster ist von einem Nürnberger Bürger Kraft Lang, gewöhnlich der lange Kraft genannt, erbaut worden. Er ist im Jahre 1324 gestorben und liegt in dieser Kirche begraben, wie dies eine daselbst noch vorhandene Tafel ausweist.

Bei Erbauung dieser Kirche soll sich ein merkwürdiger Umstand ereignet haben, der den Geist und frommen Eifer unserer Vorfahren ganz prächtig charakterisiert. Nachdem der fromme Bauherr und Stifter sich mit dem Baumeister über Plan und Kostenanschlag verständigt hatte, ließ er von den Bauleuten den ihm gehörigen Platz, worauf die Kirche zu stehen kommen sollte, abmessen und abpflocken.

Es hatte aber der Stifter eine Tochter, die zu dem Convent der oben genannten Ordens-Schwestern gehörte, und die auch nach der Ordens-Heiligen Katharina hieß. Ihr schien der vom Vater abgetretene Platz nicht groß genug, um ein würdig Kirchlein darauf erbauen zu können, und da sie merkte, daß durch Bitten bei ihm wenig zu erreichen sein möchte, gab sie sich dazu her, den eigenen Vater durch einen frommen Betrug zu hintergehen. Sie ließ den Baumeister, der die Absteckung des Bauplatzes vorgenommen hatte, zu sich kommen, und nachdem sie sich auf's leutseligste mit ihm unterhalten, seinen Plan gelobt und die Ausführung desselben besprochen hatte, bemerkte sie, daß ihr der abgesteckte Raum für den erhabenen Zweck zu klein erscheine. Von ihrem Vater aber sei, wie sie ihn kenne, nichts weiter zu erlangen, es wäre denn, daß seinem zum Wunderglauben geneigten Sinne dies als ein Wunsch der heiligen Katharina selbst erschiene. Und so bewog sie den Meister, nächtlicherweile ungesehen und unbeschrien eine Absteckung in ihrem Sinne vorzunehmen und darüber das tiefste Stillschweigen zu bewahren. Als der Vater am folgenden Morgen die Veränderung bemerkte, glaubte er wirklich — und alles Volk mit ihm — nicht anders, als die heilige Katharina selbst hätte dies Wunder bewirkt, und so ließ er dann die Kirche in der Ausdehnung erbauen, wie es die heilige Katharina, d. h. seine Tochter, wünschte.

Im Jahre 1525 nach der Reformation hat man das Katharinenkloster gesperrt und geboten, keine Nonne mehr aufzunehmen, dagegen zugelassen, daß die alten, sofern sie nicht selbst herauswollten, darinnen absterben dürfen. Die noch verbliebenen Nonnen unterstanden sich aber, im Jahre 1533 ihren Dienstmägden die Kutten anzuziehen, damit ihr Convent wieder zunehmen möchte. Der Rat der Stadt hat aber diese Eigenmächtigkeit

nicht geduldet, und die Mägde mußten ihre Kutten wieder ausziehen. Die letzte Schwester ist erst 1596 gestorben.

Die Kirche wurde eine Zeit lang, bis ins 18. Jahrhundert herein, den Meistersingern zur Abhaltung ihrer Singschulen überlassen. Daneben wurde aber auch Gottesdienst darin abgehalten.

23. Vom Ursprung der Karthause zu Nürnberg.

Die Patrizier der Reichsstadt Nürnberg waren allmählich als rührige, tüchtige Handelsherren zu großem Gut und Ansehen gekommen. Die Chroniken erzählen uns von vielen derselben recht erfreuliche Tugenden, insbesondere, daß sie ihr Herz nicht durchweg an den vergänglichen schnöden Mammon hingen, sondern damit Gott und Menschen wohlgefällige Stiftungen machten.



In der Karthause. (Nach einem alten Stich).

Im Jahre 1380 nahm sich Marquard Mendel, ein sehr reicher Herr, der schon von seinen Eltern ein ziemlich bedeutendes Ver-

mögen ererbt und solches durch seine Heirat mit Margareta, der Tochter des als Stifter des Heiliggeistspitals bekannten Konrad Groß, noch bedeutend vermehrt hatte, vor, in Nürnberg eine Karthause zu gründen. Schweres Unglück war ihm vorher zugestoßen; der unerbittliche Tod hatte ihm seine geliebte Gattin durch eine damals in Nürnberg herrschende Seuche hinweggerafft, zu einer Zeit, wo er gerade, kaufmännischer Geschäfte halber, sich in Italien aufhielt. Die Nachricht von ihrem Hinscheiden hatte er in Verona erhalten. Von dort aus begab er sich sogleich nach Rom, um daselbst vom heiligen Vater sich persönlich die Erlaubnis zur Errichtung der von ihm beabsichtigten Stiftung zu erbitten, die ihm auch erteilt wurde.

Die Sage läßt ihn zu Rom mit einer frommen, gottseligen Klausnerin zusammenkommen, die ihm, wie es scheint, in seiner Jugend in Liebe und Freundschaft nahe gestanden. Von der Welt und ihrer Lust zurückgezogen, hatte sie bei dieser Begegnung bereits siebenzehn Jahre in einer Klause zu St. Michel in Rom in stiller Beschaulichkeit, nur dem Dienste ihres Gottes lebend, zugebracht und stand bei allem Volke im Geruche großer Heiligkeit. Ihr schüttete er sein Herz aus und bat sie um ihre Fürbitte, „wann er ihr vor lang heimlich was gewesen." Sie erteilte ihm ihren Segen und sprach: „Alles, was Du in Deinem Herzen hast, das thue! Gott wird großlich seine Wunder mit Dir wirken."

Mit stiller innerlicher Freudigkeit schied er von ihr. Ernsten Gedanken und Betrachtungen hingegeben, achtete er bei der Rückkehr in seine Herberge nicht des Weges und überließ sich ganz der Führung seines edlen Rosses. Da geschah es, daß dieses strauchelte, zu Boden fiel und ihn, den schweren gewappneten Mann, samt Harnisch, Schwert und Armbrust unter sich brachte, so daß der hinter ihm kommende Knecht gar nichts mehr von seinem Herrn sah. Es war aber der Weg gut und eben, und es erschien ihm deshalb dieser Fall um so verwunderlicher. Er glaubte fest, daß Gottes gnädige Hand im Spiele gewesen; denn alsbald konnte er mit Hilfe eines seiner Knechte sich wieder aufrichten und hatte weder eine Verletzung, noch einen Schaden erlitten. Fromm, wie er war, fiel er vor dem steinernen Kreuze nieder, das an der Stätte sich befand, und dankte Gott für dessen gnädige Hilfe, die er besonders der warmen Fürbitte der gottseligen Klausnerin zu verdanken meinte. Dieserhalb schrieb er auch nach Hause: „Ein jeglicher Sünder, als ich layder was, soll allweg guat selig leuth lieb haben, und ihnen gutes thun mit Worten und Werken."

So reiste er denn heimwärts und ließ auf seinen, südlich der alten Stadtmauer Nürnbergs gelegenen, Besitzungen ein Karthäuserkloster unter dem Namen „Unser Frauen Zell" oder „Marienzell" errichten. Die Grundsteinlegung der dazu gehörigen Kirche erfolgte in Gegenwart des Königs Wenzel am 16. Februar 1381.

Die Ordensregel der Karthäuser ist die strengste aller Mönchsorden. Die Insassen eines Karthäuserklosters müssen in größter Abgeschiedenheit von der Welt ein nur auf Gott und göttliche Dinge gerichtetes Leben führen. Marquard Mendel, der Stifter, bezog selbst eine Zelle, machte aber dann im Interesse seiner Stiftung noch zwei Reisen nach Rom, auf deren zweiter er in Venedig 1385 starb. Sein Leichnam wurde hieher gebracht und im Chor der von ihm gestifteten Kirche bestattet. Als eine Zugehörung des Klosters entstand — ob durch Marquard Mendel oder dessen Bruder Konrad, ist ungewiß — noch dicht bei der Karthäuser-Kirche die sogenannte Mendelische Kapelle zu den zwölf Boten (Aposteln), auch die Totenkapelle genannt.

In den Räumen des 1525 aufgehobenen Klosters ist seit 1857 das weitberühmte „Germanische Museum“ untergebracht.

24. Der Wöhrder Barthel.

Der Schutzpatron der schönen Wöhrder Kirche ist St. Bartholomäus, von den Wöhrdern schlechtweg der Barthel genannt. Er stand bei ihnen von alters her wegen seiner Heiligkeit und Wunderthätigkeit in großem Ansehen. Ein frommer Mann in Wöhrd, Herr Ludwig Schödd, der von 1509—1515 Richter dortselbst gewesen, ließ den heiligen Barthel aus feinstem Silber gießen. Fast eine Elle hoch ist die Figur, und gegen neun Mark lötigen Silbers waren dazu verwendet worden. Der silberne Barthel durfte für ein Kunstwerk gelten. War ja gerade damals die Kunstfertigkeit der Nürnberger Goldschmiede hoch berühmt. Ganz Wöhrd ist auf diesen, seinen Barthel stolz gewesen und mancher Nichtwöhrder wurde ob der Geringwertigkeit und Unscheinbarkeit seines hölzernen oder steinernen Heiligen von den Bewohnern Wöhrds verspottet.

Nun geschah es, daß im Jahre 1540 der damalige Mesner der Wöhrder Kirche, so Fritz Embler geheißen, plötzlich aus Wöhrd verschwand, ohne daß man wußte und erfahren konnte, wohin er sich gewendet. Bald nach seinem Abgang vermißte man aber auch den Schatz der Kirche im Werte von mehr als 500 Gulden und, horrible dictu, den silbernen Barthel, so in der Kirchentruhe aufbewahrt worden waren.

Große Aufregung bemächtigte sich der Gemeinde in Wöhrd. Natürlich war der Verdacht des Kirchendiebstahls allsogleich auf den entflohenen Mesner gefallen, der die Schlüssel zur Kirchentruhe, dem Herkommen gemäß, in Händen gehabt. In dem verlassenen Mesnerhause fand sich nichts vor. Der Aufenthalt des Diebes konnte auch nicht ermittelt werden. Da es

aber als unwahrscheinlich gelten mußte, daß er den schweren Barthel mit sich genommen, forschte man in Schnaittach, wo sich viele Handels- und Schacherjuden aufhielten, nach, ob er nicht etwa bei diesen verkauft oder verpfändet worden, und siehe da, die Anfrage war nicht umsonst. Mit Freuden lösten die Wöhrder sogleich ihren Heiligen aus und brachten ihn triumphierend an seinen alten Ort zurück. An seinem Jahrtage ward er nun wieder, wie herkömmlich, auf den kleinen Altar zur Besichtigung ausgestellt, außerdem aber in einer diebssicheren Truhe in der Sakristei verwahrt.

Von da an datiert sich die böswillige Nachrede, die Wöhrder selbst hätten ihn auf einige Zeit versetzt (verpfändet), um Geld, das sie notwendig gebraucht, von den Juden zu erhalten, und wurden damit geneckt, wo sie hinkamen. Sie bekamen davon den Spitznamen „Barthelversetzer,“ wie die Nürnberger später, wohl ebenso unschuldig, sich den Beinamen „Herrgottsschwärzer“ gefallen lassen mußten.

---

25. Wie Kaiser Ludwig der Bayer das Klösterlein Pillenreuth gründet.

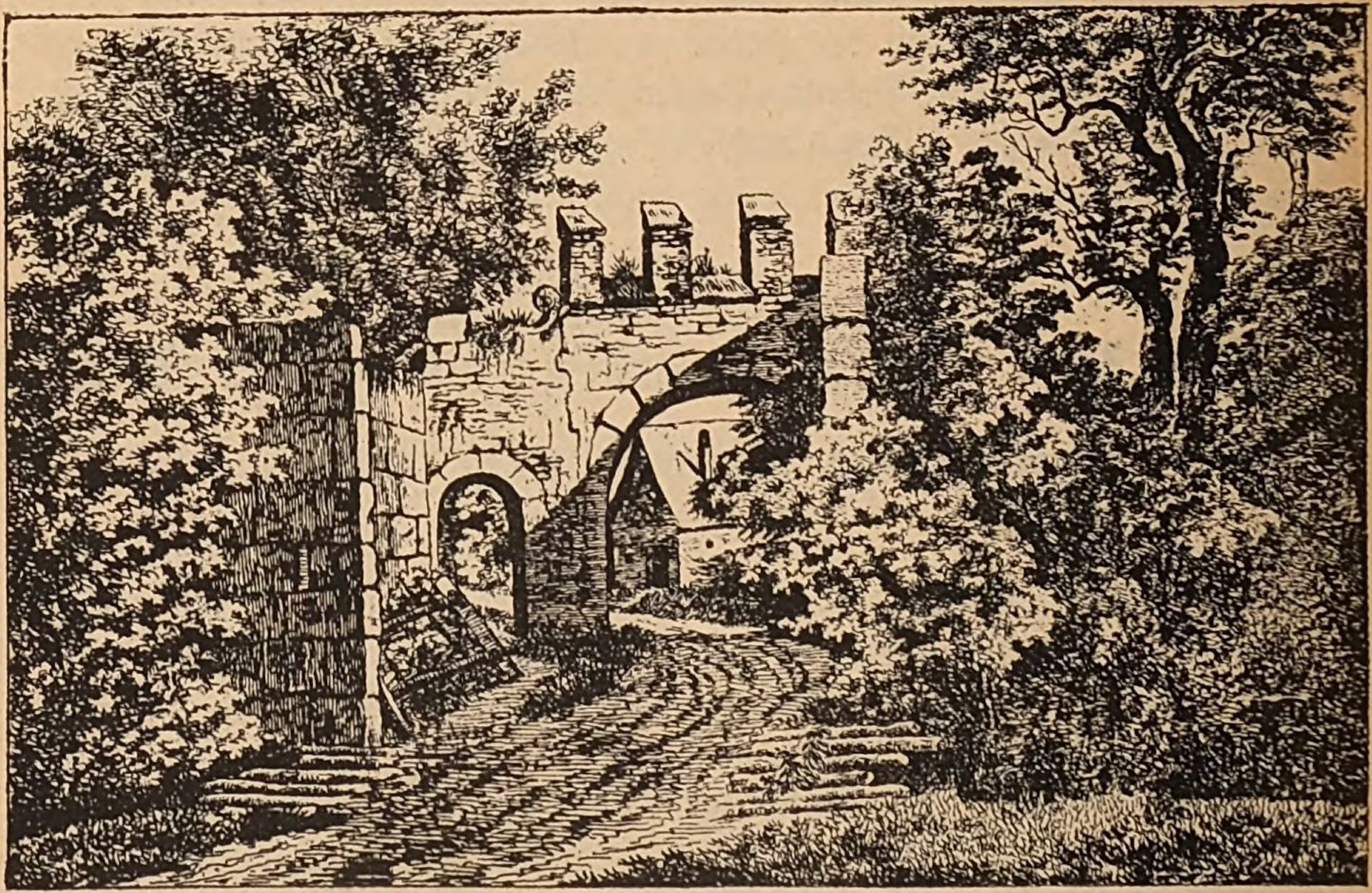
Kaiser Ludwig, der Bayer, war einer der vielgeprüftesten deutschen Kaiser. So wie ihm wurde, Heinrich IV. ausgenommen, keinem das Regieren schwer und sauer gemacht. Schon bei seiner Wahl zum Kaiser waren die deutschen Fürsten in zwei Parteien gespalten; seine Gegner stellten ihm in der Person des Herzogs Friedrich des Schönen von Österreich einen mächtigen Gegenkaiser auf. Nachdem dieser besiegt, traf ihn bald des Papstes Bannfluch, und wiederum waren es deutsche Fürsten, die ihn im Kampfe gegen seine Feinde im Stiche ließen, ja ihm auf Betreiben des Papstes in seinen alten Tagen nochmals einen Gegenkaiser (Karl IV.) kürten.

Einsehend, wie wenig er sich auf Fürsten und Adel verlassen könne, suchte er seine Stütze bei dem gerade damals mächtig aufstrebenden deutschen Bürgertum, das er mit wertvollen Freiheiten reichlich begabte und an sich fesselte. Insbesondere waren es die Bürger der Reichsstadt Nürnberg, die in unwandelbarer Treue an ihm hingen, weshalb er sich auch ganz besonders zu ihnen hingezogen fühlte und gerne unter ihnen weilte. Die Kaiserburg zu Nürnberg hat ihn gar oftmals für längere Zeit in ihren Mauern beherbergt.

Wohl zum letzten Male, nur zwei Jahre vor seinem Tode (anno 1345), stattete er mit seiner Gemahlin der geliebten Noris einen längeren Besuch ab. Er hatte sehr gealtert; alles schien sich gegen ihn

verschwören zu wollen. Seine Gemütsstimmung war eine sehr gedrückte und verdüsterte, und das wirkte natürlich ansteckend und verstimmend auch auf seine nächste Umgebung, seinen Hofstaat.

Es darf uns daher nicht wundern, daß etliche von den Hoffräulein der Kaiserin den Gedanken faßten, sich von dem trügerischen Glanze der Welt zurückzuziehen. Sahen sie ja täglich vor Augen, wie schal und hinfällig menschliche Größe und Herrlichkeit. Also baten sie den frommen Kaiser (denn fromm und gottesfürchtig war er sein ganzes Leben gewesen und der päpstliche Bannfluch hatte ihn nicht etwa wegen seines unchristlichen Lebens-



Eingang in das ehemalige Kloster Pillenreuth.

wandels getroffen) ihnen in der Mitte des Nürnberger Reichswaldes, fern vom Geräusche der Welt, ein Klösterlein zu erbauen, allwo sie ihr Leben gottselig verbringen und für des Kaisers Wohlergehen beten könnten; der Kaiser war durchaus nicht abgeneigt, ihrem Wunsche Rechnung zu tragen.

So ließ er sich denn eines Tages sein Pferd satteln, um in dem sogenannten St. Lorenzer Forste einen passenden Platz zur Anlage eines Klösterleins ausfindig zu machen. Bald hatte ihn der große Wald aufgenommen. War es hier der stille Friede des Waldes, die köstliche Luft, die ihn umwehte, die heilige Mission, die ihn herauslockte, oder wirkte dies alles zusammen: der Kaiser streifte bald alle trüben Gedanken und Sorgen ab und empfand ein unbeschreibliches Wohlbehagen in dieser Waldeinsamkeit; fühlte er doch unter den hohen Bäumen in dem Dome der Natur die Nähe

des allgütigen Gottes. Nachdem er eine Weile umhergeritten, sein Roß gewähren lassend, hörte er plötzlich einen überaus schönen, seelenvollen Gesang. Die wunderbar süßen Töne schienen aus nicht allzuweiter Ferne zu kommen. Langsam dem Orte zustrebend, von welchem sie auszugehen schienen, konnte er zwar nicht den gefiederten Sänger entdecken, sah sich aber ganz plötzlich einer mächtigen Eiche gegenüber, auf der er sitzen mußte, und an der in magischer Beleuchtung das Bild des gekreuzigten Erlösers hing. Nachgebend dem Gefühle in der eigenen Brust, dachte er: Hier ist gewiß eine heilige Stätte; will es Gott, so werde ich da eine Kapelle erbauen und ein Klösterlein daneben. Rasch stieg er vom Pferde, und nach verrichteter Andacht vor dem Bilde ergriff er eine Axt und bezeichnete durch Heraushauen eines Spans aus dem Eichenstamm die Stelle, nach der er heute gesucht hatte.

Wenige Tage darauf erschien eine Anzahl Arbeiter, um den Wald auszureuten. Klösterlein und Kapelle erhoben sich in kurzer Zeit und erhielten wegen des Bildes und der ausgereuteten Waldparzelle den Namen „Bildenreuth", woraus später „Pillenreuth" geworden ist.

Zwölf adelige Klausnerinnen, an deren Spitze eine Meisterin stand, fanden hier Unterkunft. Anfangs gehörten sie keinem bestimmten Orden an.

Erst im Jahre 1379 unterwarfen sie sich der Regel des heiligen Augustin. Konrad Groß, der berühmte Stifter des Heiliggeist-Spitals in Nürnberg, schenkte zum Unterhalt dieses Klösterchens die zwei Dörfer Gerbersdorf und Wozelndorf und den Hof zu der „Pillenreut", Kaiser Ludwig aber den Zehnten aus den umliegenden Fischteichen und bedeutende Rechte am Walde.

Die Oberaufsicht führte der Rat der Stadt Nürnberg, der aus seinem Mittel einen Pfleger bestellte.

Das Klösterlein wurde im Kriege von den Markgrafen 1449 zerstört. Nur die Kapelle steht noch, dient aber jetzt als Kuhstall. Um die alten zerstörten Klostermauern rankt sich üppiger Epheu und im alten Klostergarten blühen im Lenze heute noch die schönsten Klosterveilchen. Pillenreuth ist noch immer ein Ort des Friedens, eine Stätte, wohin Natur- und Altertumsfreunde gerne ihre Schritte lenken.

26. Der Spuk im Clara-Kloster.

(Nach einer mündlichen Mitteilung.)

In einem Teil des früheren Clara-Klosters ist jetzt das städtische Leihhaus untergebracht. Einer der früheren Leihhausverwalter, der in Zeiten, wenn der Andrang des Publikums behufs der Benützung dieses

Instituts besonders lebhaft war, oft bis Mitternacht in seinem Bureau arbeitete, hat hier besonders um die Weihnachtszeit allerlei geheimnisvolle Vorgänge erlebt. So wurde ihm mehrmals sein neben ihm stehender Stuhl — wenn er nämlich stehend schrieb — mit Geräusch von unsichtbaren Händen nach hinten gezogen. Ein andermal ward in seinem Schlafzimmer die Thüre von unsichtbaren Händen geöffnet, worauf er jemand mit schleichendem Schritt eintreten und das Zimmer durchschreiten hörte. Das Merkwürdigste aber war, daß er bei seiner Nachtarbeit im Beisein seiner Frau und Tochter mehrmals in den Klosterräumen einen außerordentlich feierlichen, choralähnlichen Gesang von weiblichen Stimmen in klagender, herzergreifender Weise ausführen hörte.

Die Sage läßt dieses Frauenkloster durch einen unterirdischen geheimen Gang mit dem Karthäuserkloster in Verbindung stehen. In einer Nische des Claraklosters soll eine Nonne mit einem Kinde eingemauert sein, und der ergreifende Gesang wohl eine Totenklage für die Gefallene bedeuten.

---

27. Die blaue Agnes.

Der Türmer Schutzgeist in Nürnberg.

(Mitgeteilt von Christian Wildner, Türmer.)

Vor vielen, vielen Jahren lebte zu Nürnberg ein Einsiedler in des Wortes vollster Bedeutung. Es war dies der Turmwächter Jörg Koler, seines Zeichens ein Barchentweber. In seinen jungen Jahren diente er der Stadt als „Knecht in der Farb'.“ Wegen seiner Pflichttreue und seines Diensteifers war er den Herren im Rate nicht unbekannt. Als einst die Türmerstelle auf dem Sinwell (das ist dem Rundturm auf der Veste) „vacant“ war, meldete sich Jörg um dieselbe und wurde auch gleich darauf „installieret.“

Jörg Koler stand damals schon im vorgerückten Lebensalter. Seine treue Ehewirtin, Frau Ursula, und ein kleines Töchterchen, namens Agnes, hatte ihm der Tod schon bald entrissen. Es war ihm daher diese Stelle sehr erwünscht; denn er wollte von der Welt wenig mehr wissen. Darum bat er auch einen hohen Rat, man möge ihm keinen „Vicari“ beigeben; er wolle und könne diesen Dienst allein versehen.

Unser Einsiedler vertrieb sich nun die Langeweile, die sein Dienst mit sich brachte, mit Arbeiten aller Art; so baute er sich einen Webstuhl und ein Spinnrad; er machte auch seinen eigenen Schuster und Gewandschneider. Jörg war eben ein geborenes Genie; was er einmal gesehen, das behielt er so gut im Gedächtnis, daß er es früher oder später nach-

machen konnte. Es war dem Alten auch die Kunst des Lesens zu eigen. Dies hatte er im Kloster bei den Augustinermönchen gelernt. Dort heischte er als armer Knabe oft sein Brot; es wurde ihm gerne gereicht, doch erst dann, wenn er eine Lektion im Lesen durchgemacht hatte. Nun



Vestnerthorturm (Sinwellturm).

auf hoher Wacht merkte er erst, was für eine Wohlthat diese Kunst dem Menschen ist, und doch bestand seine ganze Bibliothek nur in einer Handbibel, die ihm genannte Mönche geschenkt hatten. Seine Bibel, sein Nachtlämpchen, sowie sein Wasserkrüglein waren ihm neben seiner schmalen Kost Hauptbedürfnisse, daher auch wahre Heiligtümer.

Das Lämpchen erhielt er Tag und Nacht brennend, gleich dem ewigen Lichte auf dem Kirchhofe zu St. Sebald; war es doch damals eine mühsame Arbeit, Licht zu machen.

Wenn es einmal vorkam, daß der ungestüme Wind auf dem Turm seinem Lämpchen das Leben ausblies, saß er oft gar lange auf dem Stubenboden vor der Zunderpfanne und, zick, zick, zick! machte er mit dem Stahl auf den Stein, bis endlich ein kleiner Funke im Zunder sich zeigte; alsdann griff er nach den „Schwefelsteckelein", die er stets vorrätig fabrizierte; denn nur in dürrem Zustande zeigten sich dieselben brauchbar.

Seinem Wasserkrüglein widmete er auch ganz besondere Sorgfalt; er hatte es oben an der Decke auf einem Postamentlein stehen; denn sehr leicht konnte es vorkommen, daß er bei dem geringen Lichte das Krüglein umwarf; das machte ihm dann die liebe, lange Nacht recht unangenehm. War es doch unmöglich, zur Nachtzeit den einzigen tiefen Brunnen auf der Veste zu benützen.

Jedem anderen wäre diese Lust zur Einsiedelei gar bald vergangen, doch unserm alten Jörg nicht. Im Gegenteil war es ihm sehr unlieb, wenn er ja einmal auf kurze Zeit seinen Turm verlassen mußte. Das that er meist nur dann, wenn seine Mundvorräte zur Neige gingen. Hierzu bedurfte es auch immer einiger Vorbereitungen, denn es galt ja auch dabei, sein „Selbstgewobenes" an den Mann zu bringen. Unser Alter war ja kein zünftiger Weber, und die Herren Geschwornen dieses Handwerks hatten ein gar wachsames Auge auf alle Pfuscher. Auch war es keine Leichtigkeit, für „Gepfuschtes" einen Kaufmann zu finden.

So kam denn wieder einmal der Winter und mit ihm auch die liebe Weihnachtszeit. Wir finden unseren Einsiedler am heiligen Abend vom Markte heimkehrend, wie er eben hinter St. Sebald in das Schulgäßchen einbiegt und dort bei einem Hause Halt macht, an dem man das rote Zeichen eines Bierwirtes baumeln sah. Nachdem Jörg seinen Bündel vom Schnee gereinigt, trat er in das Haus. Dies war eine sogenannte „Rothbierschenke." Der Wirth, eine bekannte Persönlichkeit, hieß Hahn; man nannte ihn allgemein den „Feuerhahn", jedoch nicht wegen seiner brennroten Haare; nein, der „Gastgeber" handelte nebenbei mit „Feuer", das heißt, er gab an seine Kunden alles ab, was zum Feuermachen gehörte: Zunder, Stahl, Feuerstein und Schwefel. Diese notwendigen Sachen bezog auch unser Jörg von ihm; denn nur das beste fand man beim „Feuerhahn." Auch eine Kanne Bier ließ er sich geben, und als er ausgetrunken, wünschte er den Anwesenden gute Nacht und trat seinen Heimweg an. Der Gastgeber ging mit ihm unter die Thüre. Jörg wollte den eingeschneiten steilen Burgberg umgehen und gedachte, den Weg links, um St. Sebald herum, über den Kirchhof zu nehmen; der Wirt, dies bemerkend, bedeutete ihm, er

könne nicht über den Kirchhof gehen, denn derselbe werde seit neuerer Zeit beim Dunkelwerden geschlossen. „Weißt“, setzte er hinzu, „man hat eben schon wieder etliche Judenfamilien dort erwischt, die sich in der Kirche und im Kirchhof herumgetrieben haben“. Jörg brummte unverständlich etwas in den Bart, rückte zum Abschied seine Kappe und schlug den Weg rechts, um die Schau herum, ein.

Mit Mühe erreichte er die Felsen an der Burg; hier legte er sein Bündel ab und setzte sich, um ein wenig auszuruhen. Die dunklen, verschneiten Häusermassen, überragt von der majestätischen Kaiserburg in lautlos stiller Nacht, der Weihnacht, übten ihren ganzen Zauber auf den Dasitzenden aus. Er gedachte der früheren Zeit, seiner armseligen Jugend und dann seines Freuden- und Ehrentages, als man ihn mit seiner treuen Ursula bei St. Sebald traute, sodann auch seines lieben Töchterleins Agnes. Alles, alles dahin! Allein und verlassen, fühlte der Alte heute so recht bitter seine Einsamkeit. Er weinte; salzige Thränen rannen in seinen grauen Bart nieder. Alles, guter Gott, will ich ja vergessen und begraben wissen, seufzte er und sah gen Himmel auf, nur mein Töchterlein, meine liebe, gute Agnes hättest Du mir als Trost und Stütze in meinem Alter lassen sollen! —

Da fuhr ein heftiger Windstoß über die Felsen plötzlich hin, so, daß er bald von seinem Sitze gefallen wäre. Nun nahm er, mit seinem Bündel wieder belastet, seinen Weg weiter. Ich will nicht mehr murren, guter Gott! betete er im Weitergehen. Mit unhörbaren Schritten auf dem Schnee kam er auch ungesehen durch den Burgeingang; aus der dortigen Wachtstube ließen sich rauhe Stimmen hören. Die Wachthabenden feierten den Weihnachtsabend auf ihre Weise mit Würfeln, Karten und Trinken.

Bald war der Alte über die Freiung weg bei seinem Turmaufgange angekommen. Dieser war so ziemlich in der Mitte des Turmes angebracht; eine hölzerne Stiege führte dort hin. Nun trat er durch das nicht verschließbare Thürlein in das Innere; eine Schneckenstiege führte von da aus nach oben, wo sein Stüblein war. Als er diese zur Hälfte zurückgelegt hatte, blieb er plötzlich stehen und horchte; war's ihm doch, als hätte er menschliche Laute gehört — und wirklich vernahm sein geübtes Ohr ein leises Stöhnen und Wimmern. Furcht kannte unser Alter nicht; er beeilte sich, vollends hinauf zu kommen, um die Ursache davon zu entdecken.

An der Thüre seines Stübchens angekommen, legte er sein Bündel ab. Dabei stieß er an etwas, das dort lag. In der Dunkelheit fühlte er mit beiden Händen umher und wurde gewahr, daß es ein menschlicher Körper sei. Schnell öffnete er nun die Zimmerthüre und holte aus dem Innern sein brennendes Lämpchen. Mit zitternden Händen und dem Rufe: O Gott! leuchtete er in das totenbleiche Gesicht eines kleinen Mädchens.

Rasches Handeln bei solchen Gelegenheiten war unserm Jörg eigen. Er hob das Kind sofort in die Höhe, und trug es in sein Stübchen. Bald hatte er auf der harten Ofenbank ein weiches Lager für dasselbe bereitet. Alsdann nahm er vom Gesims eine Flasche mit selbstdestilliertem, gar würzigem Aquavit, rieb der Kleinen damit die Schläfe und ließ auch einige Tropfen etlichemale auf die bleichen Lippen fallen. Nun machte er sich daran, Feuer in den Ofen zu bringen und ein stärkendes Süpplein zu kochen. Mit väterlicher Freude schaute unser Einsiedler seinen Findling an und wartete mit Ungeduld auf dessen Erwachen. Sein leises Beten wurde bald unterbrochen durch das Atemholen der Kleinen. Endlich schlug sie die Augen auf und sah voll Liebe und Dankbarkeit in das runzliche Gesicht ihres Pflegers. Wo bin ich? — wo sind meine Eltern? klang es leise von den bleichen Lippchen, und als sie nun versuchte, sich aufzurichten, half ihr der Alte vollends dazu. Vorderhand durfte die Kleine nicht weiter sprechen. Jörg nötigte sie, das Süpplein zu essen. An dem Appetite, den sie dabei zeigte, sah der Mann, daß er ein mattes und entkräftetes Kind vor sich hatte. Schon beim ersten Anblick desselben mußte sich Jörg sagen: Das ist ein Judenkind; die rabenschwarzen Haare, die schwarzen Augen, und überhaupt der nicht zu verkennende Typus machten dies zur Gewißheit.

Als das Kind gegessen hatte, setzte sich Jörg zu ihm nieder, und vernahm in ganz vertraulichem Tone von der Kleinen, daß sie schon seit einem Monat mit ihren Eltern ruhelos im Land umhergezogen, nachdem sie die bösen Menschen, die sich Christen nennen, aus ihrer Heimat vertrieben. Verfolgt und gepeinigt, kamen sie endlich in Nürnberg an, wo es ihnen noch schlimmer erging. Weggewiesen von jeder Thüre, suchten sie endlich Unterkunft bei St. Sebald. „Dort“, sagte das Kind unter Thränen, „wurde ich von meinen Eltern getrennt. Man schleppte sie hinweg; um mich bekümmerte sich niemand. Ich suchte nach ihnen, aber vergebens, den ganzen Tag. Als es Nacht wurde, ging ich bergauf; hier oben in dem Turme wollte ich einen Winkel für die Nacht suchen, um morgen wieder zu meinen Eltern zu kommen“.

Unser Alter wußte nun genug. Er tröstete das Kind und versprach ihm Schutz und Hilfe, so lange, bis es gelungen, ihre Eltern wieder zu finden. Die Kleine in ihrer Dankbarkeit umschlang mit ihren Händchen seinen Hals und küßte ihn.

Dabei ging dem Einsiedler, wie man zu sagen pflegt, das Herz auf. Er hätte laut zu Gott aufjubeln mögen, daß er ihm einen so glücklichen Christabend beschert, daß er nun nicht mehr allein, daß er ein lebendiges, fühlendes Wesen um sich habe — wenn es nur bei ihm bliebe! Letzteres bedenkend, gab er sich alle Mühe, dem Kinde das Schicksal seiner

Eltern und die Gedanken an dieselben ganz vergessen zu machen; doch unterließ er später durchaus nicht, nach ihnen zu forschen.

Noch am Christabend stellte er ein Christbäumchen mit vielem blitzenden Tand auf den Tisch. Das arme Kind hatte große Freude daran; es hatte so etwas noch nie gesehen. Der Kleinen das heutige Fest ganz zu erklären, war ihm nicht möglich; denn sie verlangte zu schlafen. Zum Schlusse griff er nach der Bibel, um die seltene Christfeier mit einigen hübschen Kapiteln zu beschließen. Weil er wußte, daß die Kleine von ihren Eltern Ruth geheißen wurde, so schlug er das Buch der Ruth auf und begann zu lesen. Das Mädchen hörte aufmerksam zu. Als nun der Alte zu der Stelle kam, wo Ruth spricht: „Dein Gott ist mein Gott, und Dein Volk ist mein Volk; da wo Du hingehest, will ich auch hingehen, und wo Du begraben bist, will ich auch begraben sein", wiederholte sie das, und bei den Worten: Wo Du begraben bist, da will ich auch begraben sein, fiel sie ihrem Pfleger um den Hals und küßte ihm Mund und Wangen. Lange hielt er sie voll Entzücken an seiner Brust; endlich bemerkte er, daß sie an seiner Brust eingeschlummert war. Um ihren Schlaf nicht zu unterbrechen, setzte er sich mit seiner lieben Bürde an den Ofen. Nach wenigen Augenblicken schliefen beide Arm in Arm und Herz an Herz. „Friede auf Erden, und dem Menschen ein Wohlgefallen!"

Das neue Jahr fand zwei glückliche Menschen mehr in Nürnberg. Ruth hatte sich bald eingewöhnt. Um jeder Verfolgung zu entgehen, nannte der Türmer die Kleine: Agnes, dem Andenken seines verstorbenen Kindes zuliebe. Beider Herzen hatten sich gefunden und wollten sich nimmer trennen. Das Kind vermißte bald die Eltern nicht mehr, und der Alte machte nun weiter keine Anstalten, sie zu suchen.

Er lebte jetzt nur für die Kleine, und diese machte sich ihm aus Dankbarkeit so nützlich, als sie immer konnte; sie putzte und scheuerte, wie eine große Magd und hielt auch dabei fleißig „Auslug" nach der Stadt, ob dieser keine Gefahr drohe.

Das Kleidchen, welches Agnes bei ihrem Auffinden getragen, war gar bald sehr „sehr schleißig" geworden; darum setzte sich Jörg hin und „schneiderte" aus selbstgewebtem Stoffe ein neues. Seinen Barchent wußte Jörg geschickt blau zu färben. Dies that er zur Täuschung der Weberzunft; denn blau gefärbter Barchent galt als „Augsburger Ware," wurde gerne gekauft und unterlag keiner Kontrole von Seite der Zunftmeister.

So lebten die beiden nahezu 10 Jahre miteinander auf dem Sinwell. Die kleine Agnes war zur großen Agnes, zur blühenden Jungfrau geworden. In dem ganzen Burghofe war sie jedem unter dem Namen „blaue Agnes" bekannt, welche Bezeichnung sie dem Umstande, daß sie stets

ein blaues Barchentkleid trug, verdankte. Die „blaue Agnes“ war der Liebling aller geworden. Die jungen Knechte auf der Hasenburg und im Schlosse stritten sich um sie; jeder wollte die Ehre haben, ihr beim Heraufziehen der schweren Eimer am tiefen Brunnen behilflich sein zu dürfen.

Schon mit der Sonne ersten Strahlen hörte man die blaue Agnes im Turme singen, und wenn sie sich auf der Plattform sehen ließ, empfing sie gar manches Kußhändchen durch die Luft von den „schmucken Junckherren“ im Schlosse.

Mit Stolz und Freude betrachtete der Türmer oft seine schöne Gehilfin, wenn sie am Spinnrade saß und gleich den Lerchen im Frühling ihre lieblichen Melodien hinausjubelte. Schon öfter machte Jörg dem Mädchen vorstellig, was wohl mit ihr werden würde, wenn er, wie sein hohes Alter ihm sagte, dahin gehen würde, von wo es keine Rückkehr mehr gibt. Sie möge sich doch weniger abweisend gegen die Burschen, die um ihre Liebe werben, verhalten. Es ahne ihm, daß er den Winter nimmer erleben werde.

Agnes wollte von dem allen nichts wissen. Väterchen, ich bleibe bei Dir; uns hat Gott zusammengethan, sprach sie; sein Wille geschehe! Da, wo Du hingehest, will ich auch hingehen; denn Dein Gott ist mein Gott, und wo Du begraben bist, da will ich auch begraben sein! Dabei fiel sie ihm weinend um den Hals und liebkoste und küßte ihn, wie in den ersten Tagen ihres Beisammenseins.

So lebten nun diese zwei in ihrer Art glücklichen Menschen zusammen noch bis zum Herbste. Da in einer Septembernacht des Jahres 1590 brach in der Stadt Feuer aus: „am Zettenberg im Eckhaus gegen den Brummer Hansen über; es langte bis an das Eck, da man in den Kappenzipfel will gehen.“

Von allen Türmen gab man die ganze Nacht die Feuersignale; nur der Sinwell blieb stumm. Die Ursache zu erfahren, ließ der damalige Feuerherr Baumgärtner nach dem Türmer sehen. Die Knechte fanden ihn tot am Tische sitzen; sein niedergesunkenes Haupt lag auf der Bibel und seine Arme umfaßten dieselbe.

Der Alte war gestorben, die blaue Agnes verschwunden. Die Burgleute ließen alles nach dem Mädchen durchsuchen, doch vergebens.

Der Tote wurde von den Poßlern im Heiliggeist-Spital abgeholt und bei St. Sebald begraben.

Kein Mensch sah oder hörte mehr von dem lieben Mädchen etwas, und des Rätsels Lösung ist bis heute noch nicht gefunden worden.

Nach des hohen Rates Beschluß ließ man die Wache auf dem Sinnwell ganz eingehen und der Turm blieb nahezu ein halbes Jahrhundert ohne Wächter. Erst im Jahre 1632, während der „großen Kriegsläuften“, nachdem Gustav Adolf in Nürnberg gewesen war, wurde der Sinwell wieder

„armiert" und mit einem Wächter besetzt. Dieser hieß Görg Haushahn, ein Kammmacher; sein Geselle war Hans Oswald, ein Scheibenzieher.

Mit diesen neuen Wächtern zog nun auch die liebe blaue Agnes auf dem Turme wieder ein. Schon in der ersten Nacht hörte man sie in ihren Pantöffelchen die Treppen auf- und ablaufen. Unten auf dem Schießboden ließ sie auch ihre heiteren Melodien wieder erklingen und drehte dabei rasch ihr schnurrendes Spinnrad.

In das Zimmer kam die blaue Agnes selten; sie war überhaupt unsichtbar. Nur wenn sich einer auf die Ofenbank hinlegte, um etwas auszuruhen, und ihn dabei der Schlaf übermannte, kam sie leise, rüttelte ihn an der Schulter, mahnend, er möge seinen Dienst nicht vergessen. Jeden Morgen aber fanden die Wächter den Schießboden und die Treppe fein säuberlich abgekehrt und gewischt.

Der lieben blauen Agnes muß auf dem Sinwell das Wirkungsfeld zu klein geworden sein; denn bald darauf besuchte sie auch die Wächter auf den anderen Türmen. Überall hörte man sie, geschäftig alles ordnend, umher schleichen. Jeden größeren Brand zeigte sie schon etliche Tage zuvor den Wächtern an. Bald ließ sie zur Nachtzeit die Feuerglocke leise summen, bald bewegte sich das Feuerhorn an der Wand, bald blieben auch sämtliche Wanduhren auf einmal stehen: alles nur zum Wohle der Wächter.

Dies ist die Geschichte von der blauen Agnes. Wer ein Mehreres von derselben erfahren will, der scheue die Mühe nicht und besteige den Sinwell oder den Lorenzerturm. Die alten Türmer dort oben wissen gar vieles und schönes von ihrer blauen Agnes zu erzählen.

---

28. Reichskleinodien und Heiligtümer.

Die ältesten Reichsinsignien stammen wohl aus der Zeit der Karolinger. Verschiedene Stücke werden als direkt von Kaiser Karl d. Gr. herrührend angesehen. Nach einer alten Chronik soll i. J. 887 Karl der Dicke Speer, Scepter und Krone dem deutschen König Arnulf übersandt haben. Wahrscheinlich ist indes nur, daß das Reichsschwert das Schwert Kaiser Karls d. Großen gewesen.

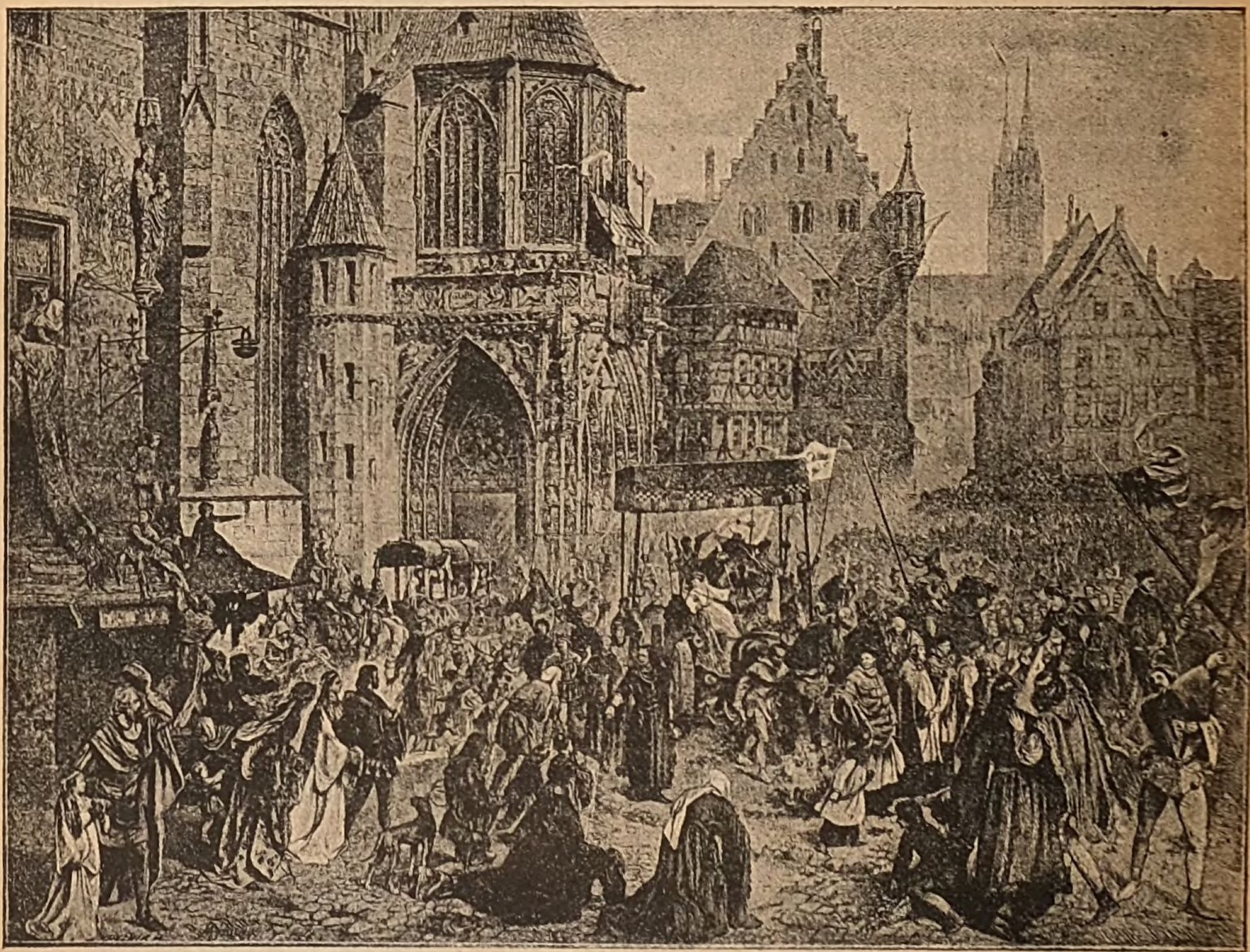
König Arnulf ließ die kaiserlichen Insignien zu Forchheim verwahren. Im Jahre 900 wurde damit Ludwig d. Kind, sein Sohn, daselbst gekrönt.

König Konrad I. sandte im Jahre 919 von seinem Sterbebette aus durch seinen Bruder Eberhardt die Reichsinsignien Heinrich dem Vogler, Herzog von Sachsen, der aber die Krone nicht aufsetzte, sondern sie neben sich tragen ließ. Seines Sohnes Otto I. Krönung war freilich viel prächtiger und groß-

artiger. Sie fand 936 zu Aachen statt, und hier versahen zum erstenmale vier Herzoge als Marschall, Kämmerer, Truchseß und Schenk die sogen. vier Erzämter.

Die Kaiser aus dem sächsischen Stamme verwahrten die Reichskleinodien auf den nunmehr zerstörten Schlössern Tilleda und Kyffhausen.

Des weiteren ist aus den Chroniken zu entnehmen, daß die folgenden Kaiser diese Reichsinsignien bald mit sich herumführten, bald in ihren Schlössern verwahrten, und daß sie dieselben nach Belieben erneuerten und



Die Einbringung der Reichskleinodien in Nürnberg. Nach dem Gemälde von P.ul Ritter.

ergänzten, wenn die alten Stücke nicht mehr ihrem Geschmack entsprachen. So soll Kaiser Heinrich II. den ihm durch Pabst Benedikt VIII. verehrten Reichsapfel nebst Krone, Scepter und Mantel dem Kloster zu Clugny verehrt haben. Abt Odilo zerbrach und verkaufte sie und teilte das Geld unter die Armen aus. Die heilige Lanze nebst dem angeblichen Holz vom Kreuze Christi scheinen immer als die vornehmsten Stücke der Reichskleinodien betrachtet worden zu sein.

Kaiser Heinrich IV., aus dem salischen Hause, verwahrte sie anfänglich auf der Harzburg; später flüchte er sie vor seinem rebellischen Sohne Heinrich V. auf das kurtrier'sche Schloß Hammerstein. Nachher fanden sie Verwahrung

auf der Burg Trifels und auf der Reichsburg zu Nürnberg. Kaiser Friedrich Barbarossa ließ sie in die anno 1153 eigens dazu erbaute prächtige dreifache Kapelle im Schlosse zu Hagenau (Elsaß) bringen; andere Hohenstaufen benützten zur Aufbewahrung abwechsend die genannte Burg Trifels bei Annweiler oder führten sie mit sich, wie Kaiser Friedrich II. nach Rom zu seiner Krönung.

Während eines Römerzuges i. J. 1248 sollen diese Kleinodien in die Hände der Parmesaner gefallen sein. Es scheint aber hierbei nur ein oder das andere Stück von den dazu gehörenden Kleidungsstücken verloren gegangen zu sein; die eigentliche Reichskrone haben sie gewiß nicht bekommen. Kaiser Friedrich hatte mehrere Kronen bei sich. Übrigens konnte Kaiser Friedrich II. oder doch sein Sohn Konrad IV. aus dem großen sicilianischen Schatze seines Großvaters, den ersterer i. J. 1193 überkam und auf dem Reichsschlosse Trifels verwahren ließ, leicht das wieder ersetzen, was an Insignien abgegangen sein mochte, wie dies auch von dem Pluviale, von Alba und Stola erweislich ist.

Kaiser Rudolf v. Habsburg ließ diese Insignien nicht mehr zu Trifels, sondern in seinem Schlosse Kyburg bei Winterthur aufbewahren. Wenn ein häufiger Thronwechsel eintrat, waren sie fast immer unterwegs nach den Krönungsorten in Deutschland und Italien. Friedrich der Schöne von Österreich wurde mit den echten Kleinodien in Bonn 1314 gekrönt, sein Gegenkaiser Ludwig der Bayer mit anderen Insignien tags darauf in Aachen. Erst nach Besiegung seines Gegners kam Ludwig d. B. in Besitz der echten im Jahre 1325, mit und in welchen er sich zu Regensburg öffentlich zeigte. Er ließ auch die Heiligtümer dem Volke weisen, und sich schließlich 1328 die Kaiserkrone in Rom aufsetzen.

Kaiser Karl IV. wurde als Gegenkaiser Ludwigs d. B. 1346 zu Rom gekrönt, aber nicht im Reichsornate. Erst 1350 lieferte von München aus Ludwig, der Sohn des Kaisers Ludwig d. B., der 1347 gestorben war, die sämtlichen Reichskleinodien und Reliquien in Nürnberg an Karl IV. mit der Bedingung aus, daß sie der Kaiser entweder zu Nürnberg oder zu Frankfurt a. M. verwahren lasse. Aber Karl IV. ließ sie erst heimlich nach dem Rothenberg nnd dann in seine Residenzstadt Prag schaffen.

Dieser Kaiser erwirkte von dem Papste Innozenz V. eine Bulle, daß man den Tag des Speers, der Krone, des Kreuzes und der Nägel sollt feiern, verbunden mit großem Ablaß. Spätere Päpste bestätigten denselben.

Kaiser Karl IV. hatte die Reichskleinodien auch bei seiner Krönung in Rom bei sich (1356). Als ihm 1361 in Nürnberg sein Sohn Wenzel geboren war, ließ er dem Volke zum erstenmal auf dem Gange der neuen Marienkirche die Reichsheiligtümer zeigen, die er von Prag hieherkommen ließ. Er selbst war mit den kaiserlichen Kleidern angethan und hatte das Schwert Karls d. Gr. in der Hand.

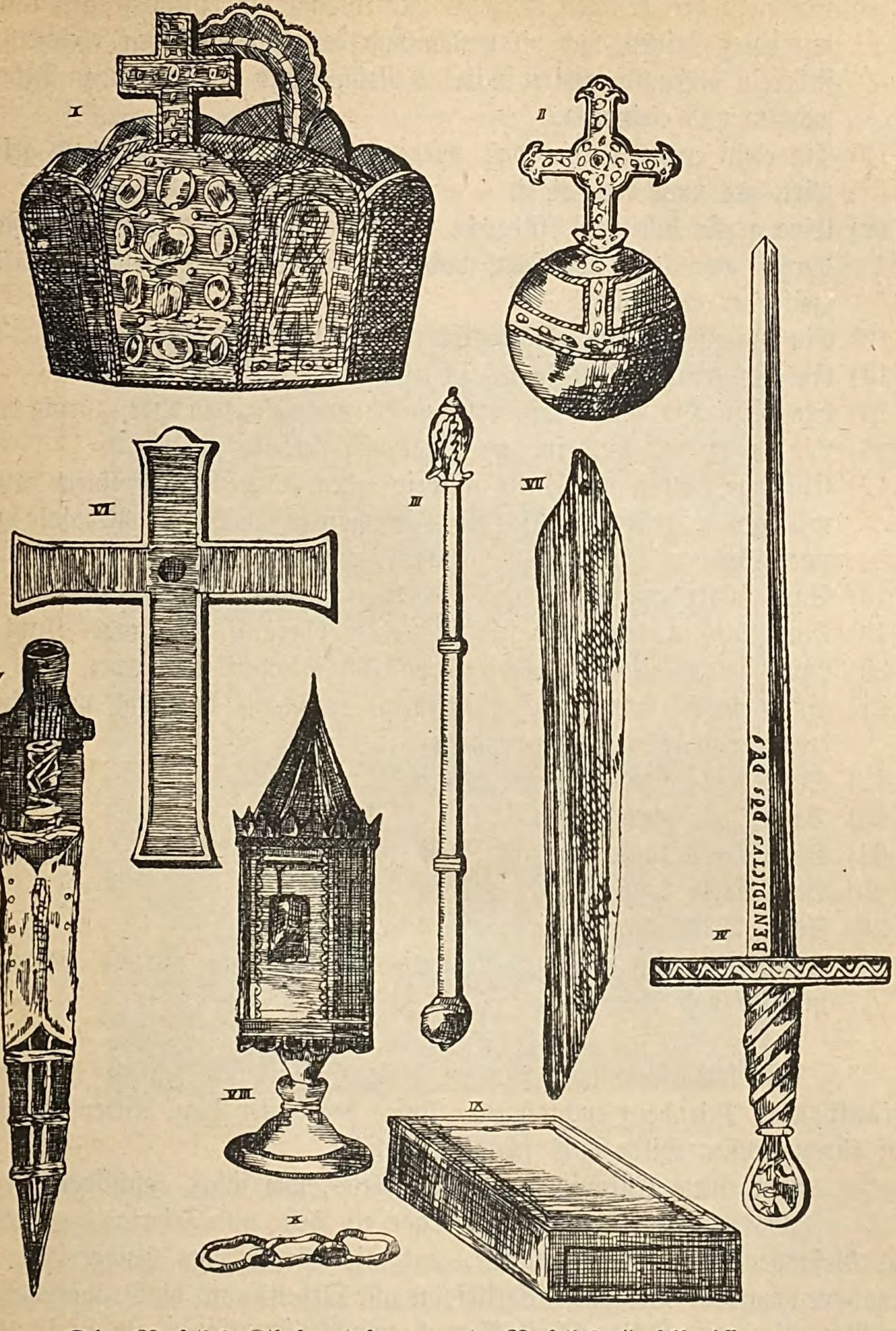
Unter Wenzel und Siegismund wurden sie, besonders der hussitischen Unruhen wegen, bald nach dem Schloß Karlstein in Böhmen, bald nach Blindenburg in Ungarn gebracht.

Weil dies aber die Kurfürsten nicht gerne sahen, faßte Kaiser Siegismund den Entschluß, das Versprechen seines Vaters zu erfüllen und sie der Reichsstadt Nürnberg zu ewiger Verwahrung anzuvertrauen. Er verlangte zu dem Ende, daß ihm der Rat einen tüchtigen und getreuen Mann aus seiner Mitte senden solle, mit dem er eine so wichtige Sache überlegen könne. Der Rat sandte zwei seiner würdigsten Glieder: Siegmund Stromer und Georg (Sebold?) Pfinzing jun.; ihnen überantwortete der Kaiser zu Ofen in aller Heimlichkeit die Reichskleinodien, so daß nicht über sechs Personen davon wußten. Damit niemand Verdacht schöpfe, wurde ein ganz gewöhnlicher Wagen zum Transport verwendet und diesem ein Aussehen gegeben, als führe er Hasen oder Fische. Anno 1424, am Mittwoch nach Unser lieben Frauen Tag, brachten diese Männer die kostbare Last unangefochten nach Nürnberg. Sie hatten vorher Nachricht von ihrer Ankunft gegeben und wurden deshalb mit einer feierlichen Procession eingeholt. Wie erstaunte da der Fuhrmann, als er inne wurde, was für kostbare, heilige Güter er gefahren. Augenblicklich sprang er vom Pferde und fiel auf seine Knie.

So erhielt die Reichsstadt Nürnberg von Kaiser Siegismund zu Ofen urkundlich die Reichskleinodien und Heiligtümer zu ewiger Verwahrung, nachdem sie 40 Jahre, dem heiligen Reiche entfremdet, zu Böhmen und Ungarn gelegen.

Wir haben zwar schon die Hauptstücke dieses Reichsschatzes genannt; indessen dürfte es nicht uninteressant sein, sämtliche Stücke, so wie sie an Nürnberg ausgeliefert worden sind, ganz genau hier aufzuzählen:

1) St. Karls des Kuniges swerte.
2) Sand Mauritij swerte.
3) Die crone sand Karles, des Kuniges mit edlen steinen und perlen.
4) Von der krippen gotes in einer langer guldeiner beheltnisse gezieret mit edlen steinen.
5) Drey glider keten sand Peters, sand Paulus vnd sand Johannes, in einem silbereinen kestell, vbergultem.
6) Sand Anne arme in einer vbergulter beheltnisse mit irem Namen; ligende in einem silbereinem kestel, vbergultem.
7) Sand Johannes des ewangeliste roke, in einem silbereinem vbergultem ledel, doruff ein klein cristallein crewtze in der mitte ist.
8) Sand Johannis des Tauffers czande (Zahn) in einer cleiner cristalleiner monstrancia, mit feinem golde vmbgeben.
9) Das sper gotes.



Die Reichs-Kleinodien und Reichs-Heiligtümer.

I. Reichskrone. II. Reichsapfel. III. Reichsscepter. IV. Reichsschwert. V. Lanzenspitze. VI. Ein Stück vom Kreuz Christi. VII. Ein Stück von der heiligen Krippe. VIII. Monstranz mit dem Zahne Johannis des Täufers. IX. Lade mit einem Stück vom Rocke des Evangelisten Johannes. X. Drei Kettenglieder.

10) Ein span des heiligen crewczes mit einander in einem grossen crewz, mit edlen steinen, vnd vil perlen vnd der fusse desselben crewzes ist silberein vbergold, geziret mit des Reichs, und der cronen zu Beheim wappen und cleinoden.
11) Ein clein crewz dorein das vorgenannt holtze des krewtzes gelegt wirt, als man das zeiget.
12) Eine grosse beheltniss, silberein vbergulte, mit einem grossem cristall, dorein man leget das sper, vnd das holtze gotes crewzes zu der czeite der czeygung*).
13) Ein prawne (braune) dialmatica sand karles mit adler.
14) Ein Dialmatica sant karles swartz mit perlen.
15) Ein weisse Dialmatica mit perlen an den ermelein, vnd vnden zuring vmb.
16) Ein lange stol, guldein, mit adler vnd perlen.
17) Ein rote kappen mit einem guldein leben (Löwen), vnd einem camel, mit perlen gestept. (Ist der Chormantel oder das Pluviale mit zween Löwen, deren jeder ein Kamel unter sich hat).
18) Sant karles gürtel.
19) Kunigliche sceptra, zwey silberein eines vbergult, das ander slecht.
20) Czwei oppfel silberein vbergult vnd vff iglichem ein crewcz.
21) Sand karls oppfel aussen guldein, inwendig hultzein, mit einem crewcz vnd edlen steinen vnd perlen.
22) Sand karls sporn silberein vbergolt.
23) Sand karls rothe gugel.
24) Sand karls handschuh mit edlen steinen vnd perlen.
25) Sand karls sandalia.
26) Sand karls niderschuh.
27) Sand karls gürtel in einem guldein porten, in gurtels weise mit knewfen vnd Schellen.

Wie schon erwähnt, wurden diese Heiligtümer festlich in großer Prozession in Nürnberg empfangen. Unser berühmter Paul Ritter hat diese auf einem großen Bilde aufs schönste verewigt.

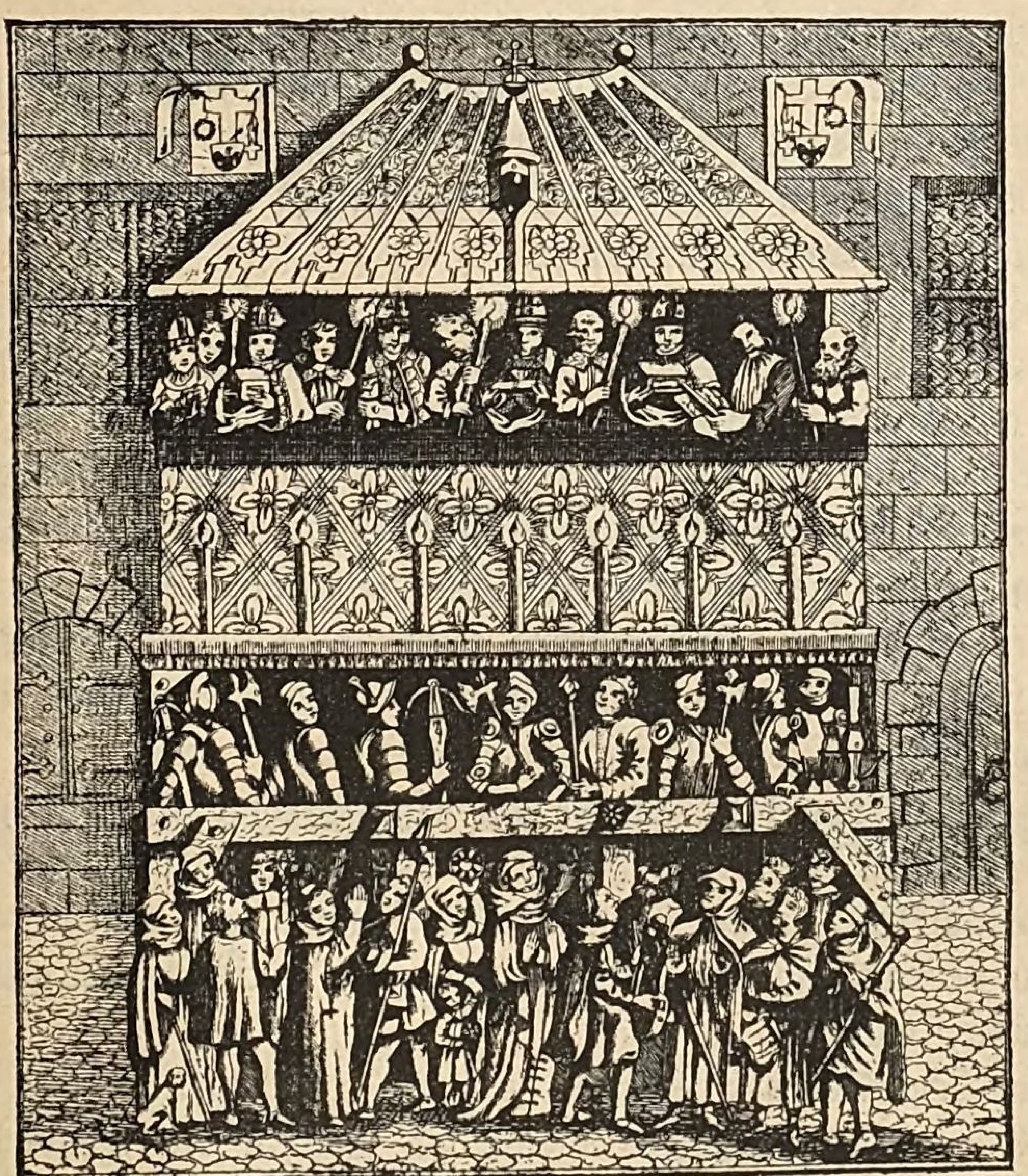
Von einem Chronisten wird die Feier, wie folgt, geschildert:

„Es war bereits an diesem Tage ein Fest- und Feiertag angestellet; alle Gefangene sind ledig gelassen, und die Körper vom Hochgerichte abgenommen worden. Die ganze Klerisei und alle Ordensleute, die Brüderschaften, der Rat, die ganze Bürgerschaft, Manns- und Weibspersonen gingen in einer ordentlichen schönen Prozession zum Frauenthor bis weit vor das Hochgericht (Galgenhof) hinaus, diesem so hochgehaltenen Heiligtume entgegen. Man brachte es zur Stadt auf einem Wagen, auf welchem hinten und vornen

*) Die Stücke von dem Tisch- und Schürztuche nebst den Dornen, deren fünfe in drei Monstranzen aufbewahrt werden, sind vermutlich schon 1140 von Konrad III. nach Nürnberg verehrt worden.

etliche junge Knaben, als Engel bekleidet, saßen, und brennende Wachskerzen in den Händen hielten; unter diesen Edelknaben war auch Anton Tucher, der 1450 Ratsherr und 1462 zweiter Losunger wurde. Neben dem Wagen sind die Herren Älteren hergetreten und haben das Heiligtum bis zu der neuen Spital-Kirche begleitet".

Anno 1424 wurde am Mittwoch nach dem Dorotheentage von Kaiser Siegismund diese Übergabe bestätigt, also, daß das fürbaß zu Nürnberg unwiderruflich ewiglich bleiben soll ohne Gefährde. Auch soll kein Priester



Die Vorzeigung der Reichsheiligtümer vor dem Schopperischen Hause.

damit „zu schicken noch dheinen Gewalt doruber haben, denn zu den zeiten, als man die weisung tun soll." — — und daß sie (der Nürnberger Rat) von dem Tag der Weisung 14 Tage eine Messe und Jahrmarkt in Nürnberg haben mögen, wie sie das nach ihrem Bedünken anordnen wollen.

Er sandte in diesem Jahre auch noch zur Ergänzung des Schatzes:

Ein Stol Künig Karls mit Porten gewurkt in golde.

Item Künig Karls niderschuhe mit perlen.

Item aber ein par Hantschuh Künig Karles mit wasserperlen Leisten und ein Empfehlungsschreiben an Papst Martin V.

Schon bald nach der Einbringung der Reichskleinodien und Heiligtümer erteilte Friedrich, Bischof zu Bamberg, einen Ablaßbrief für alle die, so bei der Weisung des Heiligtums erscheinen und fünf Kirchen zu Nürnberg besuchen, und der Rat erließ ein Schreiben an 20 Bischöfe, 15 weltliche Fürsten und 40 Städte, worin denselben angezeigt wurde, daß man künftig alle Jahre am andern Freitag nach Ostern das Heiligtum öffentlich zeigen werde.

Zwei Senatoren (die Herren ob dem Buch) wurden verordnet, alle Anstalten bei der Weisung zu besorgen und darauf zu sehen, daß alle die, die Kleinodien ꝛc. betr. Nachrichten, Privilegien, Briefe ꝛc. in ein eigenes Buch eingetragen werden. Sie erhielten auch den Titel Kronhüter und waren wirkliche kaiserliche Räte. Papst Martin V. bestätigte am 31. Dezbr. 1424 durch eine Bulle die auf ewig der Stadt Nürnberg anvertraute Verwahrung der Reichskleinodien und Heiligtümer.

1425 am Freitag nach Quasimodogeniti wurden dieselben zum erstenmale auf dem Heiligtumsstuhle, der vor dem Hause der Witwe Albrecht Schoppers auf dem Herrenmarkt aufgerichtet war, vorgezeigt. Der Erzbischof von Bamberg befand sich auf dem Heiligtumsstuhle, nebst sieben Personen. In der Oberstube des Hauses war der Rat, in der untern die Abgeordneten Kaiser Siegismunds nebst dem Bischof von Eichstätt.

Der Erzbischof von Bamberg zeigte alles selbst, sogar die schon erwähnten päpstlichen Bullen, sang die Messe und erteilte viel Ablaß.

Vor Zeigung des Heiligtums sang man unter dem Tabernakel Messe, auch wurde von dem Stuhle aus eine Predigt oder Vermahnung an das Volk gehalten. Wer auf dem Stuhle war, trug eine vergoldete brennende Wachskerze in der Hand. Mit Wachskerzen war der Stuhl auch rings herum besteckt und mit Tapeten behangen, worein Engel gewebt waren, die Heiligtümer haltend.

Vor dem Heiligtumsstuhle hing ein zweieinhalb Ellen langes und eine halbe Elle breites Pergament herab, auf welchem die Agende des Gottesdienstes, der damit verbunden war, geschrieben stund nebst der Beschreibung dessen, was in primo, secundo, tertio transitu dem Volke gewiesen wurde.

Der Heiligtumsstuhl muß ziemlich groß und geräumig gewesen sein; denn es wird gemeldet, daß im Jahre 1426 derselbe von folgenden Personen besetzt war:

Herzog Johann von Bayern, Graf Ludwig von Öttingen und Dr. Künhofer, einem würdigen Geistlichen, der die Reliquien zeigen half.

Im Jahre 1431 war der Kaiser Siegismund selbst bei der Zeigung anwesend. Indes schon 1438, am Dienstag nach Ostern, beging man in der Spitalkirche die Exequien für ihn. Das Heiligtum, der Speer und andere Stücke wurden auf den Altar geleget nebst den Reichsinsignien, wo-

bei die ganze Priesterschaft zugegen war.

In ähnlicher Weise wurde nun Jahr für Jahr mit dem Heiligtum verfahren, und fast stets waren hohe und allerhöchste Herrschaften bei der Zeigung anwesend. Wurde ein neues Reichsoberhaupt erkürt, so wurden die Reichskleinodien von den dazu verordneten Ratsherren nach Aachen oder Rom, den herkömmlichen Krönungsorten, geschafft und Kaiser um Kaiser, Papst um Papst bestätigten die den Nürnbergern verliehenen Privilegien.

Von 1460—1523 wurden sie vor dem Hause des Herrn Martin Behaim gezeigt. Vom Jahre 1523 ab unterließ man es, das Heiligtum in der bisherigen Weise zu zeigen. Durch die Reformation, die in Nürnberg viele Anhänger erhalten hatte, bekam die Verehrung der Heiligen, der Reliquien, der Glaube an Sündenablaß, einen gewaltigen Stoß. Nichtsdestoweniger wußten die Nürnberger die Ehrwürdigkeit und die Bedeutung derselben als Reichsinsignien nach wie vor zu schätzen und stellten sie von 1524 an, an gewissen Tagen auf dem Altare oder der Sakristei der Spitalkirche, später in der Amtskanzlei des neuen Spitals zum heiligen Geist aus.

Trotz einiger Anfechtungen blieb das „Heiltumb" in Nürnberg auch nach der Reformation, bis es i. J. 1796 durch den Losungsrat v. Haller vor den Franzosen nach verschiedenen anderen Städten und schließlich nach Wien geflüchtet ward, wo es heute noch aufbewahrt wird, und zu den größten Kostbarkeiten der kaiserlichen Schatzkammer gehört.

---

29. Der Reichsfürst und das Kaiserschwert.

Von Fr. de la Motte Fouqué.

Der Dessauer Fürst gar hoch berühmt,
Der alte Schnurrbart zubenannt,
In Worten nicht eben zart verblümt,
Doch edelstark von Herz und Hand,

Eine Flammensäul' für das Preußenheer,
Am Etsch und Po und an Elb' und Rhein!
Als Friede gebot: nehmt ab das Gewehr!
Da fiel's ihm zu reisen durch Deutschland ein.

Und was er sonst nicht an der Elbe that,
Und nicht an Etsch und Rhein und Po,
Das ward nun mit Eins diesmal sein Rat:
Er dachte zu reisen incognito.

Wohl mocht' er meinen in seinem Sinn:
„Die Leute, sie fürchten vor'm Dessauer sich;
Brauchen gar nicht zu wissen, wer ich bin,
Ich reise ganz heimlich und säuberlich."

Mein Dessauer, hätt'st in den Spiegel geschaut,
Da hätt'st an incognito nie Du gedacht.
Dein Nam' ist's nicht, wo den Leuten vor graut;
Dein Aug' ist's, dunkel und streng wie die Nacht.

Es ist Deiner Stimme donnernder Schall,
Gewaltig auch, wenn sie ganz freundlich spricht,
Dein Bart, Dein Zopfhaar, Dein ganzes All,
Schier ähnlich dem Cherub vor'm letzten Gericht.

Sie kannten Dich, wo Du betratst einen Ort,
Sie erzeigten Dir Ehr' in Furcht und Lust.
Da sprach er: „So kennt mich denn fort und fort!
Blieb ohn'hin ja doch ich mein selbsten bewußt."

So kam er denn auch nach Nürnberg hin,
Der weitaus kunstgepries'nen Stadt.
Sie wollten ihn feiern nach ihrem Sinn;
Des war der Schnurrbart im voraus satt.

Er sprach: „Was all' ihr an Schnurrpfeiferei'n
Mir zeigen könnt, weis' ich von der Hand;
Die Bilder, die Puppen von Erz oder Stein, —
S' ist alles mir doch bloß Nürnberger Tand.

Die Reichskleinode, die will ich seh'n,
Da liegt ernst Sinn und Bedeutung drin. —
Ihr besinnt euch, ob ihr's wollt zugesteh'n?
Ihr müßt, dieweil ich ein Reichsfürst bin.

Und wenn ich vormal ein Reichsfeind war,
So war ich's als preußischer General;
Jetzt aber ist's Friede ganz offenbar! —
Und innerlich murrt er: „mir freilich fatal!" —

Sie thaten auf rasch Thür und Thor,
Und zeigten ihm die Kleinodien all'.
Er kam ihnen wie ein Löwe vor;
Sie furchten, er spiel' mit dem Reichsapfel Ball.

Er aber verhielt sich ganz sittsamlich,
Sah still hin auf all das Gold und Gestein,
Und regte nur kaum mit der Miene sich,
Als dächt' er: 's ist gut; — könnt' auch anders sein! —

Doch unter den zierlichen Dingen zumal
Von edler Bedeutung und reichlichem Wert,
Lag auch lang und breit ein Stahl,
Mit guldigem Griff: ein gewaltiges Schwert.

Da sprach der Fürst: „O du leuchtende Pracht!" —
Und die Augen funkelten feucht gerührt, —
„Wer war einst Dein Herr?" — Und sie sprachen: „In Macht
Hat dies Schwert Kaiser Karol Magnus geführt."

Und der Dessauer nahm in die starke Hand
Das starke Schwert gar keck und frei.
Und sie baten: „Durchlaucht, verfahrt galant,
Und brecht uns das schöne Schwert nicht entzwei!

Wir wären verfemt vor Kaiser und Reich,
Wenn uns zerbräche dies Heldenschwert."
Da lachte der Fürst: „Zerbräch es gleich,
Wär's nicht der Müh' des Zerbrechens wert;

Hat's aber geschwungen des Karols Faust,
Zerbricht's in des Dessauers Faust auch nicht;
Doch weil euch gar so gewaltig graust,
Prüf' ich nur ein bißchen das scharfe Licht." —

Er nannt es: „ein bißchen." Sie nanntens: „gar stark."
Und ward ihnen herzlich bang zu Mut.
Doch so wie gut war des Dessauers Mark:
Des Karols Klinge war gleichfalls gut.

Da gab es der Dessauer wieder zurück,
Und lacht' und freute sich frisch und klar.
Sie aber nannten's ein großes Glück,
Daß alles gut abgelaufen war.

Und sie nahmen sich's gar vorsichtiglich vor,
Nie wieder zu zeigen das Heldenschwert,
Als sei es von Marcipan oder Flor; —
Die Thorheit hat aber nicht lange gewährt.

Seit Sieg auf Deutschland kam vom Herrn,
Und wir all' uns fühlen des Karols wert,
Da zeigen die Herren von Nürnberg gern
Jedwedem Manne das Karolschwert.

30. Die Tafel mit den Bildnissen Kaiser Konstantins und der heil. Helena.

Besonderer Gunst und Freundschaft der Republick Venedig verdankte Nürnberg ein Heiligtum, das lange Zeit in beiden Städten mit hoher Andacht verehrt wurde, nämlich eine Tafel mit den Bildnissen Kaiser Konstantins und seiner Mutter, der heiligen Helena. Darüber wird uns folgendes berichtet.

Im Jahre 1436 eroberten die Venetianer die dazumal unter türkischer Herrschaft gewesene Stadt Chettelin (richtiger wohl Mettelin). Das venetianische Kriegsvolk erbeutete daselbst u. a. eine bemalte Tafel. Durch glaubwürdige Schriften wie durch andere Anzeigen ließ sich ziemlich sicher feststellen, daß die darauf abgebildeten Personen Kaiser Konstantin und St. Helena seien. Man wollte sogar wissen, daß die Tafel schon zu Lebzeiten dieser fürstlichen Heiligen hergestellt worden sei.

Ein venetianischer Schiffspatron, namens Pirotressa, führte solche contrafaite Tafel auf seinem Streitschiffe mit sich fort, um sie nach Venedig zu bringen. Aber der sich fortsetzende Krieg mit den Türken hielt ihn noch über ein halbes Jahr in jenen Gewässern zurück. Dabei wurde das Schiff mehrmals heftig von den Türken angegriffen und beschossen, und obwohl hiebei die besprochene Tafel gar häufig mit Geschoß aus Büchsen und Armbrüsten getroffen ward, so hat doch „solcher Schuß keiner auf der Tafel haften oder verfahen wollen" und ist selbe schließlich schier ganz unverletzt gen Venedig gebracht worden.

Auf des Schiffpatrons glaubliche Anzeige dieses Wunders hat der Rat der Stadt Venedig diese Tafel mit großer „Feierlichkeit und Prozession aller Priesterschaft," die dem Patron entgegengefahren, empfangen und solche in der St. Helenenkirche in Venedig aufgehängt, woselbst sie lange Zeit geblieben und von jedermann als ein besonders wunderbares Heiligtum mit Andacht geehrt und hochgeachtet worden ist, bis sie nachmals nach Nürnberg gekommen.

Infolge der Reformation ist diese Tafel als Heiligtum in Vergessenheit geraten. Nach einer Mitteilung des verdienstvollen Joh. Ferd. Roth hatte sie später im „neuen Bau" des Heiliggeist-Spitales eine Stätte gefunden, wo sie im Jahre 1812 noch hing. Wie ich mich überzeugte, ist sie nicht mehr da. Wo mag sie wohl hingekommen sein?

31. Der Glocken-See.

Eine Mögeldorfer Sage.

Mitgeteilt von Kreisarchivfunktionär M. J. Lehner.

Nachdem am 29. Juni 1449 der Absagebrief des Markgrafen Albrecht Achilles beim Nürnberger Rate eingelaufen war, bemächtigte sich der Bevölkerung auf dem platten Lande, obwohl der Schlag nicht unvorbereitet fiel, eine begreifliche Aufregung. Auf allen Straßen zog die Bauernschaft, soweit sie nicht im Dunkel des Reichswaldes Zuflucht gesucht hatte, mit Sack und Pack den schützenden Wällen der burggekrönten Stadt zu, die ihr zufluchtverheißend entgegenwinkte. Indessen marschierten die von dem ränkesüchtigen Fürsten längst bereit gehaltenen Söldnerscharen immer näher auf die kampfgerüstete Reichsstadt, und schon zeugten die ringsum zum Himmel lodernden Brände von der drohenden Gefahr. Auch aus dem nur etwa eine Stunde entfernt gelegenen Mögeldorf hatte sich die Bewohnerschaft nach der Stadt salviert, und nur einige Greise und die beiden Dorfhauptleute waren zurückgeblieben, um das letzte zu retten, was man unter den obwaltenden Umständen allenfalls noch retten konnte, nämlich — die Kirchenglocken. Noch hingen sie hoch oben im Gebälke, nachdem sie kaum einige Stunden vorher die Säumigen mit dumpfen Schlägen zur Eile vor dem Feinde gemahnt, der schon in nächster Nähe im Walde stand.

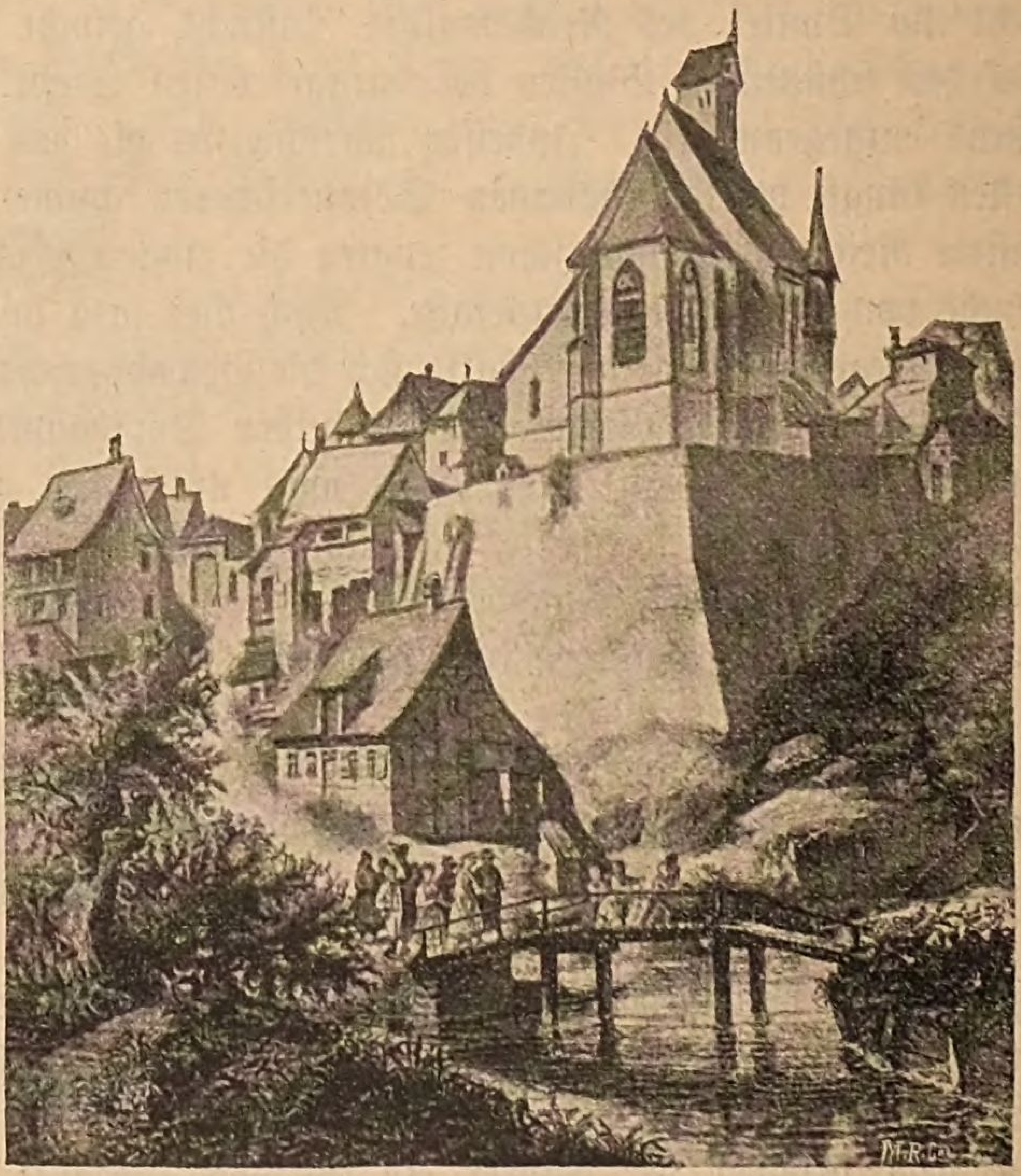
Die wachsende Gefahr spornte zur Aufwendung aller Kraft an, und so kam man denn auch in aller Hast bald mit dem Herablassen des kostbaren Gutes zu Stande, das der Markgraf sicher zu mächtigen Mörsern hätte umgießen lassen, falls es ihm in die Hände gefallen wäre.

Auch auf die bereitgehaltenen Schleifen bekam man es bald — aber wohin nun damit? In den nahen Wald unterhalb der Gritz, dazu reichten die Kräfte nicht aus, auf dem schlechten Weg es bergan zu schleppen. Endlich schien dem ältesten der Führer ein rettender Gedanke gekommen; bedächtig legte er den Zeigefinger an die gerunzelte Stirn und sprach: „Wo wären unsere Glocken wohl besser verwahrt als dort unten auf dem Boden des Sees, der, wie man sagt, so tief ist, daß der Kirchturm, zweimal aufeinander gestellt, in ihm verschwindet. Also angepackt, Leute!“ Und beifällig nickend, spannten sich die Alten an das seltsame Fuhrwerk, und bergab gings an die Stelle, wo die Wellen des Sees an das sandige Ufer heranrollten, und da, wo das Gestade am steilsten und das Gewässer am tiefsten war, verschwanden die Glocken unter dumpfem Geplätscher im schlammigen Grunde.

Es war auch höchste Zeit gewesen, denn schon tauchten neben dem Kirchlein und im Hohlweg des Dorfes lanzenbewehrte Reisige auf, allen voran der Hauptmann des Streifzuges auf schäumendem Roß, und stürzten sich auf die zum Tode erschrockenen Bauern, die jeden Ausweg zur Flucht

sich versperrt sehend, bebend auf die Kniee sanken. Umsonst war alles Bitten und Flehen; die Greise wurden zusammengeknebelt hinweggeschleppt, indes man die Dorfhauptleute in strenges Verhör nahm, wobei die Angst um's Leben ihnen bald ihr Geheimnis abgenötigt hatte.

Die Brandfackel flog droben in des Kirchleins hohes Giebeldach und pflanzte sich mit rasender Eile in den elenden, strohgedeckten Hütten fort, während drunten am Ufer des Sees die beiden Armen zum letzten Gebete zusammenkauerten, um dann von den rohen Fäusten der Söldlinge



Mögeldorf. Nach einer Zeichnung von Audenrith.

hineingestoßen zu werden in das dunkle Gewässer, just an der Stelle, wo die Glocken man hinabgesenkt.

Viele Jahre vergingen. Der Opfersinn der Pfarrgemeinde hatte längst schon ein neues, aus der Werkstätte der berühmten „Glockengießer" hervorgegangenes Geläute — die Unvollkommenheit der Apparate machte eine Hebung des alten unmöglich — auf dem wieder erbauten Kirchturm aufgehängt. Das Seebecken hatte sich mehr und mehr verengert, und nur die Untiefe, in der die Glocken lagen, war noch vom Wasser überflutet.

Die Sage von dem Vorkommnis im Jahre 1449 verpflanzte sich vom Ahn auf den Enkel und drang nach mehr als 200 Jahren auch in

das an der Pegnitz aufwärts gelegene Schloß, die „obere Bürg" genannt, damals bewohnt von einer Gräfin Pohlheim, die oft hinabging an das Gestade und hineinsah in die geheimnisvolle Flut, als müßte sie tief unten das in drangvoller Zeit versteckte Gut erspähen.

Der Gedanke daran verfolgte sie Tag und Nacht, bis sie endlich aus Holland „Wassertreter" kommen ließ, denen sie unter reichen Versprechungen befahl, die versenkten Glocken zu suchen und womöglich an's Tageslicht heraufzubefördern. Die wackeren Seeleute, durch ihre Gewandtheit im Tauchen weit und breit berühmt, machten sich auch alsbald an's Werk und stürzten sich in die schlammige Flut, um aber schon nach kurzer Zeit wieder an die Oberfläche zu kommen, wo die Gräfin, umringt von einer Schar Neugieriger, sie erwartete. Schreckensbleich mit fliegendem Atem erzählten die Taucher, als sie sich etwas erholt hatten, daß sie die Krone der Glocken und den obern Teil des Mantels allerdings im Schlamme gewahrt und auch schon die mitgenommenen Taue daran hätten befestigen wollen, als sie zwei Menschengerippe gesehen, die drohend ihre ausgenagten Schädel hin- und hergewiegt und mit den Knochenarmen nach ihnen gefaßt hätten, und von Entsetzen gepackt, hätten sie die unheimliche Tiefe verlassen.

Seit dieser Zeit hat sich niemand mehr an das Unternehmen gewagt. Die Untiefe verschwand nach und nach im Morast und endlich im sumpfigen Wiesengrund; nur ein einzelnstehendes Weidengebüsch bezeichnet noch heutzutage die Stelle — des Glockensees.

---

32. Die Kirche und die große Glocke in Roßstall.

(Größtenteils nach mündlicher Überlieferung.)

Das Pfarrdorf Roßstall, einige Stunden von Nürnberg auf einem Hügel gelegen, ist sicher ein sehr alter Ort, viel älter als Nürnberg selbst. Es hat eine alte gothische Kirche mit einer Krypta, die ursprünglich zu einem romanischen Kirchlein, das jedenfalls abgebrannt oder zerstört worden ist, gehört haben mag. Von dem Kirchturm aus hat man einen gar prächtigen Ausblick in die Gegend rundum, und niemand wird die geringe Mühe bereuen, ihn zu besteigen. Der größte Stolz der Bürger von Roßstall jedoch ist die auf diesem Turm hängende große Glocke, deren außerordentlich schöner Klang weithin vernehmbar ist und sich in jedes Herz einzuschmeicheln versteht.

Diese Glocke soll während des dreißigjährigen Krieges von den Ortsbewohnern aus Furcht, die kaiserlichen Soldaten, die bei der „Alten

Veste" lagerten und die ganze Gegend rein ausplünderten, möchten sie mit sich nehmen und Kanonen daraus gießen lassen, herabgenommen und im Galgengraben versteckt worden sein.

Nach der Beendigung dieses entsetzlichen Krieges, der die ganze Gegend verwüstet und entvölkert hatte, war von denjenigen, die sie verborgen hatten, niemand mehr am Leben. Die Nachkommen wußten zwar vom Hörensagen, daß die Glocke im Galgengraben verborgen worden war; aber niemand kannte genau die Stelle, wo sie lag, und alles Suchen darnach blieb lange Zeit vergeblich.

Es gab aber zu jener Zeit in den umliegenden Wäldern viele Wildschweine, die infolge der Jagdherrlichkeit der adeligen Rittergutsbesitzer zum Schaden und Ärger der armen Bauern über Gebühr gehegt wurden. Wagte es ja einmal ein Landmann, eine solche Bestie zu erlegen, so wurde er, wenn solches verraten ward, ohne viele Umstände in ein grauenvolles Burgverließ geworfen, und nicht selten war die Einkerkerung eine lebenslängliche.

Einem Wildschwein nun war es vorbehalten, die vergrabene Glocke wieder ans Tageslicht zu bringen; es hatte sie mit seinem Rüssel herausgewühlt. Eines Tages verbreitete sich im Orte die freudige Kunde hievon, und bald traf man Anstalten, sie hinein zu schaffen und auf dem Turme wieder aufzuhängen, daß sie wie früher als eine mahnende Stimme von oben des Lebens wechselvolles Spiel begleite.

Man erzählt sich auch, die Nürnberger hätten einmal der Gemeinde Roßstall für diese Glocke soviele Kronenthaler geboten, daß man damit den Weg von Nürnberg nach Roßstall in einer Reihe hätte dicht belegen können; aber die Roßstaller gaben sie nicht her.

Übrigens soll diese Glocke ursprünglich von drei Jungfrauen gestiftet worden sein. Panzer I. 152. „Drei Jungfrauen hatten sich im Walde verirrt. Als sie von fern die Glocken in Roßstall schlagen hörten, gingen sie darauf zu und stifteten aus Dankbarkeit für ihre Errettung die große mittlere Glocke; daher wird abends zum Andenken im Herbste geläutet."

„Diese Sage ward von einem alten Mann mit dem Beisatze bestätigt, daß die drei Jungfrauen ihr ganzes Vermögen — ein anderer sagt 500 Gulden — der Kirche vermachten. Sie verordneten, daß im Herbste alle Tage um 7 Uhr abends geläutet werden soll. Als einst ein Mesner den Brauch wollte abkommen lassen, hatte er keine Ruhe, bis er wieder läutete."

Unter der Kirche, die von der Gemahlin eines Herzogs Ernst gestiftet worden sein soll, befindet sich, wie oben schon erwähnt, eine Krypta. Dieselbe enthält nichts mehr als einen steinernen Altar. Nach der Sage sollen aber von ihr drei unterirdische gemauerte Gänge, die gänzlich

verfallen sind, nach verschiedenen Richtungen ausgehen. Einer davon, der vor längerer Zeit näher untersucht worden ist, soll nach dem bekannten, drei Stunden entfernten Kloster Heilsbronn führen.

Wie durch Gedenktafeln ersichtlich ist, sind in dieser Kirche Herzog Ernst und seine Gemahlin begraben.

33. Frevel wieder des Herren Brot.

Poppenreuther Sage.

Eine merkwürdige Begebenheit hat sich im Jahre 1567 dahier zugetragen, welche so mitgeteilt wird, wie sie in der alten Pfarrchronik aufgezeichnet ist.

Der hiesige Pfarrer Bartholomäus Gebhard hatte zwei Mägde, Kunigunda und Brigitta. Diese gingen den dritten März 1567 auf das Feld, um zu krauten. Da trafen sie noch einige Bauern und Mägde an.

Ehe die Mägde die Arbeit auf dem Felde anfingen, sagte des Pfarrers Magd Kunigunda zu einer anderen Magd Anna, die bei einem domprobstischen Unterthan in Diensten war: sie habe etwas Gutes bei ihr, das wollte sie ihr geben. Und als sie miteinander weiter gingen, sprach ebengenannte Kunigunda ferner: sie habe gehört, daß sie zu Gottestisch gehen wolle? Darauf erwiderte die Anna: Ja! wenn sie Gott so lang leben ließ, würde es geschehen. Kunigunda aber sprach: sie habe den Leib Christi bei ihr, den wolle sie ihr geben. Hierauf fiel sie nieder, zog die Anna ebenfalls nieder, brachte ein Tüchlein hervor, darin ein Teil einer Oblate, so man bei Austeilung des hochwürdigen Abendmahls zu gebrauchen pflegt, eingebunden gewesen, und wollte dieses der Anna darreichen. Als aber die andere Magd Brigitta solches sah, hat sie beide Mägde auseinander gestoßen und gesagt, die Leute möchten's sehen. Darauf fragte die Anna, woher sie, die Kunigunde, die Oblat, welche gebrochen war, bekommen? Da antwortete sie, daß sie desselben Tages früh dieselbe in ihres Herrn Stuben gefunden, einen Teil davon nüchtern genossen, und als die andere Magd vom Markt heimkam, derselben auch gegeben mit der Meldung, daß sie unseres Herrgotts Brot essen sollte. Es hat also die Anna indessen von der zerbrochenen Oblate ebenfalls ein klein Stücklein aus der Kunigunde Hand in den Mund empfangen und genossen. Hierauf sind sie an ihre Arbeit gegangen. Nachdem ging Kunigunde zu zwei anderen Mägden, welche ebenfalls auf dem Felde waren, wovon die eine auch Kunigunde und die andere Barbara geheißen, und sprach zu ihnen: sie habe etwas Gutes, das wollte sie ihnen geben. Diese glaubten, sie würden von der Kunigunde Zucker und Gewürzr erhalten. Sie hatten aber Oblaten erhalten und genossen, indem sie es fü

Sünde hielten, dieselbe hinzuwerfen. Darauf habe noch die Kunigunde gesagt: morgen will ich euch den Kelch bringen und euch zu trinken geben. Darauf eine Magd gesagt: sie solle zusehen, daß sie sich nicht versündige. Darauf gingen sie alle an ihre Arbeit. Nach zwei Stunden ungefähr wollten sie nach Hause gehen und sahen sich deswegen um, die Kunigunde zu sehen; da sind sie gewahr geworden, daß dieselbige Kunigunde ein Ackerläng von ihnen auf dem Angesicht gelegen und tot gewesen.

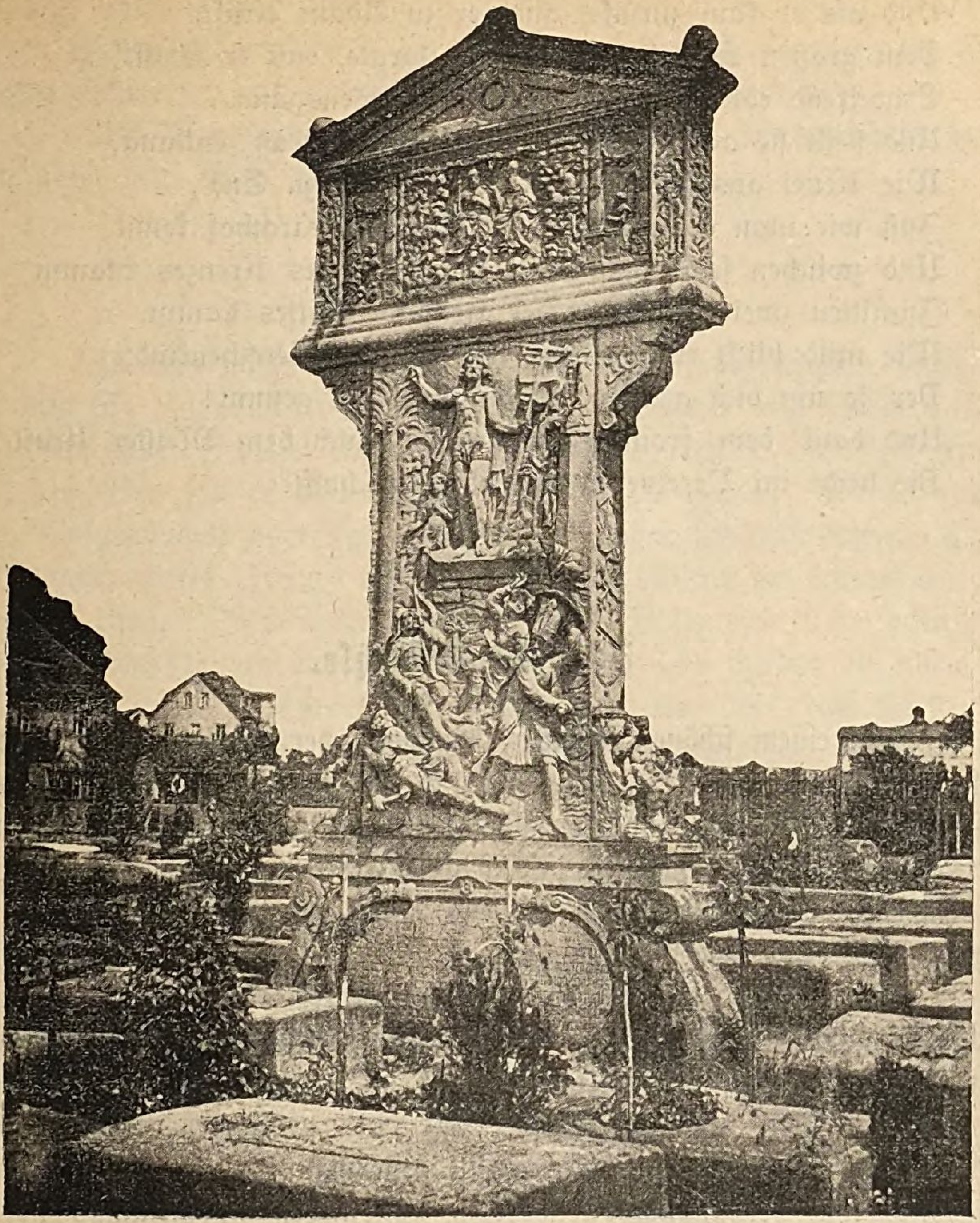
Sagen des St. Johannis-Friedhofes.

34. Der Weg zum Kirchhof bei St. Johannis.

Von J. M. Lotter.

Begleite mich, mein Leser, nun zu der Totenstadt,
Wo von des Lebens Mühen die Ruh' gefunden hat
Der Reiche wie der Arme, der Weise wie der Thor,
Die Jugend wie das Alter, wenn sich der Geist empor
Zu jenen Höhen reckte, wo unsre Heimat ist,
Und wo wir werden schauen dereinst auch Jesum Christ.
Bei St. Johannis draußen, da liegt die Schlummerstatt,
Die wenig ihresgleichen im ganzen Reiche hat,
Wo Wilibald Pirkheimer, wo Albrecht Dürer ruht,
Wo auch Hans Sachs soll liegen, Veit Stoß und Wohlgemut
Und noch viel tücht'ge Männer, erwartend hier den Tag,
An dem zur Auferstehung der Herr sie rufen mag.
Ein Kirchlein stehet drinnen und eine Grabkapell';
Sie bergen gar viel Schönes, drum tritt hier ein, Gesell',
Und dann besieh' die Gräber, wo fast auf jedem Stein
Ein Kunstwerk sondergleichen sich deinem Sinn prägt ein,
Wo fromme Sprüch' erinnern an die Vergänglichkeit
Und wiederum auch mahnen: Sei treu zu aller Zeit!
Die mächt'gen Lindenbäume, die Blumen zeigen an,
Daß auch ein Ort des Grauens zum Garten werden kann.
Doch wenn wir dahin wandern, laßt uns mit Fleiß beseh'n,
Was fromme Männer thaten, daß auch der Weg ward schön.
Die Straße zu den Gräbern? Komm' her und schaue an!
Du siehst hier dargestellet, was Christ für dich gethan,
Daß du nicht mehr magst zittern vor Tod und Höllenpein —
Der Tod, er soll dich führen ins beff're Jenseits ein.

* * *



Im St. Johanniskirchhof.

Der fromme Martin Ketzel reist' in's gelobte Land,
Die Stätte zu besuchen, wo Christi Kreuz einst stand.
Er maß mit aller Sorgfalt von des Pilatus Haus
Den Weg zur Schädelstätte und die Entfernung aus
Der Leidensstationen, wie die Tradition
Und auch die Schrift berichtet, von unsres Gottes Sohn.
Doch als er kam nachhause, wie hat es ihn erschreckt,
Als den Verlust der Maße er hier erst hat entdeckt.
Bald macht' er auf sich wieder, scheut nicht das Ungemach,
Zum andernmal zu holen, woran es ihm gebrach.

Und als er kam zurücke, ging er zu Adam Kraft,
Dem großen Steinmetzmeister und sorgte, daß er schafft'
Ergreifend edle Bilder von Christi Leidensgang
Und stellt sie auf am Wege, der Friedhofstraß' entlang,
Wie Ketzel ausgemessen von Anfang bis zu End',
Just wie man deren sieben bis hin zum Kirchhof kennt.
Und zwischen sechs und sieben hängt an des Kreuzes Stamm
Inmitten zweier Schächer der Heiland, Gottes Lamm.
Wie mild blickt er hernieder auf dich, o Menschenkind;
Der so um dich gelitten, sei du ihm treu gesinnt!
Und dank' dem frommen Ketzel und auch dem Meister Kraft,
Die beide im Vereine so Herrliches geschafft!

---

35. Die Eidechse.

Auf einem schönen, großen Grabstein, der die Panzer'sche Familiengruft bedeckt, mit Nr. 2151 bezeichnet, ist ein mit einem Gitter versehenes kunstreiches metallenes und vergoldetes Epitaphium angebracht. In der Mitte desselben sieht man ein schlafend abgebildetes Kind, in dessen Nähe eine Eidechse sich befindet, die sich ein wenig hin und her bewegen läßt. Hieran knüpft sich nun folgende Sage:

Die früheren Besitzer dieser Gruft hatten ein prächtiges munteres Töchterlein, das am liebsten in dem elterlichen Garten sich herumtummelte. Von einer aufregenden Schmetterlingsjagd müde geworden, legte es sich auf den grünen Rasen und schlief ein. Mit halb geöffnetem Munde, wie oft Kinder und Erwachsene zu schlafen sich angewöhnt haben, lag es da, und das sollte ihm verhängnisvoll werden, umsomehr, als niemand über sein Wohl wachte.

Plötzlich vernahm der Gärtner ein fürchterliches Kindergeschrei. Als er herbeieilte, fand er das Kind in schrecklichster Aufregung, sich unter den heftigsten Schmerzen windend. Befragt, was ihm geschehen sei, konnte es gar nicht antworten, sondern nur auf seinen Leib, den Sitz seiner Schmerzen, zeigen. Die Eltern wurden schnell herbeigeholt, ebenso ein Arzt; aber niemand konnte ergründen, was der Kleinen fehle; keine Medizin half. Das Kind verfiel schließlich in Zuckungen und nach Verlauf von kaum vierundzwanzig Stunden war es eine Leiche.

Die rätselhafte Erkrankung und der schnell eingetretene Tod veranlaßte die Eltern, ihren Liebling secieren zu lassen. Da kam denn freilich die Ursache der Erkrankung und des Todes zutage. Eine sonst so un-

schuldige Eidechse war dem schlafenden Kinde durch den offenstehenden Mund in den Magen gekrochen und hatte hier durch ihre Bewegungen die fürchterlichsten Schmerzen und schließlich des Kindes Tod veranlaßt.

Das Grab findet sich gleich beim unteren Kirchhofthore und liegt dort unter dem ersten Steine.

36. Der runde Stein.

Zu dem lange Zeit als Merkwürdigkeit vorgezeigten Gegenständen auf dem St. Johannisfriedhofe gehörte besonders der noch übrige Teil eines in Form einer Schüssel ausgehöhlten Steines, mitten auf dem Kirchhofe. Mit demselben soll es aber folgende Bewandtnis haben: Sei es aus Übermut, Galgenhumor oder Not geschehen; es haben sich einst dreizehn Personen miteinander dieses Steines als einer Schüssel bedient, um daraus eine Milchsuppe zu essen. Ob sie ihnen geschmeckt hat? Bekommen ist sie ihnen schlecht; denn alle wurden miteinander daraufhin krank und starben an einem Tage. Und die Ursache? Während des Essens hatte eine über dem Stein befindliche, von ihnen jedoch unbemerkt gebliebene Kreuzspinne ihr Gift hineinfallen lassen. Das ist in Kürze die Volkssage. Herr Pfarrer Michahelles sen. hat sich jedoch die Mühe nicht verdrießen lassen, nachzuforschen, ob und was an dieser Sage Wahres sei, und folgendes hieher bezügliche gefunden:

„Anno 1437 grassierte zu Nürnberg die Pestilenz so sehr, daß in St. Sebalds-Pfarr 4300, in St. Laurenzen 5080, bei St. Leonhard, Gostenhof und Steinbühl 550 Menschen gestorben. Damalen seye St. Johannis gebauet und eingeweihet, da man auf einem Stein folgende Reime von diesem Sterben findet:

„War das nicht eine sehnliche und jämmerliche Klag,
Ich starb aus meinem Haus, selb dreizehn auf einen Tag."

Es scheint demzufolge damals in Nürnberg eine ganze aus 13 Personen bestehende Familie gestorben zu sein, welcher man einen Stein mit obiger Grabschrift setzte. Dieser Stein, von dem jedoch keine Spur mehr vorhanden, soll in der dem heil. Sebastian gewidmeten Kapelle beim Sebastiansspital, die 1552 im markgräflichen Kriege abgebrannt worden ist, gestanden sein. Nach dem Brande wurde er in dem St. Johanniskirchhofe aufgestellt. Das darauf befindliche Epitaphium zeigte das Bildnis des heiligen Sebastian.

Vielleicht lag jener oben bemeldete schüsselartige Stein in der Nähe dieses Grabsteines und hat so zur Ausbildung der Sage Veranlassung gegeben, die im Grunde doch auf der Thatsache beruht, daß 13 Personen, die eine Familie bildeten, an jener pestilenzartigen Seuche in Nürnberg gestorben sind.

37. Das Christuskreuz.

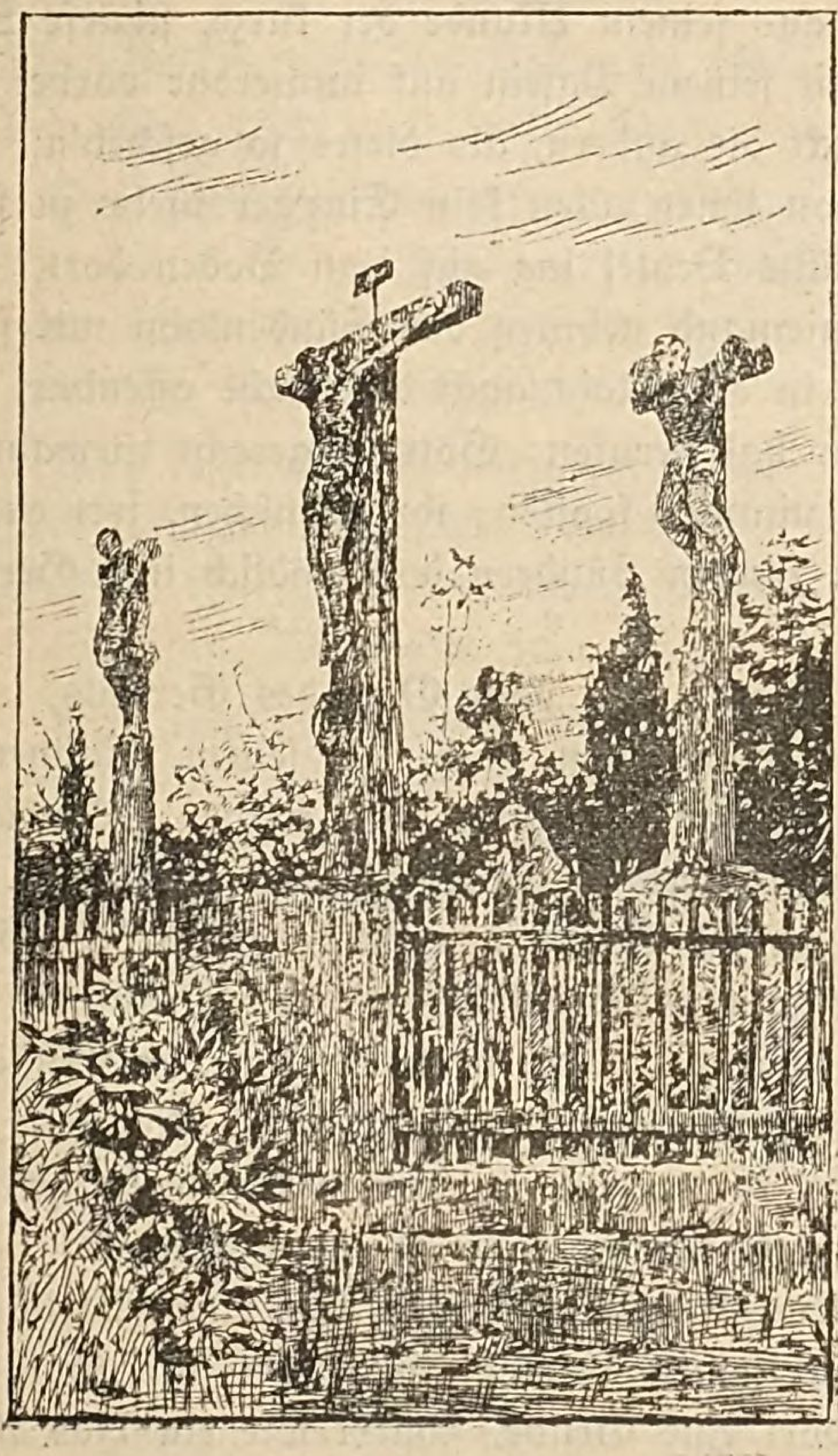
Von J. M. Lotter.

Die alte Reichsstadt blühte, und groß war ihre Macht,
Die wack'ren Bürger schafften viel Schönes Tag und Nacht;
Seht Nürnbergs feste Mauern, die Kirchen, Brunnen an,
Seht der Patrizier Häuser, bedenket auch sodann,
Wie eifrig ward gepfleget die Kunst und Wissenschaft
Und dabei doch der Bürger bescheiden, tugendhaft.
Wer kam wohl einem Dürer, Kraft, Stoß und Vischer gleich?
Wo war ein edler Sänger, so wie Hans Sachs, im Reich?
Wie hieb in Kriegesläuften der Bürger tapfer drein,
Wenn einer Nürnberg drängte und hemmte sein Gedeih'n.
Wie fühlten sich so heimisch die Kaiser in der Stadt,
Wie war der Fürsten Treue gen Nürnbergs Treue matt!
Treu war'n sie auch dem Höchsten; sie hielten sein Gebot:
Gedenket auch der Armen und ihrer bittern Not!
Doch währt' nicht lang die Blüte der schönen, freien Stadt;
Des alten Reiches Jammer setzt' ihre Bürger matt;
Das Volk, so treu und bieder, so fleißig und so gut,
Es mußt' an sich erfahren des Schicksals Wankelmut.
Des dreißigjähr'gen Krieges Geschichte jeder kennt,
Wo schrecklich wütend hauste der Roheit Regiment,
Wo für der Väter Glauben der Mensch als Tiger haust
Mit Sengen, Brennen, Morden, den Säbel in der Faust,
Wo durch die Glaubenskämpfer der Glaub' am meisten litt,
Weil man für ganz was anders als für den Glauben stritt.

* * *

Es saßen in der Schenke, zum „heiligen Kreuz" benannt,
Der rohen Söldner viele, Gott weiß, aus welchem Land.
Sie zechten hier unbändig und fluchten roh dazu,
Das Würfelspiel, die Karten, sie kamen nie zur Ruh,
Aus rauhen Kehlen schallet manch Lied von schlimmster Art
Und was sie sich erzählten, klang frommen Ohren hart;
Hier rühmt sich schreiend einer, daß nichts ihm Furcht flöß' ein,
Und sollte es der Böse, der Satan selber, sein.
Ihn übertrumpft ein andrer, der sprach das freche Wort:
Geh' mir mit deinem Teufel, dem armen Schlucker, fort,
Ich wag's selbst mit dem Herrgott und laß' mich mit ihm ein,
Der Herrgott ist ein Garnichts, was auch die Pfaffen schrein'!

Indessen trat der Teufel unmerklich unter sie
Und höhnt den frechen Prahler, sagt' ihm, du wagst doch nie
Drauß im Johannisfriedhof mit deiner langen Büchs'
'nen scharfen Schuß zu feuern auf's große Kruzifix;
Dein Maul ist sicher größer als dein Soldatenmut;
Kommt mit hinaus und schauet, ob er es wirklich thut;
Es gilt hier eine Wette; ich setz' den Beutel ein;



Das Christuskreuz.

Wagt er's, darauf zu schießen, so ist der Inhalt sein!
Und sieh, die schlimme Rotte, sie ließ sich stacheln auf
Und zog hinaus zum Kirchhof in einem hellen Hauf',
Und als sie war zur Stelle, wo Christ am Kreuze hängt,
Da ward der eitle Prahler zu schießen jetzt gedrängt
Just auf des Heilands Stirne — der Teufel gab's so an —
Und ohne viel Besinnen ward auch der Schuß gethan.

Ein höllisch Hohngelächter und Blitz und Donnerschlag,
— Der Himmel schien empöret, ob solcher großen Schmach, —
Und aus dem Mund des Schützen ein schriller Todesschrei
Macht allen's Blut gerinnen, die waren mit dabei.
Der Schütz' hatt' wohl gezielet, getroffen auch fürwahr
Die Tafel über'm Haupte, wie bald zu sehen war,
Doch ist die Eisenkugel gesprungen dann zurück,
Ihm in die Stirn' gefahren — ein wunderbares Stück! —
Kaum kam aus seinem Munde der kurze, scharfe Schrei,
So war's mit seinem Dasein auf immerdar vorbei. —
Entsetzen packt die andern, als dieses so gescheh'n;
Bald war von ihnen allen kein Einz'ger mehr zu seh'n;
Der goldgefüllte Beutel lag auf dem Boden dort,
Es mochte niemand nehmen den Sündenlohn mit fort.
Bald wurde in der Stadt auch die Sache offenbar,
Und mancher hat gerufen: Gott ist gerecht fürwahr!
Er läßt sich nimmer spotten; ihr Menschen, irrt euch nicht;
Er geht mit frechen Sündern doch endlich in's Gericht!

* * *

Den Toten zu entfernen vom Orte des Gerichts,
Der Rat hat es befohlen, doch half seinen Mahnen nichts,
Denn niemand wollt' berühren, den frechen Bösewicht,
Der auf den Welterlöser die Büchse hat gericht't;
Wer ihn so da sah liegen, den packte gleich das Grau'n;
Man konnte so was Greulich's im Leben nimmer schau'n;
Sein Antlitz war verzerret, verdreht ihm das Genick,
Das Aug' blutunterlaufen, und scheußlich stier sein Blick.
So hatt' Gott den gezeichnet, dem nichts mehr heilig war,
Den andern zum Exempel, so ist es offenbar.
Ein Henkersknecht dann schließlich legt einen Strick um ihn,
Wirft ihn auf seinen Karren, fährt ihn zum Galgen hin
Und gräbt dort eine Grube, scharrt wie ein Aas ihn ein
In nächtlich stiller Stunde bei düst'rem Fackelschein. —
Des Toten Kameraden ereilt auch ihr Geschick;
Vom allernächsten Treffen kam keiner mehr zurück —
Mög ihren armen Seelen der Heiland gnädig sein
Und einstens auch erwecken ihr moderndes Gebein!
Noch heute zeigt die Tafel dort über Christi Haupt
Ein Loch von einer Kugel, das, wie man stets geglaubt,
Von jenem Schuß herrühret, den jener tolle Mann
In seinem Frevelmute, wie ich erzählt', gethan.

38. Der Gaffenmord.

Von J. M. Lotter.

Ein jung und üppig, sinnlich Weib
Ward einem Alten angetraut,
Der trotz der Jahre Unterschied
Auf ihre Treue sorglos baut.

Wie sollt' er nicht? War er ja doch
Geschätzt, geehrt von jedermann,
Ein Meister, reich an Hab' und Gut,
Der einer Frau 'was bieten kann.

Das Weibchen schien ihm zugethan
Und strich ihm weidlich um den Bart;
Ihm lachte drob das Herz im Leib,
Fühlt sich beglückt von ihrer Art.

Wer einen Schatz in seinem Haus
Und ihn getreulich nicht bewacht,
Verliert ihn manchmal, wie's so geht,
Durch eigne Schuld in einer Nacht. —

Ein jung und hübsch Gesellenblut
Sieht nach der Meist'rin gar so gern,
Und ihr wird bald in seiner Näh'
Viel wohler als beim Eheherrn.

Besonders wenn des Abends er,
Die Gute freundlich unterhält
Von dem, was auf der Wanderschaft
Er hat gesehen in der Welt.

Wohl sitzt der Meister auch dabei
Und hört mit zu auf seiner Bank —
Doch übermannt ihn bald der Schlaf,
Den beiden schließlich sehr zu Dank.

Zum Dieb macht oft Gelegenheit;
Wer hat dies nicht erfahren schon?
Dem Alten, der sie möglich macht,
Bracht' dieser Umstand schlimmen Lohn.

Bald ging die Tugend hier zu Grab;
Ein wildes Feuer schlug empor,
Verzehrend Sitte, Zucht und Treu.
Er merkte nichts, der alte Thor.

Und immer mehr häuft sich die Schuld.
Sie spricht: „Was soll der Alte mir?
O wär er fort, wie wär mirs wohl,
Könnt' ganz ich angehören Dir!"

Dies schlimme Wort, es führt zur That;
Denn als sich just ein Nagel fand,
Da trieb ihn in des Schläfers Haupt
Der Buhle ein mit frevler Hand. —



St. Johanniskirchhof

Das Paar, es heuchelt tiefen Schmerz,
Und niemand ahnt die böse That,
Jedoch des Höchsten Auge wacht
Und macht zunicht' der Frevler Rat.

Kaum war das Trauerjahr vorbei,
So ward dem Mörder sie vereint;
Nur täuscht sich jeder, der sie jetzt
Zufrieden oder glücklich meint.

Der Eh'stand ist ein Paradies,
Wenn tugendhaft die Gatten beid;
Den Bösen wird er stets zur Höll',
Weil jede Schuld nach Rache schreit.

Dies zeigt sich auch bei unserm Paar.
Gewissensbisse kamen bald;
Eins warf die Schuld dem andern vor,
Auch beider Herzen wurden kalt.

Nun lebten sie wie Katz' und Hund;
Eins wich mit Fleiß dem andern aus;
Der Meister legt die Hand in Schoß,
Sucht Ruh' und Frieden außer'm Haus.

Wer eine Schuld im Herzen trägt,
Muß Trunk und auch Gesellschaft flieh'n.
Im Rausch geschieht es gar zu leicht,
Daß man sich läßt die Zunge zieh'n.

Genug, im Wirtshaus kam's zu tag,
Was ihn im Herzen drückt und quält,
Und bald erfuhr die ganze Stadt,
Was im Vertrauen er erzählt. —

Die Missethat, sie ward gesühnt,
Durch beider Tod am Hochgericht.
O Mensch, sei immer dir bewußt:
Das Fleisch ist schwach, drum trau' ihm nicht!

In St. Johannis Totenfeld
Da liegt von Erz auf einem Stein
Ein Schädel, s'ist ein Nagel drin,
Soll Dir und mir zur Warnung sein!

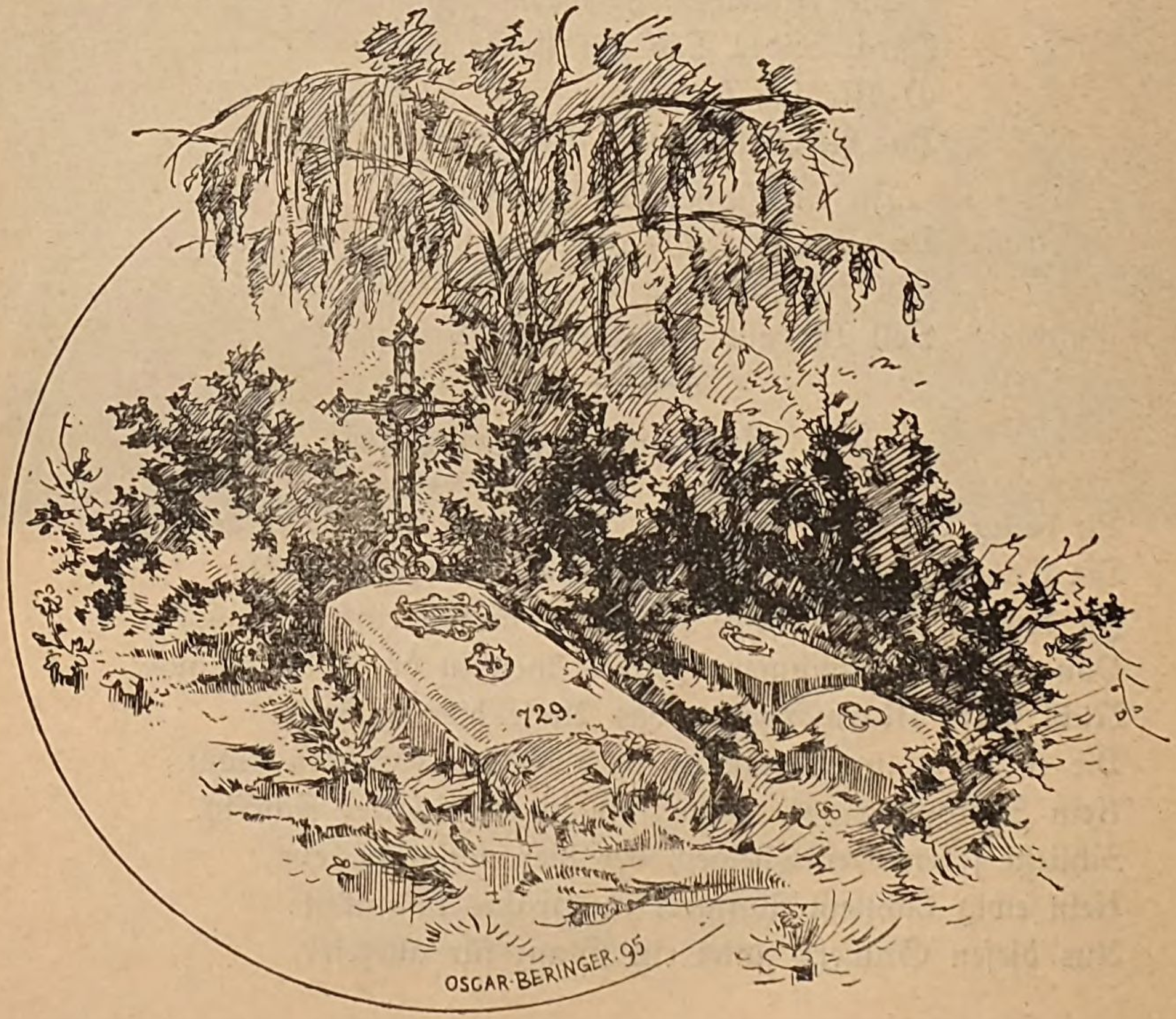
---

39. Am Johanniskirchhof.

Von Gottschalck von Regensburg.

Du heilig Reich des Friedens! mein Herz dich traut begrüßt —
Die Toten grüßt es alle, die schirmend du umschließt!
In deinem stillen Schoße birgst Du manch einfach Haus,
Von dem ein Schimmern strahlet weit in die Welt hinaus.
Nicht stolze Marmorhallen das Auge hier erschaut:
Die ew'ge Himmelswölbung hoch ob den Gräbern blaut.
Kein Sarkophag von Golde, ein ungeschmückter Schrein,
Schließt jeden Geisteshelden, der hier versarget, ein.
Kein ewig Lichtlein flimmert in Grabeseinsamkeit:
Aus diesen Gräbern flutet ein Glanz für allezeit!

Nicht Kön'ge ruhen unten in ird'scher Majestät —
Die bald in alle Lüfte der Sturm der Zeit verweht.
Die hier gefesselt liegen im Grab vom finst'ren Tod:
Auf Erden wohl kein König an Größe überbot.
Nicht waren sie geschmücket mit Kron und gold'ner Zier:
Sie trugen hoch des Geistes weitleuchtendes Panier.
Wohl ist ihr Leib gegangen zum stillen Ruheport —
Doch lebt ihr Geist, die Flamme des Himmels, ewig fort
Die Namen, so sie trugen — ein heilig Eigentum
Sie sind jed' deutschem Herzen, zur Ehre und zum Ruhm.
Wann einst mit seinen Donnern den Morgen weckt der Herr:
Daß bebt in tiefstem Grunde die Erde und das Meer:
Wann einst am letzten Tage die Welt in Trümmer bricht,
Auf seinem Sternenthrone Gott hält das Weltgericht:
Dann bersten alle Särge — die Gräber springen auf —
Die mächt'ge Zeit hält inne im schnellen Sturmeslauf.
Aus ihren Gräbern steigen die Toten all empor:
Und leuchtend steht es offen, des Himmels golden Thor.
Viel, so begraben liegen am Friedhof Sankt Johann —
Sie geh'n als lichte Sterne dem Totenzug voran.
An Gottes Thron sie stehen in Geistesmajestät —
Die ewig glänzt und leuchtet, die keine Zeit verweht!



40. Der Marterstein in der Kirchhofmauer.

Eine Mögeldorfer Sage, mitgeteilt von Gustav Speckhart.


Nach einer Zeichnung von Friedrich Raupp jun.

In herrlicher Lage auf ziemlich steil emporsteigender Anhöhe im Osten Nürnbergs liegt die uralte Pfarrkirche unseres Nachbarortes Mögeldorf, deren Chor, wie bekannt, mit einem kunstvollen, lebensgroßen Golgatha aus mittelalterlicher Zeit geschmückt ist. Die Umgebung der Kirche bildet der ehrwürdige Gottesacker, über dessen altersgraue Mauern hinweg man eine prächtige Aussicht nach den verschiedensten Punkten der Stadt und den umliegenden Ortschaften genießt. Wie enge verbunden unsere Stadt mit dem reizend gelegenen Orte Mögeldorf war, davon geben noch heute die alten Patriziersitze, die sogen. Herrenhäuser, Zeugnis. Auch findet sich manch stolzer Name der alten Geschlechter Nürnbergs auf zierlich in Holz geschnittenen Gedächtnistafeln in dem Gotteshause verzeichnet.

Ein Mitglied einer dieser Patrizierfamilien bildet den Gegenstand einer grausigen Sage, welche sich an einen in der Mitte der östlichen Kirchhofmauer eingefügten Stein knüpft. Auf dem durch den Zahn der Zeit schon sehr zerfressenen Stein läßt sich noch deutlich ein gekreuzigter Christus mit den beiden Schächern erkennen.

Der Sage nach lebte vor vielen hundert Jahren auf einem der lieblich gelegenen Rittersitze ein Angehöriger einer Nürnberger Patrizierfamilie. Er war eine schöne, ritterliche Gestalt mit wallendem, schwarzem Lockenhaar und schwarzen, aber düsteren und unheimlich leuchtenden Augen.

Niemand von den Ortsbewohnern hatte gerne Verkehr mit ihm, da man sich in die Ohren lispelte, er stände mit dem Satan im Bunde.

Mit liederlichen Zechbrüdern aus der nahen Stadt verbrachte er die Nächte bei Trunk und Spiel und vergeudete nach und nach sein ganzes Vermögen und alle zum Schlosse gehörigen Felder und Gründe; ja es kam so weit, daß endlich Roß und Schloß unter den Hammer kommen sollten. Niemand fand sich aber, der das Schlößchen sein Eigen nennen wollte, weil die Kunde ging, es sei nicht richtig in diesen Mauern. Man erzählte sich, daß der „Gottseibeiuns" in eigenster Person dort einkehre, und viele wollten in mitternächtiger Stunde einen grellen Lichtschein bemerkt haben, welcher durch die Fenster leuchtete, so daß man glauben mußte, das Gebäude brenne im Innern lichterloh. Beim Erlöschen des Feuerglanzes wollten wieder andere gesehen haben, wie gespenstige Gestalten dem Kamine entstiegen und sich in der Luft auflösten. Infolgedessen vermied jeder, die Umgebung des Schlosses in später Stunde zu begehen, oder er bekreuzte sich ängstlich, wenn ja sein Weg in der Nähe vorüberführte.

Jahre vergingen, ohne daß man recht wußte, wovon der nur noch selten gesehene Bewohner des Herrenhauses eigentlich lebe, da keine fruchttragenden Wiesen und Wälder mehr ihm zugehörig waren, somit ihm auch keine Einnahmen mehr zufließen konnten.

Auf einmal aber, über Nacht, änderte sich diese Notlage. Ein schönes Weib ging im Schlosse aus und ein; niemand wußte, woher es gekommen war. Es besorgte die Einkäufe für den Schloßherrn, welche jetzt wieder reichlich gemacht wurden, und bezahlte überall mit blankem Golde. Das Weib selbst ging in Sammet und Seide gekleidet. Zwei prächtige Rapphengste von edelster Rasse standen im angrenzenden Stall, welche ein mürrisch dareinschauender alter Knecht bedienen mußte, der eine welsche, unverständliche Sprache redete. Der Schloßherr aber kam selten jemandem zu Gesicht, und das nur an düsteren Abenden, wenn die Nacht sturmvoll zu werden schien. An solchen Abenden ritt er mit jenem hübschen Weibe in so rasender Eile den Schluchten des nahen Schmausenbuck zu, daß die Hufe der feurigen Rosse Funken schlugen. Die vom Holzlesen heimkehrenden Weiber des Ortes, welche den unheimlichen Reitern begegneten, beschleunigten dann ihre Schritte, um noch sicher unter Dach zu kommen, denn gewöhnlich folgte nach dieser Begegnung eine sturmvolle Nacht.

Auch nachdem man wußte, daß wieder Wohlstand in das Schloß eingezogen war, wurde dennoch kein Verkehr mit den Bewohnern desselben gesucht. Nicht einmal die Milch lieferten die Mögeldorfer Bäuerinnen, da sie glaubten, Stall und Vieh würden verhext werden, wenn sie mit den Schloßbewohnern in Berührung kämen.

So verging wieder eine Reihe von Jahren, ohne daß sich in den Verhältnissen des Schloßherrn etwas änderte. Nur konnte man die Beobachtung machen, daß der sonst so schöne Mann außergewöhnlich rasch alterte, dagegen das üppige Weib sich noch schöner präsentierte.

Da plötzlich trat ein Ereignis ein, welches die Herzen der Bewohner Mögeldorfs nach dem Bekanntwerden erstarren ließ. Als nämlich der Mesner in früher Morgenstunde zur Kirche gehen wollte, um die Gebetglocke zu läuten, sah er auf der Chorseite des Gotteshauses an der Kirchhofmauer einen toten Menschen liegen. Er trat näher heran und erkannte mit Schrecken in demselben den unheimlichen Schloßherrn, dessen gräßlich entstellte Gesichtszüge einen vorausgegangenen qualvollen Todeskampf vermuten ließen. In der einen geballten Hand hielt er ein zerknittertes Pergamentblatt mit geschriebenem Inhalt. Entsetzt eilte der Mesner zum Pfarrherrn und unterrichtete diesen von dem grauenhaften Funde. Der Priester begab sich sogleich zur Stelle und entnahm dem gespenstig aussehenden Toten das beschriebene Blatt, welches folgende Worte enthielt:

„Hochwürdigster Priester! Ein großer Sünder fleht um Barmherzigkeit. Ich habe mich in meiner verzweifelten Lage dem Teufel mit Leib und Seele verschrieben, um durch dessen Beistand wieder zu Wohlstand und Ansehen zu gelangen. Der kommende Tag sollte der letzte meines weltlichen Daseins werden; denn die Stunde meines Kontraktes mit dem Satan ist bis dahin abgelaufen. Es erfaßte mich die Todesangst, und ich lief in nächtlicher Stunde an diesen geweihten Ort, um dem Höllenfürsten zu entrinnen und Gott zu bitten, daß er mich hier sterben lasse, damit mein Leib hier in geweihter Erde ruhe und meine Seele gerettet werden möge, somit auch der Satan keine Macht mehr besäße, mich zu entführen von dieser geheiligten Stätte weg. Höre, Gott, mein Gebet und erbarme Dich über mich armen Sünder!“

Nachdem der Priester diese Worte gelesen hatte, bekreuzte er sich und ordnete an, daß der reuige Sünder an der Kirchhofmauer, wo er gestorben war, sogleich mit Hilfe des Totengräbers beerdigt werde. Eine Grube wurde geöffnet, der Tote mit Weihwasser besprengt und unter einem stillen Vaterunser in das Grab gelegt. Gleich darauf wurde das Grab wieder zugeschüttet. Erst spät am Morgen erhielten die Leute von dem Geschehenen Kunde, und jedermann entsetzte sich.

Des Tages über war es trübe und unfreundlich, und am Abend zogen schwere Gewitterwolken auf. Alles fühlte unter den Eindrücken des Gehörten, daß man einer schauerlichen Nacht entgegengehe, welche man mit dem Geschehenen in Verbindung brachte.

Der Sturm fing nach und nach an, sich zu entwickeln. Mit Angst und Bangen wurden Vorkehrungen gegen etwa eintretende Feuersgefahr ge-

troffen, denn die Blitze züngelten nach allen Richtungen. Niemand ging zu Bett. Gegen Mitternacht hatte das Unwetter einen geradezu schrecklichen Grad erreicht; es tobte so, wie es sich die ältesten Leute im Dorfe nicht erinnern konnten. Eben verkündeten die Turmglocken die zwölfte Stunde, da sauste ein fürchterlicher Blitz durch die Luft und erleuchtete das ganze Pegnitzthal; der kurz darauf folgende Donnerschlag machte die Erde erbeben, so daß die Fenster erklirrten, und die Scheiben zersprangen. Jeder war der Meinung, es hätte in den Kirchturm eingeschlagen; niemand aber getraute sich aus dem Hause. Darauf wurde es stille, und da kein Feuer gemeldet wurde, wagte man, sich endlich zur Ruhe zu begeben.

Am Morgen eilten die Bewohner Mögeldorfs zur Kirche, um im Gebet Gott zu danken, daß er sie vor so großer Gefahr glücklich behütet hatte. Erstaunt sah aber die Menge, daß die starke Mauer des Kirchhofes da, wo gestern der Schloßherr begraben worden, über dessen Grab hineingeworfen worden war. Die in der Nähe des Friedhofes wohnenden Bauern sagten aus, daß gegen 12 Uhr nachts ein heilloser Lärm gewesen sei, so daß man habe glauben können, der Teufel wäre los. Andere bemerkten auch, daß sie um diese Zeit einen scharfen schwefeligen Geruch wahrgenommen hätten. Einer Meinung aber waren alle, daß es nämlich der Satan gewesen sei, welcher in dieser schauerlichen Nacht die Kirchhofmauer eingeworfen, aus Wut darüber, daß ihm sein Opfer noch rechtzeitig entgangen war.

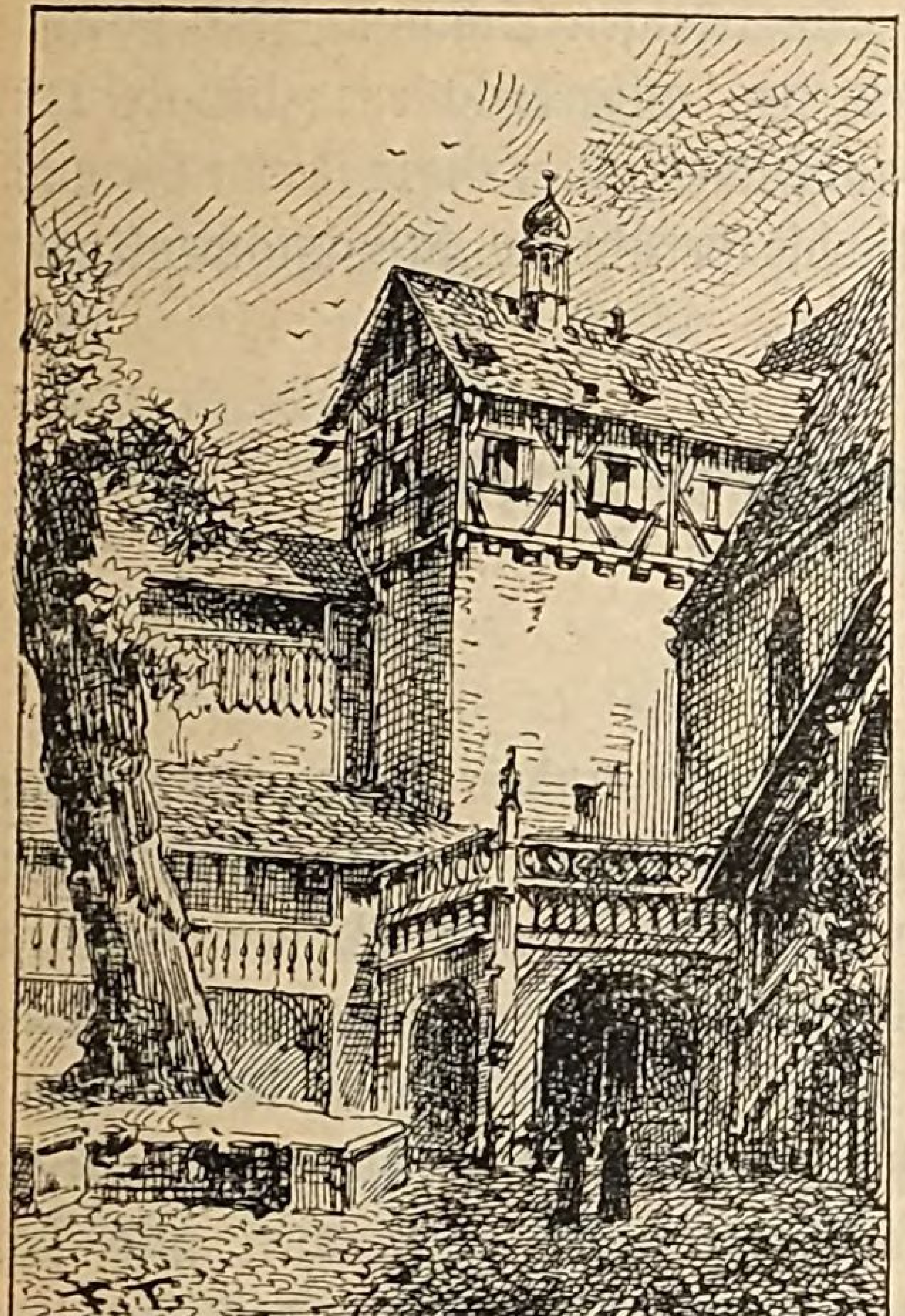
Der Pfarrer aber ließ die Öffnung in der zerstörten Mauer durch einen geweihten Marterstein mit darauf gemeißeltem Golgatha schließen, auf daß dem Teufel die Macht genommen sei, in Zukunft seinen Zorn an dieser Stelle auszulassen.

Dieser Stein ist bis auf den heutigen Tag in der östlichen Kirchhofmauer hinter der Chorseite der Kirche erhalten. Das Weib aber, mit all den Schätzen, die im Schlosse vermutet wurden, war verschwunden. Das Volk erzählte sich, dieses Weib sei des Teufels Großmutter gewesen, welche in der Erscheinung einer hübschen Frau den Schloßherrn für die Hölle hätte vorbereiten sollen, in der vergangenen grausigen Nacht aber mit ihrem Knechte auf den erwähnten Rapphengsten durch die Lüfte zur Hölle geritten sei.

So die Sage. In Wahrheit mag sich das Einsetzen des bewußten Steines in die Kirchhofmauer auf folgende Weise erklären: „Wahrscheinlich hat durch die Mauer an jener Stelle ein Thürchen zu den Nachbarhöfen geführt, das aus irgend einem Grunde vermauert werden sollte; dafür eignete sich eine wohl einstmals in der Nähe stehende gebrochene Martersäule, deren oberer Teil fraglicher Stein gewesen ist.

60 Burgsagen.

41. Die Linde im Burghof.



Es geht die Sage, daß die im innern Hofe der alten Kaiserburg zu Nürnberg stehende große Linde, die nunmehr allerdings fast verdorrt ist, von der heiligen Kunigunda, der Gemahlin Kaisers Heinrich II. des Heiligen, vor mehr als 850 Jahren gepflanzt worden sein soll. Die Veranlassung hiezu wird uns verschieden erzählt.

Die großen Reichsforste, so um Nürnberg liegen, bargen viel des edlen Wildes und gaben den Kaisern, die auf der Reichsburg Hof hielten, willkommene Gelegenheit zur Jagd. Kaiser Heinrich II., der in der Regel zu Bamberg residierte, aber auch sich oft und gerne in Nürnberg aufhielt, scheint öfter ganz allein in den Wald hinausgeritten und hier seiner Lieblingsbeschäftigung, der Jagd, nachgegangen zu sein.

Eines Tages blieb er länger als gewöhnlich aus. Längst schon hatte der Tag sich geneiget. Sein treues Gemahl Kunigunda harrete sehnsuchtsvoll seiner Heimkehr, ängstlich besorgt, es möchte ihm ein Unfall zugestoßen sein. Ein ums anderemal spähte sie vom Söller der Burg nach ihrem geliebten Herrn. Endlich nach langem Warten hörte sie Hundegebell und Pferdegetrappel.

„Gott sei Dank, daß ich Dich wieder habe; ich habe eine mir unerklärliche Angst ob Deines langen Ausbleibens empfunden;“ mit diesen Worten schloß sie ihn in ihre Arme. „Warum bist Du denn gar so lange fort geblieben?“

„Ja, meine teure Gemahlin,“ erwiderte darauf der Kaiser: „Du hast alle Ursache, Gott für meine glückliche Heimkehr zu danken; denn mein Leben hing an einem Haare. Siehe, eine pfeilschnelle Hindin, ein prächtiges Tier, hatte es mir angethan. Beim Nachsetzen kam ich in Aufregung und Hitze, und ohne es zu merken, that sich vor mir plötzlich ein Abgrund auf, in den ich ohne Zweifel mit meinem Rappen gestürzt wäre, wenn nicht ein uralter, schwarzer, vom Blitzstrahl halb verkohlter Lindenstamm am Rande der Schlucht das Roß stutzig gemacht und zurückgescheucht hätte.

Zum Andenken an meine wunderbare Errettung habe ich einige grüne Zweiglein dieser Linde mitgenommen, um sie Dir zu verehren."

Da sprach die Kaiserin, tiefbewegt zu Gott, dem Herrn, aufblickend: „Du treuer Gott, hab' Dank für Deinen allmächtigen Schutz! Und sie ging hinaus in den Burghof und pflanzte eines der mitgebrachten Zweiglein in dem frisch gelockerten Boden zu einem Wahrzeichen, daß Gott ihrem Gemahl aus so großer Not geholfen. Daraus ist die berühmte „Kunigundenlinde" geworden.

42. Die Kunigunden-Linde.

Von George Winter.

I.

Es war in der Mitte des siebenten Jahrhunderts, als der heilige Willibald in das Land kam, das sich von dem Main zur Donau erstreckt und damals teils von Franken, teils von Alemanen und Bojern bewohnt wurde. Er erschien als ein Abgesandter des höchsten Gottes, das Christentum allen denen zu predigen, die noch in der Nacht des barbarischen Unglaubens lagen. Von Landschaft zu Landschaft setzte er seinen Weg fort, und allenthalben fand er Gläubige in Menge, die ihre Götzen zerbrachen und sich taufen ließen. Oft sah er sich gezwungen, mit einem Mute, den nur der Fanatismus erzeugt, sein Leben für die gute Sache einzusetzen; noch häufiger schrie das Volk nach Wundern und Himmelszeichen, denn „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind," wie unser großer Goethe ganz richtig bemerkt. Dann erflehte sein Gebet Gedeihen für den Kampf der guten Sache, und der Himmel war gnädig und verlieh seinen Handlungen wunderthätige Kräfte.

So kam er auch in die Gegend, die der Schwarzach klares, rauschendes Wasser durchschnitt, an deren Ufern sich ein Haufen viehzucht- und ackerbautreibendes Volk angesiedelt hatte. Abgeschieden lebte es von aller Verbindung mit dem übrigen Lande, aber treu und fest hing es an seinem Gotte Wodan, dessen Bild im Eichenhaine, zugänglich nur den Priestern, stand. Willibrod verschmähte es, durch scheinheiliges Anschmiegen an den Glauben der Barbaren sich ihre Zuneigung zu gewinnen, um dann desto sicherer Christi Lehren verbreiten zu können; sein strenger, unduldsamer Glaubenseifer gestattete dies nicht. Unerbittlich trat er jede andere Meinung als die seine mit Füßen, und das Leben, welches er dadurch unter wilden Völkern bloßstellte, galt ihm nichts. Ihm schien es süß, als Märtyrer zu sterben.

Die Bewohner des Schwarzach-Thals waren anfangs seltsam überrascht, als ein Fremder in ihre Mitte zog, der so seltsame Worte an sie richtete. Sie glaubten ihn vom Wahnwitz befallen, und weil Personen, deren

Geist zerrüttet war, bei ihnen als unantastbar galten, so ließen sie es gewähren, daß der Fremde sich über Wodans heiligem Haine auf einem Felsen eine Hütte baute, um dort zu wohnen. Als er aber täglich zu den Wohnungen niederstieg und seine Ermahnungen und Drohungen von Gehöfte zu Gehöfte trug, als er endlich auch gegen Wodan, Thor, Freya und die Zahl ihrer angebeteten Götter losdonnerte und sich vermaß, die Altäre des blinden Aberglaubens zu brechen, da wurden ihm allenthalben die Thüren verschlossen; man hetzte Hunde auf ihn oder warf ihm, bei seinem Abzuge, irgend etwas zum Geleite nach.

Willibrod, an solche Scenen schon gewöhnt, ließ sich dadurch nicht irre machen. Sein unerschütterlicher Vorsatz, die Lehre des am Kreuze gestorbenen Erlösers in allen deutschen Gauen zu verbreiten, trieb ihn an, jede Schwierigkeit zu überwinden. Er sah ein, daß, so lange Wodans Säule im Haine stand, seinen Worten nimmer Gehör geschenkt werden dürfte, daß er das Volk zum Angriff gegen sich reizen müßte, um den alten Glauben zu brechen. So machte er sich in einer finsteren Nacht von seiner Hütte auf, schlich sich hinab in den heiligen Hain, dessen Betreten von Uneingeweihten schon Todesstrafe nach sich zog, und zertrümmerte mit gewaltiger Keule die Bildsäule Wodans. Als am Morgen die Priester zu opfern kamen, fanden sie den heillosesten aller Frevel.

Ein Schrei des Entsetzens drang bei dieser Kunde durch das ganze Thal. In Scharen stürmten Männer, Weiber, Greise und Kinder im heiligen Haine zusammen, um das Fürchterliche, Undenkbare mit eigenen Augen zu schauen. Geschehen war es, ihr großer Gott lag zertrümmert am Boden. Aber jetzt bemeisterte sich fanatische Raserei der ganzen Menge. Wodan gefallen und der Frevler noch nicht von ihm zerschmettert? Wer konnte es sein? Plötzlich richteten sich aller Blicke empor. Hoch oben auf der äußersten Kante des Felsens kniete der Fremdling, vom Strahle der aufgehenden Sonne beleuchtet, und sang ein Loblied dem höchsten unsichtbaren Gotte. „Er ist der Thäter! Er und kein anderer! Er spottet unserer noch!" rief es aus tausend Kehlen, und wie von einem Gedanken beseelt, wogte die ganze Masse hinauf, Wodans Richteramt auf Erden zu vollziehen. Die Priester, allezeit rüstige Henkersknechte für ihren Glauben, schürten die Wut.

Willibrod lag begeistert auf den Knien und wurde erst durch das Geräusch der Nahenden geweckt. „Hinunter! Stürzt ihn die Felsen hinunter!" rief es, und das Echo vervielfachte das Geschrei.

„Was begehrt Ihr von mir, Freunde?" sprach der Apostel, sich in seiner ganzen Größe emporrichtend. „Hat der heilige Geist Euch in einer Nacht beschattet, und kommt Ihr, die einzig wahre Religion des Gottessohnes zu bekennen?"

„Hört ihn nicht! Hinunter mit ihm zu Wodans Füßen!"

„Sprecht Ihr von Wodan?“ fuhr der Prediger fort. „Schaut hinab, er hat aufgehört zu sein; ein Blitzstrahl des alleinwahren Gottes hat ihn zerschmettert. Der Blitzstrahl war ich, diese Keule hier das Werkzeug; denn Ihr sollt kein falsch Bildnis von dem Schöpfer der Erde machen.“

„Er gesteht es selbst! Hinunter!“

Einige Vorderste machten Miene, den allgemeinen Wunsch zu vollziehen; aber Willibrod rief mit Löwenstimme: „Zurück! Erst hört mich und dann urteilt!“ Es wurde von neuem still. „Ja, ich habe Euren Götzen zerbrochen, weil Gott es mir befahl,“ fuhr er fort. „Ihr sagt, es sei ein gewaltiger Gott, Euer Wodan? Seht, hier steh' ich, unbekümmert um seine Rache, unbekümmert um Euer Drohen. Er vernichte mich, wenn er es vermag, tötet mich, wenn Ihr den Mut habt! Wißt, daß mein Gott jedes meiner Haare gezählt hat, und daß kein Sperling vom Dache fällt ohne ihn. Ihr murrt, ihr glaubt meinen Worten nicht? Seht diese Keule hier. Als Stütze hat sie mir schon auf so mancher Wanderung gedient; sie ist von hartem Lindenholze, hart, denn sie hat Euren Wodan zertrümmert. Damit Euch aber ein Zeichen werde, wie Gott mit mir ist, so stecke ich sie hier in diesen nackten Felsen, und ehe die Sonne wieder mit ihren ersten Strahlen diese Gegend begrüßt, soll ein stattlicher Lindenbaum Euch Zeugnis geben, daß Gott mit mir ist, es soll Euch Befehl sein, seine Gebote und die seines eingeborenen Sohnes zu bekennen und zu verehren. Geht jetzt heim, morgen zur selben Stunde werdet Ihr mich an dieser Stelle finden.“

Die Bewohner, staunend ob solcher Sprache, zogen sich zurück; doch veranlaßten die Priester, die den Tod ihres Feindes nicht bezwecken konnten, daß eine Sicherheitswache den Felsen umgab, um wenigstens dessen Entweichung zu verhindern. In Kunstgriffen, die auf dem Wahn der großen Menge basiert sind, waren die Baalspfaffen nicht unerfahren, und bei Willibrod vermuteten sie einen solchen.

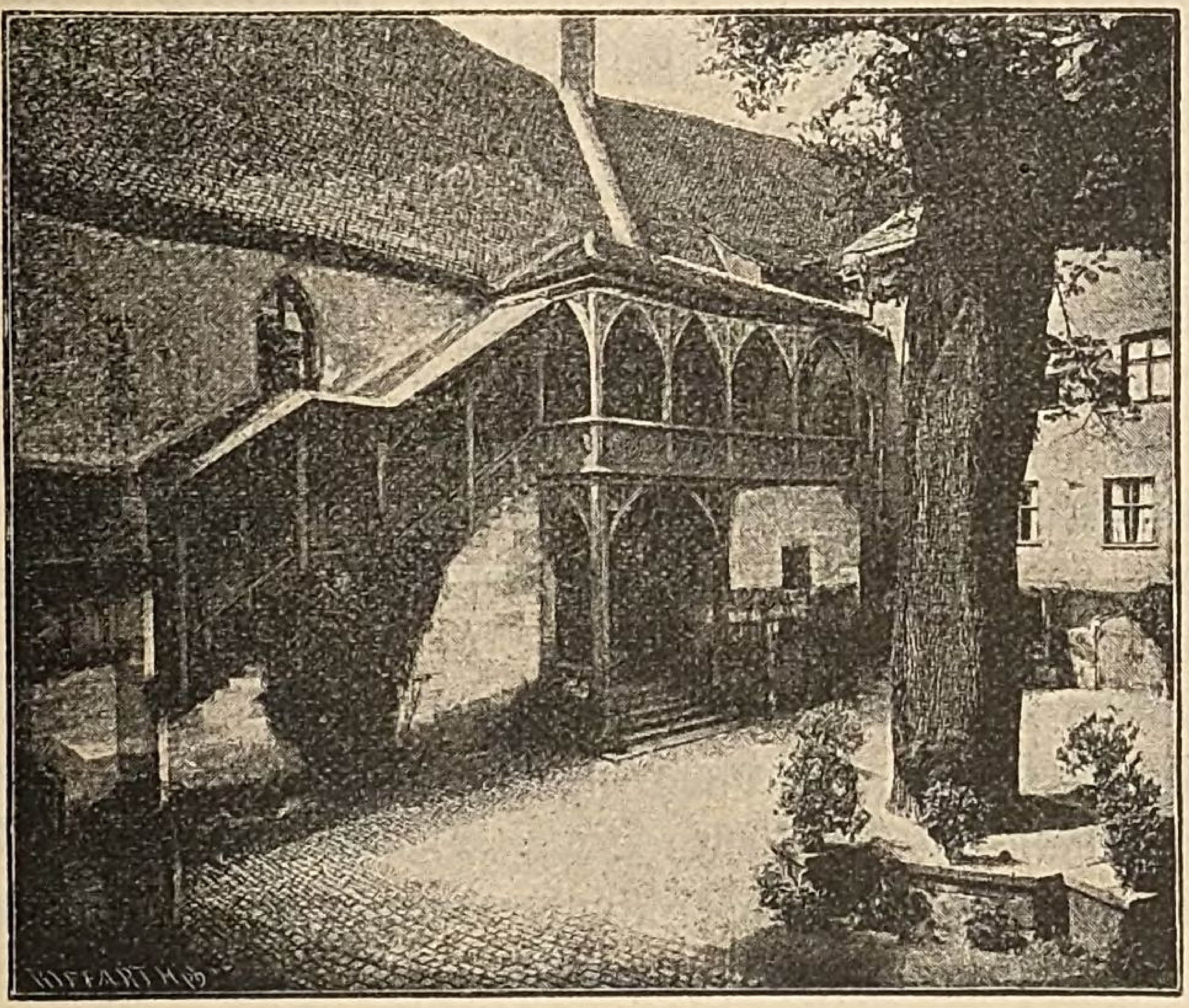
Aber der würdige Apostel wich nicht vom Platze. Während des ganzen Tages sah man ihn auf den Knien liegen und zu Gott beten um Gewährung dessen, was er zu seiner Ehre der Menge gelobt. Hohnlachend sahen die Priester noch am Abend die nackte Keule auf dem Felsen; als aber am Morgen alles hinausströmte, um dem aberwitzigen Fremdling den Lohn für seine thörichte Verheißung zu geben, erblickte man mit Staunen einen mächtigen Lindenbaum, der seine Zweige über den ganzen Felsen ausdehnte, dessen Wurzeln tief im Gesteine saßen. Auf dies lief alles hinzu und ließ sich taufen, und der Jubel der jungen Christen drang durch das ganze Thal.

Willibrod gründete an der Stelle, wo Wodans Bild gestanden, eine Kapelle und zog dann weiter, um den Samen des Christentums in nördlichere Gegenden zu verpflanzen. Der Baum aber grünte und blühte fort, als Wahrzeichen der Bekehrung.

II.

Schon in einer früheren Sage haben wir der Einfälle der Ungarn in Deutschland erwähnt. Sie wiederholten sich von der Mitte des neunten bis zur Mitte des zehnten Jahrhunderts, wo ihnen Heinrich der Große für immer ein Ende machte. Mord und Verwüstung begleiteten ihre wilden Raubzüge, und Sklaverei war das Los derjenigen, die lebend in ihre Hände fielen.

Um's Jahr 903 fiel eine neue Horde dieses raubgierigen Volkes, von Almus, dem Sohne Arped's, angeführt, in das Reich und breitete sich



Die Burg=Linde.

bis nach Bayern und Franken aus. Auch in dem abgeschiedenen Schwarzach=thale loderten die Flammen empor, die das Eigentum der friedlichen Be=wohner vernichteten. Es war Almus selbst, der hier an der Spitze der Räuber stand. Die Bewohner hatten sich mit Weib, Kindern und ihrer besten Habe hinauf auf den Felsen geflüchtet, den Willibrods heilige Linde mit ihren Riesenzweigen beschattete; von dort aus mußten sie unthätig zu=sehen, wie die Barbaren in ihrem Eigentume wüteten.

Almus, der seine Wünsche in den leeren Hütten nur wenig befriedigt sah, blickte empor zu dem schwachen Völklein, das sich vor seiner Rache ge=sichert wähnte. „Nehmt ihnen ab, was sie haben," gebot er seinen Haupt=leuten, „und dann laßt sie laufen. Die Wichte, denen ihr Leben ihr ein

und alles ist, und die nicht den Mut haben, es im Kampfe zu verteidigen, sollen es behalten."

Ein Trupp der Mordscharen setzte sich in Bewegung, diesen Befehl zu vollziehen. Aber noch hatte er sich nicht ganz dem Felsen genähert, um auf Waldwegen seine Höhe zu erklimmen, als mächtige Felsstücke nieder stürzten und ihrer eine Menge zerschmetterten. Die Kunde, zu Almus gelangt, erregte dessen Zorn. „Die Memmen wagen Widerstand?" rief er; „auf! größere Massen hinan und niedergehauen ohne Gnade, was da oben lebt!"

Aber der Widerstand war größer, als er vermutete. Die streitbaren Männer hatten die zugänglichen Punkte besetzt und wüteten mit Kolbe und Schwert unter den Ungarn, während Greise und Kinder unermüdlich thätig waren, Felsstücke hinab auf die Angreifer zu schleudern. Auch der zweite Sturm wurde so abgeschlagen, und um die Hälfte vermindert, kehrten die Horden in das Thal zurück.

Jetzt kannte Almus Wut keine Grenzen mehr. „Ganze Länder haben sich gebeugt," rief er mit funkelnden Augen, „und ein Haufen rohes Landvolk dürfte es wagen, unsern Siegesschritt zu hemmen? Auf! mein ganzes Heer hinan! Ich selbst führe es, und Tod demjenigen, der der erste im Weichen ist. Ein wildes Angriffsgeschrei folgte diesen Worten; die ganze Gegend wimmelte von Menschen, die alle ihre Schritte nach dem Felsen richteten, der von dem Fürsten als Schandfleck des Ruhmes bezeichnet worden war.

Solchem Angriffe konnten die Bewohner nicht lange widerstehen. Ob auch Hunderte der Mordscharen unter ihren Waffen sanken, andere Hunderte traten an der Gefallenen Platz. Das kleine Häuflein kampffähiger Männer wurde immer kleiner, der Raum zwischen ihnen und ihren Familien immer enger. Aber sie wichen und wankten nicht. Und während sie für das eigene und das Leben ihrer Angehörigen stritten, lagen diese auf den Knien um ihren Prediger geschart, und Gesänge zum Lobe des Höchsten mischten sich unter den Schlachtlärm.

Endlich war durch Almus Verderben verbreitendes Schwert der letzte der Vertheidiger gefallen, und wie grimmige Raubtiere stürzten die Unmenschen auf den Haufen der Wehrlosen. Niedergehauen, durchstoßen, von den Felsen gestürzt, verschwand einer nach dem andern, bis zuletzt der greise Prediger der einzig Übriggebliebene war. Er hatte sich an den Stamm der Linde zurückgezogen und rief von dort aus unaufhörlich den Zorn und die gerechte Strafe des Höchsten herab auf die Würger. Almus fand den thatlosen Widerstand des Einzelnen lächerlich und rief ihm zu, daß er gnädig sein und ihm sein nacktes Leben schenken wolle.

„Ich will kein Geschenk von Dir, Satanael!" wetterte der fromme Mann dagegen. „Tausend gläubige Christen hast Du Deiner Höllenlust

geopfert, töte auch mich, wenn Du es vermagst. Aber Du kannst es nicht. An diesem Baume, an dem Kreuze auf seinem Gipfel scheitern Deine Kräfte. Wisse, Gott selbst hat ihn auf starren Felsen gepflanzt, und ehe er zugibt, daß Deine unheilige, mörderische Hand ihn nur mit einem Finger betastet, wird er Dich und ihn zerschmettern. Sieh, ich umklammere den heiligen Stamm, wage es, mich wegzureißen!"

„Er ist wahnsinnig!" sprach Almus lachend, „doch um ihm zu beweisen, wie thöricht sein Vertrauen auf einen Baum ist, will ich mit eigener Hand ihn seinem Wahne entreißen!" Er trat hinzu, fester klammerte der Priester sich an. Da fuhr plötzlich ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, zerschmetterte den Baum und mit ihm den Fürsten der Magyaren. Der Priester blieb unversehrt.

„Seht Ihr den strafenden Arm des allmächtigen Gottes!" rief er. „Fallet nieder auf die Knie und betet ihn an, oder entfernt Euch von einem Orte, den er sichtbar beschützt." Dann sank er nieder und betete laut. Die Ungarn aber, Zeugen dieses wunderbaren Gottesgerichtes, wagten nicht, den frommen Mann anzutasten, sondern wichen bestürzt von dem Schauplatze und verließen eben so eilig die ganze Gegend.

Der Stamm der Linde blieb zerschmettert, aber neue Seitenzweige grünten und das Volk, das bald sich wieder in dem Thale anbaute, hütete mit teuerer Ehrfurcht den heiligen Baum.

III.

Etwa hundert Jahre später war in dem Burghofe zu Nürnberg ein gar lustiges Treiben. Der Kaiser Heinrich II. war mit seiner keuschen Gattin Kunigunda dort eingezogen, um in friedlicher Stille einige Wochen von dem Kampfe auszuruhen, den ihm Deutschlands Kaiserkrone gebracht hatte. Seine Zeit war frommen Andachtsübungen, die ihm den Beinamen des Heiligen erwarben, und der Jagd gewidmet, wozu ihn das große Revier um Nürnberg hinreichend Gelegenheit gab. Zwar war seine fromme Gattin auch diesem Vergnügen nicht sonderlich ergeben und immer bangte ihr, wenn ihr Herr und Gemahl zum wilden Waidwerke hinauszog; aber er konnte diese seit der Jugend bevorzugte Lust nicht gänzlich meiden.

An einem heiteren Morgen trat er wieder in das Gemach Kunigundens, mit Waidtasche, Pfeil und Bogen und Spieß gar stattlich geschmückt. „Ich komme, Dir für den ganzen heutigen Tag Lebewohl zu sagen, mein Kind," sprach er freundlich. „Die Knechte haben ein Rudel Hirsche in dem westlichen Walde aufgespürt, und erwarten mich zum fröhlichen Waidwerk."

„Und Du willst wieder hinaus, trotz meiner Ahnungen?" versetzte Kunigunda schmeichelnd. „Soll ich wieder einen ganzen Tag ohne Dich verleben, Dich am Ende nimmer wiedersehen?"

„Du bist zu besorgt, mein treues Weib. Als ich in den Krieg zog wider den ungehorsamen Markgrafen Arduin von Yvri, da durfte Dir bangen, denn es galt den Kampf um Krone und Leben, aber hier, auf sicherer Fährte den scheuen Hirsch, den flüchtigen Eber zu verfolgen, was könnte mir hier Übles widerfahren?"

„Ich weiß es nicht, aber fühle mein Herz, wie es in banger Besorgnis um Dich schlägt. Doch weil es Dir Vergnügen macht, mein Heinrich, so ziehe hin; ich will unterdessen am Altare der Himmelskönigin unausgesetzt für Dich beten."

„Du bist ein frommes, gutes Weib! Komme, dem Herrn gebührt vor allem die Ehre. Lasse uns gemeinschaftlich ihm den Morgengruß bringen, bis der Abend mich zu gleichem Werke in Deine Arme zurückführt."

Beide schritten Arm in Arm nach der Kapelle, und nach Verlauf einer halben Stunde zog der Kaiser mit seinem Gefolge auf mutigem Rosse zum Burgthore hinaus.

Aber die Sonne sank unter, und noch kehrte er nicht zurück. Da konnte die fromme Kaiserin ihre Angst und Besorgnis nicht länger bergen; sie stieg auf den Luginsland und sandte sehnsüchtige Blicke nach der Gegend, wo ihr Gemahl vielleicht jetzt schon von Unheil betroffen worden war. Sie schickte Boten aus, seine Spur zu suchen, aber diese kehrten, schon war es ganz finster, mit dem Jagdgefolge zurück; der Herr hatte sich bei Verfolgung eines Hirsches von ihm verloren. „Gott, meine Ahnung!" rief Kunigunda händeringend. „Und ich ließ ihn ziehen, und klammerte mich nicht an ihn an, nachdem die heilige Jungfrau mich selbst im Traum vor Unheil gewarnt. Ich sehe ihn blutend, zerrissen, seine letzten Seufzer nach mir schicken, und ich kann nicht zu ihm eilen, sein zu pflegen, ihn zu retten!"

Die ganze Nacht lag die Kaiserin in der Kapelle auf den Knien, und als der Morgen anbrach, mußten neue Züge hinaus, den hohen Herrn aufzusuchen, während sie selbst keinen Blick von der Gegend wandte, woher er kommen mußte. Plötzlich erhob sich eine Staubwolke und näher ziehend gewahrte ihr trunkenes Auge den geliebten Gatten in der Mitte des Zuges. Sie eilte hinab in den Burghof und sank an des geretteten Kaisers Brust.

„O wie bang hast Du mir gemacht," schluchzte sie; „wärst Du heute nicht zurückgekehrt, so hätte die Verzweiflung mich getötet."

„Das ist Waidmanns Geschick," versetzte Heinrich lächelnd. „Ich sagte Dir ja, daß Du mich heute wiedersehen würdest. Und doch hat nur ein Wunder mich gerettet."

„Du warst in Gefahr, ich wußte es. Im Traum sah ich Dich jüngst in einen tiefen Abgrund stürzen."

„Deine Ahnung hat Dich nicht getäuscht, mein einzig Kleinod. Höre, wie es mir ergangen." Beide ließen sich auf einer Bank des Hofes

nieder, von wo aus der Blick durch schattiges Grün auf die gesegneten Fluren des Knoblauchslandes schweifen konnte, und der Kaiser erzählte: „Ein stattlicher Hirsch stieß mir auf. Ihn zu verfolgen, gab ich dem Rosse die Sporen. Aber das scheue Wild war schneller als mein Tier, und im wildesten Trabe ging es fort durch Dick und Dünn, so daß ich mich bald von dem Gefolge getrennt sah. Schon mochte ich einige Stunden zurückgelegt haben, da verschwand plötzlich das Wild vor meinen Augen, aber in der Meinung, es habe durch einen gewagten Satz von der Höhe eines Felsens, dem es zugeeilt war, die Niederung erreicht, gab ich dem Rosse die Sporen, um fest auf seiner Fährte zu bleiben. Das Roß macht einige wilde Sätze und steht plötzlich an dem Rande eines Abgrunds, wohl fünfzig Klafter tief. Vergebens stoße ich einen Schrei des Schreckens aus, vergebens greife ich in die Zügel und suche es zurückzureißen, es ist im Laufe, und ich befehle dem Herrn meine Seele. Aber in diesem Augenblicke bäumt sich das Roß zurücke. Der mächtige, halbverkohlte Stamm eines Lindenbaumes erhebt sich dicht vor ihm, wie ein dräuender Riese, und scheu macht es einen Sprung zur Seite, so daß ich aus dem Sattel geworfen werde."

„Gott und die Heiligen waren mit Dir!" sprach Kunigunda mit gefalteten Händen.

„Wie lange ich von dem Falle bewußtlos lag, weiß ich nicht; als ich erwachte, sah ich mich in einer kleinen Hütte, auf Stroh gebettet, und die ehrwürdige Gestalt eines Klausners beugte sich über mich. „Ihr habt von Gück zu sagen," sprach er zu mir, „daß gerade die heilige Linde den Lauf Eures Rosses hemmte, sonst wäret Ihr jetzt nicht mehr auf dieser Erde." Ich befragte ihn, weshalb der alte, vom Blitz zerschmetterte Stamm die heilige Linde genannt werde, und er erzählte mir darauf, wie Willibrod, der große Apostel, sie durch ein Wunder zur Bekehrung der Heiden gepflanzt, wie sie lange gegrünet, bis ein ungläubiger Ungarnfürst sie entweiht und ein Blitzstrahl ihn und sie zerschmettert habe. Ich blieb während der Nacht in des frommen Siedlers Hütte, aber heute am Morgen brach ich mir diesen Zweig von dem mich rettenden Stamm, um ihn Dir, mein Leben, zu überbringen. Als heiliges Denkmal magst Du ihn bewahren."

„Da sei Gott für," versetzte Kunigunde, „daß dieser Zweig verdorre. Hier in der Mitte des Hofes will ich ihn pflanzen, und der Herr, der seinem Mutterstamme einst so herrliches Gedeihen gab, wird auch ihn bewahren und wachsen lassen."

Dies ist nach der Sage der Ursprung der Kunigundenlinde, die noch heutigen Tages im inneren Hofe der Burg zu Nürnberg steht.

43. Die Burglinde zu Nürnberg.

Von Schöppner.

Zu Nürnberg saß im Garten die edle Kunigund,
Mit eigner Hand zu warten der Blümlein zart und bunt.
Da dachte sie mit Schmerzen an ihren lieben Herrn,
Er war von ihrem Herzen so viele Meilen fern.
Und sinnend brach die Gute sich einen Lindenzweig
Und pflanzt' mit stillem Mute ihn in das Erdenreich.
Der war zur selben Stunde gewurzelt und erblüht;
Da sprach Frau Kunigunde mit fröhlichem Gemüt:
So blühe meine Liebe, o Heinrich, stets zu Dir,
Hinfort mit solchem Triebe wie dieses Bäumchen hier."
Das Bäumchen sproßte mächtig und ward ein Riesenbaum
Und grünt noch heute prächtig empor zum Himmelsraum.

44. Der Baum der heiligen Kunigunde auf der Burg zu Nürnberg.

Von Gottschalck von Regensburg.

Traurig weilt im duft'gen Garten auf der Burg Frau Kunigunde;
Harrte, ob kein Bote bringe von dem fernen Heinrich Kunde.
Denkt wohl still in ihrem Sinne: Während Blüten mich umkosen,
Ist mein Eh'gemahl im Felde, rauh umlärmt von Waffentosen!
Sehnend ihre Himmelsblicke zu den klaren Wolken sagen:
„Meines Herzens Grüße sollet ihr zu meinem Liebsten tragen!
Regt ihr Vögel in den Lüften eure fessellosen Schwingen:
Die Gedanken meiner Seele zu der Seele sein zu bringen!" —
Über ihrem Haupte wölben sich uralte, hohe Linden;
Ihre stolzen Kronen kosen mit den kühlen Abendwinden.
Einen Zweig bricht Kunigunde — und ihn in den Boden senkend,
Spricht sie: „Solches thu ich, Heinrich, uns'rer Liebe treu gedenkend!
Feste Wurzeln bald sich schlingen in den treuen Schoß der Erde.
Der Gedanke reiner Minne war dem Baum ein kräftig Werde!
„Meine Lieb'," spricht Kunigunde, „zu Dir, Heinrich, möge leben!
Wie dies Bäumchen, dessen junge Zweige auf zum Himmel streben!
Mög' es herrlich blühen, grünen und erstarken und gedeihen —
Wie der Liebe meines Herzens, mög' der Herr ihm Schutz verleihen!

* * *

Manch Jahrhundert ist verflossen, seit die Heil'ge dies gesprochen:
Und kein Sturm hat ihrer Liebe lebend Denkmal noch gebrochen;
Manch Jahrhundert wird noch, eisern' Trittes, rauh vorübergehen —
Und die hohe Linde wird noch stolz und majestätisch stehen!

45. Die goldenen Nüsse.

Wenn man von dem Standpunkte aus, wo einst Ritter Eppelein von Gailingen auf der Burg zu Nürnberg seinen bekannten Meisterritt gewagt haben soll, nach Norden lugt, so stellt sich dem Auge das berühmte Knoblauchsland dar, welches mehrere anmutige Dörfchen in sich begreift, die von den Nürnbergern recht fleißig besucht werden.

In einer dieser Ortschaften lebte vor vielen, vielen Jahren ein kleines Bäuerlein, Nußkaspar genannt, weil er die schönsten Nüsse auf seinen Nußbäumen hatte. Er trieb, wie seine Nachbarn, Gärtnerei und legte sich vorzüglich auf die Kultur jener Wurzel, die der Gegend den Namen gab.

Allein der gute Mann war kein Schoßkind des Glücks, und so sehr er sich abmühte und absorgte, sein Hauswesen emporzubringen, ebenso unfreundlich wandte ihm die parteiische Frau Fortuna den Rücken, weil sie einmal, eigensinnig genug, sich nicht erbitten oder mit Erfolg nicht aufsuchen läßt, sondern ihre Günstlinge selbst wählt.

Was unser Kaspar auch anfing, alles mißglückte ihm. Bald hatte er bedeutende Verluste durch böse Schulden, bald wurde er von Menschen heimgesucht, die es bequemer finden, auf anderer Kosten aus dem Stegreif zu leben, bald zerstörte der Wind und böses Wetter seine schönsten Garten- und Feldfrüchte, oder wurden ihm von neidischer Bosheit seine Nüsse in unreifem Zustande abgeschlagen, kurz ihn äffte ein Unstern nach dem andern und schleuderte ihn stets von dem Gipfel seiner kaum erklommenen Hoffnungen wieder herab in die rauhe Wirklichkeit.

Dieses andauernde Mißgeschick mußte Kasparn endlich verdrießen und ihm die Lust nehmen, sich umsonst zu plagen, zumal wenn er bemerkte, wie bei seinen Ortsnachbarn alles aufs beste gedieh und ihr Wohlstand täglich mehr emporblühte.

Daher wurde er nach und nach in der Ausübung seines Gewerbes immer lässiger, fluchte und schwor mehr, als er betete und ergab sich zuletzt dem Trunke so, daß er meistens, wenn er mit Knoblauch und anderen Gemüsearten beladen zur Stadt gefahren war, leicht an Geld, und statt mit dem erwarteten Gelde und Gute, nur mit schwerem Kopfe nach Hause kehrte.

Durch diesen Lebenswandel wurde nicht nur sein Körper, sondern auch sein Vermögen so zerrüttet, daß er ein Kapitälchen nach dem anderen

aufnehmen mußte, dann von seinen Gläubigern hart bedrängt wurde und zu ihrer Befriedigung bald ein Grundstück oder das Wertvollste seines ohnehin kärglichen Hausrats zu veräußern sich genötigt sah.

Nach längerer Zeit war er am Tage vor dem neuen Jahre, wie gar oft, bis zum späten Abend in der Stadt geblieben, hatte sich im Weizenstübchen einen tüchtigen Rausch angetrunken und taumelte den Burgberg hinauf, um durch das Vestnerthor heimzugehen. Unweit der Stelle, wo Christus am Ölberge in betender und seine Jünger in schlafender Stellung in Stein abgebildet und bis auf den heutigen Tag noch gut erhalten sind, setzte er sich rechts auf einen beschneiten Steinblock des felsigen Ölberges, um dort auszuruhen, und schlief ein. Die Zerrbilder getäuschter Hoffnungen, die Schläge des launenhaften Schicksals, des unvermeidlichen Sturzes und des gähnenden Abgrundes der Verzweiflung umgaukelten ihn in lebhaften Träumen, so daß er öfters convulsivisch auffuhr und gräßliche Flüche lallend ausstieß.

Eben zeigte die Glocke vom nahen Sebaldusturme den Eintritt der Geisterstunde durch zwölf dumpfe Schläge an, als er abermals auffuhr und in einem Zustande zwischen Schlaf und Wachen zähneklappernd für sich hin murmelte: „Will mich Gott nicht retten, so muß mir der Teufel helfen."

Mit diesen Worten entwand er sich dem Schlafe, rieb sich die Augen und wollte aufstehen; allein ein gewaltiger Schrecken donnerte ihn auf seinen kalten Sitz zurück, denn vor ihm stand urplötzlich ein Mann in Jägertracht, der ihn mit giftigem Lächeln anredete: „Ei, ei, Alterchen, was treibst Du hier in frostiger Winternacht?" —

Kaspar gähnte und fragte: „Wo bin ich, Herr, und was begehrt Ihr von mir?" Darauf der Jäger: „Ich hörte im Vorübergehen, daß Du der Hilfe bedarfst, und ich bin erbötig, sie Dir zu leisten, wenn es in meinem Kräften steht, aber — ich will von Dir recht schön darum gebeten sein." —

Kaspar wurde durch das schmeichelnde Zureden des Fremden allmählich zutraulich, schilderte unter beständigen Verwünschungen seine traurige Lage, fiel auf die Knie und rief in unbegreiflicher Herzensangst: „Ich flehe Euch fußfällig an, helft, helft mir, und wäret Ihr der Böse selbst, mir gleich, wenn mir nur geholfen wird; denn Gott hat mich ja ohnedies verlassen!" —

„Nun wohl," fiel der Gebetene ein, „wenn Du mir versprichst, zu schweigen wie das Grab, und weder Deinem Weibe noch einem anderen Menschen auch nur eine Silbe davon zu sagen, so will ich Dein Beschützer sein und Dir helfen. So kehre denn getrost heim, pflücke von dem großen Nußbaume, der in der linken Ecke Deines Gartens steht, der Nüsse so viele als Dir beliebt; dieselben werden sich in Gold verwandeln und Dich in den

Stand setzen, nicht nur Deine Schulden zu bezahlen, sondern auch Dir ohne Mühe und Arbeit gut zu thun. Doch wisse, geht nur ein Wort von der Geschichte Deines Glücks Dir über die Lippen, so ist der Zauber gelöst, Du sinkst in Deine frühere Armut zurück, wirst ein Raub der Verzweiflung und sollst auch im Grabe keine Ruhe finden. Du wirst dann aus demselben in jeder Sylvesternacht hervorgehen und an dieser Stelle hier ewig goldene Nüsse feil halten müssen, ja auch andere noch mit hinabziehen in den Abgrund des Verderbens, und Deine Seele ist mir alsdann verfallen!"

Sprach's und verschwand. — Daß der freundliche Helfer der leibhaftige Gott sei bei uns war, ist leicht zu erraten.

Kaspar war demnach in sehr schlimme Hände gefallen. Er ging also durch das Vestner Thor noch halbtrunken mit schlotternden Knien nachhause. Sein Weib, das ohnehin zu denjenigen Ehehälften gehörte, welchen Zanken und Murren zur anderen Natur geworden ist, und die in die Kategorie der friedfertigen Gattin des weisen Sokrates gestellt werden können, empfing ihn vom Bette heraus mit Zank- und Schimpfreden. Er aber war stumm wie ein Fisch und dachte: „Schreie, Du Zankteufel, so viel Du willst; habe ich nur einmal die goldenen Nüsse, dann wirst Du bald anders singen!" Somit nahm er eine Laterne, zündete das Licht an und begab sich in das Gärtchen, stellte sich vor den bezeichneten Baum mit beklommener Brust und schielte hinauf, um zu sehen, ob die Nüsse wirklich Gold seien.

Endlich besiegte die Habgier auch die letzte Bedenklichkeit, und er bestieg zagend den Baum, als hing ihm eine Zentnerlast an den Füßen, griff zitternd nach einer der Früchte, füllte dann so schnell als möglich alle seine Taschen damit und siehe, sie wurden reines funkelndes Gold.

Hierauf versteckte er seinen Schatz in die Scheune und legte sich zu Bette. Seine Genossin, die durch sein Schweigen noch mehr gereizt wurde, begann das alte Lied anzustimmen, bis sie sich endlich müde gekeift hatte, und ihr Entschlummern eine Generalpause herbeiführte.

Mit Tagesanbruch schlich der steinreiche Ehemann, dessen Gewissen nun schon eingeschläfert war, still von der Seite seiner Xantippe zum Geschenke des höllischen Regenten, um es teilweise in der nahen Stadt versilbern zu lassen, zahlte dann unter falschen Vorspiegelungen seine Schulden und lebte herrlich und in Freuden.

Aber dieses Glück sollte von nicht sehr langer Dauer sein; denn der gute Nußkaspar vergaß im Taumel der Ausschweifungen nur zu bald, was er dem Meister Pferdefuß versprochen hatte.

In einem traulichen Stündchen beichtete er seiner Gattin, welche indes der unvermutete Wohlstand ganz kirre gemacht und vollkommen versöhnt hatte, den ganzen Hergang der Sache. Als er nun am nächsten Morgen

da zu schlemmen anfangen wollte, wo er gestern aufgehört hatte, und dazu sein Geld herbeiholen wollte, siehe, da war der Beutel federleicht, und als er eine Untersuchung anstellte, fand er statt harter Thaler nur Kohlenstaub und statt der goldenen nur natürliche und größtenteils wurmstichige Nüsse im Schranke.

Von der Glanzhöhe der Schwelgerei und Üppigkeit in das bitterste Elend herabgeschleudert und verdienter Schmach von allen Seiten preisgegeben, war ihm das Leben eine unerträgliche Last und er entledigte sich desselben durch Selbstmord.

Herr Diabolus hielt besser Wort als Kaspar; denn es ging alles in Erfüllung, was er ihm für den Fall des Treubruchs an seiner infernalischen Majestät vorausgesagt hatte.

Denn, als der Sylvesterabend wieder herbeikam, stand wirklich zur Mitternachtsstunde ein kleines Bäuerlein in der Tracht des Knoblauchlandes mit einer Kätze am Ölberge und ächzte leise unter verzweifeltem Händeringen: „Kauft Nüsse, kauft Nüsse!“ —

Dieser Nußbauer war niemand anders, als der unglückliche Kaspar, der jetzt alle Sylvesterabende die nämliche Procedur vornehmen mußte.

* * *

Viele Jahre nach diesem Ereignisse saßen an dem verhängnisvollen Sylvesterabende mehrere ehrbare Bürger nicht weit vom Ölberge in dem Gasthause zum Burggrafen traulich bei einem Krüglein Weizenbieres und sprachen von diesem und jenem.

Unter den fröhlichen Zechern befand sich auch ein redseliger Zinngießermeister aus der oberen Söldnersgasse, der wegen seines reellen Charakters und seiner Klugheit in Ansehen stand und daher das Faktotum der Gesellschaft war.

Der Faden der Unterhaltung drehte sich an diesem Abende zuletzt auch um die alte Sage vom Nußkaspar am Ölberg, und die Debatten wurden immer heftiger, je mehr sich Meinungen pro und contra entwickelten.

„Alfanzerei, Aberglauben, heidnische Finsternis!“ — eiferte Meister Zinngießer, der Wortführer. „Wer wird so albern sein, an einen Teufel, an Gespenster und Geister zu glauben? Hat nicht Christus dem Teufel die Macht genommen und sind nicht die Geister körperlose Wesen, welche kein irdisches Auge sehen kann?“

„Was, Nachbar?“ fuhr ihm ein belesener Zirkelschmied in die Rede, „habt Ihr denn nicht gelesen, daß Dr. Martin Luther dem Teufel das Tintenfaß nachgeworfen hat? Ist Euch nicht bekannt, daß der Satan selbst Jesum öfters erschienen ist, ihn zu versuchen? Habt Ihr — „das ist etwas ganz anderes,“ — unterbrach ihn hitzig der Zinngießer, und, indem er weiter reden wollte, erscholl von der Wanduhr die zwölfte Stunde. Da

schlug er unwillig in den Tisch hinein und schrie: „Damit Ihr aber seht, daß an der Sache nichts ist, und ich jeden für einen Narren halte, der solche unsinnigen Dinge glaubt, so wollen wir uns an Ort und Stelle begeben, um uns zu überzeugen. Mein Hab und Gut setz' ich daran, daß ich Euch verlachen werde!" —

Hierauf nahm er seine Pelzmütze und eilte der Thüre zu; aber von den übrigen Gästen machte keiner Miene, aufzustehen und ihn zu begleiten; daher fuhr er sie trotzig an: „Ihr Memmen, mit Euren Ammenmährchen, Ihr furchtsamen Hasen, die Ihr seid! Seht, nun gehe ich alleine hinauf, beschwöre den Geist und bringe Euch von ihm goldene Nüsse mit!"—

„Frevelt nicht, Nachbar!" riefen ihm die anderen zu; allein er war schon zur Thüre hinaus. Stockfinster war's, und nur der schimmernde Schnee erleuchtete die Gegend; da dünkte ihm wirklich, als ob er in der Nähe des Ölbergs die Gestalt eines Menschen gewahre, und er blieb stehen. Es fröstelte ihm allerdings nun etwas unter dem Brustflecke, aber die Vorstellung, von den Freunden weidlich verspottet zu werden, wenn er unverrichteter Sache zu ihnen zurückkäme, flößte ihm den verzweifelten Mut ein, der Sache auf den Grund zu forschen.

Langsam ging er daher näher und rief mit lauter Stimme: „Wer da?" — Keine Antwort! Plötzlich stand ein kleines unheimliches Wesen ganz nahe vor ihm, stierte ihn mit Grabesaugen an und deutete mit dem Zeigefinger der rechten Hand in die vor ihm stehende Kätze.

Unser Held war wie an den Boden geheftet und kreischte mit kaum verständlichen Lauten: „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn!"

Fast besinnungslos griff er alsdann in die Kätze, nahm aus derselben, was er mit seinen zehn Fingern fassen konnte, und stürzte ohnmächtig zusammen.

Als er wieder zur Besinnung gekommen war, blickte er um sich, und als er weder vor noch hinter sich etwas mehr sah, bekam er wieder Mut und schämte sich seines panischen Schreckens.

Welch freudiges Erstaunen aber nahm die Stelle der Furcht ein, als er auf den beschneiten Boden blickte, und glänzendes Gold ihm entgegenfunkelte. Schnell raffte er dasselbe zusammen und ging langsamen Schritts dem „Burggrafen" zu, aus dem ihm seiner Freunde fröhliche Lieder entgegenschallten.

Die ganze Gesellschaft begrüßte ihn wie einen dem Leben Wiedergegebenen und war sehr auf die Erzählung seines Abenteuers gespannt, die er auch sogleich, jedoch mit Verschweigung seiner Angst zum besten gab, und seinen Bericht mit den Worten schloß:

„Um Euch von der Wahrheit dieser Geistergeschichte, die ich natürlich nicht mehr, wie vorher, in Zweifel ziehe, vollkommen zu überzeugen, so

sehet hier die faktischen Beweise!"

Hiermit nahm er einige goldene Nüsse aus der Tasche und rollte sie auf den Tisch.

Beinahe mit scheuer Befangenheit und mit unbesiegbarem Grauen untersuchten die Zechfreunde dieselben und ließen nun jeden Argwohn der Großsprecherei fahren. Von den einen um diesen zufällig erworbenen Reichtum beneidet, von den anderen aber wegen seiner Teilnahme an dem teuflischen Spender dieses Überflusses bedauert, entfernte sich der Zinngießer und suchte fast schwindelnd vor Freude sein Nachtlager.

Allein der Schlaf floh ihn diese und noch manche Nacht; denn ihn quälten die Pläne, die er für die Zukunft schmiedete, die Sorge um die Erhaltung und Vermehrung des unheilvollen Mammons.

Mit seinem Glücke war zugleich das Unglück in seine vier Pfähle eingezogen, und aus dem zufriedenen Meister, der früher alles im rosenfarbenen Gewande sah, dem die Arbeit sonst unter lustigem Gesange munter von der Hand ging, war jetzt ein griesgrämiger Sauertopf geworden, den sein Geschäft anekelte, den die Mücke an der Wand ärgerte. Durch falsche Spekulationen und unkluges Zutrauen verlor er manches schöne Kapitälchen, und nach einigen Jahren bewahrheitete sich an ihm das Sprichwort: „Wie gewonnen, so zerronnen!"

Er sank immer tiefer und tiefer, und da der fressende Wurm nicht aufhörte, an seinem irre geleiteten Herzen zu nagen, und er kaum mehr hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, so zog er es vor, sein elendes Leben zwischen Himmel und Erde mit Hilfe eines Stricks an einem Balken auszuhauchen, um so eigenmächtig in das Rad des Schicksals zu greifen.

Vorstehende Sage kursirt zwar noch im Munde betagter Leute, ist aber dem Erlöschen nahe, daher sei sie hier aufgezeichnet, um dem gänzlichen Vergessen entrissen zu werden.

---

46. Die Frau mit den goldenen Nüssen.

Mitgeteilt von F. W. Beck.

In der oberen Söldnersgasse wohnte eine arme Witwe, deren Mann in dem blutigen Treffen bei St. Peter von den Markgräflichen erschlagen worden war. Um sich und ihre 3 Kinder zu ernähren, arbeitete die Frau früh und spät und diente in verschiedenen Häusern als sog. Zuspringerin.

Heute, am heiligen Weihnachtsabend, hatte sie bis spät im Hause des Jobst Ketzel am Tiergärtnerthor gescheuert und geputzt und eilte nun zu ihren Kindern nachhause. Um den Weg zu kürzen, schlug sie unter der Burg den sog. Geisweg ein, welcher sonst Abends gemieden wurde; denn es

war da nicht recht geheuer. Plötzlich schrak sie zusammen. Bei einer Laterne saß ein altes Weiblein, vor sich einen Zuckerkorb mit Nüssen.

„Nehmt euch um ein paar Heller Nüsse mit," redete sie die Witwe an; doch diese verneinte; sie sei zu arm; ihr weniges Geld reiche kaum für Brot, sagte sie. „Nun so nehmt euch so einige mit; ich schenke euch die Nüsse für eure Kinder.

Zaghaft greift die Frau in den Korb und nimmt sich eine Hand voll. Ein Schauer überläuft sie, und dankend eilt sie ihrer Wohnung zu. Dort im kalten Stübchen schlafen die Kinder schon. Die Mutter legte die Nüsse auf den Tisch, um sie morgens schnell zu vergolden, daß die Kinder eine rechte Freude daran hätten, und dann legte sie sich schlafen.

Am heiligen Christtag morgens will sie die Nüsse vergolden; aber die liegen schon hell glänzend auf dem Tisch, strahlend wie Gold. Neugierig nimmt sie eine davon; hilf Himmel, die ist schwer, als wäre sie eitel Gold!

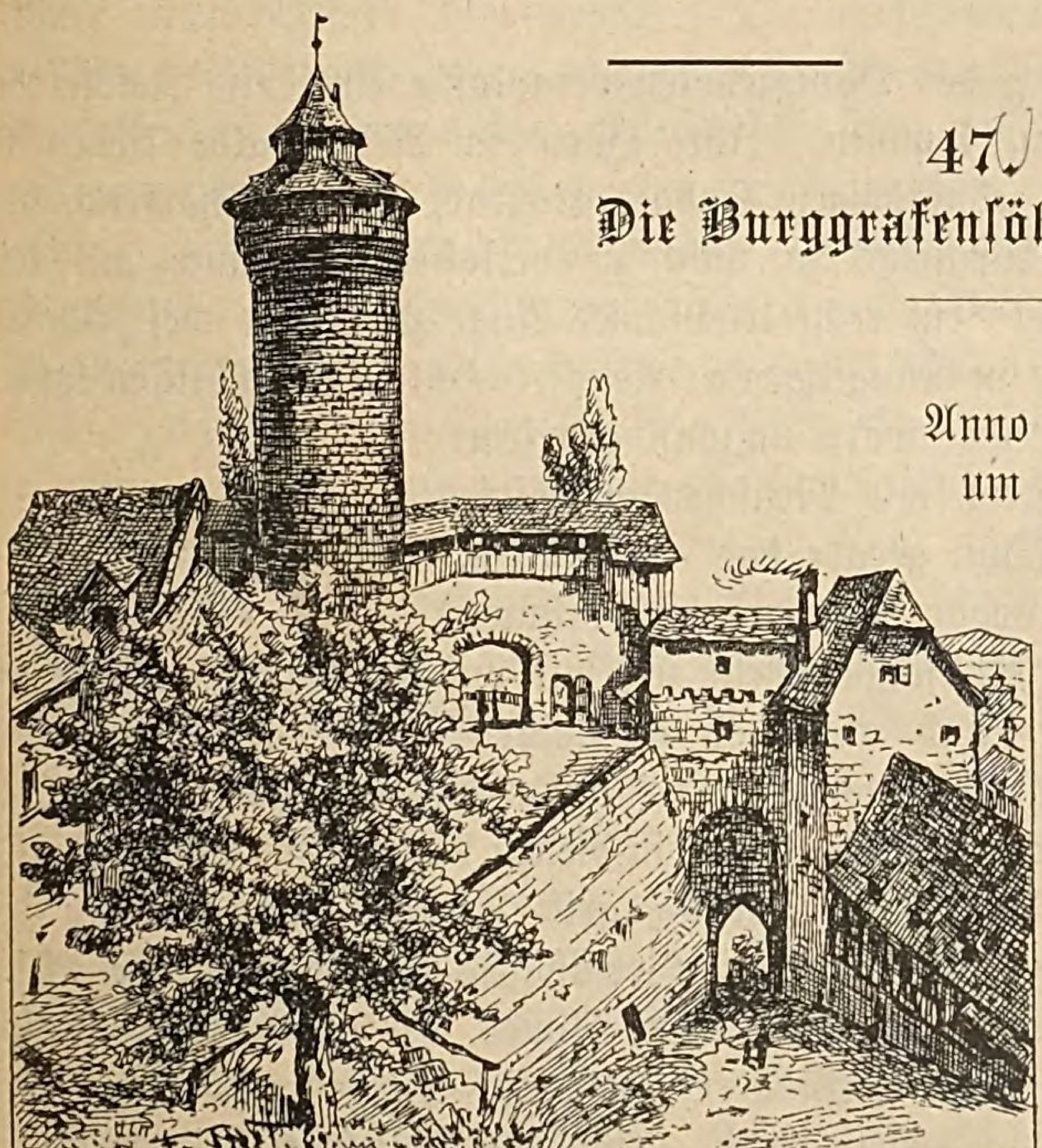
Voll Bestürzung eilt sie zum Nachbar Goldschmied und zeigt ihm eine solche Nuß. „Frau, ruft der verwundert aus, wo habt ihr die Nuß her? Die ist echtes, echtes Gold!"

Nun erzählte die Frau mit fliegendem Atem ihr nächtliches Abenteuer, und nun gab es ein Geschrei, Gelaufe und Gesuche auf dem Geisweg nach der Nußfrau, aber niemand war mehr zu finden.

Die arme Frau aber war mit ihren Kindern ihre Lebtage geborgen.

47.

Die Burggrafensöhne von Nürnberg.



Anno Domini 1275 oder um dieselbige Zeit starb der alte Burggrafenstamm zu Nürnberg aus. König Rudolf von Habsburg, dessen Schwager Friedrich von Zollern war, weil er des Königs Schwester zur Gemahlin hatte, belehnte nun diesen Friedrich von Zollern damit.

Burggraf Friedrich von Hohenzollern bewohnte mit seiner Gemahlin Elisabeth und sechs Kindern die alte Burggrafenburg, die bis zum Jahre 1419, als sie zerstört wurde, da stand, wo jetzt die Kaiserstallung sich befindet. Zwei blühende Söhne, Hans und Siegmund, waren der Eltern Stolz und Freude. Auferzogen in allen ritterlichen Übungen, widmeten sie ihre freie Zeit mit Lust und Eifer der Jagd, wie das bei so hohen Herrschaften heute noch Sitte und Brauch ist.

Das edle Waidwerk in unseren deutschen Waldungen war aber zu jener Zeit (gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts) kein so ungefährlich Ding, als es jetzt ist. Es erforderte viel mehr Mut, Kühnheit, Kraft und Ausdauer; denn nicht nur Hasen, Rehe, Hirsche und harmloses Federwild gab es mit schlechten Waffen zu erlegen; unsere Forste beherbergten auch noch Wildschweine, Bären und Wölfe, und der Jäger, der sie erlegte, erschien den armen Bauern stets als ein Retter in der Not.

In unseren Nürnbergischen Reichswäldern wohnten damals die „Zeidler", eine Genossenschaft von Bauern, die vom Kaiser mit Gütern und anderen Gerechtsamen belehnt waren und den besonderen Auftrag hatten, die Waldbienen zu pflegen und von dem geernteten Honig eine feste bestimmte Abgabe in natura dem kaiserlichen „Butigler" einzuliefern. Sie versorgten die ganze Gegend mit Honig und Wachs und legten damit den Grund zu drei blühenden Gewerben Nürnbergs: der Lebküchnerei, der Metsiederei und Wachszieherei.

Die Ablieferung des Honigzehnten veranlaßte einst ein Zeidlerehepaar, nach Nürnberg zu kommen. Ihre Hütte im Reichswalde ließen sie unter der Obhut ihres zehnjährigen Sohnes Konrad, ihm einschärfend, dieselbe während ihres Wegseins ja nicht zu verlassen und auch auf sein Schwesterchen Agnes stets ein recht wachsames Auge zu haben, weil sich seit einiger Zeit schon Wölfe in beängstigender Nähe der Hütte hatten blicken lassen.

Leider ward umsonst gewarnet;
Denn wir Menschen all' hinieden
Thun gerade das am liebsten,
Wovor man uns will behüten.

Freundlicher Herbstsonnenschein zog mit unwiderstehlicher Macht die kleine Agnes ins Freie, und als dies der willensstärkere und folgsamere Bruder merkte und nach ihr ausguckte, da nahm das Unglück schon seinen Lauf. Zwei heißhungrige Bestien kamen in diesem Augenblick eiligen Laufes gerade auf das Kind losgestürzt. Mutig griff Konrad nach einer in der Nähe liegenden Heugabel, um damit die Gefräßigen abzuwehren; allein seine Kraft reichte nicht aus. Einer packte seine Agnes, der andere bedrohte ihn selbst. So konnte er nicht verhindern, daß sein Schwesterchen vor seinen Augen zerrissen und aufgefressen wurde, und als schließlich sein Arm er-

lahmte, fiel er selbst seinem Bedränger zum Opfer. Die aus der Stadt zurückkehrenden Eltern hörten noch seinen letzten Weh- und Hilferuf, retten konnten sie ihn nicht mehr.

Den Jammer der armen, auf so schauderhafte Weise kinderlos gewordenen Eltern kann man sich denken. In wahnsinnigem Schmerze rafften sie die blutigen Knochen der Kinder zusammen; keine Thräne kam aus, kein Schlaf in der nun folgenden Nacht in ihre Augen. Wer vermag es, solch ein Unglück ohne Murren zu ertragen?! Der schreckliche Vorfall hatte einen außerordentlichen Entschluß in ihnen gezeitigt: Der hochgestellte Mann, der sie dazu veranlaßt hatte, ihre Kinder zu verlassen; er sollte inne werden, daß es nicht genug sei, Abgaben zu verlangen; er sollte auf grausige Weise auch daran erinnert werden, daß er seine Untergebenen zu schützen schuldig sei.

Des andern Tages lenkten sie ihre Schritte wiederum nach Nürnberg. Der Reichsvogt sollte an seine Schuldigkeit gemahnt werden. Sie trafen ihn nicht zuhause. Er war mit dem Reichs-Schultheiß u. a. einer Einladung des Burggrafen Friedrich gefolgt. Im großen Remter der Burggrafenburg saßen neben dem burggräflichen Hausherrn, seiner Gemahlin und dessen Söhnen die genannten Herren beim Mahle, die Abhaltung einer großen Jagd besprechend. Der Becher kreiste und eine fröhliche Stimmung hatte sich aller bemächtigt.

Plötzlich hörte die hohe Gesellschaft vor dem Eingang zur Saalthüre einen heftigen Wortwechsel. Die wachehabenden Söldner hatten ihre Spieße gekreuzt, um einem ungestüm Einlaß begehrenden bäuerlichen Ehepaar den Eintritt zu verwehren. Dieses sah aus, als ob es nichts Gutes vorhätte. — Wir können uns denken, wer sie waren. Als der Burggraf erfahren hatte, um was es sich handle, befahl er der Wache, die Bahn frei zu geben. Seiner Menschenfreundlichkeit macht das alle Ehre; doch sollte dies die nicht beabsichtigte Veranlassung zu einem schauerlichen Mord werden. Nicht etwa, daß die aufgeregten Eindringlinge eine solche Absicht gehabt hätten; o nein! Sie wurden jedoch die ungewollte und deshalb unschuldige Ursache dazu. Was sie aber, eingelassen in den Saal, in Scene setzten, war grausig genug. Die Frau setzte ihren Tragkorb ab, entnahm demselben die blutigen Überreste ihrer Kinder und warf sie den hohen Herrschaften vor die Füße, während der Mann anhub: „Da, Herr Reichsvogt, nehmt auch als schuldigen Zins meine Kinder, die gestern eine Beute der Wölfe wurden, als wir Euch den Honigzehnten brachten."

Auf allen Gesichtern malte sich die schauerliche Wirkung dieser Ansprache. Die Burggräfin war die erste, welche die vom Entsetzen gelähmte Sprache wiederfand. Sie näherte sich mit bedauernden und tröstenden Worten der armen Mutter, und der Burggraf fügte hinzu: Geht nachhause, liebe Leute! Das Unglück kann ich zwar nicht ungeschehen machen, aber

wir wollen alles aufbieten, um euch von dem Raubzeug zu befreien!

Statt der bereits verabredeten Jagd wurde nun von den hohen Herrschaften beschlossen, schon den nächsten Tag die Jagd auf die Wölfe in der Umgebung der Hütte des unglücklichen Zeidlers zu beginnen. Wie freuten sich die ritterlichen Prinzen, auf welche der Vorfall einen tiefernsten Eindruck gemacht hatte, den armen Bauersleuten Schützer und Helfer sein zu können. Sie nahmen sich vor, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis das arme Landvolk von der schrecklichen Plage befreit sein würde.

Beim nächsten Morgengrauen riefen die Hörner im weiten Hofe der Zollernburg zur Jagd. Eine stattliche Anzahl edler Ritter und Herren mit ihrem Jagdgefolge fand sich ein, und wohlabgerichtete Hunde wurden von den Knechten an der Leine geführt. Ungeduldig, wie die Jugend ist, tummelten bereits lange vor dem Abzuge die jungen Burggrafen ihre Rosse. Es ging ihnen alles viel zu langsam. Wäre es auf die Burggräfin angekommen, so hätten sie zuhause bleiben müssen. Sie erschien mit verstörtem Antlitz und rotgeweinten Augen neben ihrem Gemahl und bot ihre ganze mütterliche Beredtsamkeit auf, die Prinzen zum Daheimbleiben zu bewegen. Ein schrecklicher Traum hatte sie die vergangene Nacht gequält und geängstigt. Sie hatte in demselben die ihr so Teuren als entstellte blutige Leichname zurückbringen sehen.

O Mutter, Mutter, laß uns mit, baten die Prinzen; siehe, wir sind doch keine Kinder mehr. Junge Männer dürfen die Gefahren nicht scheuen, so hat man uns von Jugend auf gelehrt, und eine Wolfsjagd ist doch kein gar so gefährlich Ding. Wir haben uns auch so sehr darauf gefreut. Der Vater vernahm mit Wohlgefallen diese Erklärung. Er sah in dem Traum der Mutter nichts als die Nachwirkung der gestrigen schauerlichen Scene, die das Zeidlerehepaar herbeigeführt hatte und sprach beschwichtigend zu Frau Elisabeth: Laß die Knaben nur mit mir ziehen; ich werde sie Dir mit Gottes Hilfe wieder bringen. Sie sind ja keine hilflosen kleinen Kinder mehr, und ziehen nicht allein. Überlaß es mir, ihren Übermut, falls er zum Vorschein kommen sollte, in die Schranken der Vorsicht und Klugheit zurückzuweisen. Ich werde auch dem Jagdgefolge Befehl geben, sie nicht aus den Augen zu lassen.

Wohl oder übel mußte die Mutter sich bequemen, diesmal nachzugeben, nachdem es der Vater selbst verschmähte, ihre Bitten durch ein Machtwort zu unterstützen.

Der Zug mit dem Burggrafen an der Spitze setzte sich endlich in Bewegung und schlug die Richtung über den Paniersberg, am Schottenkloster vorbei, längs der innern Stadtmauer über die Pegnitz dem St. Lorenzer Forst zu ein, und in nicht gar zur langer Zeit hatte man den Zeidelhof erreicht, wo sich das Unglück mit den Wölfen ereignet hatte.

In tiefes Sinnen verloren und ohne Kraft, sich des Gefühls der Bangigkeit zu erwehren, hatte ihnen Frau Elsbeth vom Söller der Burg aus nachgeschaut. Als der Zug ihren Augen gänzlich entschwunden war, begab sie sich in die Schloßkapelle, um dort im inbrünstigen Gebete ihr Herz vor Gott auszuschütten, und vor dem Bilde der schmerzenreichen Gottesmutter Maria diese um Fürsprache für das Wohl der Söhne und des Gatten anzuflehen.

Verfolgen wir nun den Verlauf der Jagd. Bei der Menge des Wildes und dem Eifer der so zahlreichen Jäger, mehrerer hundert Knechte und der vielen Rüden konnte es nicht fehlen, daß das Ergebnis ein sehr günstiges war. Zwar hatte man damals noch nicht unsere trefflichen Jagdgewehre; man bediente sich zum Schießen noch der Armbrust und außerdem der Jagdspieße zum Erlegen des Wildes. Die Jagd war, wie schon gesagt, gefährlicher als heutzutage. Der Jäger mußte sich oft mit dem größten Aufwand von Geschicklichkeit, List, Mut und Kraft gegen angeschossene Bären, Wölfe, Hirsche und Wildsauen wehren, die ihr Leben teuer zu verkaufen suchten. Viele der mächtigen Rüden fanden hiebei stets ihren Tod, und mancher Jäger trug für Lebenszeit einen Denkzettel aus solchen Kämpfen mit heim. Aber diesmal war alles günstig abgelaufen, und viele gewaltige Hirsche, Eber, Füchse und Wölfe waren erlegt worden, des Kleinwilds gar nicht zu gedenken.

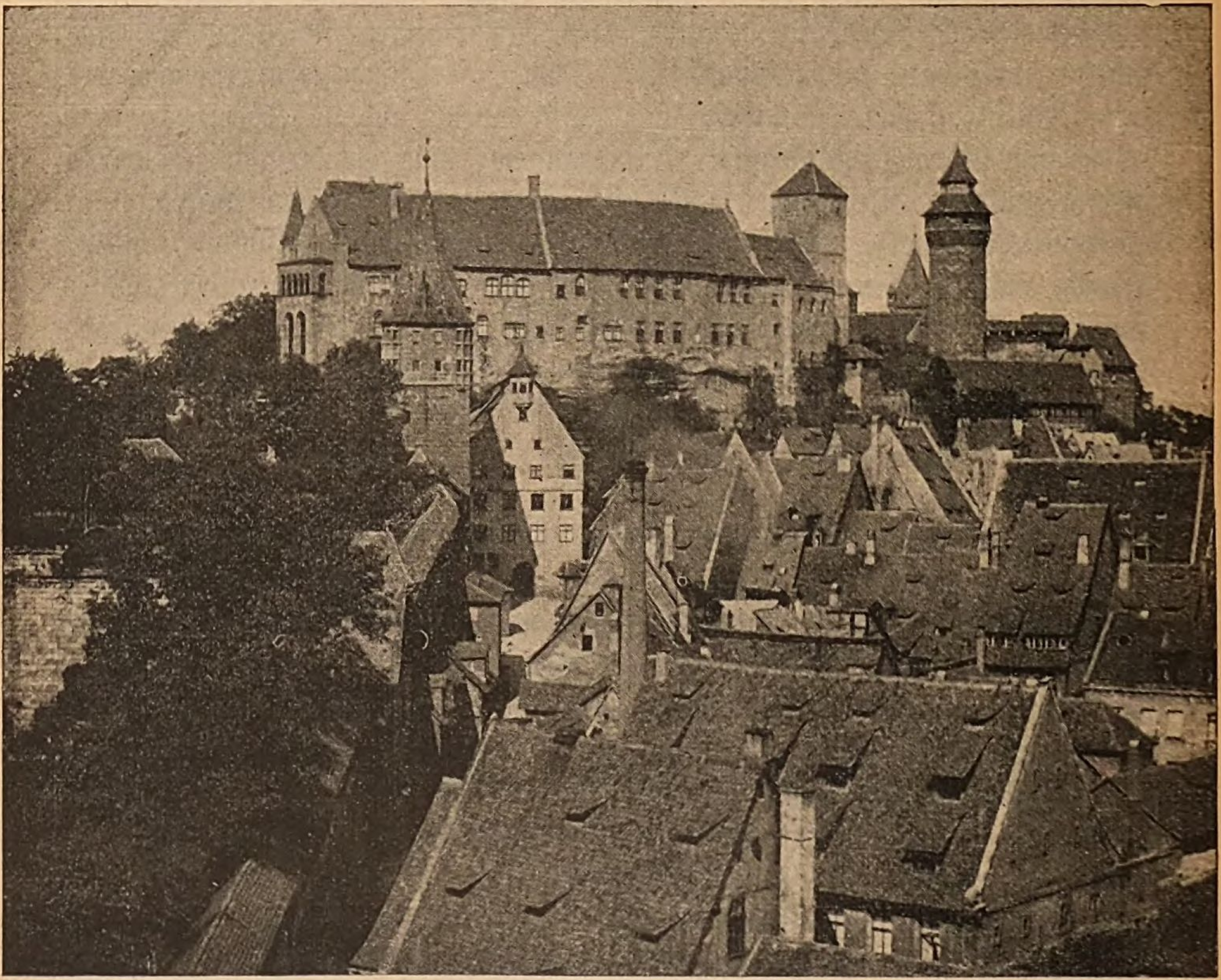
Der Burggraf ließ die Hörner blasen, um den Jagdgenossen das Zeichen zur Sammlung zu geben. Eine vor kurzem abgeholzte Waldfläche auf einer Anhöhe in der Nähe des Schlößchens Lichtenhof war als Sammelort bestimmt worden. Hier ließ man sich nieder, um von den Strapazen der Jagd auszuruhen und den ermüdeten Körper durch einen kräftigen Imbiß und einen Trunk guten Weines oder Metes zu stärken. Wie immer bei so glücklich abgelaufenen Gelegenheiten ließen die edlen Herren den Becher fleißig die Runde machen und die Wirkung des Trunkes zeigte sich bald in lebhaftester, fröhlichster Unterhaltung, wobei manch verwegenes Jägerstücklein mit und ohne Latein zum besten gegeben wurde.

Um zu Hause die ängstlich harrende Gemahlin mit der fröhlichen Nachricht von dem so überaus glücklichen Verlauf und Erfolg der heutigen Jagd zu beruhigen und zu erfreuen, sandte der Burggraf von hier aus einen reisigen Knecht als Boten ab, der die baldige Heimkehr zu melden hatte.

Es war spät geworden, als der lange Zug sich wieder in Bewegung setzte; das Tageslicht war hinabgesunken und angezündete Fackeln und Windlichter reichten kaum hin, den über Wald und Flur ausgebreiteten Herbstnebel zu durchdringen. Man schlug die Richtung nach Gostenhof ein, das damals aus wenigen Bauernhöfen bestand, um die Jagdbeute vorläufig in dem burggräflichen Jagdschlößchen, das in der Nähe des „weißen Turmes“

lag, unterzubringen. Am weißen Turm zog sich die Stadtmauer und der Stadtgraben hin, und der Turm bildete das südwestliche Aus- und Eingangsthor der damals noch viel kleineren Stadt. Vor dem weißen Turm gegen das jetzige Spittlerthor hin lag eine Vorstadt, die hauptsächlich von Sensenschmieden bewohnt ward.

Natürlich lockte der lustige Klang der Waldhörner der heimziehenden Jagdgesellschaft die Bewohner jener Vorstadt vor die Thüren ihrer kleinen, niedrigen Häuser, um das prächtige Schauspiel nach Herzenslust mit ansehen



Die Burg zu Nürnberg.

zu können. Burggraf Friedrich befand sich an der Spitze des Zuges und ritt im langsamen Tempo seiner Burg zu. Seine beiden Söhne hatten die Aufgabe übernommen, in dem erwähnten Jagdschlößchen, wo das Wild vorläufig untergebracht werden sollte, zum Rechten zu sehen, und blieben deshalb ein gutes Stück mit den Knechten hinter dem Zug zurück.

Der schöne Tag sollte über alle maßen traurig enden. Nachdem die Prinzen mit der Verwahrung der Jagdbeute fertig geworden, ritten sie mit ihrem kleinen Gefolge von reisigen Knechten dem Stadtthore zu. Auf

einmal erhob sich in der Vorstadt der Sensenschmiede ein riesiger Tumult mit betäubendem Geschrei. Es mußte sich etwas Gräßliches zugetragen haben; die Menge stieß und drängte sich einem bestimmten Punkte zu. Was ist geschehen? fragte man; aber niemand wußte Antwort zu geben. Um endlich der Sache auf den Grund zu kommen, brachen sich die jungen Burggrafen mit Gewalt Bahn durch die erregte Menschenmasse.

Ohne noch zu wissen, um was es sich handle, sahen sie sich von einem Haufen rußiger Sensenschmiede plötzlich angefallen, die mit wütenden Geberden und unartikuliertem Geschrei, mit Beilen, Sensen, Eisenstangen bewaffnet, auf die Nichtsahnenden eindrangen. Auf der Prinzen Zuruf: „So klärt uns doch erst auf, was die Ursache eures ungesetzlichen Gebahrens ist“, öffnete sich der Kreis, und auf einer Tragbahre brachte man einen halbzerissenen blutigen, etwa 4jährigen Knaben, dessen noch zuckender Körper einen herzzerreißenden Anblick darbot, stellte die Bahre vor die Prinzen und schrie: „Da seht, was ihr angerichtet habt!“ Ehe sie noch weiteres erfahren konnten, stürzte die bedauernswerte Mutter sich auf ihr sterbendes Kind, und Burckhard — so hieß der Vater — mit geschwungenem Beile gegen die Prinzen, die bald wieder von allen Seiten bedroht wurden.

Die wenigen Knechte ihres Gefolges suchten zwar den wütenden Haufen abzuwehren. Mancher, der ihnen zu nahe kam, ward von ihnen niedergestoßen, darunter auch der bemitleidenswerte Vater. Aber die Menge der Angreifer war zu groß. Siegmund, der jüngere Prinz, wurde endlich überwältigt, zu Boden gerissen und mußte unter den mörderischen Hieben der Rasenden sein junges Leben lassen. Hans, sein Bruder, konnte dies trotz tapfersten Beistandes nicht verhindern, und war genötigt, nachdem er selbst, aus vielen Wunden blutend, kampfunfähig geworden, sein Heil in schnellster Flucht zu suchen. Beinahe wäre ihm diese gelungen; die Schnelligkeit seines Pferdes brachte ihn bald aus dem Bereiche der wilden Sensenschmiede. Er wandte sich dem genannten Jagdschlößchen zu. Indes, man setzte ihm nach. Leider geriet sein Pferd, ehe er das Schlößchen erreichen konnte, in eine sumpfige Stelle, wo es bis an die Knie versank. Ehe es sich wieder herausarbeiten konnte, sauste schon ein Beil durch die Luft, das den Prinzen so unglücklich traf, daß er bewußtlos vom Pferde stürzte. Nun war es auch um ihn geschehen. Von unzähligen Hieben und Stichen verletzt, ward sein Leichnam in den Sumpf getreten.

So war denn wahr geworden, was die arme Burggräfin im Traum erlebt hatte und wahr das Wort: Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war.

Das Gewitter hatte nun ausgetobt. Der tolle Haufen eilte seinen Hütten zu, und das Bewußtsein ihrer Unthat ließ die Sensenschmiede in dieser Nacht alle Qualen der Furcht und Angst empfinden. Sie hätten

wohl ausrufen dürfen: Ihr Berge fallet über uns; ihr Hügel decket uns; denn ein furchtbares Strafgericht, das ahnten sie, stand ihnen bevor.

Unterdessen erhoben sich einige der am wenigsten verwundeten Knechte vom Boden und legten die Leichname ihrer jungen geliebten Herren über ihre Spieße, um sie zur Burg zu tragen, wo man schon von der schauerlichen Ermordung der Prinzen wie von der Veranlassung hiezu Kunde erhalten hatte. Die Burggräfin Elisabeth rief händeringend in unnennbarem Jammer in einem fort die Namen der teueren Söhne. Wollte Gott, ich wär für Euch gestorben, sprach sie ein- und das anderemal!

Was war aber die Ursache zu der so beispiellosen Aufregung und der fürchterlichen Unthat der Sensenschmiede gewesen? Wir wissen bis jetzt bloß, daß der Tod des 4jährigen Knaben des Sensenschmiedes Burckhardt die Leute so erbittert hatte. Wie aber der Tod dieses Kindes erfolgt ist, das wissen wir noch nicht. Das war nun so zugegangen: Unter den Neugierigen, welche den heimkehrenden Jagdzug sich näher ansehen wollten, war auch das Söhnlein des Sensenschmieds Burckhardt. Es saß vor der Thüre seines elterlichen Hauses; damit es sich in der rauhen Herbstabendluft nicht verkälte, hatte es die allzu sorgliche Mutter in einen Wolfspelz eingehüllt, und gerade dieser Wolfspelz gereichte zu seinem Verderben. Die aufgeregten Jagdhunde hatten den Jungen kaum erblickt, als sie von der Leine, an der sie von den Troßknechten am Ende des Zuges geführt wurden, sich losrissen und in voller Wut auf den vermeintlichen Wolf stürzten, ihn in einem Nu zerfleischend. Als die Knechte und die Nachbarsleute hinzutraten, um die Bestien abzuwehren, war das Unglück schon geschehen. Die Wut der Leute wendete sich nun, wie wir schon gesehen haben, gegen die dem Zuge nachfolgenden Prinzen und ihr Gefolge, wenn auch in völlig ungerechtfertigter Weise.

Die Prinzenmörder müssen streng bestraft werden, das war der einstimmige Ruf aller auf der Burg versammelten Herren und auch des bemitleidenswerten Vaters. „Lasset uns sofort aufbrechen und ihren Tod rächen!“ riefen jugendliche Brauseköpfe. Der Burggraf aber wehrte ab und sprach: Meine liebwerten Herren! Strafe muß und wird sein; aber heute lasset die Sache ruhen. Morgen werden wir überlegen, was geschehen soll; denn im Zorne thut der Mensch nicht, was vor Gott recht ist, wie wir es ja heute bei den Sensenschmieden erlebt haben.

Nachdem noch der Rat der Stadt dem Burggrafen seine thätige Beihilfe zu dem Werke der Bestrafung zugesichert hatte, eilte jeder in seine Behausung. Sie fühlten alle, daß es am besten sei, heute den Burgherrn und die Seinigen ihren herben Verlust allein betrauern und beweinen zu lassen.

Die Sensenschmiede, die allmählich wieder zur Vernunft gekommen

waren und wohl errieten, daß ihrer ein schrecklich Strafgericht warte, hielten noch in dieser schauerlichen Nacht eine Versammlung ab, in welcher beschlossen wurde, vor dem ihnen drohenden Urteil sich zu flüchten. Sie brachen noch vor Tagesanbruch mit Weib und Kind auf und zogen weg in größter Eile. Man berichtet, sie hätten sich in der Stadt Donauwörth niedergelassen, bis wohin die Macht des Burggrafen nicht reichte. Sind sie damit auch dem Arm der strafenden Gerechtigkeit entronnen, dem eigenen strengen Gewissen, dem Richter in der eigenen Brust, das wissen wir, konnten sie nicht entfliehen.


Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg.

Wie uns die Chronik meldet, legte der Burggraf zur Sühne des Verbrechens jedem der zurückgebliebenen Bewohner dieser Vorstadt mit Bewilligung des Rates die Buße auf, alljährlich am Michaelistage sieben Heller in die Rentkammer des Burggrafen zu zahlen. Diese Abgabe soll sich bis zum Jahre 1386 erhalten haben, worauf sie von Burggraf Friedrich V. aufgehoben wurde.

So bestimmt nun auch diese Sage uns die Namen der handelnden und leidenden Personen nennt, die darin vorkommen, und so drastisch sie uns die Vorkommnisse überliefert, so wenig scheint sie geschichtlich begründet zu sein. Ältere Chronikenschreiber, wie Siegmund Meisterlin, wissen von der Begebenheit nichts; in zuverlässigen Geschichtswerken über das Burggrafentum Nürnberg finden wir hievon keine Spur, und auch die Genealogie der Burggrafen steht damit in Widerspruch. An innerer Unwahrscheinlichkeit leidet sie indes nicht, und das mag die Hauptursache sein, daß sie von der Bevölkerung steif und fest geglaubt wurde. Wann und wie ist aber die Sage entstanden? Ja, wer das wissen könnte! Wie eben Sagen entstehen. Oft sind sie plötzlich da. Eine Nürnberger Chronik vom 16. Jahrhundert bringt sie in Form eines Gedichtes. (Siehe Seite 142.)

Auch einer bildlichen Darstellung der Sage begegnen wir. Im Hofe der früheren Wirtschaft zum „Mondschein“ auf dem sogenannten Most (L No. 1416) sollen vor einigen Jahrzehnten in einer Mauernische Spuren eines Freskogemäldes sichtbar gewesen sein, wo diese That verewigt war. Eine Kopie hievon in Wasserfarben befindet sich zur Zeit noch auf der Nürnberger Stadtbibliothek. Die Manier der Darstellung aber deutet darauf hin, daß erst das 17. Jahrhundert die Zeit seiner Entstehung war.

Außerdem wird das ehemalige Leykam'sche Brauhaus am Jakobsplatz (L No. 1277) das „Schlößchen" genannt, und man vermutet, daß dieses einst das burggräfliche Jagdschlößchen gewesen sei. Die Gegend, in der die Mordthat begangen wurde, hat man später zur Erinnerung an diese so unerhörte Grausamkeit die „kleine Türkei" genannt, welche Benennung sich auch einige Jahrhunderte erhalten hat.

48. Des Burggrafen Söhne.

Und um diese Zeit hab' ich gelesen,
Sey der Burggrafen Hof gewesen,
Vom Spithal-Thor nit sehr weit.
Einsmals hab'n zu Sommerszeit,
Zwey des Burggrafen Söhn' woll'n jagen,
Hannß und Sigmund thut man sagen,
Da hatt'n zu Unglück die Knecht
Die Jagd-Hund lassen laufen schlecht,
Die war'n mit Freuden davongesprungen,
Ein klein Knaben oder Jungen
Im dritten oder vierten Jahr
Grimmig angeloffen mit Gefahr,
Denselben darnieder gerissen
Und die Gurgel ihm abgebissen:
Sein Vatter war ein Sensen-Schmied',
Der kunt mit allen Kräften nit
Dem Hund sein Kind abzwingen:
Und als die Hund weg thäten springen,
War das Kind verwund't biß auf den Tod,
Das verging gleich in solcher Not,
Seine Nachbarn thät er anrufen,
Welche ihm alle Hülfe luffen
Mit Spiessen und Hallparten,
Thäten auf die Burggrafen wartten,
Schlugen den einen von dem Roß:
Der zweyt' in dem Lermen groß
Vermeint den Burgern zu entreiten,
Do schlugen sie zu beeden Seiten
Auf ihn, bis er rab fiel vom Pferd,
Daß er auch tod lag auf der Erd',

Die Thäter aber rüsteten sich
Und zogen alle sammtlich
Gen Donauwert und an den Riß,
Von dem heutigen Tag gewiß
Sein soviel Sichelschmied entstanden
In dem Riß und Schwaben-Landen.
Als aber der Burggraf innen wurd,
Seiner zwey Söhn' Unglück erfuhr,
Ließ er sie begraben mit Lob
In die Kirche zu St. Jakob.

---

49. Die Herkunft der Hohenzollern.

Das glorreiche Fürstengeschlecht, das dem Königreich Preußen seine Könige und jetzt dem deutschen Reiche seine Kaiser gibt, soll, sagenhaften Überlieferungen zufolge, aus Italien stammen. Es wird uns berichtet, daß unter dem Kaiser Heinrich III. zu Rom sich eine große Zwietracht unter den (vornehmsten) römischen Geschlechtern zugetragen, aus welcher Ursache Ferfridus oder Fertipulus, des Geschlechts ein Columneser, das seinen Ursprung auf Camillus zurückleitete, veranlaßt gewesen, nach Deutschland zu kommen.

Hier suchte er Kaiser Heinrich III. auf, berichtete ihm, wie er unschuldig sein Land habe meiden müssen, und befahl sich unter Heinrichs Schutz. Der Kaiser sah ihn gnädiglich an und belehnte ihn im Süden Deutschlands mit der Landschaft, daraus später die Grafschaft Hohenzollern geworden, gab ihm auch den Titel eines Grafen zu Zollern mit dem Wappen, das dieses Geschlecht noch führet.

Ferfridus baute sich hierauf mit des Kaisers Bewilligung eine Burg auf einem ziemlich hohen Berge der verliehenen Landschaft und verwaltete von da aus den Reichszoll im Namen von Kaiser und Reich, wovon er eben den Namen Zoller, von der hochgelegenen Burg aber den Namen „Hohenzoller“ erhielt.

Ein anderer Chronist meldet, sein Geschlecht sei ungewiß; Ferfridus habe Rom auf Veranlassung des Papstes Paschalis II. verlassen müssen. Hierauf habe er die päpstlichen Städtlein Cavas und Zagarollam eingenommen, von welch letzterem der Name Zollern hergekommen sein soll.

Weiter wird berichtet, dieser Columna habe seine Abkunft von den Welfen in Deutschland gehabt, habe zu Rom gewohnet, und nachdem er wieder nach Deutschland herausgekommen, seien ihm etliche Zöll in Schwaben eingeräumt worden, davon seine Nachkommen den Namen Zollern erhalten haben.

Von den Welfen läßt ihn auch ein anderer Chronist abstammen. Deutsche Kaiser hätten den Stamm nach Welschland verpflanzt, indem sie über dortige Gebiete Regenten aus demselben setzten. Doch sollen sie später von den Päpsten aus Italien vertrieben worden sein.

Christoph Enzelt, ein Geschichtsschreiber der Hohenzollern, erzählt uns, daß ein Bruno, Herzog zu Engern, Fürst zu Rügen etc., Herzog Warnickens oder Warnimbs Sohn, eine Gemahlin, namens Susanna, gehabt, die eine geborne Gräfin von Potsann, Montfart etc. gewesen. Deren Großvater, genannt Eisenhart, habe im Jahre 750 mit Irmentraut, seiner Gemahlin, zwölf Söhne erzeugt. Die unnatürliche Mutter wollte — der Grund wird uns nicht angegeben — elf davon ertränken lassen. Sie sind aber auf wunderbare Weise am Leben erhalten geblieben, und haben wegen der Zahl Zwölf (Twölf) oder weil das Weib, das sie ertränken sollte, dem fragenden Vater fürgab, sie hätte junge Wölfe oder Hunde in ihrem Korbe, den Namen Welfen erhalten.

Von einem dieser Welfen, genannt Bertholdus, dem hernach vom Kaiser die Grafschaft Zollern verliehen worden, soll Ferfridus, genannt der Columneser, direkt abstammen und etwa im Jahre 1080 in den Besitz der Grafschaft Zollern und 1275 der Burggrafschaft Nürnberg gelangt sein.

50. Die Zerstörung der Burggrafenburg zu Nürnberg.

Es war im Jahre 1410. In der Nacht vom 21. Oktober hielt E. E. Rat einen Tanz auf dem Rathause, wo es lustig und vergnügt herging. Daß es draußen stürmte und regnete, was es Zeug hielt, ließ sich die tanzlustige Jugend nicht im geringsten anfechten. Sie ließ sich auch nicht stören, als ein gewaltiger Feuerlärm entstand.

Der Burggraf war damals in eine Fehde mit Ludwig dem Bärtigen, Herzog von Bayern-Ingolstadt verwickelt. Des Herzogs Pfleger, Christoph Leiningen in Lauf, war nun in aller Stille in der finstern Nacht vor das Burggrafenschloß zu Nürnberg gezogen, um dasselbe durch einen Handstreich zu überrumpeln und einzunehmen. Sei es nun, daß die Besatzung zu schwach oder zu sorglos gewesen, die Burg wurde von den Mannen des Feindes bald erstiegen, geplündert und angezündet, so daß sie vollständig ausbrannte.

Gewisse Chronisten melden hierüber, daß von Seite der Stadt den Überfallenen keinerlei Hilfe geleistet worden sei, ganz entgegen dem Sprichwort: „Wenn es im Hause Deines Nachbars brennt, so schone Deine Eimer nicht.“ Ja, es verlautet sogar, der Leininger habe den Rat vorher von seinem Vorhaben Kenntnis gegeben und ihm vorgeschlagen, stille zu liegen,

er wolle Ihren gemeinschaftlichen Feind heimsuchen, ohne Ihren und der Ihrigen Schaden, und weiter nicht greifen. Wie denn der Burggraf gesagt haben soll: „Wenn er gute Nachbarn gehabt hätte, so hätten sie ihm wohl vor Schaden sein können.“ Bald darauf soll Burggraf Hans vor Leid gestorben sein. Er ist der letzte Burggraf gewesen, der zu Nürnberg gewohnt hat; denn das Burggrafenschloß wurde nicht wieder aufgebaut. Stehen geblieben ist nur der fünfeckige Turm und der Chor der Ottmars- oder Walburgiskapelle.

Es sind jedoch diese Angaben, die ohne Zweifel einen Flecken auf die Ehre des damaligen Stadtregiments werfen würden, Erfindungen ohne jeden positiven historischen Inhalt. Vielmehr steht fest, daß der Ritter von Leiningen auch ein Feind der Stadt gewesen, der vielen Nürnbergischen Unterthanen Vieh und Fahrnis genommen, Nürnbergische arme Leut zu Schwarzenbruck ausgeplündert, und auch anderen ihre Habe genommen und sie gefangen gesetzt hat.

Mit Erlaubnis des Kaisers verkaufte 1427 Kurfürst Friedrich „mit Beistimmung seines ganzen durchlauchtigen Hauses für sich, ihre Herrschaft und alle ihre Erben und Nachkommen für ledig und unverkümmert ihre Burg ob der Stadt zu Nürnberg mit allen Türmen, Gemäuern, Gebäuden und Hofraiten, und mit ihrem Begriff inwendig und auswendig gegen die Stadt und gegen dem Feld, die Freiung auf derselben Burg, die Pflegnis und Verschließung der Pforten bei derselben, und etwas später auch ihre Rechte auf die beiden Reichsforste St. Sebald und St. Lorenz, mit Ausnahme einiger, z. B. auf das Landgericht, das Geleite und den Wildbann,“ was nachher zu vielen blutigen Streitigkeiten zwischen beiden Parteien führte.

---

51. Der Tanz auf dem Rathaus.

Anno Domini 1419.

(Von Gottschalk von Regensburg.)

Es flammen die Lichter im Rathaussaal;
Es klingen Trommeten und Geigen;
Die Paare im wirbelnden Reigen
Erglüh'n von der Freude rosigem Strahl.

Inmitten des Jubels — mit schrillem Klang —
Verstummen Trommeten und Geigen;
Es löst sich der wirbelnde Reigen,
Als zöge der Tod die Reihen entlang.

Die Lichter verlöschen — der Tanz ist aus —
Wie ist das gekommen so schnelle?
Was deutet am Himmel die Helle,
Von fernher das wilde Sturmgebraus?

Die Burg ward erstiegen von Feindesmacht —
Den Flammen ist nun sie zu eigen,
Die tanzen den glühenden Reigen.
Der Leininger gab uns die gute Nacht.

52. Das Unglück bei der Hochzeit Kaiser Rudolfs von Habsburg 1284.



Rudolf von Habsburg.
Nach dem Gemälde A. Krelings in der Burg zu Nürnberg.

Freud und Leid wohnen oft gar nahe beisammen. Das mußte auch Kaiser Rudolf I. von Habsburg erfahren. Alt schon an Jahren, aber noch jugendlichen, frischen Herzens, entbrannte er, nachdem er längere Zeit Witwer gewesen, in Liebe zu der jugendlichen Herzogin Agnes v. Burgund. Die Hochzeit sollte in Nürnberg, wo der Kaiser damals wegen eines Reichstages sich aufhielt, mit großem Prunk gefeiert werden, sintemal ein großes Volk aus nahen und fernen Landen zusammengekommen war, und viele Fürsten des Reiches mit ihrem Hofstaat dahier verweilten.

Da wechselten denn allerlei Lustbarkeiten miteinander ab: prächtige Turniere oder Ritterspiele, üppige Mahlzeiten, Trinkgelage und Tänze. Am Sonntage Simonis und Judae hatte der Kaiser die anwesenden Reichsfürsten, Grafen, Edelleute, Edel-

knechte und auch viele von den hiesigen Geschlechtern eingeladen, in einem großen Saal oder Turnierzimmer bei allerlei ritterlichem Spiel und Kurzweil sich zu beteiligen.

Es geschah aber, da die Lust am höchsten war, daß der ganze Saal einstürzte und einen großen Teil derer, so darinnen waren, unter sich begrub. Kaum gedacht, ward der Lust ein End' gemacht! Da gab es denn ein Jammern und Wehklagen, ein Stöhnen und Ächzen, das in die Seele schnitt. Der Vater suchte den Sohn oder die Tochter, die Mutter den Gatten, die Kinder ihre Eltern; die Verwirrung war grenzenlos.

Als schließlich alles aufgeräumt war, zählte man mehr als 70 Personen fürstlichen und hochadeligen Standes, die tot und sehr viele, die mehr oder weniger verwundet waren. Auf die Zahl der dabei verunglückten Diener und geringeren Leute ward gar nicht geachtet. Der Kaiser selbst war wie durch ein Wunder am Leben geblieben. Er saß im Gemäuer an einer Fensternische, die nicht einstürzte. Durch die herabgefallenen Balken wurde er indes völlig verbarrikadiert, und es dauerte lange, bis man ihn aus diesem Gefängnis befreien konnte.

Das Unglück war ein noch größeres dadurch geworden, daß an jenem Tage eine so grausame Kälte herrschte, daß viele der Verwundeten und Verschütteten, die nicht sogleich hervorgezogen werden konnten, erfrieren mußten. Auch wer ohne größeres, bleibendes Unheil davonkam, hatte auf lange Zeit das Lachen verlernt.

Die Toten wurden zum Teil in der Ägidien- und in der Barfüßerkirche begraben, allwo lange Zeit deren Schilde aufgehangen waren; ein anderer Teil der Toten ist aber von hinnen weg zu ihren Stammbegräbnissen geführt worden. —

Es kann hier nicht verschwiegen werden, daß die vorerzählte Geschichte lediglich eine Sage ist. Glaublicher erscheint uns die Meinung, daß hier eine Verwechslung mit der Hochzeit des Königs Heinrich im Jahre 1225 oder 1227 vorliegt. Diese soll auch in Nürnberg stattgefunden, und dabei sich ein ganz ähnlicher Unfall ereignet haben.

Übrigens wird hierüber ebenfalls nicht ganz gleichmäßig berichtet. Ein Chronist schreibt, daß von fernen und nahen Landen viel Fürsten und Herren und ein groß Volk in Nürnberg zu diesem Feste erschienen seien; infolgedessen soll ein so groß Gedränge entstanden sein, daß viele Menschen erdrückt wurden. In einer anderen Chronik stehet, es seien bei vierzig Personen, darunter etliche Prälaten, Mönche und Geistliche gewesen, umgekommen. Ein dritter Chronist berichtet, es habe sich ein Widerwill und Auflauf bei dem Tanze zugetragen und sei wegen des Gedränges eine Stiege eingefallen, darüber bei siebenzig Menschen: Männer, Weiber und Jungfrauen, zum Teil erdrückt worden, zum Teil sonst Schaden genommen; ein vierter endlich,

sie seien im Wasser ertrunken.

Sei dem nun, wie ihm wolle, soviel ist sicher, daß diese Hochzeit wirklich in Nürnberg abgehalten ward, und daß wegen der Menge des Volkes ein Unglück sich begeben hat, wodurch viele Menschen ums Leben gekommen sind. —

Endlich wird uns noch von einem dritten fürstlichen Beilager in Nürnberg berichtet, bei dem ebenfalls der Tod eine reiche Ernte gehalten haben soll. In einem alten Buch, so Lazarus Holzschuher gehörte, der um 1500 gelebt hat, steht nachfolgender Inhalt eingeschrieben:

„Anno 1247 hatte der Burggrafen Einer Hochzeit auf seiner Burg; auf der Hochzeit waren viel Fürsten und sehr viel Adels und auch etliche Bürger hie. Der Tanz war auf einem Saal zwischen dem alten Nürnberger Turm und dem „Lug ins Land", da jetzund das Kornhaus stehet. Der Saal stund auf einem rühriger (verwitterten) Fels, und als der Saal voll Volks und der Tanz am größesten war, da wich der Fels gegen den Garten, und fiel der Saal auf eine Fahrt zu Haufen und erschlug alles, das darinnen war.

Die Fürsten und Herren, die weit heim hatten, die sein hie begraben, der halb Teil zu den Barfüßern, der ander Teil zu St. Gilgen (Ägidien) vor dem Chor, und ein Bischof liegt zu St. Gilgen hinter dem großen Bild, mitten in der Kirche, darauf dieselbe Jahrzahl geschrieben ist. Zu den Barfüßern hie in der Kirchen, zuoberst gegen dem Kloster, hangen noch derselben Fürsten, Herren, Edelleut und Bürger Schild. Zu St. Gilgen ist der ander Teil gehangen, die sein in der Kirchen mit dem Kloster verbrunnen, dieweil die Schottenmönch das Kloster innen gehabt haben."

Wieweit diese Erzählung Sage oder Wahrheit ist, läßt sich so leicht nicht entscheiden. Thatsache ist, daß Markgraf Friedrich mit seiner ersten Gemahlin Elisabeth, Herzogin zu Meran, im Jahre 1246 oder 1248 Hochzeit gehabt hat. Vielleicht hat er Anno 1247 seine Heimführung gehalten, wobei obiges geschehen sein kann.

53. Eppeleins Sprung.

Am 8ten Weinmond des Jahres 1385 gab es in Nürnberg viel Rumor. Die Stadtsöldner waren in der Nacht auf einen Fang ausgezogen; denn eine neue, verruchte That des alle Straßen unsicher machenden Raubritters Eppelein von Geilingen und seiner Gesellen war dem hochweisen Rat zu Ohren gekommen, und man fand es endlich an der Zeit, durch kräftiges Entgegenwirken diesen Buschkleppern und Wegelagerern das Handwerk zu legen.

Morgens um 10 Uhr hatte ein Einspänniger im raschen Trott das Laufer Thor passiert, und wenn die stolze, martialische Haltung, sowie das wohlgefällige, fast verschmitzte Lächeln des Staubbedeckten nicht täuschten, so war er der Überbringer einer wichtigen, und wie Meister Vollbier am Lauferschlagturm, gewöhnlich nur der Politikus genannt, meinte, einer Siegesbotschaft. Wirklich verbreitete sich auch wenige Stunden nachher, wahrscheinlich durch vertrauliche Mitteilung des seiner Dienstpflicht nunmehr entledigten Einspännigers die für alt und jung, reich und arm gleich erfreuliche Nachricht, daß der Schrecken des fränkischen Kreises, die Geisel der Kaufleute und aller derer, die des Weges fuhren, daß der Eppelein, der Geilinger, samt seinen 13 Helfershelfern bei Lauf in einem fürchterlichen Treffen besiegt worden sei und als Gefangener jeden Augenblick innerhalb Nürnbergs Thoren, wo er schon so großes Unheil angerichtet, erscheinen werde.

Grund genug, daß alle Werkstätten, alle Schenken, selbst die Häuser der Patrizier ihre Bewohner ausspieen; denn den nunmehr Gefesselten und Machtlosen angaffen, auslachen und hie und da mit Schmähungen verfolgen zu können, war eine Bürgerlust, die man sich vor 500 Jahren so wenig als heutigen Tages versagen konnte. Bis zum St. Jobst hinaus bildete das Volk diese Spaliere; jeder wollte zuerst des Geilingers ansichtig werden, über dessen Gestalt, Trotz und Kühnheit gar abenteuerliche Mären im Volke zirkulierten; so sehr aber auch der geneigte Leser wünschen wird, mit der Masse fortzudrängen, um vielleicht ebenfalls zu den ersten zu gehören, so muß ich ihn schon freundlich ersuchen, mit mir am Lauferschlagturm Posto zu fassen, nicht weil dieser Platz eben der beste ist, sondern weil wir in die Nähe eines Häufchens politischer Kannegießer zu stehen kommen, die sich bei dem ersten Rufe um ihren Chef, den Politikus Vollbier, versammelten und nun mit einer Wichtigkeit und Würde, die einer allgemeineren Betrachtung würdig gewesen wäre, einstweilen über Leben und Tod des Gefangenen abstimmten.

„Und Du kennst ihn also schon längst von Angesicht zu Angesicht?“ fragte der Küfermeister Helmling, nachdem der Politikus eine ausführliche Beschreibung des Geilingers entworfen hatte.

„Ob ich ihn kenne!“ versetzte der bedächtige Vollbier, der, nebenbei bemerkt, durch ein breites, kupferrotes Gesicht und einen ungeheueren Wanst seinem Namen Ehre machte. „Ich habe sechs Wochen Zeit gehabt, mich in dem Verließe seiner Feste Dramäusel umzusehen und nach endlicher Auslieferung des Lösegelds die Ehre, durch einen gnädigen Fußtritt Herrn Eppeleins entlassen zu werden. Beweis: Ich kenne ihn von Angesicht zu Angesicht.“

„Hm! hm!“ näselte der spindelbeinige Ratsscribent Blasius; „si ita habuerit hm! hm! so ist noch kein giltiger Beweis vorhanden, daß Ihr

obversis frontibus dem Geilinger gestanden seid; ich möchte dies eine Bekanntschaft de pedibus ad podicem nennen. Hä! hä! hä!"

Vollbier warf dem naseweisen und undelikaten Sprecher einen vernichtenden Blick zu und fuhr fort: „Man flucht, man verwünscht den Eppelein; ich stimme niemals bei; ihr kennt meine Ansichten darüber, Freunde und Nachbarn. So hart ich auch von ihm behandelt worden bin, und so sehr er auch meinen Säckel geplündert, so sage ich dennoch laut und ohne Scheu: „Eppelein ist ein tapferer, kühner Held, der bewundert zu werden verdient; Feiglinge können durch Schmähungen seinen Ruhm nicht antasten."

Das war in einen Bienenkorb gegriffen.

„Der ein Held? Der Strolch, der Heckenritter, der Edle von Kehlab ein Held?" rief der Krämer Berold von der Ecke der Münzgasse, und sein Gesicht überlief ein hohes Inkarnat.

„Der Wegelagerer, der Schnapphahn, der Buschklepper! und Ruhm?" accompagnierten in demselbigen Momente noch sechs andere Stimmen; „da seht mir einer den Vollbier! sein Patriotismus ist in den Brunnen gefallen; der Geilinger hat's ihm angethan!"

Alle ereiferten sich in Schmähungen gegen den Feind der Reichsstadt und den sonst so verehrten Wortführer der edlen Kannegießerzunft, nur der Rathsscribent Blasius schüttelte während dessen das rechtsgelahrte Haupt mit tiefem Unwillen und brach, nachdem etwas Ruhe geworden war, in die gewichtigen Worte aus: „Ubi lumen abest —"

„Redet deutsch!" polterte der Hammerschmied Eisenfest aus der Vorstadt Wöhrd, „der Teufel verstehe Eure lateinischen Brocken."

Blasius, durch diesen rüden Einwurf aufs unangenehmste berührt, blies die Backen auf und warf dem Unverschämten über die Achsel einen verächtlichen Blick zu. Er wollte entgegnen, aber Vollbier fiel ihm mit seiner tiefen Baßstimme ins Wort: „Schweigt, Blasius; es ist nun an mir, diesen Schreiern ohne Sinn, ohne Witz, das Maul zu stopfen! Du nennst den Geilinger einen Strolch, einen Heckenritter, Berold? Hat er Dir einige Fässer faule Rosinen oder ein paar Kisten wurmigen Limburger vor der Nase weggeschnappt? Da hat er Recht daran gethan, denn er schenkte uns das Vergnügen, Deine schlechten Waren nicht um unser Geld consumieren zu müssen. Warum schreit ihr so, ihr albernen Schlafmützen? Habt ein großes Maul jetzt, weil Ihr wißt, daß Euch der Geilinger nimmer schaden wird, aber den Mut hattet Ihr nicht, ihm entgegenzuziehen und im männlichen Faustkampf seiner wert zu sein. Ich sage Euch, Eppelein ist das Symbol des deutschen Mutes, der unerschütterlichen Kraft und List, und es kommt dabei nicht in Betracht, wieviel er uns Schaden zugefügt hat; genug, er ist ein Held, wenn auch nur in seiner Art, und wer das Herz hat, mir zu widersprechen, der wage es. Denkt an seine Kämpfe gegen die Würzburger,

an seine Reiterstücklein, namentlich den Ritt über die Wiesent, und Ihr habt Ursache genug, das Maul aufzusperren, wie es Euch der Nachbar Pfriem hier vormacht. Ich bin ein so guter Nürnberger als Du und Du und Ihr alle, aber ich bin nicht so beschränkt, einem tapferen Feinde keine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er hat uns großen Schaden gethan, aber man hat ihn dazu gereizt, man hat seine Freundschaft verachtet, und er zeigt jetzt, welchen Bock wir geschossen haben. Beweis: Eppelein ist kein gemeiner Wegelagerer."

„Der Vollbier ist doch ein vertrackter Kerl," murmelte der Hammerschmied dem Schneider Fips in die Ohren; „selbst dem Schlechten weiß er eine gewichtige Seite abzugewinnen, oder was?"

„Vorzüglich hat mir das Stücklein vom Heldenmute gefallen," entgegnete der Ritter von der Nadel ebenso und schraubte die Augenbrauen in die Höhe.

„Nego!" wandte Herr Blasius, den Finger an der Nase, auf die Demonstration des Politikus ein, „gerade für einen gemeinen Räuber halte ich, Ratsscribent Blasius, den Geilinger. Wie hätte er es als ehrenfester Ritter wagen können, des hochweisen Rates und einer löblichen Bürgerschaft höchstes Kleinod, das goldene Vogelhaus, aus der Mitte der freien Reichsstadt zu rauben? Wie? oder haltet Ihr auch dies für heroicae?

„Das nun eben nicht," meinte Vollbier lachend; „aber es ist ein Stücklein, welches mir gefällt, so oft ich es höre, und ich denke dabei, List kann keinen großen Mann entehren."

„Und was ist dies für ein Stücklein?" fragte ein Fremder, der zunächst stehend, das Gespräch behorcht hatte und nun näher trat.

Der Politikus lachte laut auf und erzählte: „Die Nürnberger Herren haben in mehreren Zimmern der Peunt gar seltene Raritäten aufgespeichert, wie Ihr vielleicht wissen werdet, und unter diesen befand sich noch vor drei Jahren der Kleinode köstlichstes, ein golden Vogelhaus, statt unseres Herrgotts liebem Vögelein, gar kostbares Geschmeide von Gold und Edelsteinen darin. Nur einmal des Jahres war es der löblichen Bürgerschaft erlaubt, diese Kostbarkeiten zu betrachten, und Ihr könnt Euch denken, daß dann groß und klein hinzuströmte, um wenigstens das zu beschauen, was gerne jeder in seinem eigenen Säckel gehabt hätte. Da stolzierte einmal bei der Eröffnung ein gar stattlicher Ritter in den Zimmern der Peunt umher, der mancher sittsamen Maid Augen auf sich zog und schien an dem Vogelhause ganz besonders Wohlgefallen zu haben. Wie er sich nun das zierliche Ding so betrachtet, entsteht vorn am Eingange ein großer Rumor. Drei Bauern aus dem Knoblauchsland hatten sich in ein Zimmer gedrängt, in welches nicht zu treten erlaubt war, und, als die Aufseher es hindern wollten, schlugen sie mit ihren hanbuchenen Stöcken derb auf die Köpfe der-

selben los. Alles lief herzu und drängte sich um die streitenden und raufenden Parteien, und endlich folgte auch der Ritter, den man in dem Zimmer, wo sich das Vogelhaus befand, ganz allein gelassen hatte. Aber statt die Erbitterten durch sein kräftiges Dazwischentreten zu trennen, schritt er, den Mantel zusammengeschlagen, zur Thüre, warf sich auf seinen an einem Thürpfosten angebundenen Rappen und sprengte zum Thore hinaus; unterdessen hatten sich im Gedränge die eigentlichen Urheber des Streites verloren, und als nun die Schaulustigen in die Zimmer zurückkehrten, war das Vogelhaus samt seinem Inhalte fort und ist bis heute nicht wiedergekommen. Vier Wochen nach diesem Vorfalle erhielt der hochweise Rat



Eppeleins Flucht.
Nach einer Zeichnung von G. Spangenberg.

von dem Herrn Eppelein ein Sendschreiben, in dem er sich für das Vogelhaus höflichst bedankte und die ganze Sache aufklärte. Er selbst hatte sich das Kleinod angeeignet, während drei seiner Knappen verkleidet den Skandal begonnen hatten. Ist das nicht witzig? Wie?"

Der Fremde brach in ein rohes Gelächter aus, dem bald die Übrigen, Herr Blasius ausgenommen, beistimmten. Letzterer würde sogar in seiner beleidigten Amtspflicht und in seiner patriotischen Aufwallung noch stärker ausgefallen sein, wenn nicht das Vorwärtswogen der Menge und ein entferntes Summen und Treten die nahe Ankunft der Sieger mit ihren Trophäen

verkündigt hätte. Die Kannegießerzunft nahm den Tritt vor Vollbiers Hause als Tribüne ein und brauchte gar nicht lange der kommenden Dinge zu harren, denn schon zog die Avantgarde, zwei Fähnlein Stadtsöldner, mit Zinken, Pfeifen und Trommeln voran, auf den Lauferplatz. Ihr folgte, von dem tobenden Janhagel umschwärmt, ein Abgeordneter des hohen Rates mit Gefolge, der sich sogleich nach erhaltener Nachricht an Ort und Stelle begeben hatte. Dicht hinter diesem kam ein Leiterwagen; auf ihm lag, gebunden und geknebelt und rings von berittenen Bogenschützen umgeben, der gefürchtete Held der Geschichte, der Raubritter Eppelein von Geilingen. Er war ein kolossaler, kräftiger Mann, sonnverbrannt, mit rabenschwarzem Bart- und Haupthaar. Seine Augen blickten finster und unheildrohend auf die schreiende und gaffende Menge, und die Züge seines Gesichts verzerrten sich oft in ohnmächtigem Grimme. Als der Wagen in die Nähe des Vollbier'schen Hauses kam, warf Eppelein zufällig einen langen Blick auf die über die Köpfe der Menge hervortretenden Politiker, was deren Präses später Gelegenheit gab, zu behaupten, der Geilinger habe ihn erkannt und kameradschaftlich zugewunken, worüber er noch in manch hitzigen Disput mit den nichts bemerkt haben wollenden Genossen geriet. Dem Wagen Eppeleins folgten noch mehrere mit Gefangenen und diesen die reiche Beute an Waffen und Rossen, unter letzteren als vorzüglich angestammt, Rapp, der schwarze Streithengst des Raubritters. Den Schluß machten wieder zwei Fähnlein Stadtsöldner und eine Unmasse Volk.

Der Zug bewegte sich zum Rathause, wo die Beute abgeliefert wurde und dann hinauf in die Burg, dem Gefängnis der Räuber. Auch wir verlassen nunmehr die Nähe der politischen Gesellschaft, weil wir dort alles gehört und betrachtet haben, was uns zu wissen not thut. Soviel ist uns aber durch die kurze Bekanntschaft klar geworden, daß es nicht nur heute, sondern schon damals moquante Mäuler gab, die sich ein Vergnügen daraus machten, die redliche Einfalt ihrer Vorgesetzten zu bewitzeln und bespötteln, und wenn Meister Vollbier, der namentlich so ein malitiöses Subjekt war, nicht später noch in eine politische Untersuchung gezogen wurde, so hatte er es allein der Nachsicht des Herrn Ratsscribenten Blasius zu danken, der ihn wahrscheinlich wegen seiner Borniertheit für ganz unschädlich betrachtete.

Die Untersuchung gegen Eppelein ging rasch vor sich; die faktischen Beweise lagen offen gegen ihn da, und er war nicht der Mann, der seine Thaten leugnen mochte. Der versammelte Rat sprach das Schuldig über ihn aus, und der Senator Veit Stark wurde beauftragt, ihm das Todesurteil zu überbringen.

In einem düsteren aber geräumigen Gemache der Burg, — denn nach den Begriffen der damaligen Zeit gönnte man selbst dem Verbrecher.

sobald er von ritterlicher Abkunft war, eine größere Freiheit als dem gemeinen Mann — geht der Raubritter Eppelein von Geilingen mit verschränkten Armen auf und nieder. Er ist leicht gekleidet, Sporen und Schwertgehäng hat man ihm gelassen, nur die Waffe fehlt. Sein rauher, stolzer Sinn kann sich nicht mit dem Gedanken abfinden, daß er, der mächtigste und gefürchtetste Mann des ganzen fränkischen Kreises, nunmehr der Gnade derjenigen anheim gefallen sei, die er seit Jahren verachtet und mit dem Aufgebote aller Mittel beraubt und bekämpft hat. Oft faßt ihn die Wut, und dann rüttelt er an den Stäben seines Fenstergitters und schäumt und flucht; doch die Stäbe widerstehen seiner riesigen Kraft und ein Gefühl von Ohnmacht überfällt ihn, wie er es noch nie empfunden. Trotzdem glaubt er nicht, daß man ihn zum Tode verurteilen werde, aber er fürchtet schlimmeres: ewiges Gefängnis. Diesen Gedanken kann sein an ungebundene Freiheit gewöhnter Sinn nicht ertragen; er ist gewohnt, wie ein Vogel in der Luft zu leben; Unthätigkeit und Mangel an Licht muß ihn aufreiben. Aber doch steht ihm wenigstens die Hoffnung zur Seite, seine Genossen könnten Mittel und Wege finden, ihn zu befreien; vielleicht begnügt sich selbst der erbitterte Rat mit dem Schwur der Urfehde, den er im voraus nicht zu halten sich gelobt oder mit einem reichen Lösegelde.

Um so unerwarteter kam es ihm daher, als sich bald darauf die schwere, eiserne Thüre öffnete und der Ratsabgeordnete ihm das gefällte Urteil überbrachte. Der erste Augenblick sah ihn bleich und schwach werden, aber es war nur ein Augenblick; er schämte sich, eine Schwachheit gezeigt zu haben, die seine Manneswürde entehrte.

„Ich erkenne das Urteil nicht an,“ sprach er mit ruhiger, fester Stimme; „der Rat der Stadt Nürnberg hat nicht das Recht, einen freien, schildbürtigen Ritter des heiligen römischen Reiches zu richten.“

„Kraft kaiserlicher Privilegien sind wir dazu ermächtigt,“ war die Antwort des Herrn Veit Stark, „selbst wenn der römisch kaiserlichen Majestät gnädigst eingesetzter Schultheiß der Stadt Nürnberg das Urteil nicht sanktioniert hätte, was jedoch geschehen ist. Überdies seid Ihr nicht als Ritter, sondern als Räuber verurteilt worden und dankt es nur der Gnade eines hochweisen Rates, daß man Euch ein ritterlich Gefängnis bot.“

Eppeleins Rechte fuhr nach der Stelle, wo sonst sein Schwert hing; aber schnell besann er sich. „Den gefangenen Löwen möget Ihr immerhin treten,“ sprach er bitter, „habt Ihr doch lange genug vor ihm gezittert. Doch nehmt Euch in acht; noch hat er Tatzen und das stolze Bewußtsein seiner Stärke.“

„Er wird nicht mehr schaden,“ entgegnete der Rat lächelnd; wir verstehen die Kunst, selbst die wildesten Tiere doch endlich zu zähmen. Habt Ihr sonst noch einen Wunsch, so sei er Euch gewährt.

„Befreit mich schnell von Euerem verhaßten Anblick, Krämerseele!" brauste Eppelein zornglühend auf. „Freut Euch Eures Sieges, Ellenreiter und Pfeffersäcke, aber fürchtet die Rache meiner Gefährten! Aus jedem Tropfen meines vergossenen Blutes wird ein Rächer erstehen, der einen Stein aus dem zerbrechlichen Gebäude Eures Ruhmes schleudert; fort, fort! — Doch halt, „fügte er sich besinnend hinzu, als der Rat das Gefängnis verlassen wollte, „laßt mich noch einmal Gottes Sonne schauen und mich nach der Gegend blicken, die mir so wert ist, und die ich nimmer wieder sehen soll. Thut mir das, und ich danke es Euch."

„Laßt die Thore schließen und ein halbes Fähnlein Lanzenknechte im Burghofe aufziehen!" befahl der Rat einem seiner Begleiter; „Ihr aber mögt mir immerhin hinab folgen, Euer Wunsch ist zu billig, als daß ich ihn versagen sollte."

Der damalige Burghof erstreckte sich über die ganze Breite des Platzes, und erst später wurde der Weg, der jetzt in das Innere und zum Vestner Thore hinausführt, angelegt.

Eppelein atmete hoch auf, als er in die freie Luft trat, und die Lust zum Leben erwachte in ihm mächtiger als je. Er schritt mit dem Rat zur niederen Brüstung vor und blickte sinnend hinüber nach dem fernen Walde, hinter dem seine Heimat war, seine Burgen lagen, und die treuen Genossen seiner harrten. Als der Rat seinen Schutzbefohlenen in einer so wehmütigen Stimmung sah, hielt er es für seine Pflicht, das Bekehrungswerk zu versuchen, ihm in das Gewissen zu reden und vor seinen Augen mit kräftigen Farben ein Gemälde seines lasterhaften Lebenswandels zu entwerfen. Listig, wie der Geilinger war, ging er bald auf die Moral des immer eifriger sprechenden Ratsherrn ein, weil ihm ein dunkles Vorgefühl sagte, daß erheuchelte Reue ihm in seiner jetzigen Lage jedenfalls von größerem Nutzen sein werde, als Widerstand und Trotz; aber während Herr Veit Stark sich in blumenreichen Sentenzen über die Freude der Engel im Himmel bei der Bekehrung eines großen Sünders erschöpfte, maß Eppelein unbemerkt die Tiefe und Breite des Stadtgrabens, wobei ihm jedoch die Unmöglichkeit klar wurde, ihn zu überspringen oder ohne zerbrochene Glieder hinab zu kommen.

Endlich, nachdem der anscheinend bis zu Thränen gerührte Ritter sogar versprochen hatte, einen, bis jetzt hartnäckig verweigerten Priester vor sich zu lassen, der das mit so großem Erfolg begonnene Bekehrungswerk vollenden könne, mahnte der Rat zum Aufbruch und befahl, sein Roß vorzuführen. Bei dem Namen Roß zuckte es dem Gefangenen wie ein Blitz durch den Kopf, und er wandte sich rasch, es zu schauen. Aber wer beschreibt seine Freude, als er an einem Baum den treuen Rapp, seinen Streithengst, angebunden sah, den der Rat als großer Pferdeliebhaber um hohen Preis erstanden hatte. Wirklich in diesem Moment von einem Gefühl der Rührung

ergriffen, lief er hinzu und schlang die Arme um den Hals des treuen Tieres, das laut aufwiehernd, seinen Herrn erkannte.

„Auf ein gutes Roß habt Ihr etwas gehalten," sprach Herr Veit Stark wohlgefällig lächelnd; „ich glaube nicht, daß in ganz Bayern und Franken ein zweites Tier wie dieses aufzutreiben ist."

„Und ihr habt es gekauft, edler Herr, und Ihr werdet es in Ehren halten!" rief Eppelein, in dessen Kopf sich eine große, kühne Idee heranbildete. „Rapp! Rapp! wenn ich auf Dir in den Tod reiten könnte, dann wäre er mir zu jeder Stunde willkommen!"

„Ein wenig störrisch ist er noch, doch hoffe ich, es soll sich mit der Zeit geben," meinte der Rat.

„Es gibt sich nicht, edler Herr," rief Eppelein. „Ihr müßt das Pferd zu behandeln verstehen, Ihr müßt seine Launen und seine Vorzüge wissen, und die kann Euch niemand auf dieser Erde lehren als ich. Wenn Ihr auf gewöhnliche Reiterweise mit dem Tiere verfahrt, ist der Rapp in einem Vierteljahre zu Schanden,"

„Das wär mir leid," versetzte Herr Stark, „er hat mich 100 Pfund Heller gekostet."

„Er ist tausend wert in den Händen dessen, der ihn zu behandeln versteht," war des Geilingers Einwurf.

„Nun da wäre ich doch begierig, und da Euch der Rapp auf dieser Welt doch nichts mehr nützt und mir ein großer Gefallen damit geschieht, so könnet Ihr wohl —"

„Laßt mich aufsitzen und in fünf Minuten seid Ihr Meister des Rosses."

Der Rat warf einen Blick nach den fest verschlossenen Thoren, einen zweiten auf die allenthalben verteilten Lanzenknechte und entgegnete: „Versucht's."

Mit raschem Schwunge saß Eppelein im Sattel. Der Rapp blies die Nüstern auf und wieherte laut. Eppelein ritt langsam im Kreise herum und sprach dabei: „Seht, edler Herr, die Schenkel müssen so angeschlossen werden — so faßt Ihr die Zügel — zum Trabe gebt Ihr ihm diesen Druck — zum Galopp diesen — aber — „er war indessen der Grabenbrüstung gegenüber gekommen" — soll er setzen, springen, dann packt Ihr die Zügel mit kräftiger Faust, drückt ihm mit Macht die Sporen in die Flanken und macht es so" —

Gestachelt von der Gewalt der Sporen machte der Rapp zwei ungeheuere Sätze bis zur Brüstung, einen dritten — und Roß und Reiter waren verschwunden.

„Er hat sich in den Graben gestürzt, der Unselige!" rief der Rat und rannte, von den Lanzenknechten gefolgt, an die Mauer. „Er ist hinüber

gekommen!“ fügte er zusammenschreckend hinzu; „er ist aus dem Sattel geschleudert — das Roß erhebt sich — er sitzt auf — öffnet die Thore! hinaus, was Beine hat! der Geilinger ist entkommen!“

Es war vergebens. Bis die Söldner die schwere Zugbrücke niederließen, um hinüber zu kommen, hatte Eppelein einen bedeutenden Vorsprung gewonnen und den Nürnberger Herren das Vergnügen, ihren Todfeind hängen zu sehen, aufs abscheulichste versalzen. Erst fünf Jahre später wurde er in Postbauer abermals gefangen genommen und zu Neumarkt hingerichtet.

* * *

So romantisch auch der Stoff dieser Geschichte sich bearbeiten ließe, so hielten wir es doch, als außer dem Gesichtskreise unseres Unternehmens liegend, für unpassend, ihn weiter auszudehnen, um so mehr, da aus dem früheren Leben Eppeleins von Geilingen wenig oder nichts bekannt ist, und wir also zur reinen Dichtung hätten greifen müssen. Wir wünschen aber in unserem Werke nur poetisch ausgeschmückte Fakta zu liefern.

Noch müssen wir bemerken, daß im äußeren Hofe der Burg zu Nürnberg sich in der Mauerbrüstung die beiden Hufe des übersetzenden Rosses eingegraben finden, daß aber der Stadtgraben der damaligen Zeit nur etwa die Hälfte des jetzigen gemessen hat, wonach sich der, für ein Werk der Unmöglichkeit geltende Sprung wenigstens eher erklären läßt.

54. Epple von Geilingen.

Ein altes Volkslied.

Es war ein frisch freier reutersman,
der Epple von Geilingen ist ers genant.

Er reit zu Nürnberg auß und ein,
ist der von Nürnberg abgsagter Feind.

Er reit zu Nürnberg fürs schmids haus:
hör, lieber schmid, tritt zu mir herauß!

Hör, lieber schmid, nu laß dir sagen:
du solt mir mein roß vier eisen aufschlagen!

Beschlag mirs wol und beschlag mirs eben!
ich will dir ein guten lon drumb geben.

Da greift er in die taschen sein,
gab im vil der roten gülden fein.

Schmid, du solt nit vil davon sagen!
dein herren müßen mirs wol bezahlen.

Er reit wol für das wechselhaus,
nam in ir silberins vogelhaus.

Er reit wol auf den geiersperg
und machet in ir vogelhaus lär.

Sie schickten im ein boten hinnach
wo Epple wolt ligen die nacht?



Überfall und Plünderung eines Dorfes durch Raubritter.

Hör, lieber bot! so ich dich muß fragen:
was hörst du vom Epple von Geilingen sagen?

Das magst wol für ein warheit jehen:
du habst in mit dein augen gsehen.

Da reit er unter das frawentor,
da hieng ein par reuterstifel vor.

Torwechter, lieber torwechter mein!
wes mag diß par reuterstifel sein?

Sie seind eins freien reutersman,
Epple von Geilingen ist ers genant.

Er nam die stifel auf sein gaul
und schlugs dem torwechter umb das maul.

Se hin, torwechter! da hast du dein lon,
das zeig dein herren von Nürnberg on!

Der torwechter was ein bhender man,
sagts seinen herrn und der gemeinde an.

Sie schickten sibenzig reuter on gfär:
wo der Epple hin kommen wär?

Söldner, eur gfangner will ich nit sein,
eur seind sibenzig, ich nur allein.

Sie triben in auf ein hohen stein,
der Epple von Geilingen sprangt in den Main.

Jr söldner! ir seind nit eren wert,
eur keiner hat ein gut reuterpfert.

Wie bald er sich aus dem sattel schwang!
und zog im selbs das par stifel an.

Da reit er über ein awen, was grün
begegnet im ein kaufman, der daucht sich kün.

Hör, lieber kaufman, laß dir sagen!
wir wöln einander umb d'taschen schlagen.

Der kaufman was ein bhender man
er gurt dem Epple sein taschen an.

Des kaufman er gar wol vernam,
ein beurin im auf der straßen bekam.

Die beurin er fraget auf der stet:
was man vom Epple sagen tet?

Die beurin im ein antwurt gab:
der Epple wär ein nasser knab.

So sag mir, liebe beurin schon!
was hat dir Eppele leids geton?

Epple von Geiling sich bald bedacht,
wie bald er da ein feur aufmacht!

Er nam das schmalz und macht es warm,
stieß ir die hand drein biß an die arm.

Se hin! da hast du den rechten lon,
und sag: der Epple hab dirs geton!

Er schickt sein knecht gen Farnbach hinab:
man solt im bereiten ein gutes mal.

Da kam der Epple von Geilingen ein,
da bot im der wirt ein külen wein.

Der Epple lugt zum fenster hinauß,
da schub man im vil wägen fürs haus.

Lieber wirt, tu mir die türen auf
und laß mich sprengen über auß!

Da sprangt er über acht wägen auß,
am neunten gab er den gibel auf.

So ligt mein muter am Rein, ist tot
darumb muß ich leiden große not.

Da zog er auß sein gutes schwert,
erstach damit sein reisig pfert.

Eppele! hettst du das nit geton
beim leben wolten wir dich lon.

Den Eppele von Geilingen namens an,
brachten gen Nürnberg den gefangnen man.

Und fürten in auf den rabenstein,
man legt im den kopf zwischen die bein.

---

55. Eppelin von Gailingen.

Von V. V. Strauch.

Ins Thal der Wiesent schaut kühn und fest
Ein Schloß von felsigem Rande,
Dies war einst Epplins von Gailingen Nest,
Berüchtigt im fränkischen Lande,
Und noch heut zu Tag'
Erzählet die Sag'
Von Epplins Schwänken und Kniffen
Und seinen verteufelten Pfiffen.

Er war ein gar trotziger, wilder Kumpan,
Mocht' keinem der Nachbarn gefallen,

War was in der Gegend wo immer zu fah'n,
Schnell war es in Eppelins Krallen,
Und flink wie die Well',
Wie der Blitz so schnell,
War er hier und dort zuhause
Und schwelgt beim gestohlenen Schmause.

Dies ging wohl mit richtigen Dingen nicht zu,
Sonst hätte man längst ihn gezwungen,
Doch wenn man ihn angriff, da war er im Nu
Von vierzehn Gesellen umrungen;
Drum war auch im Land
Die Sage bekannt:
Der Epplin von Gailing und Dramaus,
Der reit' allemal zu vierzehn aus.

Einsmals der Ritter ans Freien ging,
Er liebte die schöne Mathilde;
Der Knapp' ihm die stattliche Wehr umhing
Und schmückt ihn mit blinkendem Schilde;
Sein kühner Blick
Gab bei Schönen ihm Glück,
Er hatte sich nimmer betrogen,
Mathilde, sie war ihm gewogen.

Und er ging zum Vater mit keckem Sinn,
Die Tochter zum Weibe begehrend.
Nie wird meine Tochter Euch Gaudieb Gewinn!
Sprach der Burgherr von Nürnberg verwehrend;
Euch gebühret ein Strick
Ums freche Genick,
Flugs packt Euch aus unsern Mauern,
Sonst werdet zu spät ihr's bedauern.

Und der Ritter zieht ab mit der langen Nas'
Und macht sich behend aus dem Staube,
„Ha! wart' nur, du Alter, dir nehm' ich den Spaß,
Der Geier holt dennoch die Taube."
Und sein zärtlich Wort
Find't ein gutes Ort;
Sie folgt dem verkleideten Knappen,
Der sie holt mit gesatteltem Rappen.

Dies macht nun die Nürnberger Herren gar wild,
Sie können's nicht länger ertragen;
Sie ziehen hinaus mit Lanze und Schild,
Den Dieb auf die Finger zu schlagen,
Und gefangen im Streit,
Kriegt Eppelein Zeit,
Im tiefsten Verließe beschieden
Zum Galgen sich vorzubereiten.

Schon ist zum Tode die Stunde bereit;
Doch Epplin sollte noch nützen;
Sein Rößlein gar flink und gar tüchtig im Streit,
Mocht' gerne der Burgherr besitzen.
Doch das Roß trägt den Herrn
Und sonst niemanden gern,
Drum sollt' es erst Epplin besteigen,
Dem Burgherrn die Führung zu zeigen.

Man bringt ihn zum Walle, er schwingt sich aufs Roß
Und tummelt's in mächtigen Kreisen,
Und lenkt es so zierlich, daß Ritter und Troß
Hoch Gaul und Reiter wohl preisen;
Da kocht' ihm das Blut,
Es durchblitzt ihn der Mut,
Und im Nu ist die Rettung gelungen,
Der Graben der Burg übersprungen.

Nun lachet sich Epplin die Haut erst recht voll,
Den Nürnberger Herren zum Spotte,
Nun treibt er sein Wesen erst ernstlich und toll
Mit seiner verwegenen Rotte.
Kein Eimerchen Wein
Kam nach Nürnberg hinein
Vom Leisten und Stein und Randsacker,
Den er nicht gezehntet, der Racker!

Die Nürnberger Herren, die stehen und schau'n:
„Ha, das ist des Teufels Genosse!"
Doch eh' sie dem eigenen Auge noch trau'n,
Ist längst er staubaus mit dem Rosse.
Und von der Stund
Ist das Sprichwort kund:
In Nürnberg wird keiner gehangen,
Es sei denn, er wäre gefangen.

56. Eppelein von Gailingen.

Von Georg Neumann.

Was braust mit Staubgewölken herab ins enge Thal?
Voran ein hoher Ritter in rauhen Panzers Stahl,
Sein Blick ist siegesmutig, die Schar so keck und kühn,
Als wollten sie zur Schlacht nicht, nur zum Bankette zieh'n.

Der Tag ist heiß und schwüle, es lechzet Mann und Roß.
Noch ist es Zeit zum Fange, die Schenke winkt dem Troß;
Es lohnt sich zu verweilen, dann gilt's dem Warenzug,
Von welchem ein Verräter die falsche Kunde trug.

Der Ritter, sommermüde, schläft in der Schenke Gemach,
Der ausgesandte Späher macht ihn wohl zeitig wach.
Doch hat am hellen Tage umsponnen ihn Verrat,
Schon ruft, da er noch schlummert, blutfordernd rasche That.

„Hie Eppelein!" — „Hie Nürnberg!" — erklingt das Feldgeschrei,
Trompetenstoß, Schwertklirren ruft jeden Mann herbei.
Ha! das ist nicht die Beute, das ist der Reichstadt Heer,
Heran stürmt ihr Geschwader wie Windsbraut über's Meer.

Der Ritter greift die Waffen. Hei, wie sein starker Arm
Gleich einem Blitzstrahl schmettert auf dichten Söldnerschwarm,
Die Seinen zittern nimmer, so lang sein Zuruf klingt,
Und wallend hoch zu Rosse sein roter Helmbusch winkt.

Wild rasseln Schild und Kolbe, das Schwert nach Blute lechzt,
Daß unter seinen Streichen der Feinde mancher ächzt;
Bezeichnet ist am Boden mit Blut ein jeder Schritt,
Da sinkt mit jedem Städter ein Gailinger auch mit.

Und ob auch Zornesflammen von Eppleins Augen sprüh'n,
Und heiß, sich durchzuhauen, die Eisenarme glüh'n,
Die Feinde, übermächtig, steh'n um ihn dicht geballt,
Der Speere scharfe Spitzen gebieten höhnisch: Halt!

O weh! wo sind die Treuen? — Was Flucht nicht trieb voraus,
Das haucht in Todesröcheln die Räuberseele aus.
Die Städter schlugen tapfer; nun muß Herr Eppelein,
Gefangen und gebunden, auch ihr Triumphzug sein.

Auf einem dürren Klepper nimmt ihn der ganze Troß
Entwaffnet in die Mitte und hinter ihm sein Roß.
Im Fluge geht's zur Reichsstadt, es freu'n sich alle jetzt
Des Preises, den die Ratsherrn auf seinen Kopf gesetzt.

In's enge Turmgefängnis sogleich der Ritter kam,
Dieweil der Bürgermeister vom Fange Kunde nahm.
„Der Vogel sitzt im Garne, nun wohl, ich will ihn seh'n,
Ich eile gleich zum Turme, laßt ihn heruntergeh'n!"

„Willkommen, edler Ritter! Ihr seid nun Nürnbergs Gast,
Gönnt euch von schweren Thaten die ungewohnte Rast!
Ihr nahmt mir meine Tochter, ich nehme ihr jetzt euch,
Weil ihr wollt euern Adel dem meinen machen gleich."

„Ihr habt der Stadt gesendet manch stolzen Fehdebrief,
Der sie mit einem Räuber zu schlechtem Kampfe rief;
Doch gönnt euch meine Gnade ein besseres Quartier,
Will's Gott, so sollt ihr bleiben die längste Zeit allhier!"

„„Habt Dank für eure Güte,"" entgegnet jener kalt,
„„Ihr seid an Spott ein Jüngling, wenn auch an Jahren alt.
Daß ihr mich habt erreichet, half List euch mehr als Kraft,
Im gleichen Waffentanze hätt' ich mich euch entrafft.""

Und hin zu seinem Rosse ging er mit stolzem Gang,
Das dem gewohnten Helden das Haupt entgegenschwang;
Hell sprühen seine Augen, die Mähne flattert hoch,
Es scharret wild im Boden, daß weit der Sand entflog.

„Ihr seid ein kühner Reiter, sprach drauf der Herr von Stark,
„Wer solchen Hengst besteiget, darf sein nicht schwach von Mark;
Von uns blieb' keiner oben, so reitet ihn mir vor,
Ihr werdet nicht entrinnen, verschlossen ist das Thor."

Der Alte löst die Zügel. Keck schwingt der Held sich auf,
Es dreht sich schnell im Kreise der Hengst zu schnellem Lauf;
Hoch wirft er seinen Nacken und freut sich seiner Last,
Und rasch hat auch der Reiter den feinsten Plan erfaßt.

In immer weitern Bogen spornt er das edle Roß,
Daß weit zurück sich wendet der gaffenden Knechte Troß.
Der Alte freut sich weidlich; Eins scheint hier Roß und Held,
Er denkt an die Gestalten der fabelhaften Welt.

Der Reiter nimmt die Länge des Hofes fest in's Aug',
Er scheint sich zu gefallen in edler Reitkunst Brauch.
Doch späht verborg'nen Blickes er über des Grabens Rand,
Sein Herz sehnt rachedurstig sich nach dem freien Land.

Er wagt's! Des Tieres Sehnen darf er gewiß vertrau'n,
Auf seiner Hufe Fliegen den Plan der Freiheit bau'n;
Jetzt rasch im wilden Sprunge zur Mauer mit Gewalt
Sprengt er und über den Graben, daß Huf und Stein erschallt.

„Soll's gelten Tod und Leben, so gelt' es dir und mir!"
Es flog wie durch die Lüfte ein Pfeil das edle Tier,
Und glücklich hat er jenseits des Grabens Rand erreicht,
Als den erstaunten Bürgern der Schreck die Wange bleicht.

„Der Teufel sitzt im Rappen!" — ruft die verblüffte Schar,
Kaum weiß der Bürgermeister, wie's recht geschehen war.
„Bei Gott, der ist entronnen selbst bei verschloss'nem Thor,
Rasch auf zu Roß, ob einer dem Flüchtling komm' zuvor!"

„Der Rat wird schwer den lohnen, der ihn, wenn tot auch, fängt." —
Und alles rasch auf Pferden zum Thor hinaus sich drängt.
Wie Donner hallt die Brücke, die Rosse fliegen wild,
Es jagt die Schar zerstreuet in's niedere Gefild.

Der Ritter hört der Rosse und Reisigen Geklirr,
Ihr Fluchgeschrei umtobet ihn rechts und links so wirr.
Ihm fehlet Schild und Lanze, die Faust vermißt das Schwert,
Nur durch des Renners Eile ist Rettung ihm beschert.

Er rast mit Windesflügeln den wohlbekannten Pfad,
Nichts hemmt den kühnen Flüchtling, des Rosses Sprung schafft Rat;
Doch scheint es zu ermatten, es stöhnt in Staub und Schweiß,
Den Ritter packt's mit Grausen, das Blut wird ihm zu heiß.

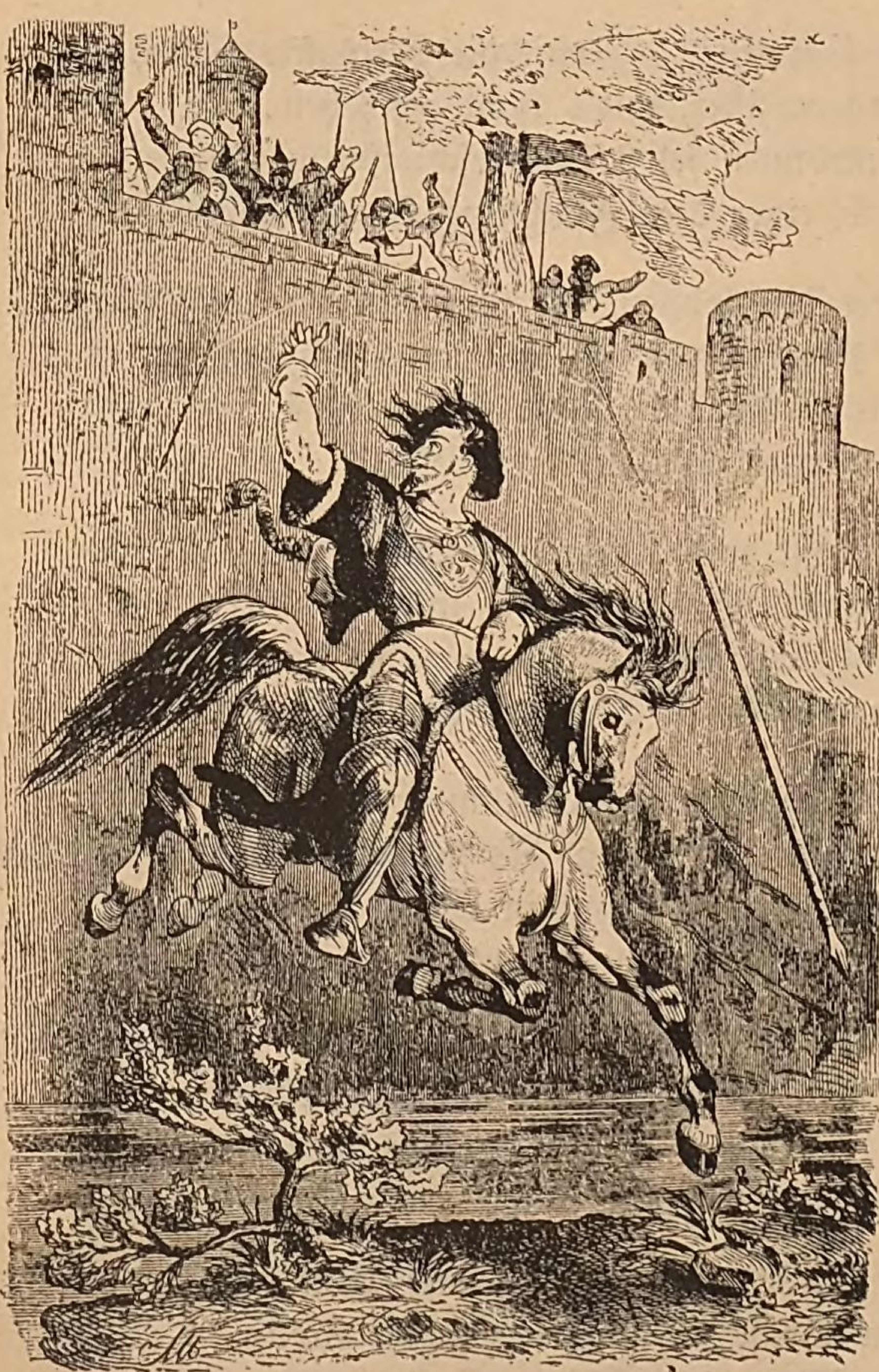
„Greif' aus, mein Rapp, mein Retter: — greif' aus zum letzten Ritt,
Laß mich nicht elend sterben, der Ruhm mit dir erstritt;
O hauche nicht dein Leben vor meiner Grenze aus! —
Dort ragen meine Türme, Glück auf, wir sind zuhaus!"

Und vor der letzten Brücke, mit Schweiß und Blut bedeckt,
Das Roß totmatt im Grase die starken Glieder streckt;
Doch oben grüßt den Ritter sein sich'res Gailenreuth,
Man kennt ihn, lautes Jauchzen ihm Gruß entgegenbeut.

Ist es der tot geglaubte, der längst gesuchte Held? —
Wie an der Mühle Steinbank er keuchend niederfällt,
Vermag er kaum zu sprechen: „Sorgt nur für meinen Hengst!
Denn wär' er nicht gewesen, ich wär' gestorben längst.

Das Roß hebt Kopf und Augen zu seinem Herren auf,
Der trauernd denkt, hier endet das Tier den letzten Lauf;
Die Nüstern schnauben matter. — „Hab' Dank," spricht Eppelein,
„Mein Retter, du sollst ruhmvoll allhier begraben sein!"

57. Eppelein von Gailingen.


Eppelein's Sprung.
Nach einer Zeichnung von Mattenthaler.

Das Volk hat noch allerlei Erinnerungen und Geschichten aus der Zeit des Städtekrieges (Ende des XIV. Jahrhunderts) und der zahlreichen Fehden zwischen dem rauflustigen fränkischen Adel und den trotzigen Reichsstädten bewahrt.

Sonderlich thaten sich die Nürnberger hervor, deren Kämpfe mit dem berüchtigten Eppelein von Gailingen, urkundlich Eckelin von Gailing, reichlich Stoff zu Sagen boten. Noch zeigt man auf einer Mauer der Veste die (ausgehauene) Fährte von vier Hufeisen, herrührend von dem kühnen Sprung, den der Epple über Mauer und Graben wagte, als er einmal in

der Nürnberger Haft geraten war, und diese bereits den Galgen aufgerichtet hatten für den Wegelagerer. Davon rührt auch das Sprüchlein her, das noch allerwege gang und gäbe ist:

„Die Nürnberger hängen kein',
Sie haben ihn denn zuvor."

Selbst das Märchen hat sich des tollen, verwegenen Strauchritters bemächtigt. Panzer erzählt: „In Obergailingen, wo der Räppele von Gaila sein festes Schloß hatte, sollen zwei unterirdische Gänge ausziehen. Der eine soll bei Weltersdorf ausmünden, wo sich ein Hügel mit Wall und Graben befindet; der andere soll sich nach Diebach erstrecken. Hier zeigt man den Platz des Loches, wo der Räppele von Obergaila aus- und einritt."

Vormals war bei der Kirche in Diebach ein Stein, welcher die Grenze seiner Freistätte bezeichnete. Der Räppele von Obergaila war ein geisterhafter kleiner Reiter auf kleinem Roß und gefürchteter Räuber. In Ansbach kam er in Gefahr und wollte mit seinem Roß über sieben Heuwagen wegsetzen; unvermerkt stellten sie ihm hinter den siebenten Wagen noch einen Schubkarren, über den sein Pferd stürzte und mit ihm den Hals brach. Den Schauplatz des letzteren Ereignisses versetzt ein altes Volkslied nach Farenbach:

„Der Eppele lugt zum Fenster hinaus,
Da schub man im vil wägen für's haus.
Da sprang er über acht wägen auß,
Am neunten gab er den gibel auf."

Als man endlich zu Postbauer des Ritters doch habhaft wurde, ward ihm auf die Klage der vier Städte: Nürnberg, Rothenburg, Weissenburg und Windsheim kurzer Prozeß gemacht und er samt zweien seiner adeligen Spießgesellen mit dem Rade hingerichtet (1381).

---

58. Eppelin von Geilingen.

Von R. E. Prutz.

Nun sitzst du fest! Nun sitzst du gut,
Nun hat man dich, o Eppelin!
In Nürnbergs Bann, in sichrer Hut,
Nun sollst du nimmer uns entflieh'n:
Der uns're Felder oft verbrannt,
Der Mönche Graus, der Krämer Schrecken,
Nun mußt du, Ketten an der Hand,
Auf ein verfaultes Stroh dich strecken.

Was? Murrst du noch von Krämerpack,
Das Dich im Dunkeln überfiel?
Von Tütendrehern, Pfeffersack,
Von Mönchshabit und Gänsekiel?
Nimm dich in acht! Die Kutte siegt,
Du hast aufs Jus dich schlecht verstanden:
Der Schreiber schreibt — und wieder liegt
Simson in der Philister Banden! —

Hast Du das Pochen nicht gehört
Die Nacht hindurch, dicht hier am Platz!
Du meinst, dich hätt' es nicht gestört,
Geschlafen hätt'st du „wie ein Ratz" —
Nun hüt' dich Gott, verlorner Mann!
Der Morgen tagt, die Hämmer schweigen,
Der Galgen steht! — Nun schick' dich an,
Die schwanke Leiter zu besteigen! —

Die Ratsherrn standen — nicht zu nah,
Auch keine Waffen trug er mehr:
Und doch, da man ihn kommen sah,
Ein Frösteln gab es ringsumher.
Er aber sah sich trotzig um,
Den Galgen maß er mit den Blicken!
„Gott's Kreuz und Stern! 's ist doch zu dumm,
Mich an ein solches Holz zu schicken."

Drauf, weil den armen Sündern gern
Ein letzter Imbiß wird beschert,
So auch von Nürnbergs weisen Herrn
Ward ihm ein letzter Trunk verehrt.
Der Bürgermeister in Person
Kredenzte selbst den goldnen Becher;
Er dachte: Einmal thu' ich's schon,
Dann aber ist's vorbei, Herr Zecher.

Der aber rief: „Was soll das Ding?
Ich trank fürwahr des Wein's genug,
Da ich noch reiche Krämer fing
Und Klosterkeller noch zerschlug.
Der Teufel lohn' Euch Euren Schmaus!
Doch wollt ihr Gutes mir erzeigen,

Wohlan! so führt mein Roß heraus
Und laßt's noch einmal mich besteigen!

Was einem Ritter solch ein Tier,
Euch freilich ist es unbekannt,
Auf Holz und Leder reitet Ihr,
Statt Schwerts die Feder in der Hand;
Mich aber trug, Jahr aus, Jahr ein,
Es treu durch tausend Fährlichkeiten;
Drum muß es denn gehangen sein,
So laßt zum Galgen noch mich reiten!"

Die Ratsherrn wurden blaß und rot,
Sie steckten ängstlich Kopf an Kopf,
Bis einer sprach: „Es hat nicht not,
Vergönnen wir's dem armen Tropf!
Ich schob die Riegel selber zu,
Auch sind die Angeln neu beschlagen;
Die Mauer mißt bei zwanzig Schuh:
Herr Bruder, topp, es läßt sich wagen!"

Schon kommt das Roß; das stand im Stall,
Gefüttert schlecht und schlecht getränkt,
Rauh war's und zottig überall,
Sein Auge matt, sein Haupt gesenkt;
Doch wie es seinen Herren sah,
Und seine Stimme hört' es rufen,
Laut wiehert' es vor Freude da
Und schlug den Grund mit starken Hufen!

Es spitzt das Ohr, es beißt den Zaum,
Die Mähne steigt, das Auge blitzt,
Indes die Nüster Dampf und Schaum
Wie weiße Blütenflocken spritzt;
Los reißt es sich, bricht aus in Hast,
Sprengt in Galopp in weitem Kreise:
Dann vor dem Herrn hält es gefaßt
Und schmeichelt ihm nach Hündchen Weise.

Des freut Herr Eppelin sich baß,
Nicht Tonnen Goldes nähm' er da,
Ja, fast das Auge ward ihm naß,
Als er sein Rößlein wieder sah.

Rasch in den Sattel schwang er sich —
Die Ratsherrn selber mußten sagen,
Daß edlern Ritter sicherlich
Niemals ein edler's Roß getragen.

Und wie er saß auf hohem Roß
Blickt in die Lande weit hinein —
Dort, dicht am Wald, da ist sein Schloß,
Es blinkt und winkt im Sonnenschein.
Und wie gemach das Thal entlang
Die lang entwöhnten Blicke schweifen,
Fühlt er des Lebens süßen Drang
Noch einmal seine Brust ergreifen.

Im Sattel hebt er sich empor,
Er mißt die Mauern ungeseh'n,
Er flüstert in des Rößleins Ohr;
Das scheint ihn, wiehernd, zu versteh'n.
Die Ratsherrn sah'n sich schmunzelnd an,
Die strengen Mienen wurden heiter:
Das nenn' ich reiten, Herr Kumpan!
'S ist Schad' beinah' um solchen Reiter!

Und wie das Volk noch lauschend stand,
Bewunderung jedes Angesicht —
Der Henker selbst, den Strick zur Hand,
Erwehrte sich des Beifalls nicht. — —
Ein Satz, ein Sprung! — und hoch im Nu,
Als hätten Flügel ihn gehoben — !!
Die Mauer maß bei zwanzig Schuh,
Auch war der Riegel vorgeschoben.

Das war ein Lärm, der war nicht schlecht!
Die einen blieben sprachlos steh'n,
Die andern kamen eben recht,
Den Ritter frisch und wohl zu seh'n;
Und seh'n noch just im Morgenlicht
Nach seinem Schloß ihn friedlich traben. —
Die Nürnberger henken keinen nicht,
Es wäre denn, daß sie ihn haben.

59. Eppelein von Gailingen.

Zu Nürnberg auf der Veste
Sitzt Ritter Eppelein;
Zu Nürnberg auf der Veste,
Da schlossen sie ihn ein.
Die Kaufherrn und die Schreiber,
Die haben zuerkannt
Dem allzukühnen Räuber
Den Tod durch Henkers Hand.

Wie er dies Wort vernommen,
Da seufzt' er tief und lang.
„Ich möcht'," sprach er beklommen,
Vor meinem letzten Gang,
Eh' meine Augen sinken,
Eh' mich umschließt die Gruft,
Ach, nur noch einmal trinken
Die freie Gottesluft!"

Und seine letzte Bitte,
Die find't ein willig Ohr;
Er tritt mit freud'gem Schritte
Zum Schloßhof schnell hervor.
„O Licht! o Luft! o Leben!"
Es schweift ins weite Feld
Sein trunk'ner Blick mit Beben:
„Ade, du schöne Welt!"

„Doch, sollt' ich dich verlassen,
Als wie ein feiger Knecht?
Von Henkers Hand erblassen
Mein ritterlich Geschlecht?
Nein! warmes, sonn'ges Leben,
Die Luft stählt mir den Mut, —
Ich will dich noch erstreben,
Dich, o mein höchstes Gut!"

„Ach, nur noch einmal, einmal" —
So bittet er sie sehr —
„Nur einmal noch, nur einmal
Bringt mir den Rappen her!
Bringt her mir den getreuen,
Zieht mir die Sporen an,
Zu tummeln ihn im Freien,
Wie ich vordem gethan."

„Zur Seit' die festen Mauern,
Dahint die Eisenthür, —
Laßt ihn nicht lange trauern,
Bringt ihm das Roß herfür!
Vor uns den breiten Graben,
Wohl dreißig Klafter tief, —
Laßt ihn noch einmal traben!"
Der Bürgermeister rief.

Sie gehen nach dem Rosse,
Sie bringen es herfür!
„Ha, wackrer Kampfgenosse!
Ha, treues, edles Tier!"
Er streichelt ihm die Mähne,
Nach guter alter Art,
Und eine Hoffnungsthräne
Rinnt nieder in den Bart.

Er führt ihn um im Kreise,
Zu zeigen das Revier,
Dann spricht er zu ihm leise:
„Es gilt, mein treues Tier!"
Zu seinem letzten Ritte
Schwingt er sich auf in Hast;
Das Roß mit stolzem Schritte
Freut sich der edlen Last.

Es mißt des Schloßhofs Weite
Mit hoher Majestät,
Als wie der Held im Streite,
Der hin zum Siege geht.
Bald mächtig es sich bäumet,
Bald wiehert's freudig auf;
In das Gebiß es schäumet
Im flügelschnellen Lauf.

Es stäubt ringsum die Erde;
Er drückt die Sporen ein,
Daß niederträuft vom Pferde
Das Blut auf das Gestein.
So sprengt er vor zum Graben;
„Und soll's gestorben sein,
Nicht soll der Henker haben
Des freien Mann's Gebein!"

Es drückt die mächt'gen Hufen
Das Roß der Mauer ein,
Hört nicht der Schreiber Rufen
Und nicht der Kaufherrn Schrei'n.
Gleich einem Aar in Lüften,
Im allgewalt'gen Flug
Hin zu den freien Triften
Das Roß den Reiter trug.

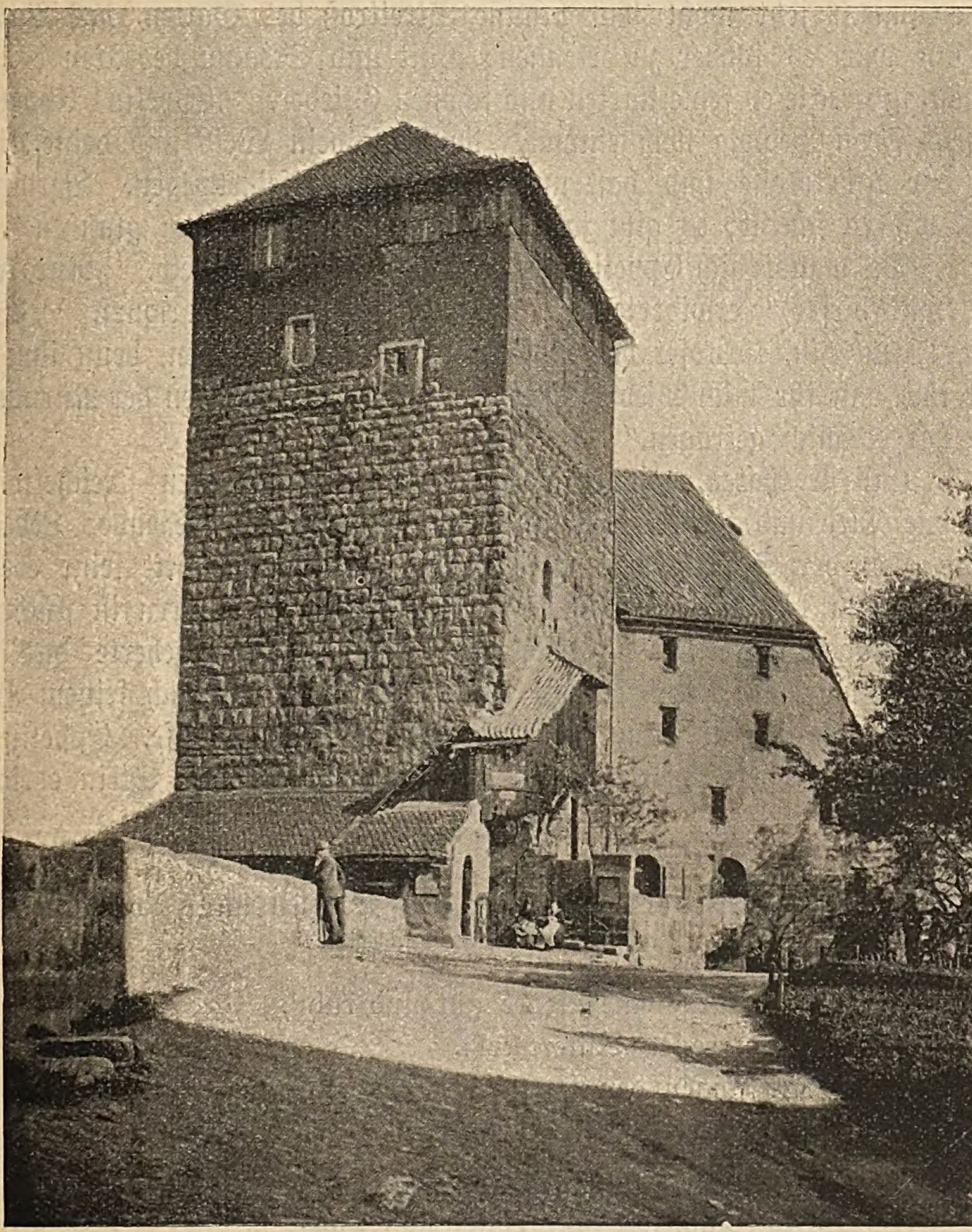
Sie steh'n mit off'nem Munde,
Seh'n sich einander an,
Die Kaufherrn in der Runde,
Die Schreiber nebendran.
Der Ritter ruft den Feinen
Zum Schloßhof noch empor:
„Die Nürnberger hängen Keinen,
Sie hätten ihn denn vor!

Siehst du die Rosseshufen
Zu Nürnberg im Gestein,
Laß sie den Mut dir rufen
Ins schwache Herz hinein.
Wird dir das Auge trüber,
Wenn jede Hoffnung schwand, —
Hinüber! nur hinüber!
Dort winkt der Freiheit Land.

60. Eppelins Roß.

Eine schöne, adelig gekleidete Frau mit drei Knaben, die sie umsprangen, und einem Mägdlein, welches sie an der Hand führte, kam den Burgpfad herab und setzte sich auf die Bank vor der Sachsenmühle. Aber so schön sie war, tiefer Kummer wohnte in ihrem Antlitz und Thränen rieselten, wie sie da saß, über ihre Wangen. „Springt nur," sagte sie zu den Knaben, „ihr seid doch arme Waisen. Euer Vater wird nimmer zurückkehren aus der Haft, denn die Reichsstadt hat ihm den Tod geschworen. Ach, vielleicht lebt er schon nicht mehr, denn sie machen gar kurzen Prozeß da drinnen gegen gefangene Ritter." Und kaum hatte sie das Wort gesprochen, als aus dem Dickicht ein Mann hervorbrach, atemlos und mit verstörten Zügen. Sein eilender Gang war nach der Mühle gerichtet, an deren kleines Fenster er heftig klopfte. „Brot!" rief er der Müllerin entgegen, welche erschrocken heraus sah, „Brot und Wein! und Linnen zum Verband! Geschwind, Weib! eilet euch, es ist kein Augenblick zu verlieren." Da schrie die Burgfrau von Gailenreuth laut auf und stürzte auf den Mann zu, umfing ihn mit ihren Armen. „Eppelin! Eppelin!" war der einzige Laut, den sie hervorbringen konnte. Und die Knaben eilten herbei und sprangen laut jubelnd an dem Vater empor, und das zarte Mägdlein schmiegte sich an seine Knie. Er aber starrte alle an und drängte sie zurück.

Das Brot und den Weinschoppen, welche beide die Müllerin aus dem Fenster hielt, riß er an sich und ein weißes, feines Tüchlein, womit die Burgfrau ihre Thränen getrocknet hatte, und ihren Schleier noch dazu und rannte damit in das Dickicht zurück. Aber Frau Hedwig, die den Gatten



Die „Freiung“ mit dem fünfeckigen Turm auf der Burg.

nur zu wohl erkannt hatte, folgte mit ihren Kindern jählings nach. Und da, wo das Gebüsch sich nach dem Wege öffnete, hart am Rande des Waldes, sahen sie den Ritter zu einem Gegenstand hineilen, der am Boden lag. Es war ein Roß. Er warf sich neben ihm auf die Knie nieder, benetzte seine mattschnaubenden Nüstern mit Wein und steckte ihm Brot, das gleichfalls

damit befeuchtet war, zwischen die Zähne. Dann zerriß er den Schleier und das Tuch, tauchte sie in den nahen Fluß und schlang sie um die blutenden Beine des Rosses, während er ihm zuweilen die Seiten und den Rücken klopfte.

Staunend sahen solches Frau Hedwig und ihre Kinder mit an. Sie erkannten jetzt wohl das braune Streitroß des Gatten, des Vaters; aber fast war es schwer zu erkennen; Blut und Schaum bedeckten es, und ohnmächtig streckte es seine starken und schönen Glieder. „Eppelin! Eppelin!" rief jetzt Frau Hedwig noch einmal, „du siehst dein Weib und deine Kinder nicht vor dem Rosse und hast uns zurückgestoßen seinetwegen. Verwundet ist es, wie es scheint; es gibt ja der Rosse mehr, sollte man glauben."

Da wandte sich Eppelin um und umarmte sein Weib. „Nur keines mehr wie dieses," erwiderte er auf ihren liebenden Vorwurf. „Weib! Kinder! geht hin, liebkoset das Roß in seinen letzten Zügen, denn ihm verdankt ihr, daß ihr mich wieder sehet. Über den Burggraben der Nürnberger Veste hat es mich getragen."

Und sie thaten, wie er gebot. Mit zarten Händen streichelten sie das treue Tier und thaten ihm wohl und suchten sein fliehendes Leben zu halten; aber der Sprung war zu gewaltig gewesen und hatte seine Sehnen zerrissen. Nur bis hieher noch reichte seine Kraft, den Herrn in flüchtigem Laufe zu tragen; jetzt war sie erschöpft. Noch einmal wieherte das Roß aus tiefer Lunge auf, noch einmal wandte es den Kopf nach seinem Herrn und wieder von ihm ab, dann brach sein Auge im Todeskampfe. Eppelin von Gailingen ließ an der Stelle, wo das treue Tier starb, einen Stein errichten.

---

61. Wie der Junkherr Ebbelin die Nürnberger foppen thät.

Von Moritz Graf v. Strachwitz.

Ich weiß eine Märe gut und kühn,
Vom kecken Ritterwerk:
Es fingen den Junkherrn Ebbelin
Die Herren von Nürnberg.

Sie fingen ihn mit Hinterlist,
Sie schnürten ihm Hand und Fuß:
„Nun haben wir dich, du schlimmer Christ,
Der Galgen dir werden muß."

Und jeder Ritter von Wag' und Ell',
Der macht ein stolz Geschrei,
Und jeder Schuster und Schneidergesell,
Der hatte sein Wort dabei.

Fünf Schneider schleppten des Ritters Speer,
Wie Goliath's Weberbaum,
Sie keuchten gewaltig und schwitzten sehr
Und brachten ihn vorwärts kaum.

Die Sporen ein tapferer Fleischer hob,
Zwei Schreiner den Helm zugleich,
Und wenn der Helmbusch im Winde stob,
Da wurden sie blaß und bleich.

Und zwischen Mauer, Graben und Thor,
Da wollten sie hängen ihn;
Da sprach zu dem männlichen Bürgerchor
Der Junkherr Ebbelin:

„Ihr Herrn, nehmt mir das Wort nicht krumm!
Es sei meine letzte Bitt':
Laßt reiten mich hier im Zwinger herum
Meinen allerletzten Ritt."

„Rund um ist Schanze, Thor und Schloß,
Ich kann Euch nicht entgeh'n,
Laßt mich mein Roß, mein tapf'res Roß,
Zum letzten Male seh'n!"

Es brachten das Roß Gesellen vier,
Den Junkherrn banden sie los;
Wie schwang sich auf das schlanke Tier
Der Degen kühn und groß!

Und wie er es trieb mit Hieb und Ruf,
Mit Zunge, Schenkel und Hand,
Da flogen ringsum von des Renners Huf
Die Männlein in den Sand.

Wild stampfte der Hengst und tanzte keck,
Zum Graben sprengt er herum;
Die Herren befiel ein grimmer Schreck,
Sie standen betäubt und dumm.

Und über Graben, Schanz' und Wall
Hin sprang er wild und toll,
Indes herüber mit Donnerschall
Des Ritters Gelächter scholl:

„Eh' zwängt der Maulwurf in sein Loch
Den Adler, stolz beschwingt,
Eh' Krämerwitz und Krämerjoch
Den Ritternacken zwingt."

So rief der freudige Rittersmann
Und wandte den wilden Gaul;
Die Herren sahen einander an
Und machten ein großes Maul.

Wohl oftmals schon mir's wiederfuhr,
Wenn ich zu sehr getollt,
Daß Philistertum und Philisternatur
Mich fangen und hängen gewollt.

Da sprang ich auf mein schnelles Roß,
Auf's Roß der Phantasie,
Sein Huf zerschmetterte Thor und Schloß,
Die Guten fingen mich nie.

Hei, Lumpengesindel, gebt mir Platz,
Hinüber, mein Roß, hinaus!
Hei, Schenkeldruck und Sprung und Satz,
Ade, Philisterhaus:

Eh' zwängt der Maulwurf in sein Loch
Den Adler, stolz beschwingt,
Eh' Philisterwitz und Philisterjoch
Den Dichternacken zwingt.

62. Epple's Sprung bei Würzburg.

Derselbe Eppele von Gailingen, der den Nürnbergern so manchen kecken Streich gespielt, hat auch zu Würzburg sein Andenken hinterlassen. Einmal trieb er bei Würzburg auf dem Steinberge seinen Unfug. Dort pflegte er den auf dem Main vorbeisegelnden Frachtschiffen aufzulauern.

Da überfielen ihn eines Tages die Würzburger mit überlegener Macht und trieben ihn dergestalt in die Enge, daß ihm kein anderer Ausweg offen blieb, als sich zu ergeben oder von der Höhe eines Felsens hinab in den vorbeibrausenden Strom zu springen. Eppele besann sich nicht lange; ein Sprung — und Mann und Roß waren in den Fluten des Mains vor den Augen der Feinde verschwunden. Aber bald darauf sah man den kecken Reiter wohlbehalten am jenseitigen Ufer mit seinem Rößlein lustig davonjagen. Noch heutzutage steht ein Kreuz am Steinberge zum Gedächtnis dieser Heldenthat.

63. Ritter Eppelin von Gailingen.

Von Johann Meyer.

Zu Nürnberg auf dem Schlosse
Hurrah! sie hatten ihn
Mit seinem wilden Rosse,
Den Ritter Eppelin.
In Nürnberg, — und da hängen
Sie keinen, wie ihr wißt,
Bevor sie ihn gefangen,
Auch wenn's ein Ritter ist.

O weh! du kühner Reiter,
Nun trifft dich dein Geschick!
Am Galgen lehnt die Leiter
Und hängt für dich der Strick;
Schlägst nun der Stadt zum Schrecken
Nicht mehr ihr Söldnerheer,
Und machst den Pfeffersäcken
Nicht mehr das Leben schwer.

Und auf dem Schloßplatz stehen
Im Kragen und Ornat,
Dem Schauspiel zuzusehen,
Die Herrn vom hohen Rat.
„Nun sprich! nach alter Sitte
Wird jedem Bösewicht
Gewährt noch eine Bitte,
Eh' man den Stab ihm bricht."

„„Habt Dank! ich fürcht' mit nichten
Des jähen Todes Qual,
Und gern will ich verzichten
Auf euer Henkermahl;
Nur einmal noch laßt reiten
Mich heut' mein edles Roß,
Das mir zu allen Zeiten
Der treu'ste Kampfgenoß.""

„Wohlan! dir soll in Milde
Gewährt die Bitte sein.
Bringt her das Roß, das wilde!" —
Da bringen sie's herein.

Aufwiehernd laut vor Wonne,
Wie drängt es in den Raum!
Wie glänzt es in der Sonne
Und sprüht der Nüstern Schaum!

„„Komm her und laß dich herzen
Zum letzten Male heut',
Gefährte meiner Schmerzen,
Gefährte meiner Freud'!
Laß deine Kraft erproben
Im Fluge um die Bahn!
Daß sie es seh'n und loben,
Wie du mir zugethan!""

Da schwingt mit Blitzesschnelle
Der Reiter sich hinauf,
Da setzt es von der Stelle
Und stürmt im wilden Lauf
Rundum, rundum im Bogen,
Daß ihm die Flanken glüh'n,
Und wo es kommt geflogen,
Hell auf die Funken sprüh'n.

„„Hurrah! durch Wald und Heide
So haben unverzagt
Nach heißem Strauß wir beide
Gar oft den Feind gejagt!
Nun gilt's! — an dieser Stätte
Droht Schmach und bittrer Tod!
Greif aus! greif aus! und rette
Den Herrn aus seiner Not!""

Hei! wie das stürmt und sauset
Und rast im wilden Flug!
Und die es seh'n, die grauset; —
„Halt ein! — es ist genug!" —
„„Halt ein? — Hol' aus zum Sprunge!
Da bäumt es sich empor
Und setzt in mächt'gem Schwunge
Hinweg hoch übers Thor.

Und weiter, immer weiter
Ins ferne Thal hinein
Fort fliegen Roß und Reiter;
Wer holt sie wieder ein?
Und ließe sich erbitten
Der Tod am Hochgericht
Und käm' daher geritten,
Er überholt' sie nicht!

Zu Nürnberg durch die Gassen
Heim schreiten im Ornat
Gar ratlos und verlassen
Die Herrn vom hohen Rat.
Zu Nürnberg — ja da hängen
Sie keinen, ob sie ihn
Auch hätten schon gefangen,
Ist's nur ein Eppelin!

64. Die Kaiserlein.

Das alte heilige römische Reich „deutscher Nation" machte seinem gekrönten Oberhaupte, dem Kaiser, das Regieren wohl viel schwieriger, als unser neu entstandenes „Deutsches Reich" dem seinigen. Dazumal waren es besonders des Reiches Fürsten, die, auf Vergrößerung ihrer Hausmacht bedacht, sich gegenseitig unabläßig befehdeten und auch dem Kaiser nur widerwillig oder gar nicht gehorchten, besonders dann nicht, wenn ihm nur eine geringe Hausmacht zu gebote stand, oder wenn er Mangel an Energie und Thatkraft zeigte. Ein solch schwaches Reichsoberhaupt, das zum Schaden des Reiches noch überdies sehr lange regierte (vom Jahre 1440 bis 1493) war Kaiser Friedrich III., aus Habsburgs Geschlecht. Seine Zeitgenossen haben ihn abgebildet, wie er Edelsteine auf einer Goldwage abwägt oder, den Himmelsglobus in der Hand, sich mit ein paar Gelehrten über den Stand der Gestirne bespricht. Ein kräftig Regiment zu führen, wie es gerade damals besonders nötig gewesen, sich den in Europa eindringenden, sogar seine Erbstaaten bedrohenden Türken entgegenzustellen, das vermochte er nicht.

Dieser Monarch hielt im Jahre 1487, um doch einigermaßen Ordnung im Reiche aufrecht zu erhalten, einen Reichstag in Nürnberg. Der Gang der Verhandlungen war ein äußerst schleppender. Um der Langweile zu entgehen und den Glanz des Kaisertums zu zeigen, veranstaltete er in Nürnberg allerlei Festlichkeiten und Aufzüge, an welchen natürlich auch die anwesenden Fürstlichkeiten teilnahmen, wodurch aber der Reichsstadt Nürnberg nicht geringe Opfer auferlegt wurden.

Gelegenheit hiezu verschaffte u. a. dem Kaiser die herkömmliche Sitte, neu zur Regierung gekommene deutsche Fürsten mit ihren Ländern oder Ländchen zu belehnen. Bei dieser Gelegenheit ward am Markte vor dem Rieter'schen Hause der mit Purpur ausgeschlagene Thronsessel aufgestellt. Um den Kaiser saßen die Kurfürsten und andere Große des Reiches;

der zu belehnende Fürst erhielt kniend vom Kaiser, der im prächtigen Purpurmantel, die Krone auf dem Haupte, Scepter und Reichsapfel in der Hand, des Reiches Herrlichkeit repräsentierte, die Übertragung der fürstlichen Gewalt, und das Volk umwogte und bestaunte dieses immerhin interessante Schauspiel.

Auch die Kirche wußte ihre Macht und Größe von jeher dem Volke durch allerlei Prozessionen und Aufzüge begreiflich zu machen, und das geschah um so nachdrücklicher, wenn Fürsten von der Bedeutung des Kaisers und der Kurfürsten öffentlich daran teilnahmen. Daß übrigens der fromme Kaiser selbst mehrmals Prozessionen während seiner Anwesenheit in Nürnberg veranlaßt hat, wird uns von den Chronikenschreibern berichtet.

Um etwas Abwechslung in die Festlichkeiten zu bringen, hatte ein Höfling oder vielleicht der Kaiser selbst etwas ganz Besonderes ausgedacht: ein großes Kinderfest. Der Kaiser stellte, um sich „den Unmut zu vertreiben,“ an den hochweisen Rat das Verlangen, sämtliche Kinder der Stadt, „so schon zu gehen vermöchten,“ zu einer Prozession durch die Stadt zum Stadtgraben hinter der Burg zu befehlen. Das gab eine Aufregung unter dem kleinen Volk; da wollte alles mitthun, keines zurückbleiben. Aber viele besorgte Eltern vernahmen dieses Gebot mit banger Sorge. Wer bürgte ihnen dafür, daß in dem gewaltigen Gedränge, das hiebei notwendig entstehen mußte, ihre Lieblinge nicht zu schaden kämen? Indes die lebendige, quecksilberige Jugend wußte es durch allerhand Schmeicheleien bei den nachgiebigen Eltern durchzusetzen, daß sie dabei sein durfte. Nur wenige Kinder mögen zurückgeblieben sein.

Beim Einzug der Kleinen in den zur Abhaltung des Festes bestimmten Teil des Burggrabens ließ der Kaiser mit seinem fürstlichen Gefolge die Kinder an sich vorbeidefilieren, und man bemerkte, daß dem sonst Herzensguten vor Vergnügen die Augen leuchteten. Auch sein Gefolge kam bei dem Gejauchze und dem fröhlichen Zuruf der Kinder in animierte Stimmung. Als nun der Kaiser zum Schlusse des Festes, nachdem sie noch allerlei Spiele ausgeführt hatten, jedem der heimziehenden Kinder ein Lebküchlein, mit seinem Bilde verziert, reichen ließ, da erschallte ein tausendstimmiger Ruf: Unser Kaiser lebe hoch! Ihre Liebe zu ihm wurde so groß, daß sie ihn fast alle in effigie bis zur Nachhausekunft vollständig verzehrten, wobei das altbekannte Nürnberger Sprichwort entstanden sein mag: „I hab di zum Fress'n gern.“ Der Kaiser war aber dadurch ein populärer Mann in Nürnberg geworden.

Das damals schon hochberühmte Gewerbe der Nürnberger Lebküchner, das sein Entstehen höchst wahrscheinlich der in den beiden Nürnbergischen Reichswäldern durch kaiserliche Gerechtsame blühenden Zeidlerei verdankt, fuhr fort, alljährlich in der Osterwoche zur Erinnerung an diese kaiserliche Huld solche Lebküchlein mit dem Bilde des jedesmaligen Kaisers zu backen, und die liebe Jugend erfand für dieselben den Namen „K a i s e r l e i n.“

Lange, lange, bis ins 18. Jahrhundert herein, soll sich diese Übung erhalten haben und die Liebe zu Kaiser und Reich dadurch nicht zu kurz gekommen sein. Schließlich aber, wie das so geht, verblaßte die Erinnerung an die Entstehung dieser Sitte gänzlich. Priem, in seinen Nürnberger Sagen und Legenden, meint, daß die rautenförmigen kleinen Lebküchlein (Anisspitzen), wie sie gegenwärtig noch zu haben sind und zugleich mit den jetzt unter dem Fortschritt der Kultur modernisierten „Zwetschgenmännlein" am „Krebsstock" feilgeboten werden, die Nachkommen jener „Kaiserlein" seien.

65. Das Lochgefängnis.

Die Ausübung der Rechtspflege war im Mittelalter und in der darauffolgenden Zeit bis ins gegenwärtige Jahrhundert herein äußerst barbarisch und spottete jeder Humanität. Auf geringe Vergehen war gar häufig die Todesstrafe oder lebenslängliche Einkerkerung gesetzt, und Geständnisse wurden durch die Folter erzwungen; denn ohne Geständnis wagte man niemand zu verurteilen!

Die Gefängnisstrafe war indes damals eine weit schlimmere, als heutzutage, wo man sich begnügt, den hiezu Verurteilten die Freiheit zu entziehen, ihn im übrigen aber menschlich zu behandeln. Die früheren Gefängnisse waren meist unterirdisch angelegte, feuchte, unsaubere, von Luft und Licht oft vollständig abgeschlossene Räume mit schlechtester Verpflegung, und wer zu solcher Haft verurteilt wurde, konnte meist nur durch den Tod wieder daraus erlöst werden.

Von den furchtbaren Gefängnissen der Stadt Venedig, wo die Verurteilten auf raffinierte Weise — durch die sogenannten Bleidächer — zum Wahnsinn und zur Verzweiflung getrieben wurden, meldet uns manche Geschichte. Minder schlimm, doch immerhin grauenhaft genug, war der Kerker in der Reichsstadt Nürnberg. Er führte den bezeichnenden Namen „Lochgefängnis" und befand sich in den unterirdischen Räumen des Rathauses. Noch heute kann man die seit mehr als 90 Jahren außer Gebrauch gesetzten finsteren, von dumpfer Luft erfüllten Räume sich ansehen; aber niemand wird sie ohne Schauder betreten.

Das Lochgefängnis war der Hauptkerker des reichsstädtischen Gebietes; doch wurden auch der Fröschturm (Fraischturm), der Luginsland und andere Türme als Gewahrsam benützt, letztere nach Ausgang des Mittelalters insbesondere für Gefangene aus den besseren Ständen.

Bei Erbauung des gegenwärtigen Rathauses ward das Lochgefängnis erweitert. Es müssen somit schon im früheren (kleineren) Rathause

derartige Kellergefängnisse bestanden haben. „Im gegenwärtigen Rathause befinden sich zwölf fortlaufend nummerierte Kellerzellen (die „Prisauns"), jede etwa 2 m im Quadrat und 2 m hoch, von denen die beiden letzten außerdem noch mit den Figuren eines roten Hahnes und einer schwarzen



Das Rathaus.

Katze bemalt sind. Alle sind völlig dunkel, in jeder befindet sich eine hölzerne Pritsche, die in zwei Zellen noch eine Vorrichtung aufweist, um die Hände und Füße dreier Personen zugleich einzuspannen, dem sogen. „Stock", mit dem häufig auch Kriegsgefangene, doch nur geringere Leute (Gemeine), die man

zu irgend einem Geständnis, zur Erlegung höheren Lösegelds u. s. w. zwingen wollte, Bekanntschaft machen mußten. Durch ein einfaches Loch in der Pritsche, unter dem ein Kübel stand, war für die Befriedigung gewisser menschlicher Bedürfnisse gesorgt. Dieser Kübel, nur mit einem einfachen Brett bedeckt, diente aber zugleich als Tisch! Die Zellen wurden fast nie gereinigt. Im Winter sind die eisigkalten Räume nur schwach durch Kohlenbecken erwärmt worden. Die schweren Verbrecher trugen im Kerker Ketten, die nur aus besonderen Gründen, z. B. bei Krankheiten, nach einer peinlichen Tortur oder nach Absagung des Lebens abgenommen wurden."

„Die Aufsicht über das Lochgefängnis führte der Lochhüter oder Lochwirt mit seiner Ehefrau, einem Knecht oder einer Magd, auch wohl mit Hilfe besonderer Wächter, die sämtlich vereidigt waren. Trotzdem kam es gelegentlich vor, daß Gefangene entwischten oder doch einen heimlichen Verkehr untereinander oder nach außen hin zu unterhalten wußten, oder daß sie, was der Lochwirt zu verhindern insbesondere beauftragt war, selbst Hand an sich legten."

Wer damals unter der Beschuldigung eines todeswürdigen Verbrechens in die Hände der heiligen Hermandad fiel, den erwartete in der Regel ein schreckliches Los. Die Untersuchungshaft war viel grausamer als die schwerste Zuchthaus- oder Gefängnisstrafe, die unsere jetzigen Verbrecher auszuhalten haben. Die Tortur scheint bereits im 14. Jahrhundert auch in Nürnberg ziemlich stark im Schwange gewesen zu sein. Dabei fungierten die beiden „Lochschöffen" als die Leiter des „peinlichen Verhörs." Die Entscheidung darüber, ob dem Inhaftierten „wehe zu thun" sei, hatte jedoch in allen Fällen stets der Rat.

Die Folter wurde angewendet, nachdem man sich durch mehrfach wiederholtes gütliches Zureden vergeblich bemüht hatte, den Beschuldigten zum Geständnis seiner wirklichen oder vermeintlichen Schuld zu bewegen. Sie wurde in einem eigens dazu eingerichteten gewölbten Gemach im Lochgefängnis vorgenommen, das wegen seiner Gestalt die „Kapelle" hieß. Hier erwarteten den Inquisiten die Lochschöffen samt einem Lochschreiber, der Henker (oder Züchtiger) und sein Gehilfe, der Löwe. Die beiden letzten handhabten die Folterwerkzeuge. Vor Beginn der eigentlichen Tortur setzte man den zu Befragenden im Angesicht der Folterinstrumente noch einmal einem scharfen „ernstlichen" Verhör aus. Oft hatte diese „Irrition" allein schon die Wirkung, daß der Geängstigte ein Geständnis machte. Leugnete er jedoch noch immer, so ward er zuerst gebunden, dann wurden ihm die Instrumente angelegt, während er immerzu befragt wurde; endlich griff man ihn körperlich an, um ihm „wehe zu thun."

Es gab eine ganze Reihe mit raffinierter Grausamkeit ausgedachter Peinigungsmittel, z. B. das Einpressen der Daumen in eine Schraube,

das Aufziehen des ganzen „ledigen" oder mit Gewichten beschwerten Körpers, das Aufbinden auf eine Leiter, das Halten brennender Kerzen unter die Achselhöhlen u. a. m. Durch Kombinieren dieser verschiedenen Folterungsarten konnte die Qual noch vergrößert werden. Auch Peitschen- und Rutenhiebe, namentlich bei jungen Personen, wurden, wie es scheint, mit Erfolg angewendet. Es galt oft nicht nur das Geständnis der eigenen Schuld des Angeklagten zu erzwingen; häufig quälte man ihn noch extra, um über etwaige Mithelfer bei seinem Verbrechen Auskunft zu erhalten. Auf verwandtschaftliche Beziehungen wurde keine Rücksicht genommen.

Wieviele der Gemarterten, denen man außerdem noch durch allerlei verfängliche Fragen Fallen zu stellen suchte, bei Erleidung der Schmerzen oder doch aus Angst davor schuldlos ein falsches Geständnis ablegten, wer weiß es? Hinwiederum soll es auch vorgekommen sein, daß wirkliche Verbrecher den scheußlichsten Martern zum Trotz kein Geständnis machten, während sie manchmal durch sanfte Mittel, z. B. das Zureden ihrer Ehefrauen, leicht dazu sich bewegen ließen.

Die Aussage der Gefolterten, die sog. „Urgicht", wurde von dem Lochschreiber gewissenhaft protokolliert und darauf dem Rat vorgelegt, der nun den Beschluß faßte, über den „Armen" einen Rechtstag anzusetzen. In einem besonderen Beratungszimmer im Rathause hatten dann sämtliche Schöffen (13 an der Zahl) das Urteil zu finden, über das hierauf im ganzen Rat abgestimmt wurde. Die Stimmenmehrheit entschied. Nur der Form halber wurde schließlich noch eine öffentliche Gerichtssitzung über den Verbrecher anberaumt. Das schon gefundene Urteil wurde aber nicht mehr abgeändert, wenn man auch dem Angeklagten bei dieser Gelegenheit noch einen Verteidiger (Fürsprech) bewilligte. Schließlich erfolgte die Urteilsverkündigung.

Im Anschluß an den richterlichen Spruch der Schöffen erfolgte sofort, oft in haarsträubender Weise, die Exekution. Hängen und Köpfen galten noch für einfache Strafen; Verbrennen, Rädern, in Öl sieden, Ertränken und Lebendigbegrabenwerden kamen je nach der Schwere des Verbrechens häufig genug vor. So wurden alle unnatürliche Verbrechen und die Falschmünzerei mit dem Feuertode geahndet, Kindsmörderinnen ertränkt, Kirchenräuber und Mörder gerädert, auf Unzucht und Bigamie stand das Schwert, Diebe und Betrüger verfielen dem Galgen. Als leichtere Strafen erscheinen die Brandmarkung, das Ohrenabschneiden, Zungenausreißen, Auspeitschen u. s. w. Alle diese Strenge und Grausamkeit reichte aber nicht hin, die Welt zu bessern und die Zahl der scheußlichsten Greuelthaten zu vermindern.

Soweit die Verurteilungen und Hinrichtungen öffentlich erfolgten, kann man in der Öffentlichkeit noch eine Gewähr für die nach damaligen Begriffen gedachte Gerechtigkeit der Urteile erblicken. Noch schaudervoller

müssen jedoch die Urteile des sog. „heimlichen Gerichts“ im Fröschturm gewesen sein, wobei die fürchterlichsten Marterwerkzeuge zur Anwendung gekommen sein sollen. Von diesem „heimlichen Gericht“ gibt eine Chronik folgende, völlig vereinzelte Nachricht: „Anno 1533 ist die eiserne Jungfrau für die Malefikanten an der Fröschturmmauer gegen die sieben Zeiten aufgerichtet worden, so man öffentlich zu justifizieren angestanden, und das heißt man, die armen Sünder nach Fischen schicken; denn darinnen ein eisern Bildnis, 7 Schuh hoch, welches beide Arme gegen den Malefikanten ausbreitet. Sobald der Henker den Tritt berührt, so haut es mit breiten Handsäbeln den Verurteilten zu kleinen Stücken, welche Stücke die Fische in verborgenen Wassern verschlucken.“

In der „kleinen Chronik der Reichsstadt Nürnberg“ (Nürnberg, v. Ebner'sche Buchhandlung) findet sich S. 315 die Notiz, daß im Jahre 1767 (?) eine Frau und ein Fräulein aus ehrbarem Geschlecht im „heimlichen Gericht“ sollen gerichtet worden sein.

Und nun einige Geschichten und Sagen!

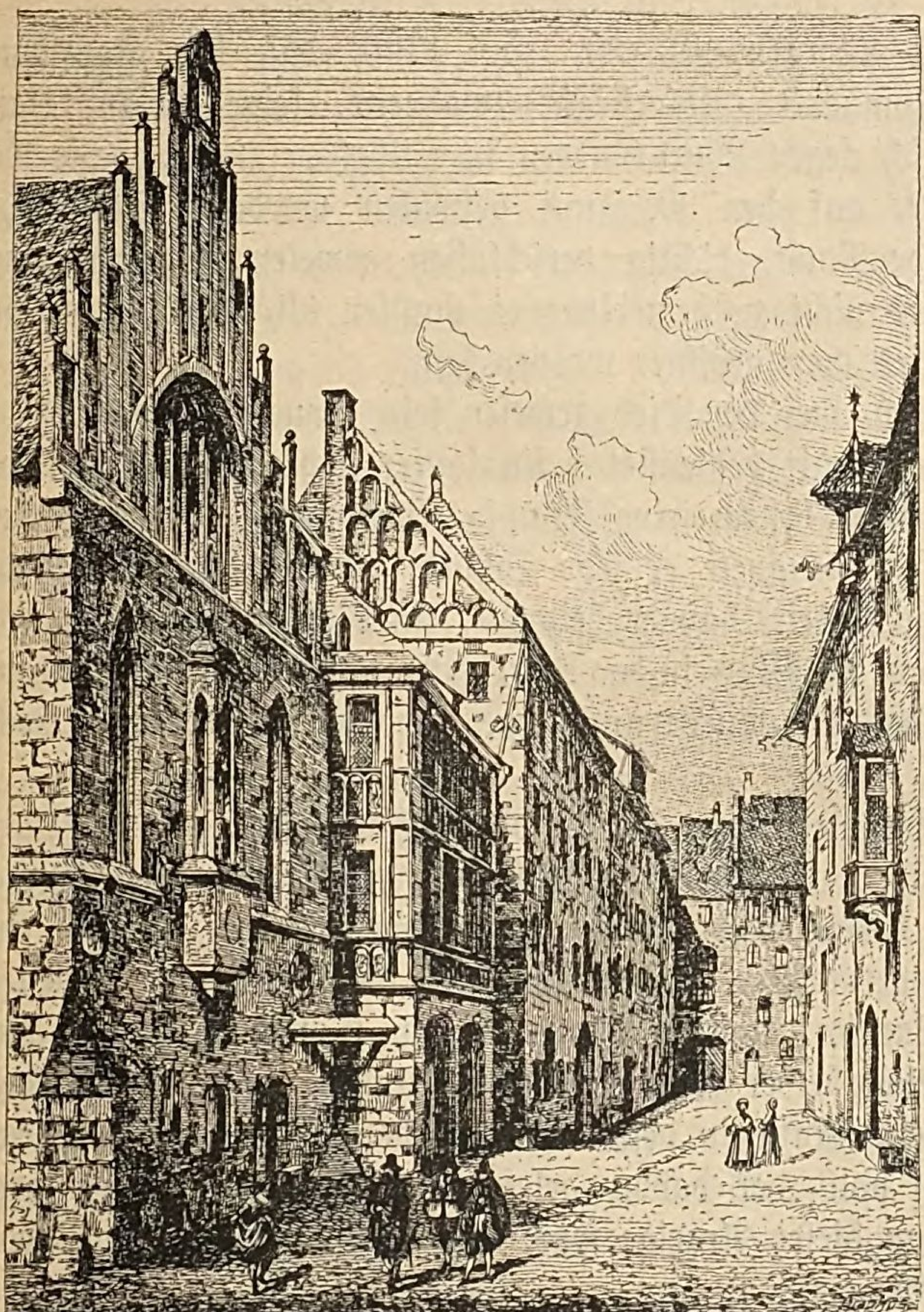
Die Furcht vor der Folter war oft größer, als die vor dem Tode und der öffentlichen Hinrichtung. Dies beweist u. a. folgende wahrhaftige Geschichte. Eine Nürnberger Bürgerstochter, Marie Eleonora Schönin, in sittlicher Beziehung schlecht beleumundet, befand sich bereits seit geraumer Zeit im Lochgefängnis in gemeinsamer Haft mit einer gewissen Dorothea Härlin, einem Soldatenweib aus Nördlingen. Die Schrecken des Gefängnislebens quälten die erstere so sehr, daß sie beschloß, eine Schuld zu gestehen, die sie nicht begangen hatte, nur, um durch den Tod aus diesem unerträglichen Elend erlöst zu werden. Die Schön klagte sich nämlich selbst eines Tages an, daß sie einen Kindsmord auf dem Gewissen habe, wobei ihre Mitgefangene, die Härlin, ihre Gehilfin gewesen. Die letztere leugnete anfangs mit Entschiedenheit, daß sie bei dem vorgeblichen Verbrechen sich beteiligt habe; aber die Drohung mit der Folter erzwang schon das Eingeständnis, das der Richter zur Verurteilung nötig hatte. Nachdem so von beiden Seiten die Schuld zugestanden war, mußte der Richter die auf Kindsmord gesetzte Strafe, nämlich den Tod beider durch das Schwert des Scharfrichters, aussprechen. Das Urteil sollte bald darauf vollzogen werden. Am 8. August 1716 wurden die Verurteilten in langer Prozession vom Rathause über die Barfüßer-(Museums)Brücke zum Frauenthor hinaus dem Hochgericht (Galgenhof) zugeführt. Neben ihnen ging ein Priester, der mit ihnen betete. Während dessen läutete das Armesünderglöcklein.

Es war Vorschrift, daß während der Dauer einer Exekution der gesamte Rat auf dem Rathause sich versammelte. Der Stadtrichter mußte hoch zu Roß in feierlicher Gewandung auf dem Richtplatze zugegen sein.

Da ereignete sich plötzlich etwas ganz Unerwartetes. Schon auf

dem Armesünderstuhle sitzend, machte die Schönin unter strömenden Thränen dem sie begleitenden Geistlichen die Mitteilung: „Ach Gott, ich kann nicht aus diesem elenden Leben scheiden, ohne gebeichtet und für eine große Sünde Absolution erhalten zu haben. Ich habe nie ein Kind geboren und deshalb mein Kind nicht umbringen können; auch die Härlin ist ganz unschuldig.“

Der Geistliche that seine Pflicht und setzte den Stadtrichter von dem Gehörten in Kenntnis. Dieser befahl ihm, die am Fuße des Schaffots ihre Strafe erwartende Härlin zu befragen. Das sich herandrängende Volk hörte das Geständnis, daß sie aus Furcht vor der Folter, aus Lebensüberdruß, und weil man ihren wahrheitsgetreuen Angaben nicht glaubte, alles bekannt habe, dessen man sie beschuldigte.



Älterer Teil des Rathauses (Ostseite.)
Nach einer Radierung von M. Bach.

Das Murren des Volkes veranlaßte den Stadtrichter, einen Einspännigen (d. i. einen reitenden Stadtsoldaten) an den versammelten Rat zu senden, um in dieser heiklen Sache sich Verhaltungsmaßregeln zu erbitten. Die Herren waren kurz resolviert. Sie befahlen die strikte Vollziehung des gefällten Urteils. So starben beide den Tod durch Henkershand für ein Verbrechen, das sie nicht begangen hatten.

Der in Nürnberg und anderwärts geltende Rechtsgrundsatz, daß eine Verurteilung nur nach erfolgtem Schuldgeständnis erfolgen dürfe, hat zur barbarischen Anwendung der Folter geführt, womit man allerdings schließlich, wie wir gesehen haben, erzwingen konnte, was man wollte, sogar

Geständnisse von Verbrechen, die von den Gefolterten nie begangen worden waren.

Dieser barbarische Gebrauch ist übrigens dem alten germanischen Recht fremd gewesen und erst mit der Einführung des römischen Rechts zu uns gekommen; er hat sich leider mehrere Jahrhunderte hindurch bei uns erhalten, und noch im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts mußten mehrere Nürnberger Einwohner unschuldig die schrecklichen Qualen der Tortur ertragen.

Es war am Morgen des 30. Juni 1790, daß der Kaufmann Benkher, auf dem Roßmarkt (Adlerstraße) wohnend, seine Geschäftskasse vermißte, in welcher sich gegen 2000 Gulden in Silber befanden. Sie war in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni gestohlen worden. Haus und Kontor waren, wie jede Nacht, richtig verschlossen gewesen, Spuren eines gewaltsamen Einbruches nicht zu bemerken; es mußten also die Thüren mit Nachschlüsseln oder Dietrichen geöffnet worden sein.

Man fragte sich, wer der Dieb gewesen sein könne, und da fiel der Verdacht auf den im Geschäft bediensteten Auslaufer Schönleben, der nebenbei noch eine Gastwirtschaft durch seine Frau betreiben ließ. Verhaftet und ins Lochgefängnis gelegt, leugnete er jede Schuld. Durch Anwendung der Folter brachte man ihn soweit, daß er beichtete, ein Messingschaber, namens Reuter, der oft bei ihm ein Glas in der Wirtschaft getrunken, wisse näheres um die Sache. Auf das hin wurde auch jener eingezogen und ins „Loch“ geworfen.

Während dieser Zeit hatte der bestohlene Kaufmann, um zu seinem Gelde wieder zu gelangen, in Nürnberger Blättern ein Ausschreiben erlassen und einen Preis von 100 Thalern demjenigen ausgesetzt, der ihn auf eine sichere Spur zu leiten vermöchte. Die Sucht, diese Belohnung zu verdienen, verleitete nun einen Barbier, namens Kirchmeier, in Gostenhof zu der ganz oder halb unwahren Angabe, er habe bei einem Kunden, nämlich bei dem Vergolder Erdmann, eine Kasse in dessen Wohnstube gesehen, die der entwendeten Benkher'schen nach der davon gelesenen Beschreibung aufs Haar gleiche. Die Folge von dieser Anzeige war, daß auch Erdmann und seine Frau eingekerkert wurden.

Vor Gericht geladen, beschwor der Denunziant seine Angabe als wahr. Erdmanns Frau und Kinder hatten ihn fußfällig gebeten, seine Aussage zurückzunehmen, da sie unwahr sei, und er mit einem Meineid sein Gewissen beschweren würde; aber aus Habsucht leistete er trotzdem den ihm aufgelegten Schwur.

Erdmann und seine Frau, sich unschuldig wissend, beteuerten indes nachdrücklich ihre Unschuld, auch dann noch, als sie wie Schönleben geschlagen und gemartert wurden. Die arme Frau erkrankte infolge der

erlittenen Mißhandlungen, und der Tod, mitleidiger als ihre gefühllosen Richter, erlöste sie bald von ihren Leiden.

Sechzehn volle Wochen hatten Erdmann, Schönleben und Reuter bereits im „Loch“ gesessen, da ereignete sich etwas, was der Untersuchung eine andere Wendung gab. In der Herberge der Schlosser machte ein Geselle bei Gelegenheit des Jahrtages einen ungewöhnlichen Aufwand und zeigte eine sonst nie an ihm bemerkte Lustigkeit und Protzenhaftigkeit.

Die scherzhafte Bemerkung eines Mitgesellen, er müsse die Benkher'sche Kasse im Besitz haben, weil er so „drauf gehen lassen“ könne, machte ihn so bestürzt und veranlaßte ihn schließlich zu so ungereimten Erklärungen und Drohungen, daß er bei den Anwesenden wirklich in Verdacht kam. Sie erinnerten sich unwillkürlich dabei, daß auch sein Meister, namens Gößert, bei dem er in Arbeit stand, in letzter Zeit Schulden getilgt und mancherlei Aufwendungen gemacht hatte, was nur durch einen besonderen Glücksfall oder durch etwas Schlimmeres erklärt werden konnte; man kannte ja seine Vermögensverhältnisse. Bald bemächtigte sich die öffentliche Meinung der Sache, und man hörte bald von allen Seiten den Verdacht aussprechen, Gößert und sein Geselle müssen den Diebstahl begangen haben oder doch darum wissen.

Das Gericht, von der öffentlichen Meinung gedrängt, mußte schließlich von dem Gerüchte Notiz nehmen. Schönleben, darüber befragt, ob er sich nicht erinnern könne, daß besagter Gößert vielleicht im Hause Benkhers gewesen, gab an, daß derselbe kurz vor dem Diebstahle mehrere neue Schlösser daselbst angeschlagen habe. Das genügte der Behörde zur Ausfertigung eines Verhaftsbefehls für den Meister und seinen Gesellen.

Schon in der ersten Nacht machte Meister Gößert im Gewahrsam den Versuch, sich zu entleiben. Dies wurde jedoch zum Glück für die unschuldig Eingekerkerten verhindert, und es währte nicht lange, bis er ein vollständiges Bekenntnis seiner Schuld ablegte; denn er war der wirkliche Dieb.

Nun war die Unschuld aller bisher Verhafteten und Gemarterten klar bewiesen. Die Obrigkeit fühlte Gewissensbisse und suchte an ihnen gut zu machen, was sie gesündigt hatte. Zunächst wurden sie in ein anständig Gemach gebracht und ihnen eine gute Mahlzeit mit Wein bereitet. Nach derselben erschienen die Herren Schöffen, um ihnen die Freiheit anzukündigen und sie wegen des erlittenen Unrechts um Verzeihung zu bitten. Dann ließ sie E. E. Rat huldvollst auffordern, sich eine „Gnade“ auszubitten. Erdmann und Schönleben, bisher nur Schutzverwandte (Insassen) der Stadt, erbaten sich daraufhin das Bürgerrecht, welches ihnen steuer- und losungsfrei gewährt wurde; außerdem ward beschlossen, dem Erdmann für die Dauer seines Lebens freie Kost aus dem Spital zu reichen und ihm einen leichten Posten im Dienste der Stadt zu verleihen; er erhielt auch bald eine

Thorwärterstelle. Viele Privatvereine und die beiden hiesigen Freimaurerlogen sammelten für ihn und seine Kinder. Freilich, die hingemordete Frau und Mutter konnte man nicht mehr von den Toten auferwecken und den siech gewordenen Körper Erdmanns nicht mehr kurieren.

Reuter und Schönleben erhielten vom Rate ebenfalls kleine Ämter in städtischen Diensten, und die stets wohlthätig gesinnte Bürgerschaft, die zu keiner Zeit mit ihrem Mißfallen an den grausigen Hinrichtungen zurückgehalten und die „armen Sünder" teilnahmsvoll zur Richtstätte begleitet hatte, bot alles auf, um den unschuldig Gemarterten Freude zu bereiten.

Der gewissenlose Angeber Kirchmeier, der die gestohlene Kasse bei Erdmann nicht gesehen haben konnte, weil sie die Diebe zerschlagen und in die Pegnitz geworfen hatten, suchte sich mit einer ungewöhnlichen Nervenaufregung, die von einer kurz vorher durchgemachten Krankheit herrühren sollte, zu entschuldigen. Er wurde zuerst in die „Eisen geschlagen", nach längerer Zeit aber ab instantia unter der Bedingung, der Erdmann'schen Familie 300 Gulden „zu einiger Entschädigung" und sämtliche Gerichtskosten zu bezahlen, losgesprochen.

Die Bevölkerung Nürnbergs aber strafte ihn mit der wohlverdienten Verachtung. Niemand nahm seine Dienste mehr in Anspruch, in keinem Hause erhielt er mehr eine Wohnung und auf der Straße verfolgte ihn die Schuljugend. So war er gezwungen, Nürnberg zu verlassen. Er soll sich nach Österreich gewendet haben und dort in das Heer eingetreten sein.

Schlossermeister Gößert kam ebenfalls verhältnismäßig gut weg. Zuerst wurde er auf dem „Pranger" ausgestellt und von da durch den Henker mit Ruten in das Lochgefängnis gepeitscht. Drei Jahre darauf wurde er von guten Freunden losgebeten. Der Rat willigte ein, verwies ihm aber das Gebiet der Stadt für ewige Zeiten. In Steiermark soll er als geschickter Schlosser ein Unterkommen bei den dortigen Eisenwerken gefunden haben. Sein Geselle, der, als vom Meister verführt, nicht für gleichmäßig schuldig gehalten wurde, mußte sich durch den „Schützen" (Henkersknecht) ebenfalls ins Loch führen lassen und wurde dort mit einigen Stockprügeln zum Einstand bedacht. Er starb schon im Jahre 1793.

* * *

Unter so bewandten Gesetzen hatte der Scharfrichter mit seinen Gehilfen (Löw und Schütz) immer genug zu thun, und es dürfte nicht uninteressant sein, wie sie hiefür von dem Rate belohnt wurden, hier in Kürze vorzuführen.

Eine Person zu peitschen oder mit Ruten zu züchtigen, kostete	— fl.	45	Kr.
Eine Person scharf zu binden und zu schmieren	— „	45	„
Die Daumen Stöck (Daumschrauben) anzulegen	1 „	30	„
Vor eine würkliche Tortur erhielt er	3 „	—	„

Vor der wieder Einrichtung (der Gelenke) und Schmierung	1 fl.	30 Kr.	
Vor eine Person zu brandmarken	5 „	— „	
Vor ein Feuer anzuschüren die Zangen glühend zu machen und zu verbrennen	5 „	— „	
Das Trüglein zum Rädern	6 „	— „	
Das hohe Gericht zu besichtigen	1 „	30 „	
Vor eine Hand abzuhauen	3 „	— „	
Vor einen Finger abzuhauen	3 „	— „	
Nasen und Ohren abzuschneiden	3 „	— „	
Einen Körper von dem Rad nehmen, oder von dem hohen Gericht, solchen einzugraben oder in das hohe Gericht zu werfen	9 „	— „	
Einen Körper gleich von der Richtstatt in das hohe Gericht zu werfen	9 „	— „	

* * *

Den zum Tode Verurteilten wurde nach einem alten Herkommen in den letzten drei Tagen ihres Lebens vom Rate in Bezug auf Essen und Trinken mancherlei Vergünstigungen gewährt. Laut einer „Specifikation" erhielt der Lochwirt wegen (für) einer Malefiz-Person:

Am Sonntag:

Für einen Kälbernen Rücken 4 Pfd. schwer, samt Einmachen	— fl.	28 Kr.
Schweinen Braten 6 Pfd. nach dem Preiß	— „	36 „
Sallat mit Eyern	— „	6 „
6 Semmeln à 1 Kr.	— „	6 „
1½ Maas Wein à 32 Kr.	— „	48 „

Am Montag:

3 gebratene Tauben oder zwei Hühner	— „	30 „
1 Schüßel Eiergersten	— „	10 „
6 Semmel à 1 Kr.	— „	6 „
1½ Maas Wein à 32 Kr.	— „	48 „

Am Dienstag (dem Hinrichtungstag) frühe:

Vor Eyer, Schmalz, Bratwürst, Weinsuppen und Semmeln	— „	45 „
Vor die beeden Herren Geistlichen 1 M. Wein	— „	20 „
Vor Citronen	— „	26 „
Ein Lochwächter oder Wächterin, so lange er oder sie bey einer Malefiz Person wachet, alle 24 Stunden an Speiß und Trank 15 Kr. und für Lohn auch 15 Kr.	— „	30 „
Denen Peunth- (städt. Bauhof-) Zimmerleuten, welche die Schranken auf dem Rathauß an einem Gerichtstag aufrichten, wird bezahlt	— „	38 „

* * *

Interessant ist die Art und Weise, wie Reparaturen am Hochgericht vorgenommen wurden. Seit den ältesten Zeiten waren Henker und Gehilfen als unehrliche Leute betrachtet worden, und wer mit ihnen in Gemeinschaft oder Berührung trat, teilte dieses Schicksal. Auch auf dem Hochgericht und allem, was dazu gehörte, lastete dieses Vorurteil. War nun eine Ausbesserung des Galgens nötig, was gar nicht selten vorkam, so mußten alle dazu erforderlichen Gewerbe, als Maurer, Zimmerleute u. s. w. Meister, Gesellen und Lehrjungen, gemeinschaftlich diese Arbeiten verrichten. Der Tag, an dem eine solche Reparatur vorgenommen wurde, gestaltete sich förmlich zu einem Festtage. So im Jahre 1471, als man ein „neues zimmer" auf den Galgen machte. An 150 Zimmerleute zogen dazu aus. Als sie fertig waren, eine Stunde nach Mittag, „da pfeif man in durch die stat untz an Weinmarkt, da hat man kes und prot bestelt, und der paumaister gab in zwen aimer guts weines und heten der stat hoffirer (Musikanten) all mit der lauten und portatif (eine Art Handorgel).

* * *

Zu den Eigentümlichkeiten damaliger Rechtspflege gehörte noch die grausige Sitte, die Körper der Gerichteten lange am Galgen hängen zu lassen zum Zeichen der Halsgerichtsbarkeit der Stadt und als warnendes Exempel für andere. — Wenden wir unseren Blick ab von so schrecklichen Sitten, Gewohnheiten und Gesetzen der sog. guten alten Zeit, und danken wir Gott für den segensreichen Wandel, den wackere, erleuchtete Männer in unserer Zeit angebahnt haben! —

66. Nikolaus Muffel.

Die Geschichte dieses Mannes, der lange Zeit an der Spitze der Nürnberger Stadtverwaltung stand, ist eine äußerst tragische; Muffel beschloß sein Leben am Galgen durch Henkershand. Obwohl wir über die Rechtmäßigkeit der Verurteilung dieses Mannes durch die noch vorhandenen Akten ziemlich gut unterrichtet sind, so hat sich doch die Sage der Angelegenheit bemächtigt, und wie das so im Wesen derselben liegt, Wahres und Falsches durcheinandergemischt. Die Erklärung hiefür liegt in der Thatsache, daß das gemeine Volk, bei welchem Nik. Muffel ungemein beliebt und angesehen war, dem schnellen Justizverfahren des Rates nicht recht traute, umsoweniger, als Muffel innerhalb des Rates eine Menge persönlicher Feinde hatte, die zugleich seine Ankläger und Richter waren, was das Volk ganz gut wußte.

Beschäftigen wir uns etwas näher mit der Persönlichkeit Muffels! Die gütige Natur hatte ihm fast alles gewährt, was ein Mensch sich

wünschen kann. Von Gestalt wohlgebildet und stattlich, einem Apollo gleich, mit hervorragenden Geistesgaben ausgerüstet, insbesondere mit der Gabe, sich beliebt zu machen; von reichen und wohlangesehenen Eltern geboren, die ihm eine gute Erziehung und vortreffliche Bildung angedeihen ließen; vom Glück schon in früher Jugend begünstigt, indem er bereits im Alter von 23 Jahren als Genannter in den Rat seiner Vaterstadt gewählt wurde, um dort nach und nach die höchsten Ehrenämter einzunehmen, bald als Gesandter der Stadt beim Kaiser, bald als oberster Hauptmann der Nürnberger Truppen, bis er endlich als ältester Losunger dirigierendes Oberhaupt der Stadt wurde: Konnte ein Sterblicher damit nicht zufrieden sein?

Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Der hochgestellte Mann hatte so allerlei Schwächen, die schließlich seinen Sturz herbeiführten. Er war ein Lebemann, der gerne Gastereien gab, um zu repräsentieren, und das kostete Geld, viel Geld; nebenbei hatte er noch eine zahlreiche Familie. Das zerrüttete seine Finanzen, obschon er in Gütern und Liegenschaften ein hübsches Vermögen besaß. Außerdem fröhnte er einer sonderbaren Liebhaberei, die zu befriedigen er weder Kosten noch Mühe scheute. Als höchst bigotter Mann suchte er nämlich Reliquien zu sammeln und Ablaß zu erhalten. Im Jahre 1468 hatte er, wie er selbst aufzeichnete, 308 Stücke des „würdigen Heiligtums“ zusammengekauft, und bekennt, daß er Hoffnung habe, bald für jeden Tag im Jahre das Gebein eines besonderen Heiligen zu besitzen. Um diese Sammelwut befriedigen zu können, machte er Anlehen bei Wucherern; auch vergriff er sich an dem Stadtsäckel. Als eine Schwäche ernster Art, die bei einem Staatsmann leicht zum Unglück des von ihm regierten Staates ausfallen kann, muß endlich seine allzugroße Gutmütigkeit, die nicht leicht jemand etwas abschlagen konnte und seine Vertrauensseligkeit in die Absichten anderer bezeichnet werden.

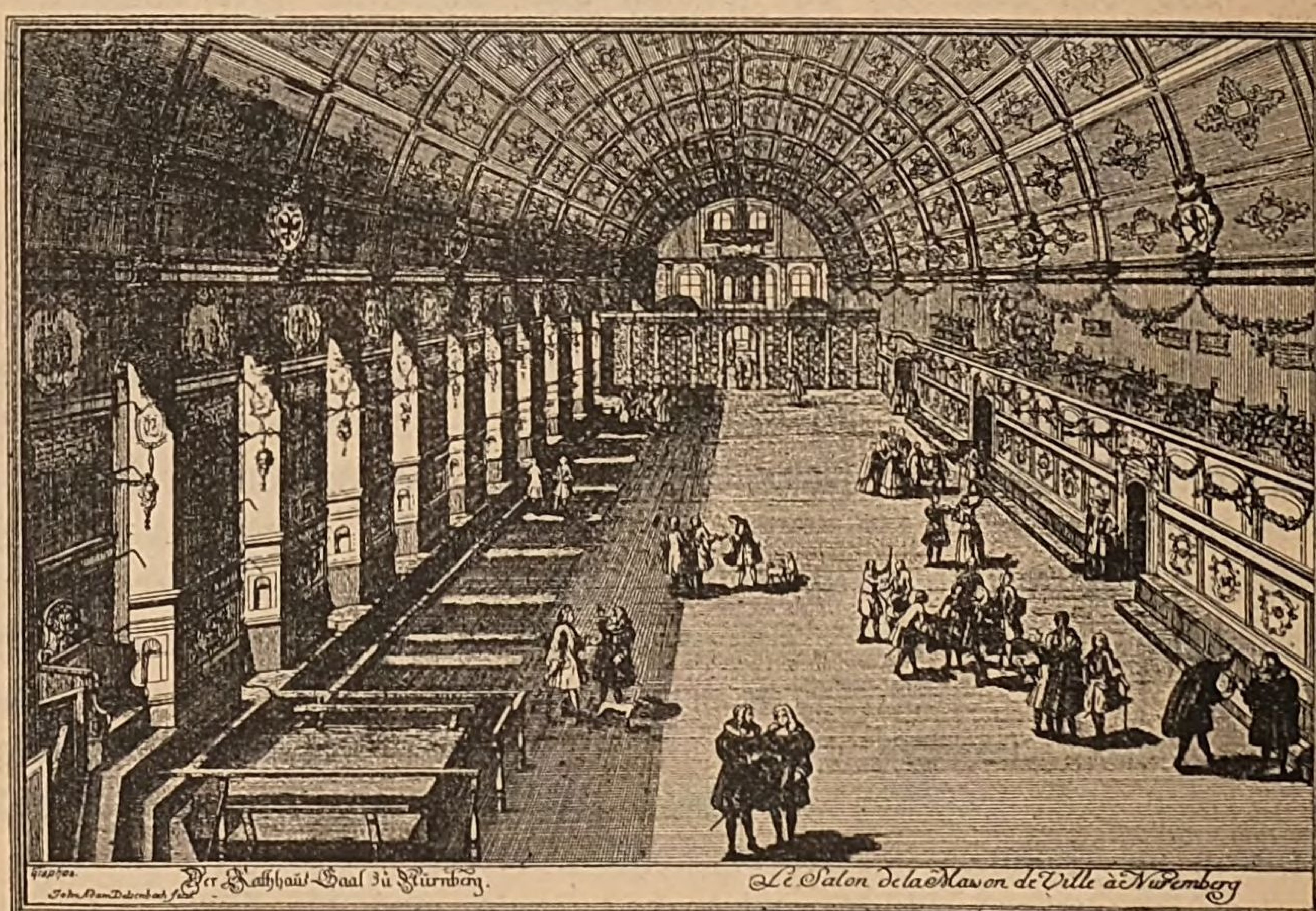
Dies vorausgeschickt, wird das, was uns die Sage und die Geschichte von seinen Verfehlungen erzählt, um so begreiflicher erscheinen lassen.

Das Verhältnis der Stadt zu den Markgrafen war zu keiner Zeit so gut, daß der Rat ihnen hätte trauen dürfen. Unersättlich und unberechenbar in ihren Ansprüchen und Forderungen an die Stadt, war die größte Wachtsamkeit so begehrlichen Nachbarn gegenüber Pflicht. Die Lebsucht und die allzugroße Vertrauensseligkeit Muffels machte es aber dem Markgrafen, oder vielmehr einem von dessen Beamten möglich, die Interessen der Stadt zu schädigen.

Während seiner langen Amtszeit war Muffel mit dem markgräflichen Amtmann in Baiersdorf, einem schlauen Fuchs, der bei seinem Herrn sich eines großen Ansehens erfreute, bekannt und befreundet geworden. Der Amtmann huldigte anscheinend denselben Grundsätzen in Bezug auf Essen,

Trinken und Fröhlichsein und lud den lebenslustigen Patrizier oftmals zur Teilnahme an Jagden und zu Gastereien ein, wobei auch oftmals gegenseitig Geschenke ausgetauscht wurden. Insbesondere wurde Muffel von ihm in liebenswürdigster Weise fast täglich mit Wildpret und anderen Sachen reichlich beschenkt. Solche Liebenswürdigkeit und Freundschaftlichkeit schläferte endlich jedes Mißtrauen in die Absichten des Gebers bei dem arglosen und vertrauensseligen ersten Losunger ein, was nach der Sage eine der Hauptursachen zu seinem traurigen Ende werden sollte.

Nachdem der Amtmann lange Zeit hindurch alles aufgeboten hatte, um Muffel alles Mißtrauen gegen ihn zu nehmen und ihn soweit zu bringen,



Der große Rathaus-Saal. Nach einem Stich von Delsenbach.

daß er auf seine (des Amtmanns) Freundschaft unbedingt vertraute, richtete jener einmal bei einer Gelegenheit, wo er den obersten Losunger als Gast bei sich sah, die Bitte an Muffel, ihm doch einmal die Kaufbriefe über das vom Markgrafen an die Stadt überlassene Burggraftum und über die Reichsforste, auf die sich die Nürnberger bei ihren Streitigkeiten mit den späteren Markgrafen gar oft mit Erfolg beriefen, mitzubringen und ihm lesen zu lassen. Es brauche ja niemand etwas davon zu wissen; er versichere ihn hierüber seiner größten Verschwiegenheit. Muffel stutzte zwar über die Absonderlichkeit dieses Begehrens, doch sagte er ihm schließlich die Erfüllung seiner Bitte zu; der Amtmann hatte sich allzusehr in sein Vertrauen eingenistet.

Bald darauf erschien der Amtmann persönlich bei Muffel, um ihn mit den Seinigen zur Baiersdorfer Kirchweih in ausgesucht höflicher Weise einzuladen. Bei dieser Gelegenheit erinnerte er ihn auch an das gegebene Versprechen.

Der arglose Mann ging in die gestellte Falle. Die bewußten Dokumente in der Tasche, fuhr er mit den Seinen wohlgemut zur Baiersdorfer Kirchweih. Der hinterlistige Amtmann zeigte sich über sein Kommen hocherfreut und bot alles auf, um durch Liebenswürdigkeit den Losunger ganz sicher zu machen. Die ihm übergebenen Kaufbriefe sogleich zu lesen, bemerkte er, dazu habe er jetzt keine Zeit; das könne wohl des Abends geschehen, wo die meisten der andern geladenen Gäste — es waren dies mehrere markgräfliche Edelleute — sich entfernt haben würden.

Er hatte die Schriften aber gleich nach Empfang heimlich durch einen reitenden Eilboten nach Ansbach dem Markgrafen zugeschickt; dieser sandte dem Amtmann den Befehl zu, alle Mittel aufzubieten, um Muffel solange aufzuhalten, bis er Abschrift von den Urkunden habe nehmen lassen. Das würde aber wohl bis zum anderen Tage dauern.

Der Amtmann war gewandt genug, dies zu ermöglichen. Ein üppiges Abendmahl, bei welchem die köstlichsten Weine aufgetragen wurden, machte den beabsichtigten Aufbruch der Nürnberger Gäste für diesen Tag unmöglich. „Als aber andern Tages" (so berichtet die Chronik) „der gute Muffel wieder bey Zeiten auffseyn und nachher Hauß fahren wollte, wurde er abermals mit Essen und Trinken aufgehalten und mit den Seinigen stattlich traktieret, unterdessen aber die Kaufbrief von Onolzbach wieder nach Baiersdorf geschicket, die dann denen Originalibus, nämlich der Herren von Nürnberg Briefen, so Muffel mit hinausgebracht und dem Amtmann in Verwahrung geben, also gleichförmig geschrieben worden, daß man in aller Form und Gestalt der Schrift nach, fast keinen Unterschied finden können, hat also der Markgraf die rechte Originalia selbsten in Händen behalten, die überschickte Abschriften aber, so doch als wann's die Originalia wären, überschicket worden, so viel den Kauf selbsten und die Gerechtigkeiten belanget, im Contexte verfälschen lassen."

Bisher war dem verräterischen Amtmann alles geglückt; er wußte es auch noch dahin zu bringen, daß Muffel vor der Heimfahrt keine Zeit mehr fand, die Briefe, die ihm als die seinen übergeben worden waren, auf ihre Echtheit hin anzusehen. Daß er schmählich hintergangen worden, daß er falsche Urkunden mit gefälschtem Siegel zurückbekommen hatte, merkte er erst zuhause. Wie vom Schlage gerührt, erkannte er die Falschheit des Amtmanns und seine eigene, geradezu dumme Vertrauensduselei. Allein, was war da zu machen? Sollte er die Sache an die große Glocke hängen? War es nicht klüger, sie zu verschweigen? Er wählte, hoffend, daß bei

seinen Lebzeiten nach den Briefen nicht mehr gefragt, und der Handel nicht an den Tag kommen würde, das letztere.

Aber von nun an hatten Furcht, Sorge und Angst von seinem Herzen Besitz genommen, und das böse Gewissen ließ ihm keine Ruhe mehr. Er zog sich, soweit dies sein Amt zuließ, scheu von allem Umgang mit den Menschen zurück. Dies fiel natürlich vor allem den Seinigen auf; es blieb aber auch von seinen Amtsgenossen nicht unbemerkt und erregte bei ihnen allerlei schlimme Vermutungen.

Mittlerweile kam er auch zur Erkenntnis, daß seine Vermögensverhältnisse auf einem Punkte angelangt seien, der das Verheimlichen seines Ruins kaum mehr möglich erscheinen ließ. Mit dem Bekanntwerden desselben aber, das wußte er, war seine Stellung gefährdet.

Seiner kostspieligen Liebhaberei für Reliquien haben wir schon früher gedacht. Bigott und abergläubig, wie er war, wähnte er sein Glück an ein Amulett, einen Splitter vom Kreuze Christi, gebunden. Am Wendepunkt des für ihn so verhängnisvollen Jahres riß die Kette, an der es in einer goldenen Kapsel trug, ab und fiel zu Boden. Durch den Fall war die Kapsel auf- und die teuere Reliquie herausgesprungen und konnte trotz alles Suchens nicht mehr gefunden werden. Dieser Verlust beunruhigte ihn — als Unglückszeichen — in hohem Grade. Sein Lebensschifflein fing an, stark zu schwanken. Er merkte, daß ein Gewitter im Anzuge.

Was ihn jedoch am meisten quälte, waren die unverkennbaren Anzeigen, daß der Markgraf darauf sinne, mit der Stadt anzubinden. Fast jeden Tag liefen seitens der Nürnberger Pfleger Meldungen ein über Feindseligkeiten und Belästigungen, die sich die markgräflichen Amtleute und Kastner gegen Nürnbergische Unterthanen im Gebiete des Nürnberger Territoriums zu schulden kommen ließen. Seine schlimmsten Befürchtungen wurden aber zur Gewißheit, als der Markgraf — um den durch Unterschlagung der echten Kaufbriefe gewonnenen Vorteil auszunützen — dem Rate der Stadt Nürnberg ankündigte, daß er die von den Nürnbergern angeblich durch Kauf erworbenen Rechte auf das Burggrafentum und die Wälder nicht als zu Recht bestehend ansehe und auf deren Zurückgabe bestehen müsse.

Die Lage des armen Losungers war eine schreckliche geworden. Er sah wohl ein, daß sich seine verbrecherische Schwachheit nicht mehr vertuschen ließ, und suchte nur den Zeitpunkt der gefürchteten Entdeckung noch hinauszuschieben.

Die Antwort des Rates auf das markgräfliche Ansinnen war so gehalten, als ob er noch im Besitze der beweiskräftigen Urkunden wäre; er lehnte das Begehren des Markgrafen rundweg mit großer Entschiedenheit ab. Daraufhin erklärte dieser, er berufe sich auf eben diese Urkunden — da meinte er natürlich die gefälschten — und bestehe auf der

Ausführung der sämtlichen Vertragspunkte, wie sie dort festgesetzt seien.

Bisher wußte niemand außer dem ersten Losunger von dem Abhandenkommen der echten Briefe. Da man dieselben jetzt dringend nötig hatte, um auf Grund derselben den Markgrafen gründlich abzufertigen, mußte endlich die Entdeckung der Fälschung erfolgen.

Weil es eine Sache von größter Wichtigkeit betraf, war eine große Ratsversammlung auf den 15. Februar 1469 angesetzt worden. Hier mußte Muffel endlich Farbe bekennen. Der Gang zum Rathause war diesmal ein sehr harter für ihn — und es sollte sein letztmaliger sein.

Angethan mit allen Zeichen seiner hohen Würde, wollte er eben den Fuß über die Schwelle seines Hauses setzen — es war für ihn ein reiner Unglückstag — da mußte auch noch eine entsetzliche Megäre, Frau Sara Hutzlerin, Meßnersfrau der Kirche zum heiligen Geist, eine Wucherin schlimmster Sorte, in deren Klauen er sich befand, sich einfinden. Was sie von ihm wollte, wußte er nur zu gut; unter Verpfändung seines Ehrenwortes hatte er ihr versprochen, bis zum Tage Mariä Lichtmeß die von ihr geliehenen 200 Gulden zurückzuerstatten, und nun waren bereits 14 Tage darüber hingegangen, ohne daß er sie befriedigt hatte. Er durfte sie nicht, wie er so gerne gethan hätte, zurückweisen; er mußte ihr Gehör schenken. Nach einer Viertelstunde verließ dieselbe sein Haus fröhlichen Angesichts; wahrscheinlich hatte sie sich durch Versprechung größerer Zinsen seinerseits für einige Zeit beschwichtigen lassen.

Nach diesem peinlichen Zwischenfalle schritt er endlich die Dielinggasse herab dem Rathause zu, so nachdenklich und ernst wie noch niemals, und bedeckt mit kaltem Schweiß, betrat er sein dicht an dem großen Rathaussaal gelegenes Gemach, von welchem aus er durch ein Seitenthürchen in denselben kommen konnte; er hatte noch einiges vorzubereiten, überhörte aber dadurch das Glöckchen, das den Beginn der anberaumten Ratssitzung anzeigte.

Als er endlich ins Beratungszimmer eintrat, fand er den Rat vollständig beisammen und die Sitzung bereits durch den andern Losunger, Herrn Anton Tucher, eröffnet. Das war ein neuer Schlag für ihn. Doch zeigte er sich fest und ließ sich sein Mißbehagen darüber nicht anmerken.

Herr Anton Tucher entschuldigte sich bei ihm, daß er den Vorsitz an seiner Statt übernommen. Wir haben Euch, sagte er, nicht mehr erwartet. Als Ihr, nachdem das Ratsglöcklein verklungen, nicht erschienet, sandten wir Boten in Euer Haus, die uns berichteten, daß Ihr längst dasselbe verlassen. So drängten mich die Herren, die Sitzung zu eröffnen. Herr Muffel erwiderte: Ich hatte noch einige Vorbereitungen für die heutige Sitzung zu treffen und habe dabei das Glöcklein überhört. Indes laßt Euch nicht stören, Ihr Herren; Ihr findet mich bereit, in der Angelegen-

heit, um die es sich heute handelt, das Nötige zu referieren.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß ihm manche seiner Kollegen den vertrauten Umgang mit dem Kastner von Baiersdorf sehr verdacht hatten, und daß ein gewisses Mißtrauen dieserhalb gegen Muffel sich eingeschlichen hatte. Es waren auch Gerüchte von seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen in ihre Kreise gedrungen und hatten sie stutzig gemacht. Endlich hatte er sich unter ihnen durch sein selbstbewußtes, stolzes Auftreten Feinde und Neider geschaffen, die gerne seine Stelle eingenommen hätten. So lange er unangefochten im Besitze der Macht sich befand, wagte niemand, ihm offen entgegenzutreten. Heute lag ein unbestimmtes Etwas in der Luft, was seine Gegner kouragierter machte, denen es ganz erwünscht kam, daß ein anderer den Vorsitz führte.

Es scheint in dieser Ratssitzung nicht besonders parlamentarisch zugegangen zu sein; denn ein Mitglied, der Schöffe Nikolaus Groß, wandte sich direkt an Muffel und sagte mit seiner harten, mächtigen Stimme: „Es kann uns nur erwünscht sein, endlich einen befriedigenden Aufschluß über die Angelegenheit mit dem Markgrafen zu erhalten, der um jeden Preis mit uns wieder anzubinden versucht. Behauptet er ja doch, wir hätten ihn übervorteilt, und unsere Briefe, die er sattsam kennt, und die er mit seinem Namen und Insiegel beglaubigt hat, enthielten nichts von den Rechten, die wir uns ihm gegenüber anmaßen."

„Ja, was ist es denn mit diesen Briefen, die wir bisher niemals zu Gesicht bekommen konnten, fuhr Herr Hans Imhof heftig auf, weil sie Herr Muffel ängstlich wie ein Argus hütet und hinter Schloß und Riegel verborgen hält? Gebt sie endlich einmal heraus, damit wir ihren Inhalt selbst prüfen können!"

Also in die Enge getrieben, beichtete der schuldbeladene erste Losunger, was wir schon wissen. Er schonte sich selbst nicht, schilderte die bisher deshalb ausgestandene Angst vor der Entdeckung und schloß seine Rede mit den Worten: „Ihr Herren und Freunde! Ich beschwöre Euch, urteilt nicht allzu rasch und allzuhart über meine Unvorsichtigkeit. Gedenket meiner fleckenlosen Vergangenheit; vergesset nicht, was ich seit dreißig Jahren zum Wohle der Stadt gethan; gedenket unserer alten Freundschaft; gedenkt auch der Meinen!"

Der Eindruck dieses Bekenntnisses auf die hohe Versammlung rief eine peinliche Stille hervor. Alle die Anwesenden waren dadurch für den Augenblick so verblüfft, daß niemand ein Wort hervorzubringen wußte. Und nun kam plötzlich ein neues Etwas hinzu, das die vielleicht noch für den Schuldigen vorhandenen Sympathien im Nu ertöten mußte. Ein sonderbares Klingen und Klirren machte sich vernehmbar. Aus dem linken Ärmel des pelzverbrämten Überwurfs des 1. Losungers fielen Goldstücke zu Boden. Entsetzen und Bestürzung malte sich auf dessen Antlitz; als er sich

bücken wollte, um dieselben vom Estrich aufzulesen, entfielen ihm noch mehrere.

Die Wirkung dieses an sich so unbedeutenden, fast lächerlichen Vorfalles auf die Versammlung, insbesondere auf den Schöffen Nikolaus Groß, war eine geradezu entsetzliche; denn letzterer erkannte in dem Gepräge der Münzen Geldsorten, die er selbst erst Tags vorher in die Stadtkasse eingezahlt hatte. Die übrigen Ratsmitglieder hatten bald erraten, woher sie stammten.

Der Vorsitzende, Herr Anton Tucher, richtete endlich das Wort an Muffel und sprach: „Es muß Euch selbst genehm sein, Herr Muffel, daß Euch Gelegenheit zur Aufklärung über diesen letzten peinlichen Vorfall gegeben wird. Ich kann Euch aber nicht verschweigen, daß ein sehr gegründeter Verdacht auf Euch ruht. Denn gestern bei dem vorgeschriebenen Sturz der Losungskasse fehlten tausend Goldgulden. Diese Kasse war Euerer Obhut anvertraut. Um Euch zu schonen, wollte ich die Sache mit Euch persönlich ordnen. Das ist jetzt unmöglich geworden. Geht in Euer Gemach und harret dort in anständiger Haft, bis wir die traurigen Händel untersucht haben, in die Ihr Euch verwickelt habt.“ —

Die Justiz der damaligen Zeit war eine überaus schnelle. Noch am selbigen Tage wurde eine genaue Prüfung der infrage stehenden Kaufbriefe ins Werk gesetzt und deren Fälschung festgestellt. Ein vorgenommener Kassasturz in der Losungskasse ergab ein Defizit. Auf Grund dieser Wahrnehmungen mußte der erste Losunger noch selbigen Tages ins Lochgefängnis wandern. Am nächsten Tage sollte er sich einem Verhöre unterziehen. Seine bisherigen Kollegen, die Schöpfen Nikolaus Groß und Hans Imhof, hatten dasselbe zu leiten. Man klagte ihn an, daß er die Stadt an den Markgrafen habe verraten wollen und beschuldigte ihn der Veruntreuung öffentlicher Gelder.

Der erste Punkt wurde von ihm entschieden bestritten, seine vertrauensselige fahrlässige Handlung aber zugestanden. Punkt zwei suchte er dadurch zu entschuldigen, daß er ehestens die der Kasse entnommenen Gelder wieder habe ersetzen wollen; denn seine Güter würfen ihm einen reichen Ertrag ab und hätten ihm dies baldigst ermöglicht. Das verhielt sich nun wirklich so; seine Vermögensverhältnisse stellten sich durchaus nicht so zerrüttet dar, als man anfangs angenommen hatte. Dessenungeachtet beharrten seine Ankläger bei ihrer Anschuldigung, und mit Hilfe der Folter erzwangen sie von ihm die diesbezüglichen Geständnisse, auf Grund deren sie ihn zum Tode durch den Strang verurteilten. Die gemachten Angaben widerrief er zwar mit der Begründung, dieselben seien ihm durch die unerträglichen Martern erzwungen worden; allein die beiden schon genannten Schöffen sagten auf ihren Eid hin aus, er habe freiwillig, „ehe man ihn mit den Martern angegriffen“, in der Hauptsache alles bekannt, was ihm zur Last gelegt worden.

So wurde er denn am 28. Februar 1469, dreizehn Tage nach seiner Verhaftung, durch den Henker zum Tode gebracht trotz der vielen Fürbitten, die für ihn von allen Seiten, sogar von Seite des Markgrafen und seiner Gemahlin, an den Rat gelangten, trotz der Gärung in der Bürgerschaft, die das Urteil für ein ungerechtes hielt. Vielleicht hat gerade letzterer Umstand dazu beigetragen, daß die Hinrichtung so beschleunigt wurde; vielleicht fürchtete der Rat auch, den wiederholten Fürbitten der mächtigen Gönner des Schuldigen auf die Dauer nicht widerstehen zu können.

Sein Leichnam mußte nach der barbarischen Sitte jener Zeit drei Tage lang, von Stadtknechten bewacht, am Galgen hängen bleiben. Die Sage berichtet, daß Muffel an einem steinernen Balken im Rathause aufgehängt wurde. Seine Angehörigen brachten seinen Leichnam nach Eschenau, wo er begütert war. Erst später wurde er auf dem Kirchhof bei St. Sebald dauernd beigesetzt.

Nur wenige Tage nach seiner Hinrichtung erhängte sich auf dem Dachboden ihres Hauses die Meßnerin an der Kirche zum heiligen Geist. Ob der Tod des durch ihr Drängen zum Dieb gewordenen Losungers daran schuld war, oder der in Aussicht stehende Verlust der demselben geliehenen Gelder, ist nicht bekannt geworden.

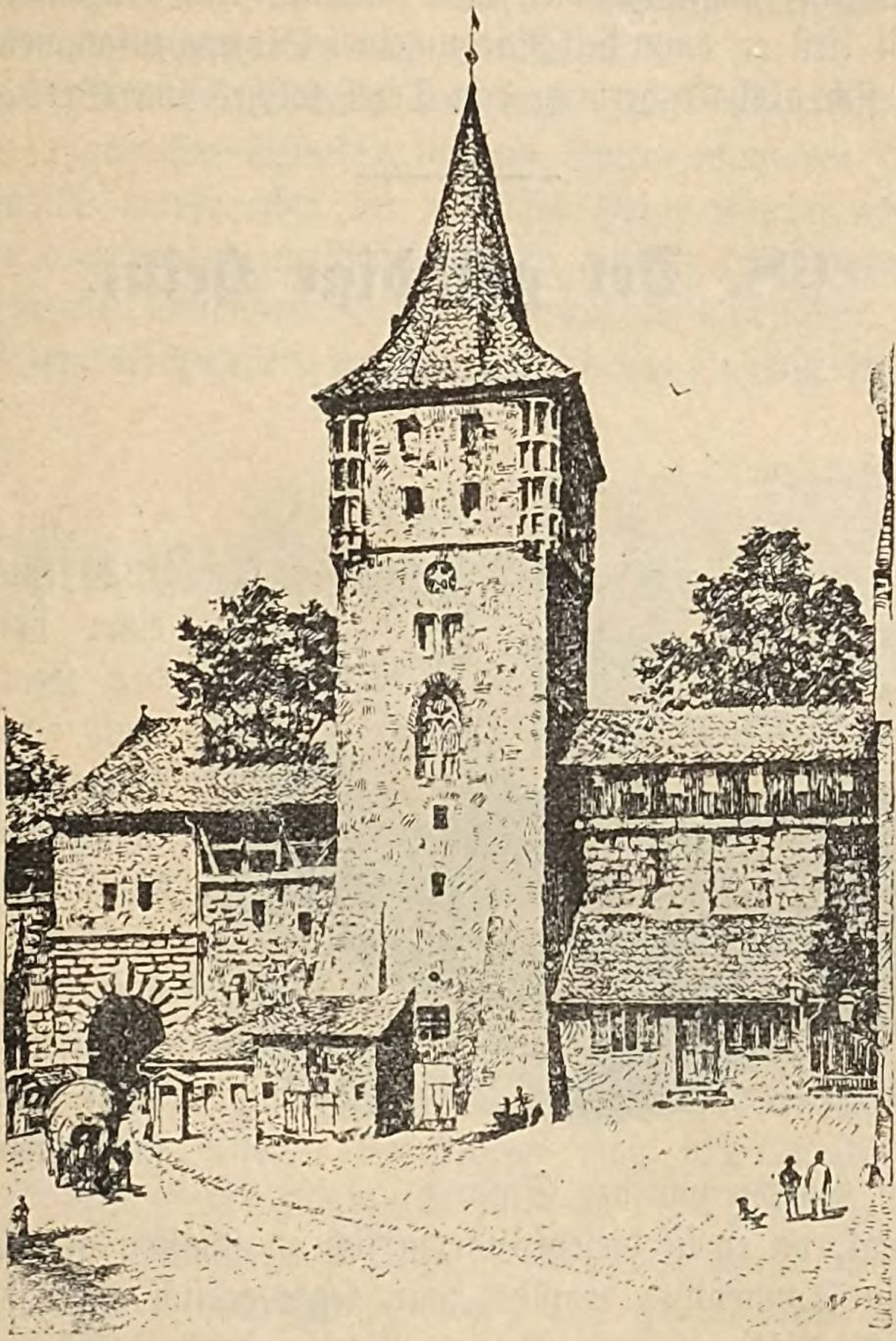
Durch Vermittlung des Kaisers Friedrich III. sollen vom Markgrafen die echten Kaufbriefe gegen Erlegung von 10000 fl. dem Rate wieder ausgeliefert worden sein.

Das Verfahren des Rats gegen Muffel erscheint hart, roh und grausam; aber das lag so im Geiste jener Zeit. Das Urteil war hart, aber nicht ungerecht. Man kann dem Rat die Anerkennung nicht versagen, daß er die Rechtspflege unparteiisch ausübte, indem er ohne Rücksicht auf Stand, Herkommen und Verdienst jedermann nach seinen Thaten, entsprechend der Auffassung der Zeit und der Gesetze, richtete.

76. Anton Tezels Verrat.

Im Jahre 1514 wurde, wie in einer alten Chronik berichtet wird, Herr Anton Tezel, ein Losunger der Stadt Nürnberg, aus dem Rat gesetzt und in strengen Gewahrsam auf den „alten Nürnberger Turm“ gelegt. Der Zugang zu seiner Zelle ist vermauert worden, um eine Flucht aus derselben unmöglich zu machen. In dieser Zelle hat der alte Mann noch 3 Jahre und 10 Wochen zugebracht.

Die Ursache war aber diese: Er hatte mit dem Markgrafen Casimir ein heimliches Einverständnis und wollte diesem die Stadt veruntreuen. Es handelte sich also um einen Verrat seiner Vaterstadt. Zu diesem Zwecke soll er das Tiergärtner Thor zur Nachtzeit geöffnet haben, um den Markgrafen mit seiner Mannschaft einzulassen.

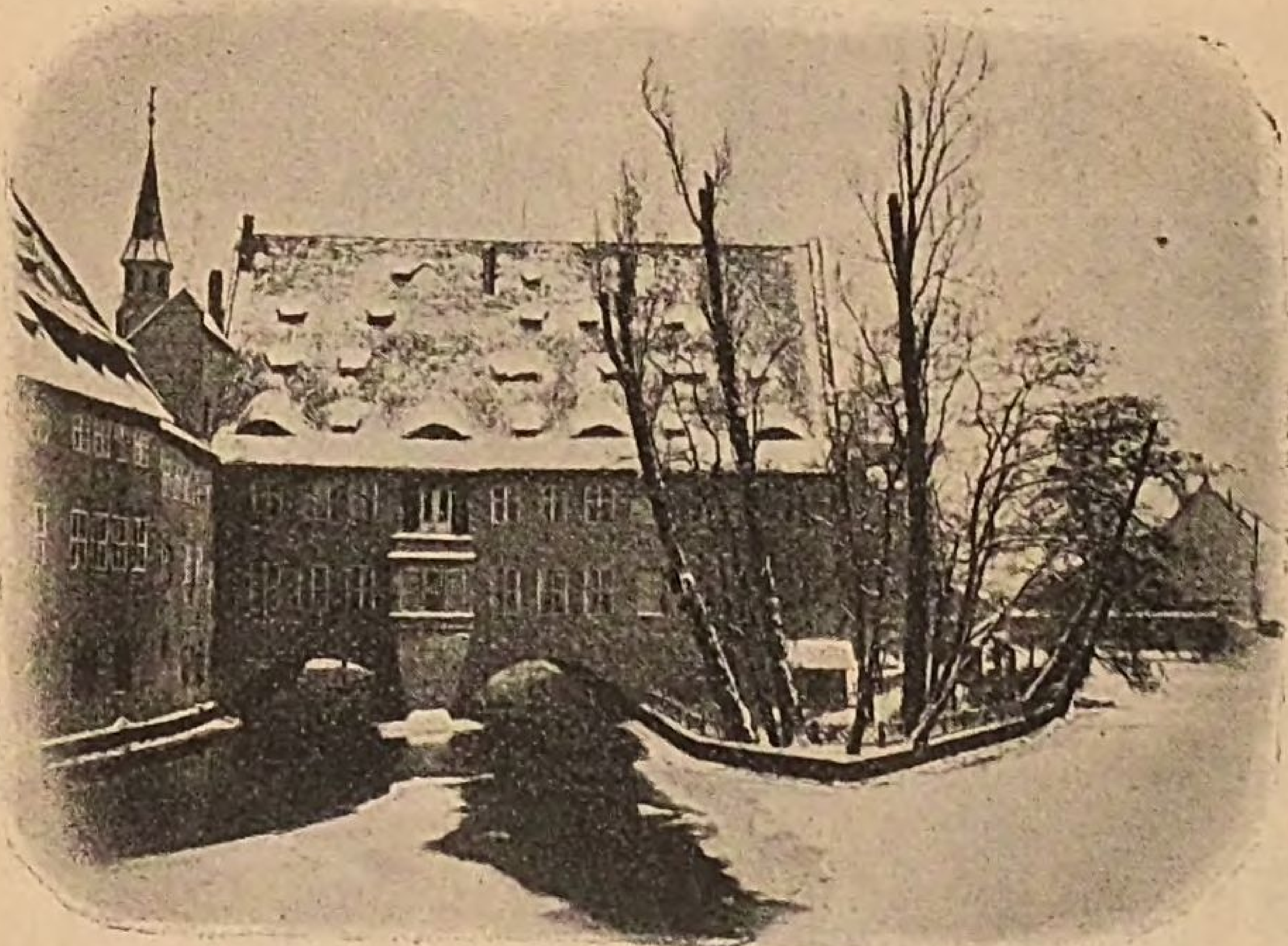


Tiergärtnerthor.
Nach einer Federzeichnung von E. Schotte.

Dieses sein böses Vorhaben ist ihm aber mit Gottes Hilfe vereitelt worden. Ein Bäckerjunge, der in der Nähe des Thores bei einem Meister in der Lehre stand, wollte just in derselben Nacht für einen seiner Gesellen einen Trunk Wasser holen. Von ungefähr läuft des Meisters Hund mit ihm hinaus. Als er nun in sein Haus zurückkehren wollte, fehlte ihm der Hund. Alles Rufen und Locken ist umsonst; der Hund kommt nicht zum Vorschein. Nun macht er sich auf die Suche. Er hat ihn auf das Thor

zuspringen sehen. Als er dahin kommt, bemerkt er, daß das Thor nicht, wie sonst, verschlossen ist. Das fällt ihm auf. Schnell eilt er heim zu seinem Meister und berichtet ihm, was er gesehen hat. Dieser läuft alsobald mit zweien seiner Nachbarn zum regierenden Bürgermeister und macht von dieser befremdenden Thatsache Anzeige. Darob erschrickt dieser heftig und gibt alsbald Befehl, man solle das Thor augenblicklich verschließen. Noch in derselben Nacht ließ er dann den Rat zu einer Sitzung zusammenberufen, und hier stellte es sich alsbald heraus, daß Tezel solches ins Werk gerichtet habe.

68. Der grindige Heinz.



Im Jahr Christi 1320 lebte zu Nürnberg einer vom Geschlecht der Heinzen, welchen man den grindigen Heinzen nannte, da er in seiner Jugend mit dem Grinde behaftet gewesen. Sein Vor- oder Taufname war Konrad. Dieser Mann besaß großen Reichtum und hatte seine Wohnung in einem Garten vor der Stadt.

Einmal, da er in diesem Garten sich zu schaffen gemacht hatte und von der großen Sonnenhitze ermüdet war, legte er sich unter das Schattendach einer Linde, die auf einer kleinen Anhöhe stand. Als er nun eingeschlafen war, träumte ihm, wie er in seinem Garten einen großen Schatz fände, aber leider kein Werkzeug bei sich hätte, um nachgraben und den Schatz heben zu können, daher er eine handvoll Lindenblätter auf die Stelle streute und so den Ort, wo der Schatz lag, bezeichnete.

Als er nun aus diesem Traume erwachte, ging er sogleich in dem Garten herum und kam wunderbarer Weise an einen Ort, welcher mit Blättern bezeichnet war. Weil aber diese Blätter rechte und natürliche Lindenblätter waren, so dachte Heinz, das sei doch kein bloßer Traum, sondern göttliche Eingebung gewesen, faßte auch sogleich den Entschluß, falls sich der Traum bewährte,

wollte er den ganzen Schatz den Armen zukommen lassen. Hierauf legte er mit den Seinigen Hand an, und siehe, als man eine Weile fortgegraben, fand sich wirklich der Schatz.

Nun stattete der Heinz dem Rate Bericht ab, wie er gesonnen sei, sein Gelübde zu vollführen. Zu dem Ende kaufte er das Jungfrauenklösterlein, „zum Himmelsthron" genannt, ließ es abtragen und ein Spital dahin bauen. Die Nonnen wanderten nach Gründlach.

Der Stifter des Spitals hat auch zwölf Chorschüler verordnet, welche täglich zu gewissen Stunden in dem Spital psallieren sollten.

Nachmals wurde aber der grindige Heinz Konrad Groß geheißen und führte die dreiundzwanzig Blättlein, so zum Zeichen des Schatzes auf dem Platze gelegen, samt dem Hügel, worauf er geschlafen, zum ewigen Gedächtnis in seinem Wappen, welches ihm Kaiser Ludwig bestätiget.

69. Die Gründung des Spitals zum heiligen Geist.

Nicht leicht ist es der alten Noris geworden, so groß, mächtig und berühmt zu werden, als sie gegen Ausgang des Mittelalters in Deutschland dastand. Die sonst so gütigen Märchenfeen, die ihren Lieblingen gerne mühelos in den Schoß werfen, was das Herz begehrt, sind nicht an ihrer Wiege Pate gestanden. Es ist eine ziemlich reizlose, sandige und sumpfige Gegend an der unbedeutenden, nicht schiffbaren Pegnitz gewesen, auf der die Stadt sich erhob. Der Boden mag ursprünglich ganz steril gewesen sein; er bestand der Hauptsache nach an der Oberfläche aus leichtem Flugsande, und der Wanderer zu Fuß, zu Roß und zu Wagen wird Mühe gehabt haben, darüber hinwegzukommen. Der größte Teil desselben war von magerem Kiefernholz bestanden, von Wäldern, die deren Bewohnern dürftige Viehweiden, einigen Verdienst vom Pech- und Kohlenbrennen, von der Ausbeutung der wilden Bienen und der Jagd lieferten. Nicht minder unergiebig erschien auch Grund und Boden im unterirdischen Gebiete der Stadt. Weder Gold noch Silber, weder Kupfer noch Eisen, weder Stein- noch Braunkohlen, noch allenfalls ein feiner zu Industriezwecken besonders geeigneter Thon konnte durch bergmännische Bearbeitung gewonnen werden; nur der zu Bauzwecken sehr wohl geeignete Keupersandstein und der im ganzen Reichswaldgebiete zutage tretende Lehm konnten als gute Baumaterialien in Betracht kommen.

Aber gerade diese Ungunst der örtlichen Verhältnisse zwang die hier angesiedelte Mischbevölkerung (Germanen und Wenden), alle ihre Kräfte anzuspannen, um diese Widrigkeiten zu überwinden. Der Kampf gegen diese Schwierigkeiten machte die Bevölkerung geschickt und ausdauernd und gab den Anstoß zu einer großartigen Entwicklung der Stadt. Verschwiegen darf hiebei allerdings nicht werden, daß sie eine günstige Weltlage hatte, die sie besonders zur Handelsstadt qualifizierte.

Durch Gewerbe und Handel, die bald (gegen 1300) zu einer staunenswerten Blüte kamen, wurde die Stadt reich, mächtig und angesehen weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Ihre Handelsherren konnten sich überall sehen lassen. Doch hüteten sie nicht etwa ängstlich ihren Reichtum. Die vielen kirchlichen und wohlthätigen Stiftungen, die heute noch der Bevölkerung zugute kommen, zeugen von ihrem idealen, milden Sinn.

* * *

Eines der angesehensten und reichsten Geschlechter war im 14. Jahrhundert das der „Heinzen." Unter den Gliedern desselben hat sich ein Konrad Heinz um das Wohl der Bevölkerung besonders verdient gemacht. Seinem Reichtum verdankte er den Beinamen „der Groß", welchen er bald als Familiennamen annahm. Sein bisheriger Geschlechtsname war ihm wohl dadurch zuwider geworden, daß ihm die Bevölkerung ein bezeichnendes, aber häßlich klingendes Beiwort hinzugefügt hatte. Sie hieß ihn nämlich den „grindigen Heinz", weil er von Kind auf an einer damals unheilbaren Hautkrankheit litt.

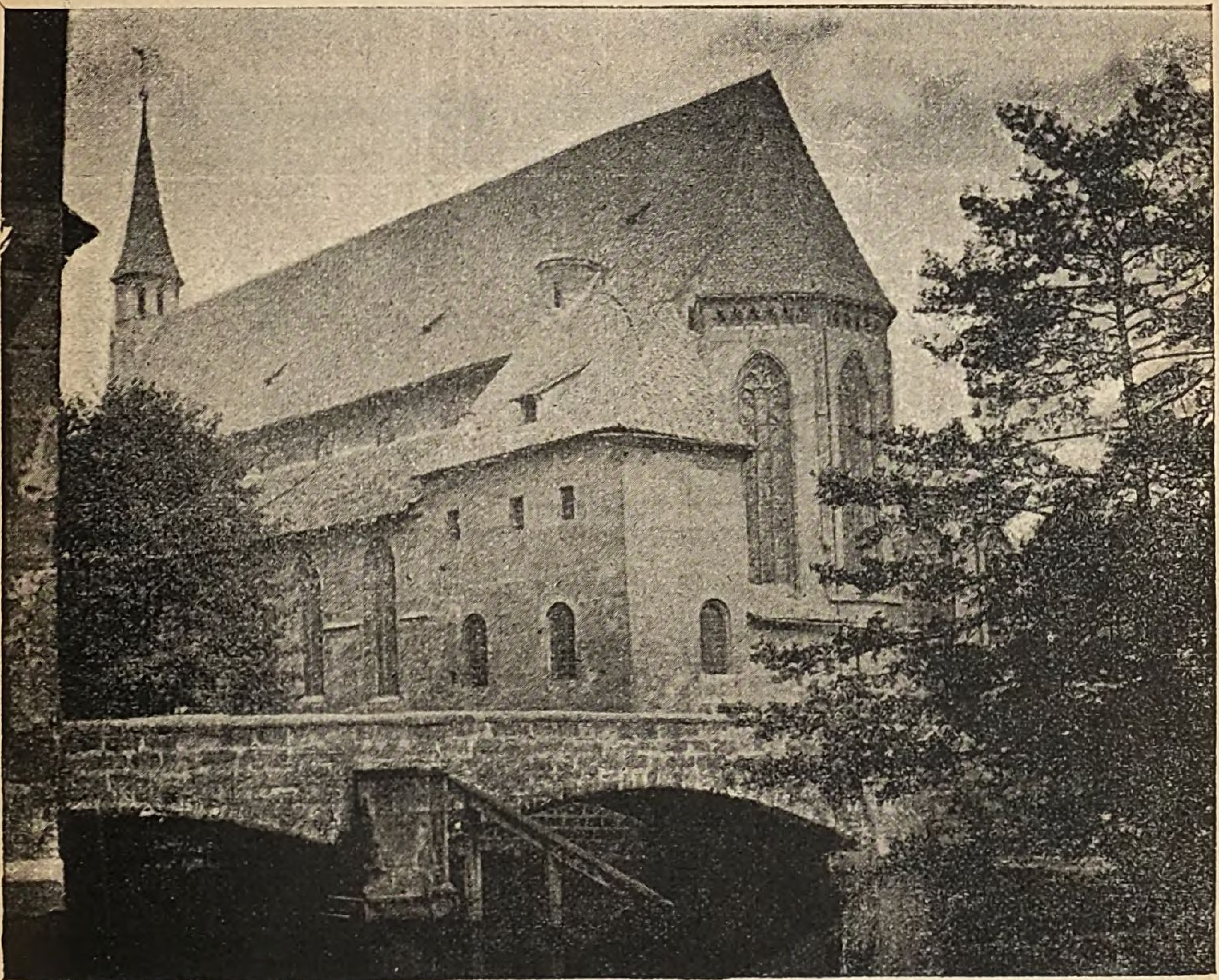
Diesem Manne verdankt nun Nürnberg seine bedeutendste Wohlthätigkeits-Anstalt: „das Heiliggeistspital", das allerdings im Laufe der Zeit seine ursprüngliche Bestimmung als Krankenhaus verloren hat und nun zur reinen Versorgungsanstalt (Pfründnerhaus) für arme alte Leute beiderlei Geschlechts geworden ist. Wie unendlich viel durch diese Stiftung schon Gutes gewirkt wurde, läßt sich nicht schildern.

Die Veranlassung zu dieser großartigen Stiftung, in der gleichzeitig mehr als 300 alte, gebrechliche Bürgersleute versorgt werden, soll nach der Sage, die gern das Einfache, Natürliche durch Wunderbares, Außergewöhnliches ersetzt, folgender Vorfall gegeben haben:

Müde von des Tages Last und Hitze pflag Heinz einst an einem heißen Sommernachmittage unter dem Schatten einer mächtigen Linde auf einem Hügel seines damals noch vor der Stadt gelegenen Gartens der Ruhe. Bald senkte sich auf den unthätig Dasitzenden ein tiefer Schlummer hernieder, und der Traumgott nahte sich ihm in ganz eigenartiger Gestalt. Er zeigte ihm eine Stelle in seinem Garten, die ganz auffällig in zauberhaftem Lichte erstrahlte, und als er hinzuging, um zu sehen, was da wäre, sah er dieses Licht von einem großen Schatze, bestehend in Gold, Silber, Perlen und

Edelsteinen, ausgehen. Ganz geblendet von diesen Reichtümern, streckte er seine Hand darnach aus, um davon Besitz zu nehmen, was er konnte; allein, wie es im Traume oft geht, sobald er seine Hände darnach ausstrecken wollte, versagten sie ihm den Dienst und bald versank der Schatz vor seinen Augen in die Erde.

Im Traume merkend, daß er träume, beschloß er, sich diesen Platz in seinem Garten ganz genau zu merken; zu diesem Ende streute er —



Heiliggeist-Kirche.

immer noch im Traume — eine handvoll Lindenblätter auf denselben und ging in sein Gartenhaus, um dort einige Grabwerkzeuge zu holen.

Endlich erwachte er unter seinem Lindenbaume und merkte, daß er wirklich nur geträumt habe. Aber der Traum war so lebhaft gewesen, daß er noch jetzt seinen Geist beschäftigte. Als er nun, darüber nachsinnend, in seinem Garten umherging, bemerkte er wirklich zu seinem freudigen Erstaunen eine handvoll Lindenblätter dicht an der Gartenmauer an der Stelle, wo er im Traume den Schatz gesehen hatte. Das ist, scheint mir's, sagte er zu

sich selbst, denn doch kein leerer Traum, sondern ein Fingerzeig Gottes. Ich will nun sehen, was daran ist. Ohne jemand in das Geheimnis einzuweihen, holte er sogleich einen Spaten und fing an, dort, wo die Blätter lagen, rüstig zu graben. Damit ihn jedoch kein neidischer Erdgeist um die Früchte seiner Mühe bringe, gelobte er, den Schatz zur Ehre Gottes und zum Wohle seiner Mitmenschen anzuwenden. Nach mehrstündigem Graben stieß endlich der vom Schweiß der ungewohnten Arbeit triefende Handelsherr auf eine ziemlich große eiserne Kiste, und als er sie herausnahm und öffnete, zeigten sich seinem erstaunten Auge in der That die Schätze, die er im Traume gesehen hatte.

Es ist anzunehmen, daß einer seiner Vorfahren in schweren Kriegszeiten diesen Schatz vergraben hatte, um ihn nicht in die Hände beutelustiger Krieger fallen zu lassen, und daß ihn vielleicht ein beigelegter Zettel oder ein auf dem Kasten angebrachtes Familienwappen über die Herkunft desselben aufgeklärt und über den rechtmäßigen Besitz beruhigte, sonst würde der ehrenhafte Mann sicher nach dem rechtmäßigen Eigentümer sich umgesehen haben.

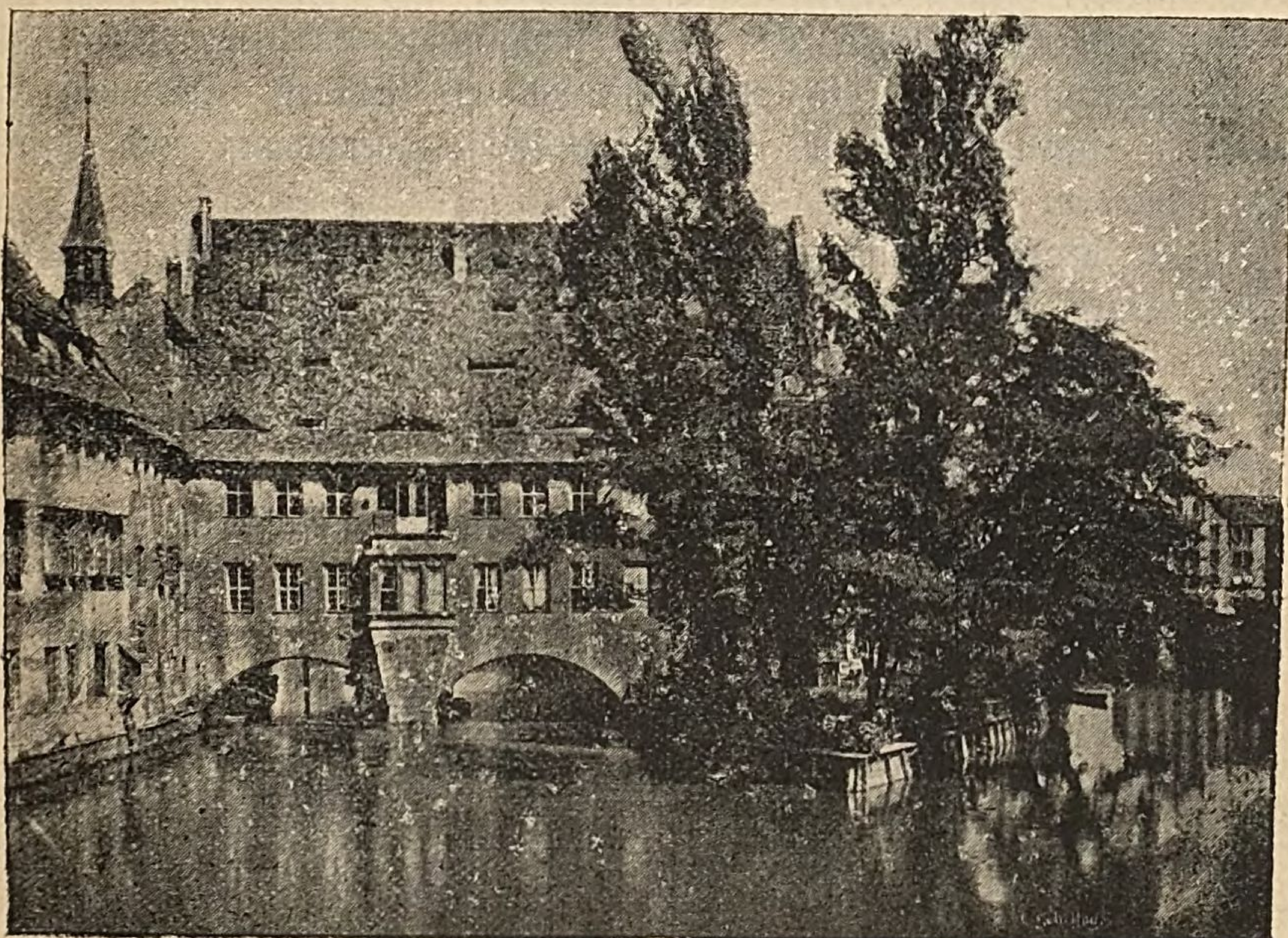
Einmal im rechtmäßigen Besitze des so leicht und wunderbar Erworbenen, vergaß er nicht seines Gelöbnisses, diese Reichtümer zur Ehre Gottes und zum Wohle seiner Mitbürger anzuwenden. Für sich selbst wollte er nichts behalten. Christi Ausspruch: „Was ihr gethan habt einem der geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan!“ gab ihm den Fingerzeig, auf welche Weise er am zweckmäßigsten Gebrauch davon machen könne, und wir können ihm das Zeugnis nicht versagen, daß er, der erfahrene Mann, das Richtige getroffen hat.

In einer großen Stadt sind wohl diejenigen am härtesten daran, die neben der Last des Alters und der Armut mit körperlichen Gebrechen und Krankheit behaftet sind. An sich selbst hatte der „grindige Heinz“ genugsam erfahren, wie schwer es ist, körperliche Leiden zu ertragen; wie hart muß dies erst denen fallen, dachte er, die außerdem noch alt sind und am Nötigsten Mangel leiden müssen. Zwar hatte ein anderer Wohlthäter schon einigermaßen für derartige Unglückliche durch Gründung des St. Elisabetenspitals im deutschen Hause im Jahre 1290 gesorgt; aber dasselbe reichte schon längst nicht mehr hin, dem gesteigerten Bedürfnis abzuhelfen. Mit größtem Eifer griff deshalb Konrad Heinz die Idee auf, ein großes Spital für arme und kranke Leute zu gründen.

Seine Absicht erhielt natürlich allseitige Anerkennung und Förderung. Burggraf Friedrich schenkte hiezu (1331) eine ihm gehörende Wiese „zwischen Moler Thor und der Pegnitz.“ Im Jahre 1333 wurde der Bau begonnen. Die Stiftungsurkunde datiert vom Jahre 1339. Zur Heiliggeist-Kirche wurde 1335 der Grundstein gelegt und im Jahre 1341 ward sie vollendet und dem heiligen Geist geweiht.

In der Folge ward diese Stiftung von verschiedenen Wohlthätern in ausgiebiger Weise gebessert. Anno 1487 wurde das Spital samt der Kirche erweitert.

Die Stiftungsurkunde besagt, daß der ehrwürdige Konrad Groß, Bürger zu Nürnberg, in dem durch göttliche Gnade eingeflößten Verlangen, himmlisches Gut um weltliches einzutauschen, eingedenk der Sprüche der Propheten und der heiligen Evangelisten: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen", und „Kommt her zu mir, Benedeiete meines Vaters, zu besitzen das Reich, das euch bereitet ist; denn ich war



Heiliggeist-Spital.

hungrig, ihr gabt mir zu essen; ich dürstete, ihr gabt mir zu trinken; ich war krank, ihr pflegtet mich; ich war nackend, ihr habt mich gekleidet", das Spital gegründet habe.

* * *

Kaiser Ludwig der Bayer, der gar oft in Nürnberg residierte, schenkte dem Stifter seine besondere Gunst und soll sogar öfters bei ihm „im Plobenhof" sein Absteigquartier genommen haben. Später erlangte er gegen Erlegung von 6000 Pfund Heller das Reichsschultheißenamt, das ihm vom Kaiser Karl IV. bestätigt wurde und lange bei seinem Geschlecht verblieben ist. Dieses Amt war vorher vom Kaiser Ludwig d. B. an den Burggrafen von Nürnberg um 1100 Pfund Heller verpfändet gewesen und begriff die Ausübung der Rechtspflege in sich.

Groß hat auch sonst bei allerlei Stiftungen sich beteiligt, so beim Kloster Pillenreuth, wie wir a. O. angeführt haben.

Kaiser Ludwig d. B. verlieh ihm ein neues Wappen, welches, anspielend auf den erzählten Traum, einen grünen Lindenzweig im silbernen Felde, aus grünem Dreiberg wachsend, und als Kleinod zwei silberne Büffelhörner, mit Lindenblättern besteckt, zeigt. Mit der Verleihung dieses Wappens ward auch die definitive Umänderung des Geschlechtsnamens der Heinze in Groß verbunden.

Im Jahre 1356 verschied er und wurde in der von ihm gestifteten Heiliggeistkirche vor dem Hauptaltar begraben. Dort findet sich heute noch sein Grabmal. Sein Geschlecht blühte noch lange fort, ist aber endlich gänzlich verarmt. Der letzte Sprößling soll als Student verschollen sein. Einer der letzten mußte ins Heiliggeistspital aufgenommen und daselbst versorgt werden.

In der Heiliggeistkirche wurden später die Reichskleinodien in einem silbernen Sarge aufbewahrt.

* * *

Wer dieser Erde Güter hat
Und sieht die Brüder leiden
Und macht die Hungrigen nicht satt,
Läßt Nackende nicht kleiden:
Der ist ein Feind der ersten Pflicht
Und hat die Liebe Gottes nicht.

70. Eulenspiegel als Arzt in Nürnberg.

Zu einer Zeit da kam Eulenspiegel gen Nürnberg und schlug große Briefe an die Kirchthüren und an das Rathaus an und gab sich für einen guten Arzt aus zu aller Krankheit. Es war aber eine große Zahl kranker Menschen in dem neuen Spital daselbst, da der hochwürdige heilige Speer Christi mit anderen merkwürdigen Stücken aufbewahrt ist. Und dieser kranken Menschen wäre der Spitalmeister einesteils gerne ledig gewesen und hätte ihnen Gesundheit wohl gegönnt.

Also ging er hin zu Eulenspiegel, dem Arzt, und fragte ihn laut seiner Briefe, die er hatte anschlagen lassen, ob er den Kranken also helfen könne; es solle ihm wohl gelohnt werden. Eulenspiegel sprach, er wolle ihm

seiner Kranken viele gerade*) machen, wenn er schon 200 Gulden anlegen und ihm die zusagen wolle. Und der Spitalmeister sagte ihm das Geld zu, sofern er den Kranken hülfe. Also willigte Eulenspiegel darauf ein, wenn er die Kranken nicht gerade mache, so sollte er ihm nicht einen Pfennig geben. Das gefiel dem Spitalmeister sehr wohl, und gab ihm 20 Gulden darauf. Also ging Eulenspiegel in das Spital, und nahm zwei Knechte mit sich, und fragte die Kranken, einen jeglichen, was ihm gebreche. Und zuletzt beschwor er sie, und sagte zu jedem: „Was ich Dir offenbaren werde, sollst Du heimlich bei Dir behalten und niemanden offenbaren." Das sagten dann die Siechen dem Eulenspiegel bei großem Glauben zu. Darauf sagte er dann einem jeden besonders: „Soll ich nun euch Kranken zur Gesundheit verhelfen und auf die Füße bringen, das ist mir unmöglich, ich verbrenne denn einen von euch zu Pulver und gebe das den anderen in den Leib zu trinken, das muß ich thun. Darum, welcher der am schlimmsten krank unter euch allen ist und nicht gehen kann, den will ich zu Pulver verbrennen, auf daß ich den anderen damit helfen möge. Und euch alle aufzubringen und zu wecken, so werde ich den Spitalmeister nehmen und in der Thüre des Spitals stehen, und mit lauter Stimme rufen: „Welcher da nicht krank ist, der komme heraus behend und bald! Das verschlaf Du nicht!"

So sprach er zu jedem allein, denn der letzte muß die übrigen bezahlen. Solche Mitteilung nahm jeglicher in acht, und auf den gemeldeten Tag beeilten sie sich mit kranken und lahmen Beinen, da keiner gern der letzte sein wollte. Da nun Eulenspiegel, wie er gesagt hatte, rief, begannen sie von der Stelle an zu laufen, etliche, die in 10 Jahren nie vom Bette gekommen waren. Und da das Spital nun ganz leer war und die Kranken alle heraus waren, begehrte er seinen Lohn von dem Spitalmeister und sagte, er müsse an ein anderes Ende eilen. Da gab er ihm das Geld mit großem Dank.

Eulenspiegel ritt hinweg. Aber in drei Tagen kamen die Kranken alle wieder und klagten über ihre Krankheit. Da fragte der Spitalmeister: „Wie geht das zu, ich habe ihnen doch den großen Meister zugebracht, der ihnen geholfen hat, daß sie alle selber davon gegangen waren." Da sagten sie dem Spitalmeister, womit er ihnen gedroht hatte: Wer als der letzte zur Thür hinaus gehe, wenn er zur Zeit rufe, den wolle er zu Pulver verbrennen.

Da merkte der Spitalmeister, daß ihn Eulenspiegel betrogen hatte. Aber er war weg und konnte ihm nichts abgewinnen. Also blieben die Kranken wieder in dem Spital wie zuvor, und das Geld war verloren.

---

*) aufrecht gehend.

71. Die närrische Gustert oder der Geist im Laurenzer Forst.

Mitgeteilt von Christian Wildner, Türmer.

Die Vorstadt Wöhrd wurde, halb im Scherz, halb im Ernst, von ihren Bewohnern zu Anfang unseres Jahrhunderts die „Schmalzgrube" genannt. Damit wollten sie sagen, daß ihre Heimat die Mittel zu einer auskömmlichen Ernährung reichlich biete.

Die Wöhrder waren früher in ihrer Mehrzahl tüchtige Bauhandwerker, die in den Sommermonaten guten Verdienst beim Handwerk fanden, während ihre Frauen und Kinder in den nahen Laurenzer Wald gingen oder fuhren, um Heidel- und Preiselbeeren, Moos, heilsame Kräuter, Zitzen, d. i. abgefallene Kiefern- und Fichtenzapfen, Leseholz und dergl. zu holen, die sie in der nahen Stadt leicht in Geld umsetzen konnten.

Im Winter jedoch zogen auch die Männer in den Wald, fällten die abgestorbenen Waldbäume und fuhren solche nebst allerlei Leseholz nachhause, für den eigenen Bedarf sowohl, als auch zum Verkaufe. Zum bittern Ärger der Förster gingen sie freilich auch oft über das Erlaubte hinaus, und mancher frische, gesunde Waldbaum wurde von ihnen nach Wöhrd und Nürnberg herein geschmuggelt.

Die Wöhrder „Goratzen" (Gauratten) betrachteten den Wald förmlich als ihr Eigentum und waren in demselben wie zuhause. Kein Waldbeamter kannte sich im Forste so gut aus, als die Wöhrder.

Aber eine Stelle im Walde wurde von ihnen geflissentlich gemieden; nur die äußerste Not trieb manchen hin. Es war dies der Ort, wo die närrische „Gusterti" hauste. Kam je einer ohne seinen Willen in ihren Bereich, so sah er sich in einer beredten Waldeinsamkeit. Hohe, Jahrhunderte alte Baumstämme standen ringsum, und mitten auf dem stärksten dieser Riesen gewahrte er auf einmal eine „Kötze" (Tragkorb), und aus dieser tönte ihm dann markerschütterndes Geschrei entgegen.

Wenige Minuten hernach sah er dann die närrische Gusterti. Man wußte nicht, woher sie kam. Bald rannte sie unter stetem Geschrei mit so entsetzlichen Grimassen um einen riesigen Baum herum, daß einem angst und bange wurde.

Es wird erzählt, daß einst der Kalkmesser Zitzmann von Wöhrd, der „Pichi" genannt, (weil sein Anzug immer voll Pech war, was vom Erklettern der Kiefern herrührte, die er bis zum Wipfel wegen des Kien- oder Pechholzes bestieg) im Wirtshause damit großthat, daß er die Gusterti nicht fürchte, sie vielmehr auffuchen wolle.

Er muß sie wohl getroffen haben, denn nach drei Tagen fanden ihn seine Genossen in ganz erbärmlichem Zustande im Walde liegen, unfern der Waldparzelle, wo die Gusterti hauste. Auf einer Seite war er gelähmt, und sein ganzes Leben hindurch blieb er in dieser Verfassung; er konnte fortan weder auf seinem Handwerk arbeiten, noch in den Wald fahren. Was ihm die närrische Gustert angethan hatte, darüber schwieg er hartnäckig, und so blieb man darüber gänzlich im Unklaren.

So strafte sie alle Neugierigen und Vorwitzigen, die sich ihrem Bereiche näherten. Wenn jedoch von den Wöhrdern sich jemand im Walde verirrte und vielleicht vor Hunger und Durst nicht mehr weiter zu gehen vermochte, dann war sie stets eine Helferin in der Not. Namentlich waren es die Frauen, die gar Schönes von der „guten närrischen Gusterti“ zu erzählen wußten.

In solchem Falle war sie durchaus nicht ungehalten, wenn man sie rief. Dreimal mußte man dann ihren Namen rufen und zwar jedesmal nach einer anderen Himmelsrichtung. Bald hörte die Ruferin ein lautes: „Ja“, und die Alte war da. Fragte dann die Verirrte: „Gusterti, wou bin ich denn?“ so scholl es mit heiserer Stimme zurück: „In der Leith'n.“ Fragte die Verirrte weiter: „Wöi vil is denn?“ so bekam sie oft zur Antwort: „Es werd gleich in Gares läuten, göih links, kummst ans Brünntla, dou soucht dei Woabl*) nouch der.“

Wenn sich dann die Bittende leise bedankte und zum Fortgehen anschickte, erscholl nochmal die heisere Stimme der Gusterti: „Wettl! Wettl!**) louß ober in klan Löff'l lieg'n — nehm in grouß'n!“

Nun, was meinte sie denn mit dem Löffel? Das führt uns auf die Lebensgeschichte dieser Waldfrau.

Es mag ums Jahr 1620 gewesen sein, da war die Gustert im „Neuen Spital“ oder „Heiliggeistspital“ als Speisemeisterin angestellt, und viele Jahre versah sie diesen Dienst, der für sie ein sehr einträglicher war. Obgleich sie keine Familie besaß, konnte sie sich doch nie genug verdienen, weil sie eben vom Geizteufel besessen war. Bekanntlich ist der Geiz eine Wurzel alles Übels, und die Spitalpfründner hatten darunter gar sehr zu leiden. Sparte sie schon am Gemüse, an Viktualien und am Fleisch beim Kochen, so that sie dies beim Essenausteilen noch mehr. Nach Recht und Herkommen sollte jeder Pfründner ein gewisses Maß Suppe erhalten. Dazu hatte der Rat einen eigenen großen Schöpflöffel machen lassen. Was that aber die geizige Speisemeisterin? Sie ließ einen kleineren machen und teilte damit die Portionen aus. Nachdem sie gar lange schon denselben zum Nachteil der Armen benützt hatte, kam endlich ihre Unredlichkeit auf; denn der Krug geht ja bekanntlich nur so lange zu Wasser, bis er bricht.

*) Walburga, **) Elisabetha.

Nachdem der damalige Pfleger des „Neuen Spitals“ von ihrer Unredlichkeit Kenntnis erhalten, begab er sich eines Tages unvermutet mit dem Sudenprediger in die Küche, um dem Essenausteilen anzuwohnen, und bei dieser Gelegenheit wurde die Gusterti auf der bösen That betreten.

Ganz entrüstet hielten die beiden der „ungetreuen Magd“ ihr Unrecht vor. Ja, der Geistliche nahm ihr den Sündenlöffel aus der Hand und warf ihn mit den Worten: „Dieser gehört dem Satan!“ zum Fenster hinaus in die vorbeifließende Pegnitz. Darauf schrie die Gustert mit teuflischer Stimme: „Ich auch!“ und war, ehe es jemand zu hindern vermochte, ihrem Löffel durch das Fenster in die Pegnitz nachgesprungen, wo sie ertrank.

Als sie nun tot war, hatte der ganze Spittel erst recht von ihr zu leiden. Sie fand im Grabe keine Ruhe, und so hörten denn die Pfründner nächtlicherweile auf allen Gängen ihren „schlurfenden“ Gang. In der Küche demolierte sie Schüsseln und Teller auf der Suche nach ihrem Löffel. Wenn irgendwo des Nachts ein Zimmer offen stand, schrie sie unter die schlafenden alten Leute hinein: „Nehm 'n grouß'n Löff'l, louß 'n klan lieg'n!“ Als sie endlich gar einmal den Spittelwächter auf dem „Bau“ das Horn vom Munde schlug, wie derselbe „Ans ge Tog“*) blasen wollte, da sann das Pflegamt auf Abhilfe.

Man wußte, daß der damalige Scharfrichter und sein Löwe (Gehilfe) sich gut aufs Geisterbannen verstünden. Diese gewann man nun für diesen Zweck.

In einer kalten Dezembernacht kamen beide, begleitet von einigen Schützen, in das Spital auf den sogenannten Bau. Es dauerte nicht lange, so hatten sie den unruhigen Geist gebannt und wohlverwahrt in eine alte „Köitz'n“ gebunden.

Lautlos, wie sie gekommen war, verließ dann die kleine Schar das Spital und hinaus in den wilden Wald ging's. Weit, weit hinter den Dutzendteich auf den höchsten Baum wurde die Köitz'n mit der bösen Gustert gebracht, und bis heute ist sie nimmer zurückgekehrt.

---

72. Der Henkersteg.

In der spruchweis Sachsen 1539.

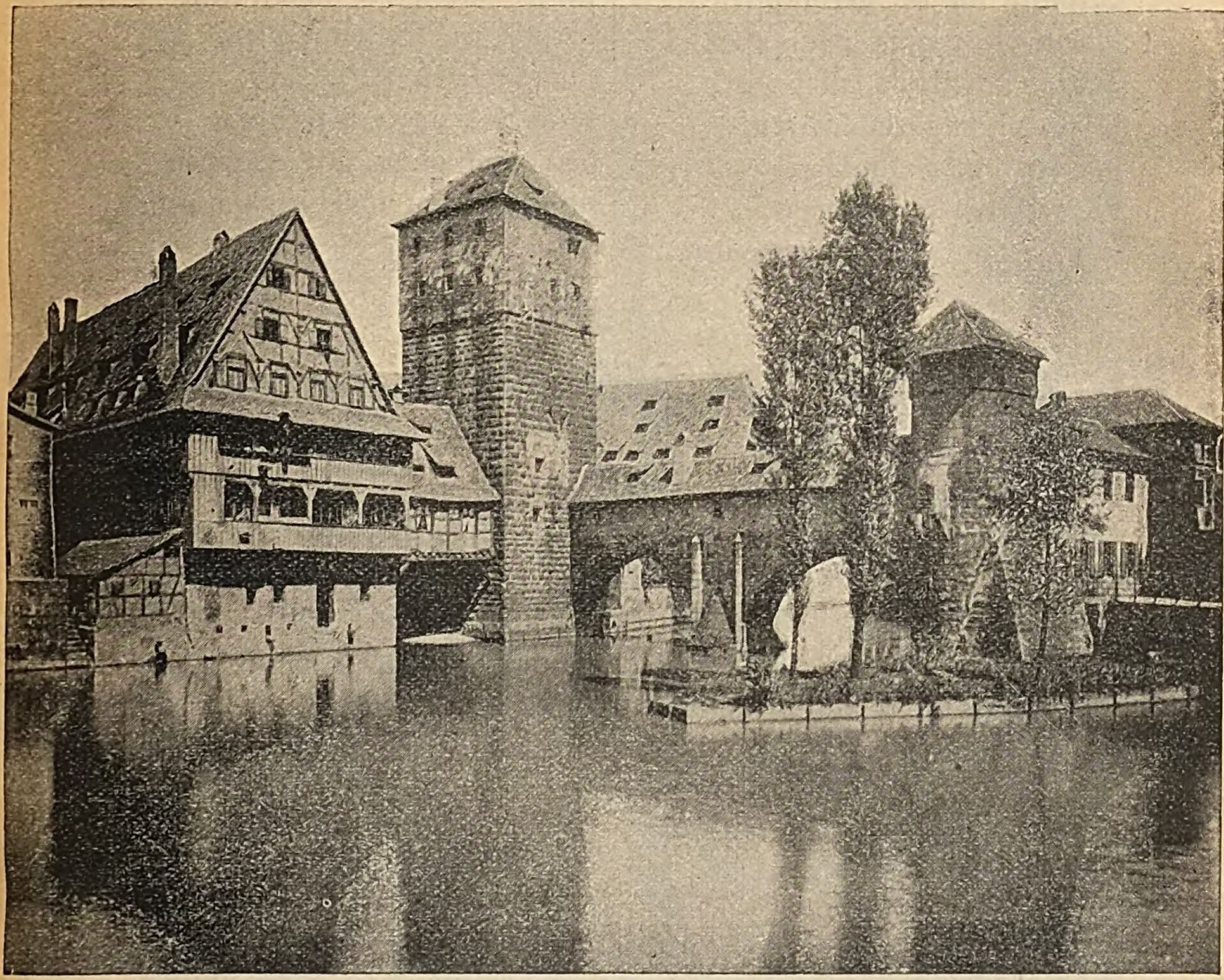
I.

Eulenspiegel vor Jahren,
in schalkheit weit erfahren,
einsmals gen Nürnberg zuge,
sich überal zuschluge,
fliß sich, in allen Dingen
vil schalkheit zu verbringen.

Eins nachts er spehet auß,
das unter dem Rathauß
schützen und statknecht wachten.
Dem Ding that er nachtrachten,
nam in Schalkheit sein wege
hinauf den Henkerstege.

*) Eins gegen Tag.

Da brach er ab vier dillen,
und schlich hin in der stillen
hin für das Rathaus wider,
haut in das Pflaster nider,
mit seiner alten blotzen[1]),
und that grülzen und kotzen,
und flucht so unbescheiden,
als ob er wer ein heiden.



Der Henkersteg.

II.

Als die wechter das hörten
zur stund sie sich entbörten
mit harnisch, schwert und stangen,
den nachtraben zu fangen.
eulenspiegel that lauschen,
als sie her theten rauschen.
Eulenspiegel war junge,
het einen weiten vorsprunge,
und die Flucht eilend gabe
den vischmarkt straks hinabe,
und that sich unten schwenken
hinumb bei den fleischbenken,
Hinauf den Seumarkt balde;
und die scharwechter alte
nachfolgten seinem Wege
hinauf den henkerstege.
da er über das loche
neben am glenter[2]) kroche,
da haut int[3]) brucken ere[4])
schrie: jr bößewicht, her! here!

1) großes Bauernmesser, 2) Geländer, 3) in die, 4) er.

III.

Also er sie anhetzte,
keiner wolt sein der letzte
und lofen, ihn zu fahen;
dardurch die alt gerumpften
hinein die pegnitz pflumpften.
Darinn mußten's all baden;
jeder entpfing ein schaden,
wurden blutrünstig sere,
vil verloren ihre were[5]);
spiß, hemmer und blechhauben,
theten's zusammen klauben.
Solch schalkheit die nachtraben
jm abgelernet haben,
fliegen gleich den nachteulen,
geleich den wölfen heulen,
mancherlei unfur[6]) üben,
reich und arme betrüben,
doch thut mans' oft ertappen
und mit zum loch nein sappen.

73. Die Ringe am Schönen-Brunnen-Gitter.

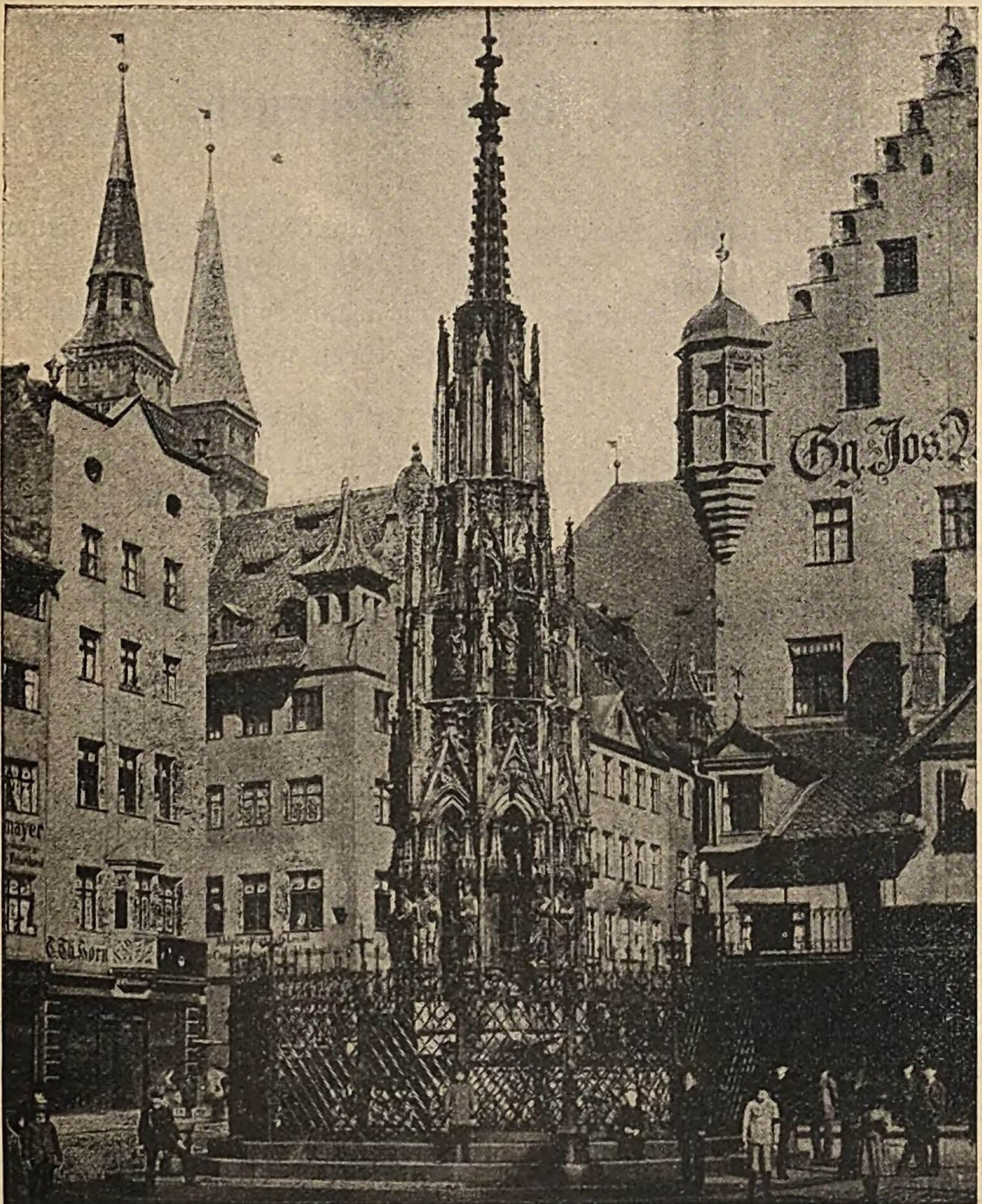
Nürnberg hat manchen, hat sogar viele schöne Brunnen; aber der, den das Volk den „Schönen Brunnen" heißt, ist doch der schönste von allen und zugleich ein Wunderbrunnen; denn nach der in ganz Franken bekannten und beliebten Sage kommen aus demselben die lieben kleinen Kinder, die sonst anderwärts im deutschen Reiche der „Storch" bringt. Soviele nun dergleichen schon daraus geholt wurden, so spürt man merkwürdiger Weise noch nicht die geringste Abnahme seiner Produktionskraft. Als man in den Häusern noch keine Wasserleitungen hatte, sah man diesen Wunderborn zu gewissen Tageszeiten besonders von dienenden Mägdlein umstellt, von denen gar manches neugierig in Gegenwart des Herzallerliebsten in das Becken desselben guckte und dann von dem vortrefflichen Wasser schöpfte.

An Schönheit mit dem Brunnen im Einklange ist auch das Gitterwerk, welches den Brunnen umgibt. Es ward von dem kunstreichen Schlossermeister Köhn, dessen Bildnis im Schießhause noch zu sehen ist, verfertigt. Einheimische und Fremde betrachten es gern, insbesondere auch der merkwürdigen Ringe wegen, die sich daran befinden, und von welchen einer beweglich ist.

Als Köhn an dem Gitter arbeitete, soll sein Lehrling im Gegensatz zu den unbeweglichen Ringen, die der Meister angebracht hatte, als Zeichen seiner besonderen Geschicklichkeit ganz heimlich einen beweglichen Ring angebracht, und als er damit fertig war, die Gesellen aufgefordert haben, zu sagen, wie der Ring da hineingekommen wäre. Das hat aber noch niemand, selbst der Meister nicht, vermocht, und so ist dieser Ring das Wahrzeichen der unübertrefflichen Kunst dieses Lehrlings geblieben, dessen Namen uns die Sage leider nicht aufbewahrt hat.

5) Wehr, Gewehr, 6) Unfug.

In früheren Zeiten, als das Reisen mit mehr Schwierigkeiten als heute verbunden war, fragte man den zurückkehrenden Handwerksburschen, Geschäfts- oder Vergnügnngsreisenden genau wie jetzt, wo er gewesen sei, und was er da und dort gesehen habe. Sagte einer, daß er Nürnberg be-



Der Schöne Brunnen.

sucht habe, so wurde er gewiß auch nach den Wahrzeichen dieser Stadt gefragt, und er ward sicher nicht als besonders glaubhaft oder intelligent angesehen, wenn er hierüber nicht genaue Rechenschaft geben konnte.

Als Wahrzeichen aber galten neben dem schon erwähnten beweglichen Ringe am schönen Brunnen der große steinerne Ochse an der Fleischbrücke,

„der niemals ein Kalb gewesen," und der runde Turm auf der Veste, der zugleich der höchste und niedrigste, der dickste und dünnste in der Stadt ist; der höchste, seiner Lage auf dem Burgberge halber; der niedrigste, weil alle andern an wirklicher Höhe ihn überragen; der dickste, seines mächtigen Mauerwerkes, und der dünnste seines geringeren Umfanges wegen.

74. Der schöne Brunnen.

Von J. M. Lotter.

Einst herrscht' ein großes Sterben
Im ganzen Frankenland,
Und Not, Verzweiflung, Trauer
Nahm mächtig überhand.

Die Häuser sich entleerten,
Auf Gassen wuchs das Gras,
Mit schlotternden Gebeinen
Wankt mancher auf der Straß'.

Das Handwerk lag darnieder,
Der Kaufmann wußt' nicht Rat,
Und draußen auf dem Lande
Ward nicht bestellt die Saat.

Von dieser Seuch' ergriffen
Ward schließlich auch das Tier,
Die Vögel wie das Haarwild
Verließen ihr Revier.

So ist es denn gekommen,
Daß auch der Storch blieb aus.
Man hört' kein Kind mehr schreien
In irgend einem Haus.

Doch wo die Kinder fehlen,
Da leucht't kein Sonnenschein;
Es fehl'n die schönsten Freuden,
Wo keine Kinderlein.

Der Witz der Nürenberger,
Von alters her bekannt,
An ihn nun appellieret
Das Volk in Stadt und Land,

Wie man der Not möcht' steuern,
Daß nicht die Welt stürb' aus:
Denn wenn kein Storch mehr käme,
Das Leben wär' ein Graus!

Der erste Bürgermeister,
Gewandt in Rat und That,
Er wußt' hier nicht zu helfen
Mit seinem ganzen Rat.

Nun lebt' hier ein Magister,
Voll Weisheit, reich an Kunst,
Der ward jetzt angegangen
Um seinen Rat mit Gunst.

Er meint': „Viel edle Herren,
Das dünkt mir nicht so schwer.
Der Storch bracht' doch die Kleinen
Aus feuchten Orten her;

Ich weiß Euch eine Quelle,
Die noch verborgen fließt,
Wenn die ihr edles Naß erst
In ein Bassin ergießt,

So werden in dem Brunnen
Viel Kindlein, fein und zart,
Entsprießen Euch nach Wunsche
Von echter deutscher Art.

Und wer dann eins will haben,
Bewege diesen Ring,
Den ich am Brunnengitter
Mit Zauberkraft anbring'!"

Der Brunnen ward geschaffen
Fürs ganze Frankenland.
Er hat noch nie versaget,
Wie männiglich bekannt;

Und stolz nennt ihn die Landschaft
Den schönen Brunnen nur;
Du findst von einem zweiten
Auf Erden keine Spur.

Der Storch ward ganz vergessen
In unsern schönen Gau'n;
Doch ist als Kinderbringer
Er anderwärts zu schau'n.

Ich glaube kaum zu irren,
Der Schelm kennt auch den Ort,
Und schleppt uns, wenn wir schlafen,
Die schönsten Kinder fort.

* * *

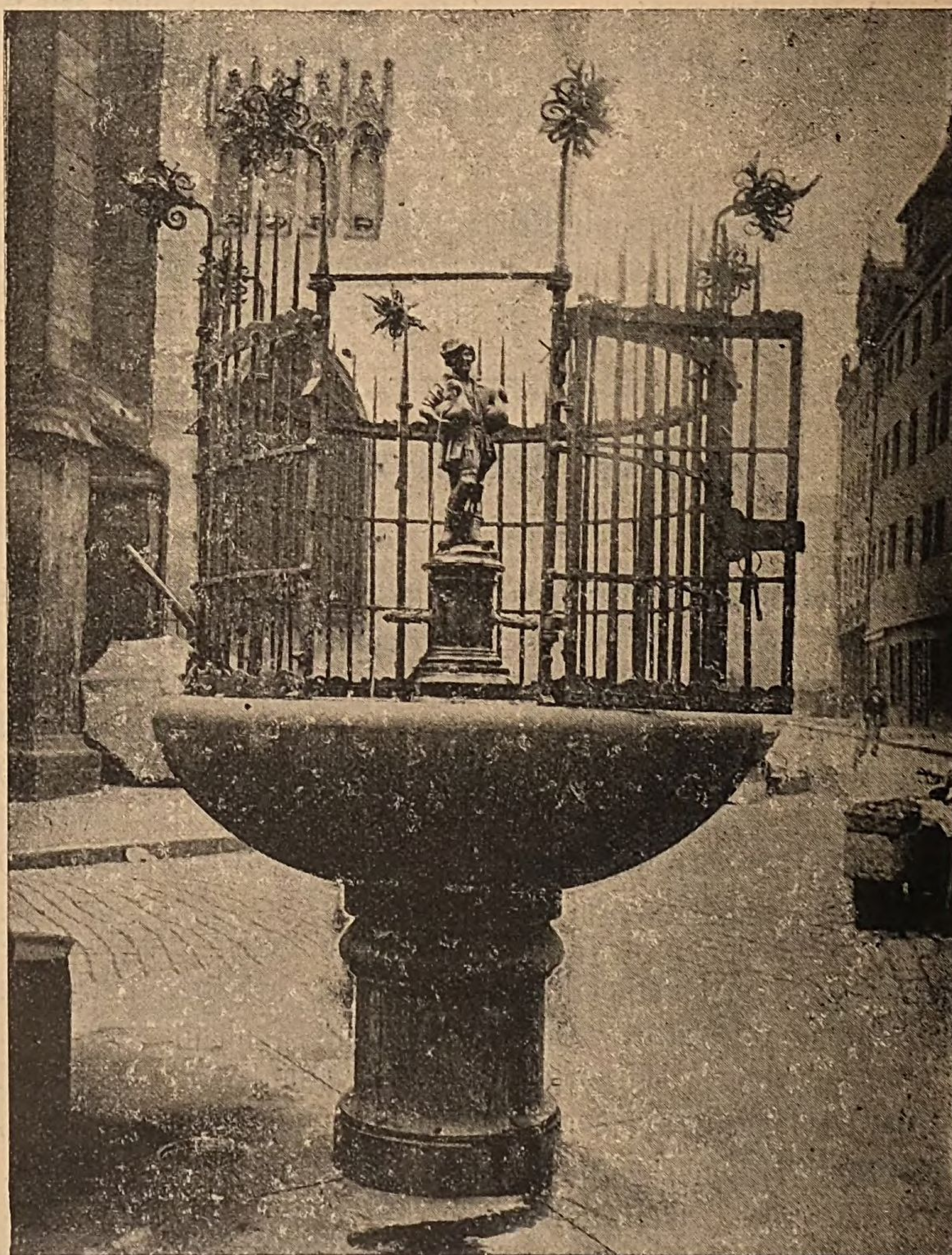
Anmerkung: Die Sage, daß die kleinen Kinder aus dem „schönen Brunnen" kommen, ist in ganz Franken bekannt und beliebt. Ob weiter in deutschen Landen, ist mir unbekannt. D. V.

75. Das Gänsemännchen.

In mehreren Städten Deutschlands sieht der Reisende ein Gänsemännchen, aber das wirklich echte Gänsemännchen ist nur in Nürnberg. Wer dort um die Frauenkirche biegt, sieht den Brunnen, auf dem die Bronzefigur, ein Bauer mit Gänsen unterm Arm, steht, und bei ihrem Anblick wird die Erinnerung an den Schöpfer derselben, an Peter Vischer, wach. Und wie sich die Sage jedes Hauses und Brunnens in Nürnberg bemächtigt hat, ist sie just nicht vor dem Gänsemännchen vorbeigeschritten, ohne auch über dieses ihren Schleier zu breiten.

Wie dieses auf den Brunnen gekommen, davon erzählt die Chronik diese Geschichte: „Der Rotschmied Peter Vischer arbeitete mit seinen fünf Söhnen in seiner Gießhütte. Da trat Johannes Imhoff, einer der Ratsherren, ein und sagte, daß von dem Brunnen hinter der Kirche „Unserer lieben Frauen" die heilige Magdalis herabgefallen und zerbrochen sei. „Wollt Ihr uns eine neue Figur daraufsetzen, so wird uns das recht sein." Der Meister meinte zwar, ihm mache das neue Gitter für das Rathaus zu schaffen, doch sagte er zu, und der Tag der Ablieferung wurde festgesetzt. Die Frist war aber zu kurz, und so eifrig Peter Vischer und seine Söhne auch arbeiteten, die Nachfolgerin der heiligen Magdalis wurde nicht fertig. Da sprach der jüngste Sohn zum Vater: „Als Du aus Italien kamst, brachtest Du ein wunderliches Ding mit, das Du in Rom gearbeitet hast. Wie wär's, wenn wir das einstweilen auf den Brunnen setzten, bis die Heilige fertig ist?" — „Den Mann mit den Gänsen?" rief der Meister.

„Da würden die edlen Herren schöne Gesichter machen!" Doch endlich, als die Figur trotz emsigster Arbeit noch weit zurück war, gab er mit schwerem Herzen nach, indem er meinte: „Die Hauptsache ist, daß der Brunnen nicht so kahl dasteht. Und die hochedlen Herren mögen auch wohl ein Auge zudrücken, wenn ich ihnen sage, daß die Heilige bei dieser kurzen Frist keine



Das Gänsemännchen.

Arbeit geworden wäre, die Peter Vischers würdig ist." Und richtig, der Mann mit den Gänsen unterm Arm ward auf den Brunnen gesetzt. Die Ratsherren kamen und machten freilich saure Gesichter. Der Meister erkärte ihnen, wie es zugegangen, und daß es mit nächstem anders werden sollte;

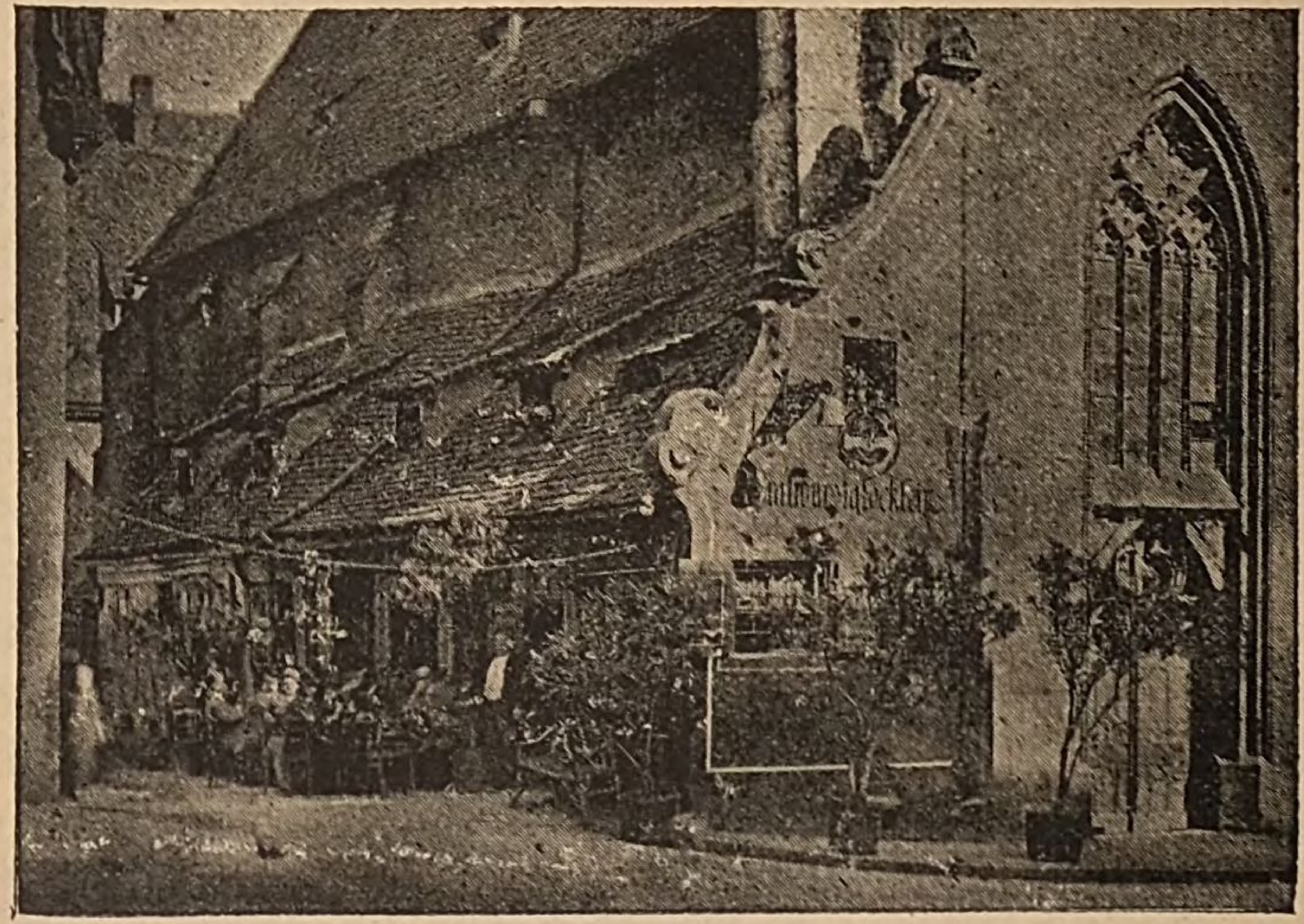
doch Herr Johannes, dem die Figur gleich sehr gefiel, war der Meinung, sie stehen zu lassen. „Warum ist's nötig, daß an Stelle der zerbrochenen eine neue Magdalis kommt? Heiligenbilder gibt's in Nürnberg genug, jedoch kein solches Ding. Hört, Meister, wie nennt Ihr denn die Figur?" — „Edler Herr," sagte Peter Vischer, „das weiß ich selber nicht. Kann sie nicht schlechtweg Gänsemännchen heißen?" So war's entschieden, und der Meister war sehr zufrieden: das Gänsemännchen blieb stehen.

Wie viele Geschlechter haben schon zu ihm aufgeschaut und wie viel künftige Geschlechter werden das wirklich echte Gänsemännchen in Nürnberg noch betrachten!

76. Das Bratwurstglöcklein.

Es kann wohl kein Zweifel darüber herrschen, daß die alte, ehemalige freie Reichsstadt Nürnberg die Stadt ist, welche heute noch die größte Anzahl herrlicher, rein erhaltener Schätze vergangener Kultur- und Kunstperioden aufzuweisen in der Lage ist, und welche den äußeren architektonischen Charakter, sowohl aus der Blütezeit, als dem Ende des Mittelalters, in so vielen monumentalen Resten sich zu bewahren gewußt hat, weshalb auch Nürnberg den Ruhm der interessantesten und architektonisch schönsten Stadt unseres großen Vaterlandes noch immer bei allen Kennern mit Recht erhält. Einer der interessantesten von den vielen alten Resten des Mittelalters ist unstreitig das an der St. Moritzkapelle angebaute Bratwurstglöcklein, das älteste Bierlokal Nürnbergs, die alte Stammkneipe berühmter Nürnberger Meister. Wie diese Stadt urkundlich zuerst im Jahre 1050 unter Kaiser Heinrich III. erwähnt wird, so finden wir das Bratwurstglöcklein im Nürnberger Ratsbuch, Nr. 11 fol. 249, im Jahre 1519 als „Stadtkuchen" die, urkundlich zuerst „Cunrat reinhard seliger Inngehabt". Dessen Erben mußten damals jährlich „acht guldin reinisch Zinß" an den „Zinßmaister" der Stadt, Caspar Nützel, zahlen. Diese Urkunde lautet: Item gemainer Stadtkuchen an Sannt Moritzenkapellen, die Cunrat reinhard seliger Inngehabt, Ist lenharten schürstabs, malers seligen verlassen wittiben und kynndern, verlassen biß auff ains erbern rats widerruffen ein Jar umb acht guldin reinisch Zinnß, per Caspar Nützel Zinnßmaister. Actum secunda post leonhardi 7. November 1519". Nochmals urkundlich erwähnt wird das „Glöcklein" in der Bauamtsregistratur im Stadtarchiv Nürnberg und zwar als „Garkuchen"; den Wirt nannte man den „Küchleinswirt". Diese Urkunde datiert vom „10. Februari 1665". Damals gehörte das Bratwurstglöcklein der Stadt, welche „die Erbgerechtigkeit an dem Anbau

der St. Morizen Capell bey St. Sebald alhier, samt der Garkuchen, Mezlen, und frembden Bierschenkensgerechtsame an den Bürger Hannß Fischer verkaufft. Zugleich wurde ihm gestattet, solches um 12 Schuhe „in der gassen, dem Posthörnlein zu,“ zu verlängern. Gegen diese Erlaubnis zum Umbau hatte der damals nebenan wohnende Dr. Magnus Fetzer Beschwerde erhoben, da er fürchtete, vom „Rauch und anderen ungemachs“ belästigt zu werden. Er ließ aber später doch den Umbau vollziehen, da ihm der Wirt Hannß Fischer versprochen, daß „Er Hannß Fischer seine Erben und nachkommen, fürhin, an gegenwärtiger Form und gestalt, dieses Garkuchenbaues und dessen Feuer-Rechtens ohne nicht nur Eines löbl. Bauampts, sondern auch seiner benachbarten Wissen und einwilligen nichts weiters ändern lasse.“ Die Errichtung des Bratwurstglöckleins soll schon im Jahre 1400 erfolgt sein. Ein an diesem originellen Bierlokale angebrachtes Wirtshausschild,



Das Bratwurstglöcklein.

eine Glocke, trägt auch in der That die Jahreszahl 1400. Nachdem die St. Moritzkapelle, wie urkundlich nachgewiesen, schon im Jahre 1313 durch Eberhard Mendel auf dem St. Sebalduskirchhofe erbauet, bezw. vom Marktplatze dahin versetzt worden ist, so dürfte die allgemeine Annahme, daß das Bratwurstglöcklein im Jahre 1400 errichtet worden sei, auch wohl ganz richtig sein. Im Jahre 1447 soll das „Glöcklein“ eine Barbierstube gewesen sein. Zur damaligen Zeit hatten die Barbiere das Privilegium, auch nebenbei an ihre Kunden Bier verabreichen zu dürfen, und so liegt die Annahme sehr nahe, daß der damalige Besitzer — er soll Jakob Oswald geheißen haben — durch das gute Geschäft, das er mit dem Bierausschank machte, ermutigt, Rasiermesser und Seife bei Seite legte und nur noch das Gewerbe

eines ehrsamen Gastwirts betrieb. Vorher war das „Glöcklein" die Meßnerwohnung, und die Frau des Meßners briet und verkaufte Würste, ohne hiebei Bier zu schenken. Zu jener Zeit zählten zu den Stammgästen des Bratwurstglöckleins, damals „Küchlein" genannt, welchen Name es daher bekam, weil dies das einzige Lokal gewesen, in welchem den Gästen warmes Essen, (bloß Würste) verabreicht wurde, die berühmtesten Meister, wie: der Bildhauer Adam Krafft (1430—1507); Albrecht Dürer (1471—1528), der größte deutsche Maler und Meister der Bildnerei, (ein Denkmal von ihm steht am Albrecht Dürerplatz in nächster Nähe des „Glöckleins"); dessen Lehrer Michael Wohlgemut (1434—1519), (ein von ihm (1480) gefertigtes prachtvolles Altarwerk befindet sich in der Kreuzkapelle, St. Johannisstraße); der berühmte Erzgießer Peter Vischer (1455—1529); Martin Behaim (1459—1506), der Fertiger des ersten Globus; der berühmte Bildhauer Veit Stoß (1447—1533); der berühmte Silberarbeiter Wenzel Jamnitzer (1508—1586); der gelehrte Staatsmann Willibald Pirckheimer (1470—1530); der berühmte und fruchtbare Meistersinger und Schuster Hans Sachs (1494—1576); der gemütvolle Volksdichter und Flaschnermeister Konrad Grübel (1736—1809) und viele andere.

Von Hans Sachs, Albrecht Dürer, Peter Vischer und Adam Krafft sind die Stammkrüge im Bratwurstglöcklein noch vorhanden. Dürers Krug ist der größte.

Das Häuschen selbst ist sehr klein und besteht nur aus dem Erdgeschosse und den Bodenräumen. Das Erdgeschoß birgt nur vier Gelasse, ein Wohnzimmer, zwei Wirtszimmer und einen Flur, der zugleich als Küche dient. Der Boden unter dem Dache dient zur Aufbewahrung von Vorräten etc., auch sind daselbst die Schlafstätten der Dienstmägde. Außerdem sind zwei Keller vorhanden; der erste dient zur Aufbewahrung von Speisen etc., der andere befindet sich unter diesem. Hier wird das berühmte Freiherrl. von Tucher'sche Bier aufbewahrt. Zu diesen Kellern gelangt man mittelst eines Aufzugs; eine Stiege ist nicht vorhanden.

77. Der Bratwurstesser.

Von B. Mertel.

Wie sich die gute Stadt Nürnberg stets hervorgethan in allen Künsten und Wissenschaften, so ist sie auch nicht zurückgeblieben in der Bereitung dessen, was des Leibes Nahrung und Notdurft erheischet, wie gar sattsam daraus hervorgeht,

daß Nürnberger Lebkuchen und Bratwürste einen gar großen Ruhm haben im Auslande, und vom Nürnberger Bratwurstglöcklein, — der kleinen Garküche, die sich dicht an die Kapelle St. Mauritii lehnt, und zum blauen Glöcklein geschildet ist — die Fremden oft mehr wissen und öfter gehört haben als von der schönen Moritz-Kapelle, seiner ehrwürdigen Nachbarin, und den darin enthaltenen schönen Malereien, die Nürnberg der Huld des kunstsinnigen Königs Ludwig I. verdankt.*)

Es werden im Bratwurstglöcklein viele tausende und aber tausende von Bratwürsten verzehrt, und zählt der Wirt gar manche Kunden, die wohl die Woche zweimal vorsprechen und ein paar Würstlein mit Sauerkraut sich vortrefflich schmecken lassen, so daß sie im Laufe eines Jahres eine erkleckliche Anzahl zusammenbringen. Aber das alles bleibt nur eine Kleinigkeit gegenüber dem Mann, von dem wir, freundlicher Leser, dir jetzt erzählen wollen.

Dieser Mann hieß Hans Stromer, war geboren 1517 am 2. Nov., vermählt mit des Jobst von Cristans Tochter, Cordula, aus welcher Ehe sieben Kinder entsprangen. Er bekleidete den Ehrenposten als des heiligen römischen Reiches Stadt-, Blut- und Bannrichter zu Nürnberg. Aber im Jahre 1554(?) wurde er auf einen versperrten Turm geschafft, wie alte Urkunden melden, deshalb, daß er im markgräflichen Krieg einen Edelmann erstochen, oder, wie wohl wahrscheinlicher (da ja ein Todschlag im Kriege nichts Unerlaubtes) und wie andere Quellen melden, wegen etlicher frevler Reden und bösen Verdachts, daß er der Stadt nicht getreu wäre; und ist er auf diesem Turm gesessen an 38 Jahre, freilich der Freiheit beraubt, doch sonst wohl gehalten, wie daraus ersichtlich, daß ihm zu jedesmaliger Essenszeit neben anderen Speisen auch noch eine Bratwurst aufgesetzt worden, und da man selbiges wohl hätte unterlassen, falls er sie nicht hätte verzehren mögen, so hat der Mann in der Zeit seiner Haft, die bis zu seinem Dahinscheiden gewähret, an die 28000 Stück Bratwürste gegessen.

Sollte darum heutigen Tages noch in jedem Bratwursthause sein Bild zu finden sein, und sollten alle Garköche um so gute Bratwurstkunden bitten, wie Herr Hans Stromer einer gewesen.

---

78. Die eiserne Jungfer.

Lieblich und anmutig als höchste künstlerische Leistung tritt uns besonders im Mittelalter das Bild der gnadenreichen Jungfrau Maria vor die Augen, und auch derjenige, der dem Marienkultus ferne steht, wird, sofern er überhaupt Sinn für das Schöne und Gemüt besitzt, sich mächtig von den unüber-

*) Sie sind jetzt im german. Museum aufbewahrt.

trefflichen Darstellungen der Madonna durch einen Raphael, Rubens rc. bis ins Innerste ergriffen, nicht minder durch die Darstellung des heiligen Bandes zwischen Mutter und Kind sich innerlich befriedigt fühlen.

Um so unbegreiflicher erscheint uns daher die grauenhafte Verzerrung dieses Bildes der Gnade und Liebe in der sogenannten „eisernen Jungfer."

Der ehemalige Professor Siebenkäs in Altdorf bringt uns in seinen Materialien zur Geschichte Nürnbergs, S. 753, aus einer uns nicht näher bezeichneten Chronik die Mitteilung, daß im Jahre 1533 für diejenigen „Malefikanten" die man öffentlich zu richten Bedenken trug, die „eiserne Jungfer" an der Fröschturmmauer „gegen die sieben Zeilen" aufgerichtet worden sei.



Eiserne Jungfrau.

Wer dieses entsetzliche Mord- oder Marterwerkzeug gesehen, und zwar da gesehen hat, wo es zur Anwendung kam, dem haben sich jedenfalls die Haare gesträubt. Dicht neben dem vor etwa ein Dutzend Jahren beseitigten „Marthor" befand sich ein Eingang, der in der Tiefe in kasemattenartige Räume führte. Diese waren in mehrere Kammern abgeteilt, die zum Teil ein schwaches Licht durch runde in der Wölbung angebrachte Löcher erhielten. In jeder dieser Kammern befand sich ein schreckliches Marterwerkzeug, wie die „schlimme Lisel", ein Panzer, ein Stachelstuhl, eine Streckleiter, eine Wiege rc., Werkzeuge, womit man alles, was man nur wollte und noch mehr, in Bezug auf Geständnisse, erpressen konnte.

Von diesen Räumen abseits befindet sich ein zweiter schmälerer Gang, teilweise in Felsen gehauen. Man empfindet schon Grabesschauer, wenn man ihn betritt. Keine Spur von Tageslicht dringt mehr hieher. Moderduft hemmt fast den Atem. Plötzlich steht der Besucher in einer finsteren Höhle,

deren Wände von dem herabsickernden fauligen Wasser blitzen. Das Licht der Fackel fällt auf einen schauerlichen Gegenstand: wir stehen vor der „eisernen Jungfer".

Die Figur ist über 2 m hoch und sieht so aus, wie sie hier abgebildet ist. Der Verurteilte sollte, wie man sich ausdrückte, die eiserne Jungfer küssen. Trat er auf sie zu, so breitete sie, laut der Sage, infolge einer Mechanik, die durch den Tritt des „armen Sünders" oder des Henkers in Bewegung gesetzt ward, die Arme aus und hieb ihn mit breiten Handsäbeln zu kleinen Stücken, welche sogleich in ein unterirdisches Wasser herabfielen, das jede Erinnerung, jeden Beweis vernichtete. Ein Entrinnen aus der schrecklichen Umarmung war schlechterdings unmöglich.

Da man annahm, das unterirdische Wasser stehe mit der Pegnitz in Verbindung, und die Fische bekämen durch eine derartige Hinrichtung eine ihnen zusagende Nahrung, so gebrauchte das Volk hiefür den Ausdruck: „den armen Sünder nach Fischen schicken."

Aus dem oben Mitgeteilten geht hervor, daß die eiserne Jungfer eine Hinrichtungsmaschine gewesen, und das Volk von ihrem geheimnisvollen Dasein zwar Kenntnis, aber keine richtige Vorstellung hatte, so daß allerlei Vermutungen und Erdichtungen darüber entstanden; denn zu sehen bekam sie bloß der Delinquent und der Richter. Da keine Aufzeichnungen von derartigen Hinrichtungen vorhanden sind, und von den vielen Nürnberger Chronikenschreibern nur einer die Aufstellung der eisernen Jungfer erwähnt, so hat man im Laufe der ersten Dezennien unseres Jahrhunderts das Vorhandensein derselben in Nürnberg gänzlich bestritten und u. a. den Satz ausgesprochen, solche raffinierte Grausamkeit sehe dem sonst so milden Charakter des Nürnberger Stadtregiments gar nicht gleich. War doch auch diese Maschine in Nürnberg gar nicht aufzufinden.

Erst dem Engländer Tearsall ist es infolge seiner eisernen Beharrlichkeit gelungen, nach langem Suchen der Sache näher zu kommen. Er bereiste Deutschland zu dem Zwecke, die eiserne Jungfer irgendwo aufzufinden. Alle Orte, wo nach der Sage eine gestanden oder in Anwendung gewesen sein soll, wurden durchforscht. Nirgends fand er den gesuchten Gegenstand. In Nürnberg endlich fand er einige Anhaltspunkte zunächst durch die oben erwähnte Mitteilung des Professors Siebenkäs. Von dem Archivar der Stadt, Dr. Mayer, erfuhr er, daß die „Jungfer" wirklich an der von Siebenkäs bezeichneten Stelle gestanden ist. Mayer versicherte, daß er selbst noch einige Stücke der dazu gehörigen Maschinerie gesehen habe; die Figur aber sei verschwunden. Ein Nürnberger Führer endlich erzählte dem Engländer, daß er gehört habe, drei Tage nach dem Einrücken der Franzosen in Nürnberg sei dieselbe nebst anderen Marterwerkzeugen fortgeschafft und nach Österreich verbracht worden. Das bewog den uner-

müdlichen Forscher, nach Österreich auf die Suche zu gehen. In Wien selbst sollte ein derartiges Instrument gestanden sein. Es fand sich aber keine Spur mehr davon. Endlich wurde ihm dort mitgeteilt, daß ein vollständiges Exemplar in der Sammlung des Barons von Dietrich auf dem Schlosse Feistritz stehen solle. Dorthin eilte er, sah endlich die Gesuchte und erfuhr auch von dem Besitzer, daß er sie von einem Manne gekauft habe, der sie aus Nürnberg mit verschiedenen anderen merkwürdigen Sachen, während Nürnberg von den Franzosen besetzt war, bezogen haben wolle.

Es lebte aber zu der Zeit in Nürnberg der Antiquar und Altertümerhändler Geuder. Derselbe hatte eine ganz bedeutende Sammlung von mittelalterlichen und neueren Rechtsaltertümern zusammengebracht, die in einem Gemach der Burg gegen mäßiges Eintrittsgeld zu sehen waren. Dieser rührige Mann wußte auch eine „eiserne Jungfer“ zu erwerben, die er dann an dem traditionellen Platze zur Besichtigung ausstellte.



Die eiserne Jungfrau.
Nach einem alten Holzschnitt.

Er soll sie aus Österreich bezogen haben, und man sagt, daß es die des Barons Dietrich, also die ursprüngliche Nürnberger Jungfer gewesen.

Wie dem auch sei, man lernte dadurch dieses entsetzliche sagenhafte Instrument kennen und die davon gehabten unklaren Vorstellungen einigermaßen berichtigen.

Bei näherer Betrachtung kommt einem der Gedanke, daß die eiserne Jungfer weniger eine Hinrichtungs- als eine Foltermaschine gewesen. Man bemerkt im Innern derselben (auch in der Abbildung) verschiedene Dolchspitzen. Waren diese ursprünglich darinnen vorhanden, so mußte der Körper des armen Sünders daran hängen bleiben, konnte also nicht zerstückelt in eine unterirdische Kloake fallen. Es scheint aber, daß sie erst später, um das Grauenhafte des Anblicks zu erhöhen, angebracht worden sind; sicher waren sie nicht in dieser Länge vorhanden. Man gewahrte ferner in der der Jungfer gegenüberliegenden Wand eine zur Handhabung der

Folter bestimmte Winde, vermittelst welcher der eingestellte Deliquent eingepreßt werden konnte, was ihm, je nach der Zahl der Drehungen der Windenkurbel, die entsetzlichsten Schmerzen, die unerträglichste Qual verursacht haben mußte. Jedenfalls war diese Art der Tortur eine der schwersten, und gar oft mag es vorgekommen sein, daß der Tod, ungewollt vom Henker und den Richtern, den Eingepreßten von seinen Leiden befreite. Daß durch diese Art der Folter aber jedes gewünschte Eingeständnis erlangt werden konnte, ist klar. Schon der schauerliche Ort, in dem die Jungfer stand, mußte die Phantasie in höchstem Maße erregen.

Danken wir Gott, daß die Zeiten, wo solche grausame, unmenschliche, im Dunkeln arbeitende Justiz möglich war, vorüber sind. Nirgends mehr als hier läßt sich die Wohlthat einer lichtvollen, humanen Rechtspflege, ein Fortschritt zum Besseren, erkennen.

Verschwiegen kann schließlich nicht werden, daß der Verdacht, die jetzt wieder zum Vorschein gekommenen „eisernen Jungfern" (denn auch anderwärts werden solche wieder gezeigt) seien erst in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts auf Bestellung von Altertümerhändlern neu angefertigt worden — es ist ja gar nicht so schwer, dergleichen Nachbildungen den Schein des Alters zu geben — einige Berechtigung hat.

In unseren Tagen ist derjenige Teil der Nürnberger Stadtmauer, der den Frösch- (richtiger wohl Fraisch-)turm mit den geschilderten Marterkammern enthielt, abgerissen worden. Ob von den unterirdischen Räumen etwas übrig geblieben, ist mir unbekannt. Eine eiserne Jungfer soll sich dermalen in den Gelassen des fünfeckigen Turmes mit anderen Folterwerkzeugen und Rechtsaltertümern befinden.

79. Das Bahrrecht.

Zu den Eigentümlichkeiten der mittelalterlichen Strafrechtspflege, die meist ihrer Grausamkeit wegen ihres Gleichen suchte, weil man mehr abschrecken als bessern wollte, gehörte das sogenannte Bahrrecht.

Man hat sich darunter eine Art von Gottesurteil, beruhend auf dem Glauben, Gott werde die Schuld des Sünders sicher offenbaren, insbesondere den unbekannten Thäter ans Licht bringen, zu denken und war fest überzeugt, daß bei Erscheinung des Mörders vor der Leiche aus letzterer Blut fließen oder bei längerer Berührung derselben durch die Hand des Mörders sonst ein Zeichen geschehen werde. Im 17. Jahrhundert scheint dieser Gebrauch abgekommen zu sein, aber noch im Jahre 1599 wurde auf Befehl des Rates an einer im Fischbach mit „etlichen Verwundungen" aufgefundenen Frauenleiche das Bahrrecht geübt.

Anno 1576 am Sonntage Palmarum in der Nacht wurde zu St. Jakob bei dem „goldenen Beil“, damals der Kürschner Herberge, im Wirtshaus ein Schmiedgeselle, der Niederländer genannt, von einem Kürschnergesellen, Sebastian von Wien, jämmerlich erstochen. Der Erstochene war Bräutigam, der Mörder Sohn eines Büttners in Wien. Die That geschah um drei Uhr des Nachts, und der Ermordete war völlig unschuldig an seinem Tode.

Es hatte nämlich ein Zimmermann, so ein Fechter gewesen, im gemeldeten Wirtshaus gezecht und war mit dort anwesenden Kürschnern in Streit gekommen. Nach diesem ist der Zimmermann weggegangen und hat auf der Straße den genannten Schmiedgesellen, der ihm bekannt und befreundet war, getroffen. Ohne diesem von dem vorher stattgefundenen Streit mit den Kürschnergesellen ein Wort zu sagen, ließ er nicht nach, diesen zu überreden, mit ihm in das eben verlassene Wirtshaus zu gehen, um eine Maß Bier zu trinken. Der kaum unterbrochene Streit der Kürschner mit den Zimmergesellen ging aufs neue los, und bald kam es zu Thätlichkeiten; es wurde das Messer gezogen, und das Ende war die Ermordung des ganz unbeteiligten Schmiedes.

Nun wußte aber niemand, wer der rechte Thäter war. Es wurde daher gemeldeter Zimmermann und drei Kürschnergesellen mit ihm gefänglich eingezogen. Diese befragte man; aber keiner wollte bekennen. Ein Erbarer Rat, der unter den vier gefänglich Eingezogenen den Mörder vermutete — es waren jedoch noch andere Küschner dabei gewesen — ließ am darauf folgenden Erichtag (Dienstag) den Leichnam auf einem Kärnlein herein in die Morizkapelle führen; da wollte man ein Bahrrecht halten und die vier der Probe unterwerfen, ob vielleicht der Entleibte (wie dann zuvor oftmals geschehen) eine Anzeige mit seinem Blute geben wollte.

Als nun solches in der Gemeinde bekannt geworden, versammelte sich eine große Menge Volks auf St. Sebalds Kirchhof und vor dem Rathause, also daß man versucht wurde, den Leichnam unter das Rathaus zu tragen und in die Mitte des Hofes unter freien Himmel zu stellen.

Darnach wurde ein jeder der vier Gesellen, einer nach dem andern, im Beisein des Stadtrichters, der Schöffen und anderer Herren zu dem entseelten Leichnam geführt, und jeder mußte einen Finger an des Entleibten Wunde legen, desgleichen auch dessen Hand in seine Hand nehmen und bei einer Viertelstunde halten. Er gab aber kein Zeichen. Darauf wurden sie wieder ins Loch geführt, aber bald wieder herausgelassen und in Freiheit gesetzt.

Nachmals kam an den Tag, daß der wirkliche Thäter keiner von den vier Verdächtigen, sondern ein anderer Kürschnergeselle gewesen, der am Morgen nach der Entleibung, als das Thor geöffnet worden, wie ein Büttner gekleidet, aus der Stadt entflohen war. —

Anno 1599, den 2. März, wurde eines armen Hörnleinswächters Weib tot im Fischbach in der Nähe des weißen Turmes gefunden. Sie zeigte etliche Verwundungen am Leibe. Der Verdacht fiel auf ihren Mann, der auch deswegen verhaftet wurde.

Dieser beteuerte, daß er des Morgens früh, als er seiner Geschäfte halben aus dem Hause gegangen, sie daselbst gesund zurückgelassen habe; als er wieder heimgekommen, sei ihm erst von seinen Nachbarn mitgeteilt worden, was geschehen war.

Um die Wahrheit seiner Aussage zu prüfen, ist die Tote auf einer Bahre in den Zwinger bei dem Spittlerthor gebracht und im Beisein etlicher Herren Schöffen und anderer des Rats der der Schuld verdächtige Mann herbeigeführt und ihm ernstlich zugesprochen worden, seine tote Gattin zu berühren. Darauf ist er gutwillig hin zur Bahre getreten, hat der Toten die Hand auf die Brust gelegt und Gott angerufen, ein Zeichen zu thun, wenn er an ihrem Tode schuldig wäre.

Weil man nun keine Furcht und Unbeständigkeit bei ihm verspürt, hat man ihn wiederum von Statten gelassen und ihm gesagt, man wolle der Sache ferner nachfragen.

---

80. Die Zerstörung Nürnbergs durch Heinrich V.

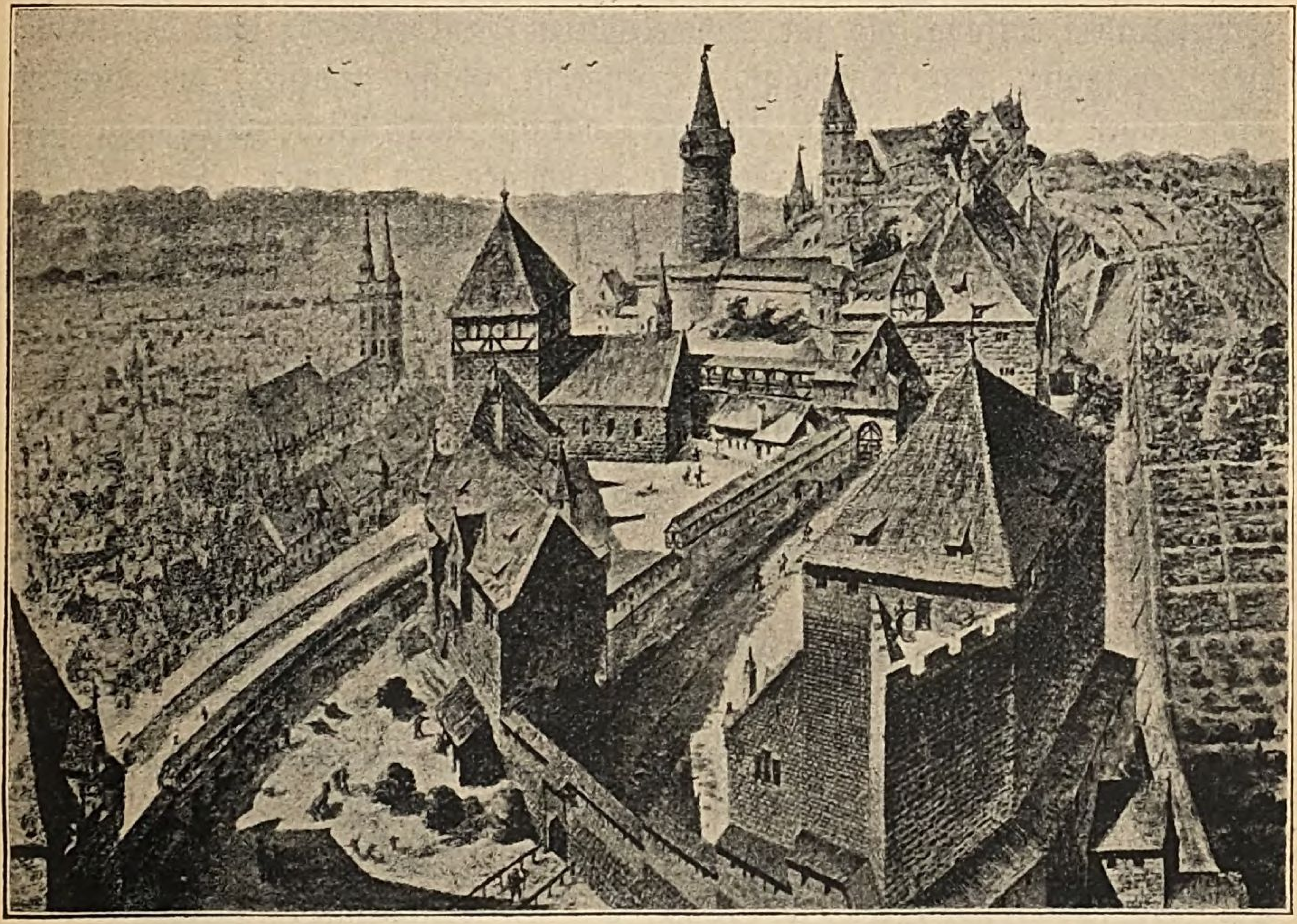
Zu Kaiser Heinrich IV. Zeiten, als es im Reich sehr gefährlich stand, hielt E. E. Rat der Stadt Nürnberg mit seinen Bürgern und Bundesverwandten eine Ratsversammlung, in der beschlossen wurde, dem von allen Seiten, insbesondere aber von seinem Sohne Heinrich (als Kaiser später der V. genannt) bedrängten Kaiser treu zu bleiben und Leib und Gut für ihn solange daran zu setzen, bis er etwa ordentlicher Weise von den Kurfürsten und nicht allein vom Papste abgesetzet werden würde. Diesen mannhaften Beschluß ließ man auch öffentlich verkündigen.

Bald darauf kam der unglückliche Kaiser auf der Flucht vor seinem Sohne 1105 nach Nürnberg, und obwohl ihn der Sohn in der Burg fast zwei Monate lang hart belagerte, mußte dieser doch unverrichteter Sache wieder abziehen, worauf ihm der Vater bis Regensburg nachjagte und ihn auch mit Hilfe der Nürnberger von dannen hinwegtrieb.

Bald aber zog der Sohn mit großer Macht wiederum vor Nürnberg, sich zu rächen, und belagerte die Stadt drei Wochen lang. Schon wollte er abermals abziehen; doch wagte er auf Zureden der zu ihm haltenden Fürsten

noch einen Sturm. Er griff sie an 13 (31?) Orten zugleich an, hätte sie aber nicht gewonnen, wenn nicht Untreue und Verräterei der in der Stadt wohnenden Juden sie ihm in die Hände gespielt hätte.

Der ob des hartnäckigen Widerstandes erbitterte Belagerer soll bei dem Wasser, da jetzt der sogenannte Saumarkt ist und der Löffelholzen Behausung stehet, eingedrungen sein und die Stadt auf Gnade und Ungnade seinem Kriegsvolk preisgegeben haben, welches sie jämmerlich geplündert, verbrennet, auf den Grund verwüstet und alt und jung ohne Schonung erwürget hat. Des Schlosses aber hat er nicht mächtig werden können, sinte-



Das alte Nürnberg.

malen die vom Kaiser Heinrich VI. eingesetzten Reichsvögte Gottfried und Konrad von Razazey, Razaha oder Rezach es mit Mut, Geschick und Glück verteidiget und gehalten haben.

Durch diesen kläglichen Fall der Stadt Nürnberg sind alle auf die Geschichte und Rechte der Stadt vorhandenen Bücher, Briefe und Siegel, Monumente und Schriften verbrannt und zugrunde gegangen. Die überlebenden Bürger wurden allüberallhin zerstreuet. So sind etliche der alten Geschlechter gen Bamberg, Koburg, Augsburg, Neumarkt oder auf ihre Schlösser in den Reichswäldern gezogen; etliche aber sind gar in Abnehmen gekommen und ausgetilget worden.

Es ist aber von da an (1105) die Stadt 34 Jahre lang in Trümmern gelegen und wegen der Verwüstung zum Spott mit dem schimpflichen Namen „der Rüdenberg" beleget worden. König Heinrich V. hatte geschworen, die Stadt solle nicht wieder aufgebaut werden.

Das alte Nürnberg, ehe es zerstöret worden, ist nicht so ausgedehnt gewesen, wie später, wiewohl es mit zierlichen Gebäuden, sonderlich um die innere Laufergasse und um den Heumarkt (Theresienplatz), hat prangen können. Von Gestalt fast viereckig, ging das erste Viertel vom Tiergärtnerthor um das Schloß herum bis zum Fröschturm am Webersplatz, das andere Viertel von gedachtem Turm herab zum inneren Lauferthor, dem Schießgraben entlang, bis zur Schmelzhütten (Volksküche?); nach S. ist die alte Ledergasse, jetzt Tuchgasse, die äußerste Gasse gewesen; am Wasser selbst lagen Gärten und ein Zwinger, daraus nach Wiederaufbauung der Stadt eine Gasse gemacht worden, die derowegen den Namen „Neue Gasse" erhalten. Das dritte Viertel erstreckte sich vom alten Turm an der Holzschuher Behausung (auf dem Spitalplatz) bis zum Turm am Siechhaus (Weinstadel), dem heutigen Wasserturm. Durch das untere Thor gelangte man aus dem Innern der Stadt auf eine Brücke, die in der Gegend, wo jetzt die Museums- oder Fleischbrücke liegt, über die Pegnitz führte. Das vierte Viertel zog sich vom Wasserturm zum Tiergärtnerthor, also daß die Gaß bei dem Radbrunnen der Stadtgraben gewesen, und in der Zisselgassen die äußerste Stadtmauer gestanden. Die Stadt hat damals nirgends über das Wasser gelangt, die Pegnitz ist außen an der Stadt hingeflossen.

Nürnberg ist also während der Regierungszeit Heinrich V. wüste gelegen. Auch Kaiser Lothar von Sachsen, der von 1125 bis 1138 regierte, that nichts für deren Wiederaufbau. Doch waren neben den Juden, deren viele in den verwüsteten Geländen wohnten und die besten Örter der Stadt inne hatten, einige der alten Inwohner, vornehmlich die Grafen von Nassau, die Schweppermänner, die Egloffstein, die alten Burggrafen, die Herren von Brauneck, zu Nürnberg, welche allgemach die Stadt wieder zu bauen anfingen. Erst als der Hohenstaufe Konrad 1138 Kaiser wurde (Konrad III.), an dessen Hof dazumal viele junge (ehemals) Nürnberger Bürger sich aufhielten, ging es mit der Wiederherstellung der Stadt in rascherem Tempo vorwärts. Durch ein kaiserlich Edikt wurden alle Nürnbergischen (vertriebenen) Bürger zusammengefordert und ihnen Macht gegeben, ihre zerstörte Stadt wieder aufzubauen. Konrad III. citierte auch Gottfried von Razazen, welcher bis auf diese Zeit die Reichsvogtei zu Nürnberg verwaltet und der Reichsfesten Renten und Einkünfte eingenommen, gen Regensburg und befahl ihm, das Schloß und die verfallene Rente sofort auszuantworten, was er auch gethan. Hierauf zog der Kaiser selbst nach Nürnberg und ließ die Stadtmauer wieder aufrichten und erweitern, und von da an hat die Stadt im Lauf der Jahre

merklich zugenommen und mußte öfters erweitert werden. Sie ist aber unter Konrad III. noch zweimal belagert, aber nicht eingenommen worden.

Vieles von dem, was uns die Nürnberger Chronisten hierüber berichten, gehört in das Gebiet der Sage. Unerwiesen ist der Verrat der Juden, die vollständige Zerstörung der Stadt und die damit verbundene Zerstreuung ihrer Bürger, wie auch, daß sie solange wüste gelegen.

81. König Wenzel in Nürnberg.

Nikolaus Muffel, Schultheis zu Nürnberg, erfreute sich der vorzüglichen Gunst des Königs Wenzel so, daß dieser sich öfters in seinem Hause auf St. Egydienhof aufhielt. Als er einst um Ostern des Jahres 1370 bei ihm zur Herberge gelegen, begehrte er an (von) Frau Barbara Kolerin, Muffels ehelicher Hausfrau, daß sie ihm das Haupt zwage (wasche), darzu sie willig war. Darnach sagte der König: Liebe Wirtin, jeder Arbeiter ist seines Lohnes würdig, und was begehrt ihr, das wir euch zu Lohn geben?



König Wenzel.
Nach dem Gemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Sagt sie mit ehrsamen Worten, sie begehre nichts. Da wollt' der König je, daß sie fordere, und was sie fordere, das woll' er ihr geben. Also sagt sie, daß er ihr ein Bedenken gebe, sich mit ihrem Hauswirt Nikolaus Muffel zu unterreden, und also nach dem Bedenken bat sie den König um einen bewährten Span von dem heiligen Kreuz, da hätt' sie große Liebe dazu.

Also sagt der König, er wollt ihr (noch) vielmehr geben; denn das heilige Kreuz, das er an seinem Halse trage, das hätt' ihm sein Vater, Kaiser Karl, geben, und wär' gar lang von seinen Eltern, den Königen zu Böhmen, und dem Haus Luxenburg, herkommen; doch so schickt er nach einem Priester und einem Goldschmidt und ließ da

Kerzen anzünden und knieten nieder und thäten das Kreuzlein, das da golden war, darin der Span dann lag, von seinem Hals und brachen das auf und thäten den Span heraus und schickten nach glühenden Kohlen in die Kuchen, und die bracht' man in einem silbernen Wasserbeck, und also legt der Priester den Span in die glühenden Kohlen; also sprang der Span des heiligen Kreuzes, das viel Leut sahen, kräftiglich heraus aus dem Feuer, einem Ritter auf sein Mantel, als sie dann um das Kreuz knieten. Der Ritter hieß Christian von Blumeratz, war gar ein mächtiger, frommer, gottfürchtiger Mann und des Königs Hofmeister.

Und nachdem sagt der König dem Priester in böhmischer Sprach, er sollt' ihm ein wenig von den Span geben, und der Span lag auf einem neuen, weißen leinen Tuch, und da nahm der Priester ein Messer und sah den heiligen Span an und gedacht ein wenig nach des Königs Gebot davon zu nehmen, und indem er das Messer noch eine Spann' hoch ob dem heiligen Span hätt', da spaltete sich der heilige Span ganz gleich von einander.

Da erschrack der Priester und sah den König an. Da sagt der König: „Liebe Wirtin, wir wollen euch recht beichten, wir haben dem Priester in geheim in Böhmisch gesagt, er soll euch ein klein Teil davon geben. Also seht ihr das groß Wunder Gottes, der Span ist aus dem Feuer gesprungen, und nun also ohn alle menschliche Hilf sogar gleich auseinander gesprungen, daß kein Mensch sehen kann, welches Teil größer sei. Also will recht Gott, der Herr, daß das heilig Kreuz von euch geehrt soll werden, mehr dann (denn) von uns; darum so nehmet, welches Teil ihr wollt.

Also wendet der Priester die zwei Stück um, und kunnt niemand anders gesehen, denn, daß sie gleich von einander geteilt wären. Und also nahmen sie und ihr Hauswirt das eine Stück gar mit großen Freuden, und also gab ihr der König dazu dreißig Schock böhmische Groschen, daraus machten sie ein silbern Kreuz, darein dasselbig Stück des heiligen Kreuzes verschlossen wurde.

82. Kaiser Rudolf und der Freihart.

Im Jahre 1273 kam Kaiser Rudolf von Habsburg auf den Thron. Er ist gar häufig in Nürnberg gewesen, hat allda auch einen Reichstag gehalten und u. a. geordnet und gemacht, daß die Notare und Schreiber fürderhin nicht mehr lateinisch, sondern deutsch schreiben sollten über Haus, Hof und andere liegende Güter, weil der gemeine Mann oftmals mit dem Latein betrogen wurde.

Eines Tages ging der Kaiser von der Burg herab in die Kirche zu St. Sebald. Da kam ein Freihartsbube, der redete den Kaiser an. „Kaiser", sagt er, „ich bin dein Bruder; darum teile das Erbe mit mir." Der Kaiser fragte ihn: „Wer bist du, und warum soll ich mit dir teilen?" Er antwortet: „Adam ist unser Vater und Eva unsere Mutter gewesen; deshalb bist du mein Bruder."

Der Kaiser antwortet: „Wohlan, so gehe hin und bring' einen Sack, und wenn ich aus der Kirche gehe, so will ich mit dir teilen."

Der Schlingel war froh und verschaffte sich einen Sack. Als nun der Kaiser aus der Kirche kam, legte er ihm einen Heller darein und sprach: „Nun gehe hin und heiß dir einem jeden soviel geben, so wird Dein Sack voll." Da mußte der freche Junge mit Spott abziehen.

Der Leser mag aus dieser Historie entnehmen, daß die Theorie des Kommunismus älter sei als Proudhon und weit über den Bauernkrieg hinausreiche.

83. Kaiser Rudolf und der Freihart zu Nürnberg.

Von Karl Förster.

Der Kaiser zog zum Münsterthor
und viel des Volks ihm nach;
da trat ein Freihartsbub hervor
und zupft' den Herrn und sprach:

„Herr Bruder, nicht so stark fürbaß!
Es ist noch einer hier!"
Der Kaiser schaut ihn an; der Spaß
bedünkt ihm Frevel schier.

„Was ficht dich an? — Mein Bruder du?
Ich kenne, traun, dich nicht!"
Der Freihart aber lacht dazu
und blinzt ihn an und spricht:

„Ich denke so: der Kaiser stammt
wie ich von Adam her,
und sind wir Brüder allesamt,
sind wir's auch, ich und er.

Drum wollt Ihr, was die Zeit verbrach,
ausgleichen bar und blank,
so teilt mit mir und tilgt die Schmach
und nehmt dann meinen Dank."

Der Kaiser lacht und spricht: „Gesell,
jetzt muß ich beten geh'n;
schaff' einen Sack derweil zur Stell';
dann laß uns weiter seh'n."

Der Bub eilt flink und flugs nachhaus
und kehrt in vollem Lauf;
da tritt der Herr zur Kirch' heraus
und ruft: „Nun, Bursch, thu' auf!"

Der zieht den Sack die Läng' und Quer,
ihm dünkt er noch zu klein;
der Kaiser wirft — es klang nicht schwer —
wirft einen Heller drein

und spricht: „Nun weiter, Bursch, durchs Reich;
der Brüder sind noch mehr!
Gibt jeder dir dem ersten gleich,
bist du so reich, wie der."

84. Kaiser Rudolf I. in Nürnberg.

Es muß ein großartiges Thun und Treiben in der alten Noris geherrscht haben, wenn daselbst ein Kaiser längere Zeit Hof hielt, oder gar ein deutscher Reichstag hier abgehalten wurde; erschienen doch bei solchen Gelegenheiten immer eine große Anzahl deutscher Reichsfürsten und Herren mit ihrem zahlreichem Gefolge und auch die Gesandtschaften fremder Mächte. Prunkvolle Aufzüge und Festlichkeiten wechselten in bunter Reihe miteinander ab. Die einheimischen Wirte, Kauf- und Gewerbsleute zeigten fröhliche Gesichter, weil sie gute Geschäfte machten. Die Hoffnung auf reichlichen Gewinn lockte aber auch eine Menge fremder Kaufleute, Sänger, Artisten aller Art, ja auch Spitzbuben in Menge herbei, welch letztere natürlich im Trüben fischten.

Der Bürgerstand in Nürnberg erfreute sich zu allen Zeiten des besten Rufes in Bezug auf Treue und Ehrlichkeit. Das „Wort" gilt heute noch gesetzlich innerhalb der Stadtmauern. Aber, wie das eben in der Welt ist,

es gibt neben vielen braven, redlichen Leuten mitunter auch Gauner und Spitzbuben, die sich den Schein der Rechtlichkeit zu geben verstehen. — Nun zu unserer Geschichte:

Kaiser Rudolf I. hatte im Jahre 1274 einen Reichstag nach Nürnberg ausgeschrieben. Unter den Fremden, die bei dieser Gelegenheit in Nürnberg Geschäfte machen wollten, befand sich auch ein Kaufmann. Er hatte Quartier bei einem Gastwirte genommen, der leider den sonstigen guten Ruf der Nürnberger Wirte Lügen strafte.

Ohne Arg hatte ihm der Kaufmann bei seiner Ankunft eine große Geldsumme — die Sage spricht von 200 Mark Silber — zur Aufbewahrung übergeben. Das war so Sitte und Herkommen damals, und ist es wohl auch heute noch. Als nun nach einigen Tagen der Fremde sein Geld zurückverlangte, leugnete der schuftige Wirt den Empfang desselben ohne weiteres ab. Der Kaufmann, auf die Ehrlichkeit des Wirtes bauend, hatte weder einen Schein vom Wirte in Händen, noch Zeugen für seine Behauptung aufzustellen, und so konnte ihm auch der Richter, den er anrief, nicht helfen; er wurde einfach mit seiner Klage abgewiesen.

In seiner Not suchte er Hilfe beim Kaiser Rudolf, dessen Gerechtigkeitsliebe allgemein berühmt, und dessen Scharfsinn in schwierigen Rechtsfällen anerkannt war. Der Kaiser empfing ihn huldvollst und versprach ihm die strengste Untersuchung der schwierigen Rechtssache. Einsehend, daß schnelle Justiz hier am ersten zum Ziele führen dürfte, ließ er den Wirt sogleich vorladen. Er wollte denselben mit List fangen, und um ihn nicht mißtrauisch zu machen, ließ er zu gleicher Zeit auch andere — unbescholtene — Bürger zur Audienz bestellen. Alle waren natürlich über diese Ehre hocherfreut und erschienen in ihren besten Kleidern. Unser Wirt, ein reicher Mann, hatte sich aber besonders fein herausgeputzt. Der Kaiser, ein leutseliger Herr, unterhielt sich huldvoll mit den Bürgern über den Gang ihres Geschäftes und wußte jedem etwas Freundliches zu sagen. Zuletzt wandte er sich an den Wirt, der, seine kostbare, mit Pelz verbrämte Mütze in der Hand, etwas protzenhaft dastand.

Nun, sprach der Kaiser scherzhaft: Euer Geschäft scheint ja sehr zu blühen; euer Bäuchlein und euere Gewänder beweisen dies. Eure Mütze — bei dieser Gelegenheit nahm sie der Kaiser in seine Hand — ist ja so kostbar, daß sich ein Kaiser nicht zu schämen brauchte, sie zu tragen. Er setzte sie wirklich auf, unterhielt sich noch einige Zeit mit den Männern und ging dann, anscheinend ohne Nebenabsicht, in ein anstoßendes Zimmer, immer noch die Mütze auf dem Haupte. In dem Zimmer aber befand sich ein besonders zuverlässiger Diener des Kaisers und der fremde Kaufmann. Den Diener schickte er schnell mit der Mütze zu der Frau des Wirtes und ließ ihr sagen: Sie möchte ihrem Manne durch den Überbringer allsogleich

den bewußten Geldsack senden, da er des Geldes dringend bedürfe. Die Frau ging in die Falle und schickte den Sack mit dem ganzen Inhalt. Wie hätte sie auch ahnen können, daß nicht ihr Mann, sondern der Kaiser seine Hand dabei im Spiele habe!

Mittlerweile hatte der Kaiser seine Unterhaltung mit dem Wirte in herablassendster Weise fortgesetzt. Das Gesicht des Gauners strahlte förmlich vor Vergnügen über eine solche Auszeichnung. Da wurde dem Kaiser das verabredete Zeichen gegeben, daß die Überrumpelung der Frau gelungen sei, und nun hielt er es an der Zeit, den Spitzbuben zu überführen.

Wie ist es denn mit dem Geldsacke, den Euch der fremde Kaufmann zur Aufbewahrung übergeben hat? frug ihn plötzlich und unvermittelt der Kaiser. Der plötzlich ins Strenge umgeschlagene Ton des Kaisers und dessen ernste Miene machte den Frevler erzittern. Dem scharfblickenden Auge des Kaisers entging dieser Umstand nicht, ebensowenig die ungewöhnliche Angst des Verbrechers, dessen Angesicht sich ganz entfärbt hatte. Trotzdem verlegte er sich aufs Leugnen. Da ließ der Kaiser den Geldsack hereinbringen und den fremden Kaufmann dazu. Ist dies euer Eigentum, das ihr dem saubern Herrn da zur Aufbewahrung übergeben habt? fragte er den Fremden. Nachdem dieser solches bestätigt, hatte der Kaiser nicht mehr nötig, den Wirt zu fragen, ob er seine Schuld eingestehen wolle. Das Bewußtsein seiner Schandthat, die Furcht vor der zu erwartenden Strafe hatten seinen Trotz endlich gebrochen; reumütig fiel er dem Kaiser zu Füßen, bekannte seine Schuld und bat um Gnade.

Du hast den Tod durch den Strang verdient, entgegnete ihm der Kaiser; doch als der fremde Kaufmann um Gnade für den Schuldigen bat, sprach er: Um des edlen Herzens willen, das Du betrübt hast, und das jetzt für Dich um Gnade fleht, sei Dir die Todesstrafe erlassen. Allein Strafe muß sein. So sei Dir denn auferlegt, die gleiche Summe, die Du gestohlen, dem Kaufmann als Entschädigung für entgangenen Gewinn zu bezahlen.

Durch dieses salomonische Urteil machte sich Rudolf im ganzen Reiche gefürchtet und beliebt, so daß bald auch die Plackereien im Reiche aufhörten, die deutsche Kaufleute von den Raubrittern bisher hatten erdulden müssen. Wer sich dem kaiserl. Gebote nicht fügte, dessen Burg wurde der Erde gleich gemacht, und dessen Tage waren gezählt.

85. Kaiser Rudolf von Habsburg als Heiratsstifter.

Als ein gerechter Richter zeigte sich der Kaiser auch bei einer anderen Gelegenheit während dieses Reichstages in Nürnberg. In seinem

Gefolge befanden sich viele stolze junge Ritter und Knappen, die sich's zum besonderen Vergnügen machten, den Nürnbergerinnen den Kopf zu verdrehen. War dabei auch ein junger schweizerischer Edelmann, ein schmucker Geselle, von hohem, edlen Wuchse und feinen höfischen Manieren, namens Heinrich Schorlin. Wo er hinkam, wußte er die Leute, insbesondere die Frauen und Jungfrauen zu bezaubern, und selbst der Kaiser hielt große Stücke auf ihn.

Auf seinen Streifzügen durch die Stadt wurde natürlich regelmäßig Fensterparade abgenommen, und bei dieser Gelegenheit entdeckte er ein feines blondes, sittiges Bürgermägdlein, das vom Chörlein ihres Hauses auf den flotten Rittersmann mit unverkennbarem Wohlgefallen herabsah. Als sie merkte, daß sie seine Aufmerksamkeit erregt hatte, errötete sie geschämig unter seinen Blicken und zog sich zurück. Es konnte dem liebenswürdigen Schwerenöter nur schmeicheln, daß er die Blicke des schönen Kindes auf sich gezogen hatte, und bald wußte er es durch wiederholte Galanterien so zu lenken, daß es sich ihm in herzlicher Liebe ergab. Sie schwuren sich natürlich bei ihren geheimen Zusammenkünften ewige Liebe und Treue, und er versprach ihr hoch und teuer, sie in kurzem als sein ehelich Gemahl auf die Burg seiner Väter im schönen Schweizerland heimzuführen.

Allein, wie es oft so geht, der Liebesrausch des schönen Ritters war bald vorübergegangen, und Treue und Beständigkeit gehörte nicht in das Inventar seiner Tugenden. Er wollte nur wie ein Schmetterling von Blume zu Blume fliegen, und wie dieser den süßen Honigsaft aus den Blütenkelchen saugen. Bald wurden ihm die unter Thränen vorgetragenen Bitten seiner Holden, nunmehr ihre Eltern um ihre Hand zu bitten, da ihre Ehre es dringend erfordere, lästig, seine Besuche wurden seltener und hörten schließlich ganz auf. Ein Hoffräulein des Kaisers hatte es ihm angethan, und über der neuen Liebe vergaß er schließlich der alten.

Mit gerungenen Händen und aufgelöst in Thränen gestand sie ihrer Mutter, was dieser bisher verborgen geblieben war, ihre Liebe zu dem schönen Ritter, ihre heimlichen Zusammenkünfte, ihre Schuld mit deren nicht mehr zu verheimlichenden Folgen und schließlich das bitterste — die Untreue des Geliebten.

Der Vater des Mädchens, ein Plattner oder Harnischmacher, erfuhr den Thatbestand natürlich durch die Mutter. Er war ein biederer, unerschrockener Bürgersmann, der bei dem Kaiser etwas galt, denn er hatte ihm schon mehrmals die prächtigsten Harnische geliefert. Der wagte es und ging zum Kaiser, um bei ihm Hilfe zu suchen. Fußfällig bat er den Kaiser, den Verführer seiner Elsbeth — so hieß sein einzig Töchterlein — zur Erfüllung seines Eheversprechens anzuhalten und die Schmach von ihm und

seiner Tochter abzuwenden. Er hatte den rechten Weg beschritten. Der Kaiser, dem jede Treulosigkeit ein Greuel war, ließ sofort den Schuldigen vor sich bescheiden. „Habt Ihr", so fragte er ihn im strengsten Tone, „des Harnischmachers Tochter Elsbeth arglose Unschuld verführet, habt Ihr derselben die Ehe versprochen und trotz alledem noch die Treue gebrochen?" Der Ritter konnte nicht leugnen. „So soll Euch auch mein kaiserlicher Zorn treffen. Habt ihr als Ritter nicht gelobet, allezeit die Unschuld beschützen zu wollen? Führt den Unwürdigen einstweilen in den Kerker," heischte er. „Ich werde überlegen, welche Strafe Du verdient hast."

Jedermann merkte, daß der Kaiser nicht allzuglimpflich mit Schorlin verfahren werde. Viele fürchteten sogar für dessen Leben.

Die Nürnberger Bürgerschaft, über den einem von den Ihrigen angethanenen Schimpf aufs höchlichste erbittert, vernahm mit Genugthuung, daß der Kaiser die Sache so strenge nahm. Fand ja in damaliger Zeit des Faustrechts selten ein Bürger sein Recht gegen einen Junker. Aber gleichzeitig regte sich auch in manchen Herzen das Mitleid mit dem jungen, schönen Verführer.

Elsbeth selbst, die er so schnöde verraten, konnte die Liebe zu dem Treulosen in ihrem Herzen nicht ertöten. Als sie nun vernahm, wie schlecht es um ihn stünde, und daß möglicherweise sogar sein Leben in Gefahr sich befinde, da ließ sie sich nicht länger halten; sie warf sich dem Kaiser zu Füßen und flehte ihn inbrünstig an, des Geliebten Leben zu schonen. Der Kaiser, von solcher Macht der Liebe gerührt, fühlte sein Herz bewegt und begnadigte den Schuldigen, aber nur unter der Bedingung, daß er sich sofort in der Burgkapelle mit Elsbeth, deren Liebe er gar nicht wert sei, trauen lasse und ihren Eltern eine Buße von 200 Mark Silber zahle.

Dies geschah; die Sage meldet uns aber nicht, ob Elsbeth an seiner Seite glücklich geworden.

86. Das Weiherfischen bei Pillenreuth.

Die Markgrafen von Brandenburg (Ansbach und Bayreuth) waren fast ausnahmslos unversöhnliche Feinde und Gegner der Reichsstadt Nürnberg. Als Vorwand zum Kriege wußten sie jedoch immer angebliche Übergriffe des Stadtregiments in ihre Regalien vorzuschützen. Sie machten es, wie in der Fabel der Wolf, der das Lamm anschuldigte, daß es ihm das Wasser getrübt habe. Als der schlimmste aller Gegner der Nürnberger ist der Markgraf Albrecht mit dem Beinamen „Achilles" zu bezeichnen, ein Mann von edler Gestalt, kriegerisch und unternehmend, aber wenig skrupulös, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Nürnberger stets in Atem hielt

Als erster Vorwand zu Unfriede und Streit mußte ihm der Umstand dienen, daß Nürnberg den Ritter Konrad von Heideck in seinen Dienst genommen hatte, einen Mann, den der Markgraf als seinen Unterthanen betrachtete, und daß dieser Heideck sein Bergwerk zu Loibstadt durch Nürnberger Bürger bearbeiten ließ. Alle Versuche, die von verschiedenen Seiten gemacht wurden, die Sache gütlich beizulegen, scheiterten an dem Starrsinn und der Unnachgiebigkeit des Markgrafen. Man sah bald, daß er den Krieg um jeden Preis wolle. Sein ganzes Gebahren läßt unzweifelhaft erkennen, daß es ihm um eine recht gründliche Demütigung, um eine völlige Unterwerfung der Reichsstadt unter seinen Willen zu thun war.



Markgraf Albrecht Achilles.

Es war ein schwerer, verhängnisvoller Kampf, der durch den am 29. Juni 1449 an die Stadt gelangten Fehdebrief des Markgrafen eingeleitet wurde. Der Markgraf hatte, ehe er die Fehde ansagte, eine große Anzahl Fürsten, Grafen, Ritter und Städte auf seine Seite zu ziehen gewußt, während Nürnberg fast nur auf seine eigenen Hilfsquellen angewiesen war.

Wie wenig edel und ritterlich der Charakter des Markgrafen Albrecht „Achilles“ war, zeigte sich in der alle Sitte verspottenden Art und Weise der Übergabe des Fehdebriefs an den Rat. Die Antwort des letzteren hierauf war ernst, ruhig und gemessen, männlich und ehrenhaft und enthielt keine Verletzung der dem fürstlichen Gegner gebührenden Achtung, was indes nicht hindern konnte, daß die Gesandten der Stadt, die sie dem Markgrafen überbrachten, von markgräflicher Seite verschiedenen Mißhandlungen ausgesetzt und beraubt wurden.

Ein scheußlicher Krieg begann. Es war eine rohe, entsetzliche Zeit, in der gegen den Feind jedes Mittel, auch das verwerflichste und barbarischste, angewendet wurde. Am meisten hatte darunter die arme Landbevölkerung zu dulden. Man plünderte — nachdem der Markgraf dies so angefangen — gegenseitig die Dörfer aus, zerstörte die Ernten, brannte die Häuser nieder

und schlug die Bauern tot wie Hunde. Die städtischen Unterthanen auf dem Lande mußten, um das nackte Leben zu retten, mehr als einmal hinter die Mauern der befestigten Stadt flüchten. Denn die Stadt selbst anzugreifen, wagte der Markgraf doch nicht, die Trauben waren dem Fuchs zu sauer.

Der Übermut des Markgrafen zeigte sich während des Krieges besonders in der spöttischen Behandlung, welche er dem Rate der Stadt angedeihen ließ. Dafür sollte er aber unvermutet eine wohlverdiente Lektion erhalten:

Sicher hatte er die Wehrkraft und den Mut der Nürnberger unterschätzt, als er am 11. März 1450 dem Rat die spöttische Botschaft zukommen ließ, daß er bei dem Klösterlein Pillenreuth, 2 Stunden von Nürnberg gelegen, sein Lager aufgeschlagen habe und die dortigen Weiher, die zum Kloster gehörten, zu fischen gedenke; die Nürnberger möchten nur herauskommen zum Fischschmaus. Diese Herausforderung brachte die Stadt in grenzenlose Aufregung, und der Rat beschloß, diese Stimmung der Bürgerschaft zu benützen und dem Markgrafen zu zeigen, daß man nicht gesonnen sei, sich jede Beleidigung gefallen zu lassen. Schnell wurde die Nürnberger Truppe, die in ihrem Kern aus angeworbenen Söldlingen bestand, durch waffenfähige und waffengeübte Bürger und Bürgersöhne verstärkt, mobil gemacht. 200 Mann zu Fuß und 800 Reiter, unter welch letzteren sich die Jugend des Patriziats in großer Anzahl befand, zogen dem Feinde frisch und mutig entgegen. Die Führung war zwei kriegserfahrenen Rittern, Herrn Heinrich Reuß von Plauen und dem später durch den sächsischen Prinzenraub bekannt gewordenen Kunz von Kaufungen übertragen worden. Bannerträger war kein geringerer als der kaiserliche Schultheiß, Ritter Wernher von Parsberg.

Den Oberbefehl hatte Reuß von Plauen übernommen. Kunz von Kaufungen führte die Vorhut, Erhard von Schürstab, ein Nürnberger Patrizier, befehligte das Fußvolk. Das Feldgeschrei war: „Nürnberg“ und die Losung: „Unsere liebe Frau.“

Die Nürnberger Reiterei war natürlich zuerst am Kampfplatze; ihr folgten die Schützen auf dem Fuße nach, hinter ihnen das übrige Fußvolk. Der Markgraf, ein kriegserfahrener Feldherr, übersah sofort die Lage. Den Nürnberger Reitern konnte er eine gleiche Anzahl entgegenstellen, und an Qualität war sicher die markgräfliche Reiterei der Nürnbergischen überlegen. Wenn meine Reiter, so schloß er, die Nürnberger Reiterei mit aller Kraft angreifen und zurückschlagen, so bringt letztere durch ihren Rückprall das anrückende Fußvolk in Unordnung, und der Sieg ist mein.

Aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Was den Nürnbergern an Kriegstüchtigkeit abging, wurde reichlich durch deren patriotische Stimmung

ersetzt; hatten sich doch die jungen Patriziersöhne das Wort gegeben: „Siegen oder sterben", und diese heroische Stimmung trug sich auf alle die andern über. So kam es denn ganz anders, als der Markgraf kalkuliert hatte. Die Nürnberger Reiterei schlug die markgräfliche zurück, und in der Flanke des markgräflichen Heeres ließ nun Kunz von Kaufungen die Nürnberger Schützen eingreifen. Zwar mußten sie vor der feindlichen Reiterei, die sich wieder gesammelt hatte, zurückweichen; bald aber erhielt er Unterstützung durch nachrückende Truppen, worauf er mit bestem Erfolge wieder zum Angriffe überging. Das Treffen gestaltete sich für die Nürnberger auch dadurch günstiger, daß, nachdem die feindliche Reiterei zurückgewichen, ihre eigene Reiterei auf einem weniger waldigen und sumpfigen Terrain sich besser entwickeln und nachdrücklicher eingreifen konnte, was schließlich das Treffen zu ihren Gunsten entschied, so daß das nachrückende Nürnberger Fußvolk, der Kern ihrer Macht, nichts mehr zu thun fand, als es auf der Wahlstatt anlangte.

Die Niederlage des Markgrafen war eine für den stolzen Mann gänzlich unerwartete und sehr empfindliche. Viele seiner Leute waren getötet, verwundet und gefangen worden. Unter den letzteren allein befanden sich 80 Ritter von Adel. Die Verfolgung der markgräflichen Scharen wurde bis gen Schwabach ausgedehnt. So endigte denn diese übermütige Herausforderung zur Freude der Nürnberger mit einem vollständigen Siege der Reichsstadt. Der Markgraf war seiner Sache so sicher gewesen, daß er in seiner Verblendung eine Anzahl Wagen mit Fischbehältern mitgebracht hatte, um die Fische darin wegzuführen. Als die Nürnberger von der Verfolgung zurückkamen, waren außer den schon erwähnten Edlen 172 Knechte, 200 Panzer, mehrere Geschütze und drei feindliche Paniere in ihren Händen.

Die Sage meldet uns, daß sogar der Markgraf selbst unter den Gefangenen sich befand und nur durch den Treubruch des Feldhauptmanns, Kunz von Kaufungen, entwischte. Bemüht, die regellose Flucht seiner Scharen zu hemmen und das Gefecht wieder zum Stehen zu bringen, war der Markgraf, weniger auf die Sicherheit seiner eigenen Person bedacht, schließlich ganz von den Seinigen abgetrennt und verlassen worden. Kunz von Kaufungen erkannte in dem vereinzelten stattlichen Ritter trotz des herabgelassenen Visiers und der unscheinbaren Rüstung den Markgrafen und suchte ihn in seine Gewalt zu bekommen. Das wäre indes nicht so leicht gewesen; denn der Markgraf war ein guter Reiter und ein tapferer Mann. Er gedachte mit Hilfe seines edlen Rosses dem Verfolger zu entkommen; aber das Pferd stürzte und sein Reiter flog in den Sand. Betäubt von dem Falle und gehemmt durch die schwere Rüstung konnte er kaum mehr an Widerstand denken. Kunz forderte ihn auf, sich zu ergeben. „Die Nürnberger," sagte er spöttisch, „werden Euch mit großen Freuden aufnehmen und Euch gut

Quartier bestellen!" — Der Markgraf antwortete: „Daran zweifle ich nicht; indes lüstet's mich durchaus nicht, die Gastfreundschaft der verdammten Pfeffersäcke in Anspruch zu nehmen. Wie wäre es, Freund Kunz, wenn Du ihnen eine Nase drehtest? Bedenke, daß ich ein Reichsfürst bin und die Macht habe, dir wohl und wehe zu thun. Ich werde dir meine Freilassung nie vergessen und dir stets dankbar bleiben. Was hast Du aber von den Nürnbergern zu erwarten?" —

Kunzens treulose Gesinnung scheint dem Markgrafen bekannt gewesen zu sein, sonst würde er es wohl nicht gewagt haben, einem Ritter solche Zumutungen zu machen, denn dieses Ansinnen ging doch gegen alle Ritter- und Mannesehre. Zwar entgegnete ihm derselbe: Ich stehe in Dienst und Sold derer von Nürnberg, Herr Markgraf, und hab' geschworen, ihnen zu dienen als ihr Feldhauptmann treu und redlich; wie soll ich also gegen meine Herren handeln?"

Aus dem Tone dieser Entgegnung merkte der Gefangene heraus, daß Kunzens Entrüstung über seine Zumutung durchaus keine ernsthafte, tiefgehende sei, und deswegen ließ er nicht ab, ihm Vorstellungen und Versprechungen zu machen.

„Siehe", fuhr der Markgraf fort, „du kennst die Zahl und Macht meiner Bundesgenossen und ihren Haß gegen die Reichsstadt. Sie werden nicht ruhen und rasten, bis ich wieder frei bin, und sollte darüber ganz Nürnberg zugrunde gehen. Glaubst du dann ungeschoren durchzukommen? Es dürfte dir und deinem Felsenneste schlecht bekommen, daß du dich, statt einem fürstlichen Herren zu dienen, wie sich's eigentlich von einem Ritter gebühret, den bittersten Feinden der Fürsten mit Leib und Seele verschrieben hast."

Kunz, die Wahrheit dieser Worte fühlend, wurde immer nachdenklicher und schwankender. Nicht seine beschworene Pflicht, nicht seine Ritterehre waren für seine Handlungen bestimmend, sondern nur sein persönlicher Vorteil. Nach einiger Überlegung antwortete er dem Markgrafen: „Durch Fürstendienst bin ich bisher auf keinen grünen Zweig gekommen; Fürstengunst ist vergänglich wie die Blume auf dem Felde; deswegen bin ich zu den Nürnbergern gegangen. Nun habt Ihr mein Herz beweget, daß ich Euch gerne gefällig sein möchte, ohne meine Pflicht allzusehr zu verletzen. So gebet mir denn Euer fürstlich Ehrenwort, Euch allenthalben als Gefangener zu stellen, wann und wo ich solches begehre, und mir solches zu gedenken, wenn ich in Not und Gefahr kommen sollte.

Der Markgraf zögerte natürlich nicht, darauf einzugehen, sondern verpfändete mit einem Schwur auf sein Schwert seine Ritter- und Fürstenehre, sich ihm überall zu stellen unter der Bedingung, daß Kunz ihn schützen wolle gegen jegliche Unbill, und gab das feierliche Versprechen, dieses Dienstes

ihm lebenslang zu gedenken. Kunzens Diener Jürgen, ein alter, zuverlässiger Knecht, dem seines Herrn Wille über alles ging, wurde nun veranlaßt, sein Roß dem Markgrafen zu überlassen und ihm bedeutet, über diesen Vorfall unverbrüchliches Schweigen zu beobachten. Drauf jagte der Markgraf, so schnell es ging, den Seinen nach, die auf ihrer Flucht die Richtung nach Schwabach eingeschlagen hatten, und entkam so glücklich der Gefangenschaft. Kunz von Kaufungen wurde also zum Verräter an der Stadt und handelte auch später treulos an Nürnberger Kaufleuten.

Wie sich's denken läßt, gab dieser für die Nürnberger so glorreiche Kampf Anlaß zu großartiger Siegesfeier. Die abends vom Kampfe zurückkehrenden Bürger wurden mit stürmischem Jubel empfangen; die ganze erwachsene Bevölkerung war auf den Beinen; am stärksten wurde die freudige Bewegung, als die große Zahl der Gefangenen durch das Frauenthor eingebracht wurde, und die erbeuteten Fahnen aus den Fenstern des Rathauses das Publikum begrüßten. Lange trieb sich das siegestrunkene Volk in den Straßen herum oder sammelte sich in den Schenken, die Ereignisse des Tages besprechend, und dieser Tag war den Nürnbergern wohl zu gönnen.

Sonderbar! Als die gefangenen Ritter mit ihren von Schwerthieben zerfetzten Federbüschen in Sicht kamen, verbreitete sich unter dem Volke allerlei Gerücht über den Markgrafen. Er selbst sei gefangen gewesen, hieß es, aber wieder entkommen; andere behaupteten, er sei als Gefangener auf ein festes Schloß außerhalb der Stadt gebracht worden; wieder andere wollten wissen, er sitze wohlverwahrt auf dem Luginsland als Knecht verkleidet und wolle sich nicht zu erkennen geben.

Die vom Trinken und patriotischer Begeisterung erhitzten Köpfe stritten über diesen Umstand lebhaft hin und her. Eine zahlreiche Gesellschaft, die im „Weinträublein“ sich niedergelassen hatte, wußte nicht, daß derjenige, der am besten Auskunft über den Markgrafen hätte geben können, ebenfalls da war, nämlich Kunzens Knecht Jörg; allein dieser hütete sich wohl, die Wahrheit zu sagen. Um die Leute halb und halb irre zu führen, erzählte er, daß ihm von den Markgräflichen ein Pferd unter dem Leib erschossen worden sei, und daß er, während er noch unter dem Pferde lag, den Markgrafen in nächster Nähe in der Richtung nach Schwabach habe vorbeireiten sehen; er könne also unmöglich gefangen sein. Mit dem Markgrafen, den er an seinem schwarzweißen Federbusch auf dem Helm erkannt, sei gleichzeitig auch dessen Bundesgenosse Heinrich, Herzog von Bayern, vorübergejagt. Es müßte denn sein, sagte er, daß er in der Nähe von Schwabach, bis wohin wir die Feinde verfolgt, in die Hände der Unsrigen gefallen, was er jedoch nicht wissen könne.

Der Ungewißheit über das Schicksal des Markgrafen sollte indes bald ein Ende gemacht werden. Wenige Wochen nach dem Treffen von

Pillenreuth kam nach Nürnberg die Kunde, daß ein Nürnberger Truppenteil nebst den mit Nürnberg verbündeten Reisigen von Ulm und andern schwäbischen Städten bei Ansbach durch den Markgrafen eine bedeutende Schlappe erlitten habe. Man wußte jetzt, daß er in Freiheit sich befinde und darauf sinne, die erlittene Niederlage wett zu machen. Der Nürnberger Truppenteil war bei Ansbach allzusorglos gewesen und von ihm überrascht worden.

Schließlich mag hier daran erinnert werden, daß die Nemesis den ehrlosen Ritter Kunz von Kaufungen, der von Stufe zu Stufe sank, nach wenigen Jahren erreichte. Es war etwas Unerhörtes geschehen. Aus Rache hatte er die herzoglich sächsischen Prinzen zu Altenburg geraubt. Ein Köhler entriß sie ihm und nahm den Prinzenräuber gefangen. Am 14. Juni 1455 wurde er zu Freiburg im Erzgebirge samt seinem getreuen Helfershelfer Jörg hingerichtet. Er soll auf dem Schaffot ausgerufen haben: „Das hab' ich an denen von Nürnberg verdient, dieweil ich ihren Feind, den Markgrafen, gegen Eid und Gewissen habe ziehen lassen; solches möge mir Gott verzeihen."

Durch fahrende Sänger, welche damals Deutschland durchzogen und auf Messen und Jahrmärkten diese Begebenheit zur Laute sangen und Flugblätter mit der wahrhaftigen Darstellung derselben verkauften, wurde die schon halbvergessene Geschichte von der Gefangennahme des Markgrafen wieder aufgefrischt und natürlich auch fest geglaubt. Ob die Sache aber sich wirklich so verhält, ist nicht festzustellen. Indes viele Chroniken- und Geschichtsschreiber, sogar solche von der Partei des Markgrafen, erwähnen sie.

Der erste Nürnbergisch-markgräfliche Krieg endigte im Jahre 1450 durch den Bamberger Vertrag mit einem Frieden, der in mancher Beziehung für Nürnberg ungünstig war, trotzdem der Markgraf im ganzen den kürzeren gezogen hatte. Bei den Nürnbergern erkaltete allmählich der Kriegseifer; denn ihr Handel stockte, und das Gewerbe lag darnieder. Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß der Erwerbsgeist schließlich über die kriegerische Begeisterung siegte. Von jetzt ab gaben die verbündeten Städte den Kampf gegen die Fürstenmacht auf. 32 Städte in Franken und Schwaben hatten gegen 22 Fürsten und 7000 Grafen, Ritter und Herren zusammengestanden, aber nichts erreicht.

87. Markgraf Albrechts Fehde mit Nürnberg.

Anno Domini 1449. — Von Gottschalk v. Regensburg.

Durchs Reich, das römisch deutsche, gewappnet zieht die Zeit:
In Eisen fest gepanzert, zu Fehd' und Kampf bereit.
Sie schwinget kühn als Scepter ein Schwert von Eisen gut —
Ihr Hauch sind loh'nde Flammen, ihr Tritt ist rot von Blut.

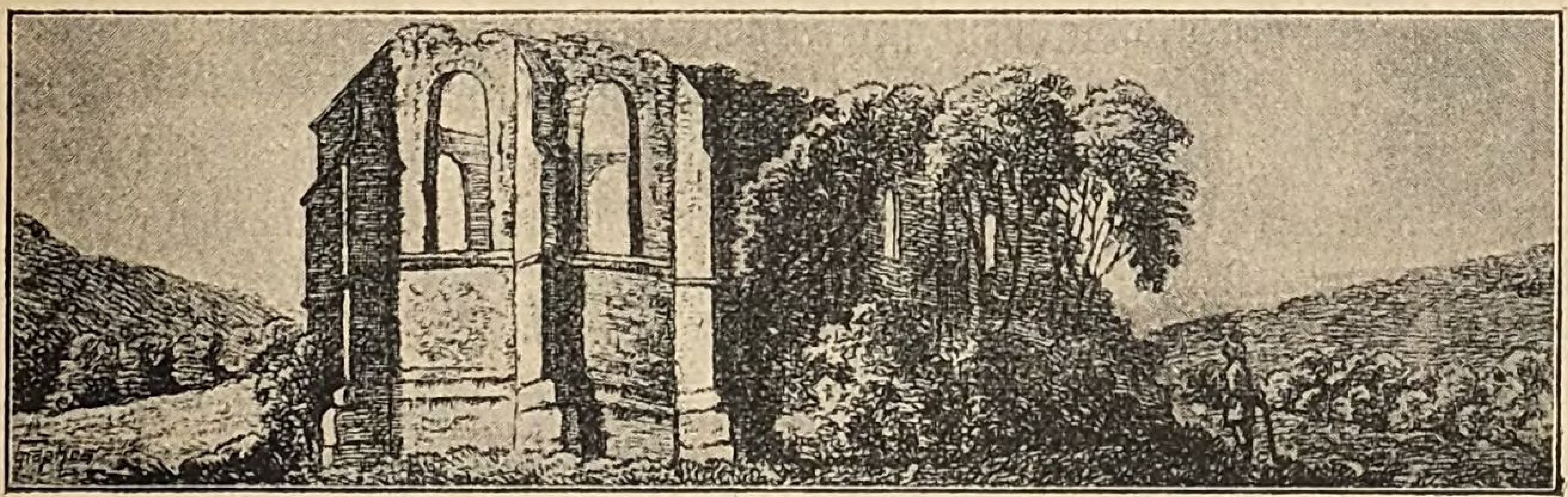
Gerechtigkeit, gebunden liegt sie in Pein und Not.
Das Recht, das ist zertreten, und das Gesetz ist tot.
Die Leidenschaften richten; Haß ist's Gesetzesbuch —
Der Zorn, der spricht das Urteil — die Kraft vollzieht den Spruch.
In diesen wilden Zeiten Nürnberg umlauert war
Von vielen gier'gen Feinden, Verrat und von Gefahr.
War es doch hoch an Reichtum; manch Kaiser hielt es wert
Und hat's durch Privilegia auf ew'ge Zeit geehrt.
Karols, des Großen, Krone, des Reichs Kleinodien —
Sie ruhen treu bewahret im festen Reichsschloß d'rin.
Stets mehr und mehr die Künste und die Gewerke blüh'n:
Das edle Haupt erhoben trug Nürnberg, stolz und kühn.
Dem starken Markgraf Albrecht, der rings beherrscht das Land —
Dem brennt der Griff des Schwertes in kampfgewohnter Hand:
Er klagte, daß ihm Nürnberg an seinen Rechten schad',
Da es ihm Untergeb'ne in Pflicht genommen hat.
Auch wegen Zoll und Grenzen gab's Hader mancherlei;
Dann wieder, ob der Blutbann der Stadt zu eigen sei.
Zu Ingolstadt bestimmet vom Herzog wurd' ein Tag:
Der Markgraf ist nicht kommen, zu führen seine Klag.
Oft hat er abgeschrieben, da wurd' zu guter Letzt
Ein Tag zur Streitesschlichtung in Bamberg angesetzt.
Der Tag bracht' hell zu tage, was dieser Herr gewollt:
Der hohen Reichsstadt Ehren, dazu ihr gutes Gold!
Im hellem Zorne gingen sie wieder auseinand' —
Das edle Nürnberg hüllte sich in ein Stahlgewand. — —
Ein Mönch, gar reich an Künsten, Bertholdus Schwarz genannt,
Den höll'schen Feuersamen in jüngster Zeit erfand;
Aus eh'rnen Schlangen sprühte er donnernd aus den Tod —
Manch hiebgefeite Rüstung trägt Röslein blutig rot.
In mancher Werkstatt wurde geschafft bei Tag und Nacht;
Bald hielten hundert Schlangen rings auf den Mauern Wacht.
Herr Heinrich Reuß von Plauen, der wurd' der Feldhauptmann,
Noch viele wack're Kämpen für sich die Stadt gewann.
Viel Kriegsvolk ward geworben; zehn Büchsenmeister gut
Die Donnerschlangen hielten in treuem Schirm und Hut. —
Auch ernstlich hat gerüstet Albrecht, der deutsch' Achill,
Eh' auswarf er die Würfel zum blut'gen Kriegesspiel.
Aus aller Herren Landen sein wildes Kriegsvolk war
Vom Wind herbeigewehet zu einer Räuberschar.
Als all' sein Zeug in Ordnung, da reit't ein Bote an,

Trägt eine lange Stangen, der Fehdebrief ist dran.
Drauf ward Herrn Albrecht Kunde durch Nürnbergs hohen Rat,
Daß mutig sich versehen in allem wird die Stadt! —
Noch haben viele Feinde sich gen die Stadt gestellt;
Hilf Gott! an Nürnbergs Mauern all ihre Macht zerschellt!
Bald hub ein lustig Schlagen von beiden Seiten an,
Blut, Raub und Feuer weiset der Fehde breite Bahn,
Manch Dorf und mancher Flecken ging loh in Flammen auf;
Ihr blutbespritztes Grabtuch rollt die Verheerung auf.
Ob Friederich, der Dritte, den Frieden auch gebot —
Der Markgraf hat gesprochen: „Des Friedens hat's nicht not!“
Wenn wollt' der Schreiber künden jed' neuen Fehdezug:
Er wüßt' dazu Papieres, der Federn nicht genug.
Und wenn der ganze Reichstag säß in der Tinte drin —
Dann die, so dort getrunken, sie reichte nimmer hin!
Zur Kurzweil will er geben euch weniges zu kund:
Er hat's durch einen Dritten aus eines Kriegsknechts Mund.
Bei Pillenreuth, dem Kloster — im Sankt Lorenzerwald —
Ein fröhliches Getriebe von reis'gem Volk erschallt.
Sie fischen dort im Teiche, der Stadt zum Schimpf und Schad' —
Der Markgraf hat geladen dazu den hohen Rat.
„Die Sonn' ist weit gelaufen,“ Herr Albrecht scherzend spricht, —
Und unsre lieben Gäste von Nürnberg kommen nicht!
Ist wacker aufgetischet; am besten hat's nicht not,
Denn Gott und Nürnberg geben uns unser täglich Brot.
Der freien Reichsstadt Räte die Ladung nehmen an,
Die Gäste stehen draußen, vor'm Spittlerthor, am Plan.
Achthundert sind's zu Rosse, zweitausend sind's zu Fuß —
Dazu noch viel Patrizier, zu bringen Nürnbergs Gruß!
Von Parsberg Ritter Werner, der Schultheiß, trägt's Panier —
Das strahlt im Sonnenscheine in jungfräulicher Zier.
Der Bürgermeister Schürstab gibt mit beredtem Mund
Nach manchem guten Worte Geschrei und Losung kund.
Die Schar zieht ruhig weiter, bis es zu Pillenreuth
Vom hohen Klosterturme die Mittagsglocke läut't.
Herr Werner spricht mit Lachen: „Ist's auch zu spät zum Mahl —
Wir können's doch gesegnen mit unserm guten Stahl!
Zum Tanz, Ihr wackern Reiter! jetzt gilt es oder nie!
Habt acht auf unsre Losung: „Gegrüßet sei Mari!“
Das Schwert zum Schlag erhoben, den Feind sie rennen an —
Daß hundert liegen blieben bei Pillenreuth am Plan.

Drauf war ein heißes Schlagen: Achthundert nur, zu Roß,
Die haben hingeworfen den Feind samt seinem Troß.
Als staubbedeckt das Fußvolk kam auf das blut'ge Feld,
Da war zu Nürnbergs Ehren der Nachtisch wohl bestellt. —
Zu Pillenreuth das Essen ein böses Ende nahm,
Da Albrecht nur mit Mühe durch schnelle Flucht entkam.
Ich glaub', er ladet nimmer zum Mahle ein den Rat,
Weil der's zum guten Ende zu stark versalzen hat.

88. Die Kirchweih in Affalterbach.

In der Nähe von Burgthann, am linken Schwarzachufer, lag einst der Weiler Affalterbach. Zu demselben gehörte ein Kirchlein, zu welchem alljährlich am 19. Juni — dem Tag seiner Einweihung — eine große Menge von Wallfahrern besonders aus Nürnberg herbeiströmte, und womit ein kleiner Jahrmarkt verbunden war. Der Rat der Stadt Nürnberg hatte von alters her bis gegen das Jahr 1499 unbestritten den sogenannten Kirch-



Das Wallfahrts-Kirchlein zu Affalterbach.

weihschutz in Affalterbach ausgeübt, der den Wallfahrern, Krämern und andern Besuchern zu gute kam, und dafür die „Kirchengelder" erhoben. Wenige Jahre vorher (1495) war das Kirchlein von dem Patrizier Sebald Schürstab restauriert worden.

Auf einmal beanspruchte der Markgraf Casimir den Kirchweihschutz in Affalterbach als sein Recht, das bis daher nur irrtümlich unterlassen worden, und forderte es vom Rat zurück; die Nürnberger waren aber nicht gewillt, es ihm preiszugeben.

Es hatte sich im Laufe der Zeit wieder viel Zündstoff zwischen dem Markgrafen und dem Rate der Stadt Nürnberg aufgehäuft. Man kann wohl sagen, der Unfriede zwischen beiden war in Permanenz. Die Feind-

schaft der Markgrafen ging so weit, daß, wenn sie nicht selbst mit der Reichsstadt in Fehde lebten, alles aufgeboten wurde, ihr andere Gegner zu schaffen und auf den Hals zu hetzen; sie gewährten ihnen heimlich Unterstützung und Unterschlupf und lachten sich in die Faust, wenn diese durch Sengen und Brennen den reichsstädtischen Dörfern unermeßlichen Schaden zufügten. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatte ein Fuhrmann Keltsch den Nürnbergern abgesagt und wurde im Geheimen vom Markgrafen unterstützt, was natürlich wieder die Feindschaft der Reichsstadt vermehrte und Repressalien veranlaßte.

Als nun der Markgraf neben der Fraiß*) über gewisse Nürnberger Unterthanen auch noch den Kirchweihschutz in Affalterbach beanspruchte, trauten die Nürnberger dem Landfrieden nicht mehr und rüsteten sich.

Bisher hatte eine wenig zahlreiche Bedeckung, die man dem städtischen Amtspersonal, das die Ordnung bei erwähnter Kirchweih aufrecht zu erhalten hatte, mitgab, genügt. Im Jahre 1502 war man vorsichtiger. Gegen 2000 Söldner mit entsprechender Geschützzahl wurden nach Affalterbach beordert, und zum Schutze der Stadt selbst gegen einen möglichen Überfall ward die junge Bürgerschaft aufgeboten, welche man der Führung des Patriziers Ulman Stromer anvertraute.

Die Sage meldet uns, im Gefühle seiner Macht habe der Rat der Stadt gleichsam als Gegenkompliment zur Fischpartie in Pillenreuth dem Markgrafen eine höhnische Einladung für Affalterbach zugehen lassen. Als Gewährsmann hiefür wird der bekannte Götz von Berlichingen aufgeführt, der solches in seiner Lebensbeschreibung erwähnt. Indes ist kaum anzunehmen, daß der Rat, der nur sein gutes Recht zu wahren suchte, sich so etwas zu schulden kommen ließ; das Gegenteil wäre glaubhafter.

Schon am 18. Juni brach das Nürnberger Heer auf gen Affalterbach. Vor seinem Abzuge sollte sich leider noch ein gräßliches Unglück zutragen. Vor dem Zeughause wurde den Schützen die Munition ausgeteilt; durch einen unglücklichen Zufall entzündete sich das Pulver. Viele der Söldner und der Umstehenden verloren hiebei das Leben, und die benachbarten Häuser wurden durch die Detonation stark beschädigt. Fast allgemein deutete man dieses Unglück als von schlimmer Vorbedeutung für den Tag.

Die Nürnberger, welche durch Kundschafter erfahren hatten, daß der Markgraf Casimir ein großes Herr bei Schwabach zusammengezogen hatte, hatten erwartet, daß ein Zusammenstoß mit den Markgräflichen bei Affalterbach erfolgen könnte, und deshalb den bedeutendsten Teil ihres Heeres dorthin gesandt. Der Markgraf, durch seine Kundschafter besser bedient als der Rat der Stadt Nürnberg, benützte nun diesen Umstand zu einer Kriegslist. Er ließ sein Heer geradezu in der Nacht vom 18. auf den 19. Juni nach Nürnberg marschieren, vielleicht in der Hoffnung, die von

*) peinliche Gerichtsbarkeit.

Truppen fast entblößte Stadt mit einem Handstreich einnehmen zu können. Wie schon oben erwähnt, befand sich in der Stadt nur eine kleine Anzahl von Verteidigern, etwa 700 Mann Fußvolks — bewaffnete Bürger — und 60 Reisige mit einigen Geschützen und 40 Wägen unter dem Befehl Ulman Stromers.

Als nun die Anwesenheit der Markgräflichen in der Nähe der Stadt durch Plünderung und Abbrennen einiger benachbarten Dörfer bemerkt worden war, erhielt Ulman Stromer den Befehl, diesem Beginnen der Markgräflichen Einhalt zu thun, sich jedoch auf kein ernstliches Gefecht einzulassen. Gleichzeitig wurden Boten nach Affalterbach geschickt, um die dorthin gesandte Hauptmacht zur Rückkehr aufzufordern. Stromer nahm die Richtung auf St. Peter zu, wo er auf den Feind stieß. Unterstützt durch das Geschützfeuer von den Türmen der Stadt, gelang es ihm, den Feind in kurzer Zeit in den Wald zurückzutreiben. Dieser Rückzug der Markgräflichen, der nach der Darstellung Götzens nur eine Scheinflucht war, darauf berechnet, die Nürnberger aus ihrer gedeckten Stellung in einen Hinterhalt zu locken, veranlaßte den kühnen Ulman Stromer wirklich, trotz der erhaltenen Instruktion, sich in kein ernstlich Gefecht einzulassen, in die gestellte Falle zu gehen. Anfangs ging alles wirklich gut, und die Nürnberger setzten namentlich den feindlichen Reisigen mit ihrem Geschütz dermaßen zu, daß ihnen, „zum teil die weil nit kurz war", wie Götz schreibt, „da nit ein jeglicher daz gepolder leiden kann." So kamen Sie aber allmählich zu der Stelle im Walde, wo Markgraf Casimir mit dem „rechten Haufen" versteckt lag. Nun machten die Verfolgten Halt, und Stromer sah sich plötzlich von allen Seiten durch eine ungeheure Übermacht angegriffen. Indes verlor er mit den Seinen den Mut nicht, und der Nürnberger Geschütz bewirkte, daß ein großer Teil der markgräflichen Truppen — das Landvolk — die Flucht ergriff. Immerhin war die Zahl der Kerntruppen, über die der Markgraf trotzdem verfügte, den Nürnbergern noch um das Doppelte überlegen. Stromer fühlte seine Schwäche und suchte nun den Seinigen hinter einer Wagenburg so lange Deckung zu verschaffen, bis die erwartete Verstärkung von Affalterbach eintraf. Wäre ihm die Bildung der Wagenburg gelungen, so hätte er voraussichtlich mit seinen Geschützen sich längere Zeit in der Defensive halten können.

Nun jedoch beginnt der Nürnberger Unglück. Den Markgräflichen gelang es, die Herstellung der Wagenburg zu verhindern. Götz rühmt sich, dies dadurch bewerkstelligt zu haben, daß er den vordersten Fuhrmann vom Gaule herabstach, so daß sein Wagen stille hielt, und die ihm folgenden Wagen auch nicht weiter konnten. In die dadurch entstandene Lücke drängten nun die Markgräflichen in das Innere der Wagenburg, allwo sich nun ein schreckliches Handgemenge, Mann gegen Mann, entwickelte.

Es half den Nürnbergern nichts mehr, daß während dieses entsetzlichen Kampfes die Vorhut der Affalterbacher Truppe zurückkehrte. Die von einem langen Marsch und vielem ungewissen Hin- und Herziehen an dem entsetzlich heißen Sommertage Ermüdeten konnten dem überlegenen Feind nicht stand halten und wurden bald samt den in der Wagenburg Kämpfenden



Nürnberger Reisiger. Nach Albrecht-Dürer.

aufgelöst und geschlagen. Es entstand eine völlige Panik, die sich auch dem mittlerweile angekommenen Hauptkorps der Affalterbacher Armee mitteilte. Alles floh in vollständiger Unordnung der Stadt zu. Um das Unglück voll zu machen, wurden die Flüchtigen unglücklicherweise für Feinde gehalten; man öffnete ihnen nicht nur die Thore nicht, sondern beschoß sie sogar von

der Stadt aus. Hierdurch wurde nochmals ein großer Verlust an Menschenleben herbeigeführt.

Es kann der Abteilung des Ulman Stromer die Anerkennung nicht versagt werden, daß sie mutig und standhaft gegen eine große Übermacht kämpfte, so lange es menschenmöglich war. Waren es ja meistens Bürger und Bürgersöhne, die für die Freiheit ihrer Vaterstadt eintraten. Auch der Feind erkannte dies an. Es ist kein Geringerer als Götz von Berlichingen, der dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Den Führern der Affalterbacher Truppen kann allerdings der Vorwurf der Unfähigkeit und Feigheit nicht erspart werden. Sie durften bei ihrer Ankunft auf dem Schlachtfelde, wenn sie auch ermüdete Leute hatten, nicht so mir nichts, dir nichts, die Flinte ins Korn werfen und ohne Schwertstreich das Schlachtfeld als Flüchtige verlassen. Ein fähiger Feldherr hätte sicher mit den Seinigen erfolgreich ins Gefecht eingegriffen; denn auch der Feind hatte seine Kräfte aufs höchste angespannt und war im höchsten Grade ermüdet und erschöpft.

Die Bestürzung in der Stadt war groß; man glaubte sogar, der Feind sei mit den Flüchtigen zugleich in die Stadt eingedrungen. Ängstliche Gemüter sollen (nach Götz) in Menge nach der Veste und in die Kirchen gelaufen sein, um hier eine Zuflucht zu finden und zu den Heiligen um Hülfe zu flehen. Der ruhmredigen Bemerkung des erwähnten Ritters, daß die Markgräflichen, wenn sie nicht so erschöpft gewesen wären, Nürnberg auf „solchmahl" erobert hätten, dürfen wir keinen Glauben schenken. Dazu waren seine Mauern zu fest und der Patriotismus der Bewohner zu groß.

Die Stadt trauerte um den Verlust vieler der Ihrigen, deren an dreihundert, dicht vor den Thoren der Stadt erst, ein Opfer des nachdrängenden Feindes und des gemeldeten Irrtums der Ihrigen wurden. Außer dem Verlust an Mannschaft verloren die Nürnberger noch 6 Feldschlangen, ein Panier und sechs Handwerksfahnen. Dieses Panier ist noch jetzt in der Rosenberger Kapelle der Hauptkirche in Schwabach aufgehängt zu sehen.

Aber der Sieg war von Seiten des Markgrafen teuer erkauft; denn er soll gegen 700 Tote gehabt haben, und viele seiner Leute (gegen 300) sollen in Nürnbergische Gefangenschaft geraten sein. Verschwiegen darf nicht werden, daß von den eingebrachten gefangenen markgräflichen Bauern 72 bei dem Fischbach vor dem Frauenthor von rohen Söldnern der Stadt umgebracht wurden. Der Rat hatte ihnen Freiheit gegeben, mit denselben zu thun, was sie wollten. Später suchte er allerdings die Schuld von sich auf die „mutwilligen Buben" abzuwälzen; indes die moralische Verantwortung trifft ihn doch.

Bald wurde hierauf zwischen den streitenden Parteien ein fauler Friede geschlossen. Die Veranlassung zu dem geschilderten Kampfe im

Jahre 1502 — die Kirchweih zu Affalterbach — war noch 200 Jahre nachher die Ursache zu allerlei Brutalitäten und Plackereien, womit die Nürnberger Stadtdiener und Unterthanen von markgräflichen Beamten, die zum Kirchweihschutz dorthin beordert waren, belästigt wurden.

Über diese Begebenheit sind zu damaliger Zeit mancherlei Flugschriften entstanden. Der Sieg des Markgrafen veranlaßte das Entstehen vieler Volkslieder, in denen dessen Anhänger die Nürnberger nach allen Richtungen hin verspotteten; besonders der unglückliche Ulman Stromer wird in denselben hart mitgenommen. Er wird darin sogar als feiger, ehrloser Bube bezeichnet. Damit geschah ihm Unrecht. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß er durch sein unüberlegtes, keckes Vorgehen, das der erhaltenen Instruktion ganz entgegen war, zum traurigen Ausgang dieses Tages das meiste beigetragen hat.

89. Ein Claggedicht von der schlacht, Im nurmberger waldt, mitt Markgraff Casymiro, vnd denen von nurnberg, Den 19. Juny Anno 1502 Jare.

Hörtt zu Ein jemerliche klag,
so geschehen ist Auff einen Dag,
bey Nurmberg In dem Neuhen Waltt
Da lebtt kein man der ist so Altt
Der solchen hochmutt hatt gesehen
Als denen Von nurmberg ist geschehen
Weils dagleysten hin und her
Jobst von luchau dauchtt es Wer zu schweher
Die von nurnberg hetten zeittung vill
Antthony vestenberger War Im spyll
Die dem keltschen sindt Angehangen
Die Baurn geschetztt vnd vil gefangen,
Mitt Eim Ratt sich soltten verttragen
Sie Woltten sich Aber mitt Jn schlagen.
Rattschlachten vnd namen Jn fur
Zu Affeltterbach kirch Wey wur
Die Wurdt ein E: Ratt beschutzen
Der Adel Wurdt einander hutzen
vnd Thetten Einander schreyben
Welcher Woltt bey der Bundnus pleyben

Landgraff von hessen sagtt Ims zu
Da hettens Tag vnd nachtt kein Rueh
bis Die verpunttnus Wurdt gemachtt,
vil haben durch die finger gelachtt,
Die solches Vbel soltten Wehren
Thetten Ire kinder Rauben lehren
sprachen haltt einer noch Ein knechtt
Die von nurmberg machen Wir vns gerechtt
Die haben vns heusser, schlösser zerprochen
Das sol nitt bleyben vngerochen,
Soltten wir gleich werden drob erstochen
So gabens einander leher
Welcher nitt hett Reysige pffeer
Der schicke sein Arme Baurn heer
gen schwabag Wurdt der Anschlag gemachtt
Der Adel hett ein bös Erdachtt
Die Sauer milch leinttens hinder Thur
Die hellepartten suchttens herfur
Woltten Den von nurmberg procken Ein
Wan sie wölden Die milch Essen fein
vnsser einer Mus haubtman sein
paullus von Abensperg man nemen soltt
Were Den von nurmberg sunst nitt holtt
Der gab darzu Auch seinen Rath,
Den so man Auf der kirchwey hatt
ist nitt ser vil An Inen zu geWinen
weren Die von nurmberg vnser Innen
So komen heraus Die grosen beuch
An Die Da wöllen wir das Ratt ich euch
Der Altt fürst wirdt gen Erfuhrtt Reytten
Deweil wöllen wir mitt Innen streytten
bereytt euch Stark Ir hern mein,
Das wir Auff die kirch Wey gerustet sein
Wardt den von nurmberg vnbedachtt
Das sie solch volck zusamen brachtt
Niemandt sol seinen feindt verachtten
hinfuro sol man sich bas betrachten,
Der Anfang War bey Inen nitt gutt
gott Erbarm sich vnschuldigs blutt
Da man den kirchdag soltt besteen
500 In der Wagenburg gehen

Wolff Behemer wardt dazu bestellt
Von Ein Ratt zu Einem haubtman erweltt
Wolff haller vbern Reysigen zeug
Merkh das ich In den spruch nitt leug
Den kirchtag solttens Nemen Ein,
Manch Reutter Ritt zue schwabach Ein
vnd zu fus kame mancher man
8000 Sagtt man noch dauon,
Die haubtleutt Wurden zusamensagen,
Wöllen vns mitt den von nurmberg schlagen,
werdt Jr vns schweren einen Aidt
Des gott erbarm In Ewykeitt
hörtt doch das Jemerlich fürnemen
vnabgesagtt sol man sich schemen,
Da wurdt der neidt In syh gedragen,
nembtt kein gefangen, Tutts All erschlagen,
Wir Wöllen gewinen Eher vnd gutt,
steck Jeder ein zeigen Auff seinen hutt,
Landgraff von hes, Brandenburg das los,
Der Reysig zeug wardt seher gros,
vnd lies sich sehen In Dem Waltt,
Vlman Stromer Rust sich baltt,
Er Woltt Die fremden gest Empfahen,
Jr Danck den Deuffel möcht verschmahen
Dye sach war nitt gleich zu gehen,
Jr waren. Alweg 8. An Zwehen,
Noch gib ich den von nurnberg Das lob,
Die legen mitt Jn vnden vnd ob,
Vmb Die 6. vhr fyeng es sich An,
Auff baidt Seytt kostets manchen man,
Die Reutter Thetten die puchsen fliehen,
Die von nurmberg Beguntten hinnachzuziehen
Der Reysig zeug Thett sich Setzen,
vnd woltten die von nurmberg dretzen,
Jr volck flohe wol halb zu Ruck,
Da hetten Die von nurmberg gutt gluck,
Der Stromer lies nach Rettung Reytten,
man soltt Jm helffen vnd nitt lang beytten,
Er Wöltt sich mitt den feinden schlagen,
Jr Burger thutt hie nitt verzagen.
kemen nur die vom kirchtag Baldt,

Da Draff er mitt Jn vorn Jm Waltt,
Der feindt wurdt Aus der Wagenburg fliehen,
Wolt Wider hin gen schwabach Ziehen,
Da schlug man vnder sie mitt zorn,
Jr habt mein hern gelobt vnd geschworn
Woltt Jr Jm Aus dem Veldt Enttlauffen
So wirdt man vns Der kirchwey kauffen
hie rumb ich die von nurmberg keckh,
zum Drittenmal dreyb man sie weck
Da Rytten leutt Jn schwarz daher,
Jch glaub das es der Teuffel Wer,
Der machtt Jn das volck die fluchtt,
Der Stromer da die Ehre suchtt,
schry Tapffer vnd dröstett die Armen,
gott Due sich Aller Jr erbarmen
Werden Wir so Jemerlich verfuertt,
Welches fursten vnd hern nitt geburtt,
Jch Wil bey euch Sterben vnd genesen,
Jn kriegen bin ich vil geWessen,
hab solches mein lebttag nitt erhördt,
Das man das volk Alles Ermördt,
Welches doch war seer Muedt vnd Taub,
Das mancher ersticktt Jm Staub,
kain haiserer dag daselbig Jar,
War Weder vor noch nach für War
Sie hetten vil Reisiger pffeer,
Jn kures*) Sambs**) der Adel weer,
Der Wurden Eins Deyls erschlagen,
Wie Wol man nitt vil thutt von sagen,
Man schus Sy vber die Mehren herab,
Die sindtt gewaltt zum heiligen grab,
Das glaub ich kemen sie herwider,
Auffs margraffen deyl lagen viel dernieder,
Die von nurnberg Thetten hinach Ruckhen,
Jn dem Waltt hett es ein grosse luecken,
Da wurdens schreyhen pulffer her.
Als sie vernamen Die buchsen leher,
Baltt zugens her mitt ganzer machtt,
Es stueb Samb ein finstere nachtt
Das keiner mochtt den Andern kenen,
Das volck Wurdt durcheinander Renen,

*) Küraß. **) gleich wie.

Da Tehtt man Die von nurnberg wurgen,
Dan es halff weder geltt noch burgen.
vil wurden gestochen vnd gehauen,
gros hertzleidt machtt man mancher frauen,
Die Iren man da hett verloren,
Wust nitt ob er begraben worn,
Baltt Eyltten sie Dem fenlein zu,
In Dem Waltt Wardt gros vnrueh,
Der fenderich hatt sich dapffer gewertt,
Der sol Alhie Werden geertt,
Da wunsch Ich Im das Ewig leben,
Wol gott den Totten Allen geben,
Die vergosen haben Ir Blutt,
Das Alles hais ich Raubers gutt,
Die die puchsen haben genomen,
12. An Ein komb In nitt zu fromen,
All Die gewesenn sein Inn kriegen,
hoff sie heisen mich nitt liegen,
So margraff Casimiry hatt than,
Auff Erdt gehörtt hats kein man,
Das vnrecht so man Inen Thutt,
gen himel schreitt das Menschen Blutt;
Wegen Deß Jemerlich Mördenn,
Vber 100 Jar mag man Das hörenn,
Das Clagen Witwen Vnd Die Waißen,
es sey nit geschehen Inn redlich raißen,
Die Ir Vätter Vnnd Man Erschlagen,
Am Jüngsten tag Darüber Clagenn,
Gott der herr Lests Nitt Vngerochen,
Sagt Mancher er hab 20 Erstochen,
Gott sey Der Armen seel gedencken,
Das warzeichen Thut In der kriegsstuben henken,
Durften sych Zwar Der schanndt Nitt remenn,
Wer mancher Weiß er thet sych schemenn,
Durch Neidt vnd haß Ist vil geschehenn,
weil Dhaubtleuth Durch Dfinger gesehenn,
Das ist geschehenn Inn Dißer raiß
Die gerechtigkeit so Gott Wol weiß,
Vmb 10 vhr Nam es ein Enndt,
Der raißig Zeug gehn schwabach renndt,
Das Arme Volck kam hinach gangen,

Der Wurn Erstochen Vil gefangen,
Jeglicher must sein herrn nenen,
Eim Erbar Rath Zu erkennenn,
Da mustens gelt vnd Atzung gebenn,
Danckten Eim Rath das Ers ließ leben,
weren Die von Nurmberg gefangen,
Man hett Jr köpf vber Dmauern gehangen,
hie geb Jch Den von Nurmberg Ehr,
Gottlob es leben Jr noch mehr,
Das sey geschenckt Der gemein vnd Rath,
Die beschutz Die heilig Trinitat.

90. Der Fahnenträger von Donauwörth.

Anno Domini 1500. — Von Gottschalk von Regensburg.

Den Pegnitzfluß hinab viel Wasser ist geronnen;
Herrn Albrecht hat den Sieg der Tod wohl abgewonnen;
Jhm ist sein Sohn gefolgt, der Markgraf Casimir —
An Nürnberg er verübet manch arge Ungebühr.
Kein Kaufherr konnte zieh'n in Frieden seine Wege —
Er ging mit seiner Hab' dem Feinde ins Gehege.
Auch Götz von Berlichingen mit seiner Eisenhand,
Sich fest zu Nürnbergs Schaden mit Casimir verband.
Doch höret jetzt die Kund' von einem kühnen Helden,
Deß Ehr' und hohen Ruhm noch keine Lieder melden.
Man fünfzehnhundert zählte nach unsers Herrn Geburt,
Als die Affalterbacher Kirchweih gehalten wurd',
Da hat die Stadt geladen Herrn Casimir dazu;
Dieweil sie hingezogen, und glaubend guter Ruh,
Daß stolz mit Roß und Mannen er kommen werd' zu Gast!
Zog er, statt zu der Kirchweih, nach Nürnberg sonder Rast.
Das war in hohen Nöten; die ganze Kriegerschar
Mit Sang und Klang von hinnen zur Kirchweih zogen war.
Der Markgraf stehet draußen, Herr Ulman Stromer drin
Mit wenig kühnen Bürgern, hat kampfesfrohen Sinn.
Schon rings die Höfe brennen, da fällt Herr Stromer aus —
Zu brechen mit den Feinden wohl einen blut'gen Strauß.
Er jagt mit stolzem Mute sie bis zum nahen Wald;
Dort lagen noch viel hundert, versteckt im Hinterhalt.
Es stürmen all zusammen auf Nürnbergs Bürger ein —
Die rühren fest die Schwerter und schlagen tüchtig drein.

Sie kämpfen, wacker streitend, bis zu dem Wall sich durch,
Gewinnen festen Boden bei ihrer Wagenburg.
Da rasen aneinander die Gegner löwenwild;
Die Schwerter blutig mähen, es rasselt Schild an Schild!
Die Donnerbüchsen krachen, die Kugeln singen drein —



Landsknechte im Kampfe.

Es sprüht' aus schwarzem Qualme der Todesblitze Schein.
Es ist ein grimmig Schlachten; der Mann sucht sich den Mann
Und rast, berauscht vom Hasse, auf Tod und Leben an!
Verschlungen ineinander sind sie, ein ehr'ner Ball:
Wenn Einer stürzt, wohl Dreie sie kommen mit zum Fall!

Vom Blut ist glatt der Boden. Der fällt, der Rosse Huf,
Zermalmend Brust und Knochen, erstickt den Todesruf,
Da Götz von Berlichingen die Wagenburg durchbricht,
Indem er ihren Führer vom Roß herunterstticht.
Nun ist kein Halten — gleichend des led'gen Feuers Schwall,
Wie ein Schar von Teufeln, die Feinde stürmen all!
Nun ist's zu Nürnbergs Hilfe die allerhöchste Zeit,
Es sind die Kirchweihgäste der Stadt wohl nimmer weit!
Horch da! — Trompeten schmettern — die Pauken fallen ein,
Die guten Schwerter sausen, die Büchsen knattern drein!
„Für Nürnbergs Ehr', ihr Mannen!" so ruft mit Löwenstimm
Wohl Peter Schmid, der Träger des Stadtpaniers, im Grimm.
Noch einmal wie zum letzten, die Flamme flackt empor,
Geht's an ein neues Morden — unfern sind sie dem Thor.
Unzählbar sind die Feinde — den Wogen gleich im Meer —
Ist einer hingesunken, zehn andere stürmen her!
„Geht ein zum Thor, ihr Mannen!" ruft Schmid von Donauwörth,
„Will euern Zug beschirmen mit meinem guten Schwert!!"
Die Arme ausgebreitet, das Banner hoch er hebt —
Vor seinen Zornesblicken der Feind zurücke bebt.
Sein Schwert, mit jedem Hiebe sprüht rastlos es den Tod —
Gleich einer düstern Flamme ist es vom Blute rot!
— Da stürzt er! Nürnbergs Banner, es sinkt mit ihm zum Staub!
Zertreten und zerrissen, wird es dem Feind zum Raub!! — —
— Wann sinkt, zum Tod getroffen, ein Leu zu Boden hin,
Dann naht die feige Meute, umringt und packet ihn.
Ob Peter Schmid gesunken, der todesmut'ge Leu:
Sein ihm vertrautes Banner, er schirmt es fest und treu!
Sein Schwert, es ist zerbrochen — die Kraft im Sterben bricht. —
Sein unentweihtes Banner läßt er im Tode nicht!
Von einem Hieb verstümmelt ist seine rechte Hand,
Die Linke schleift zertreten im blutbenetzten Sand.
Mit seinen Zähnen faßt er das Banner, läßt's nicht los, —
Sie sind im Todeskampfe ein eisenfestes Schloß!
Da schmettern auf den Wällen die Schlangen groß und klein —
In wilder Flucht zerstieben der Feinde wilde Reih'n.
Es sinkt, berührt vom Tode, des Fahnenträgers Haupt —
Sein Leib deckt treu das Kleinod, das ihm kein Feind geraubt!
Gebt ihm es mit zu Grabe! es sei sein Leichentuch,
Und seine That verzeichnet in Bayerns Heldenbuch!

---

91. Hauptmann Wolfenstein.

Von Otto Roquette.

Aus dem „Hans Haidekukuk.“

Der Hauptmann aber lenkt die Schritte
Über das weit verwüstete Feld,
Bis wohin aus des Lagers Mitte
Der Lärm nur dumpf herübergellt.
Gedankenvoll, mit trübem Blick
Durchgeht er die vergang'nen Jahre,
Und fragt, was ihm ein wirr Geschick
Noch an Enttäuschung aufbewahre?
Wohl war's erreicht, was er begonnen,
Die Glaubensfreiheit war gewonnen,
Allein mit Siegen, die die Brust
Mit Abscheu und Erbitt'rung füllten
Und jeden Stern, den er mit Lust
Erhoffte, trauervoll verhüllten. —
Wo find ich, ruft er, endlich Rettung?
Es hat mich des Geschicks Verkettung
Gebannt unlösbar an das Schwert,
Dem, ach, kein echter Kranz beschert!
So rein und golden stand das Ziel,
So leuchtend stets mir vor der Seele,
Und dennoch — böser Mächte Spiel
Hat stets das beste mir verkehrt,
Daß, wenn ich endlich bin am Ziel,
Ich meinen muß, daß ich's verfehle;
Denn wenn den Schleier ich gehoben,
War aller Himmelsglanz zerstoben!
Mit unerbittlich ernstem Schritte
Geht das Verhängnis seine Bahn,
Bist du so kühn dich ihm zu nah'n —
Es reißt dich in des Wirbels Mitte.
Der Seele Drang, des Herzens Regung
Hast du mit Einem Schritt zerstört;
Du klagst umsonst, dein Thun gehört
Des allgemeinen Stroms Bewegung!
So hör' ich strafend ernste Stimmen
Im eignen Herzen mir ersteh'n:
Und — wär kein Ufer abzuseh'n?

Soll ewig ich im Strome schwimmen?
Es darf nicht sein! Es muß mein Blick
Nach einer grünen Insel suchen!
Von jenem reiß' ich mein Geschick,
Den Zeit und Ewigkeit verfluchen!
So großer Tage heil'ges Erbe,
Mit tausend Opfern schwer errungen,
Geschändet wird es und verschlungen
Vom allerrohsten Kriegsgewerbe!
Es ist ein schändlich Siegeswalten,
Nicht länger will dabei ich schalten!
Dem Lager schreitet er entgegen,
Da trifft sein Ohr des Fritzen Ton:
„He, Hauptmann Hans, und weißt du schon,
Wohin wir morgen uns bewegen?
Gen Nürnberg geht's! der Markgraf hielt
Geheim, was diesmal er erzielt.
Hat Unterhändler ausgesandt,
Ob sich die Stadt loskaufen wollte?
Kamen zurück mit leerer Hand!
Hei, wie des Albrechts Auge rollte!
Zugleich Gesandte sind gekommen
Von Nürnberg, sind von hohem Stand,
Spießbürgervolk von guter Pflege,
Das Pack beruft sich auf Verträge,
Wird ihnen bitterwenig frommen!
Gen Nürnberg geht's, es muß uns glücken!
Ich weiß, du hast ein Hühnchen noch
Da mit dem Krämervolk zu pflücken.
Hei, wird uns Nürnberg erst zur Beute,
Bin ich auch ein gemachter Mann —
Nun, nun! was hast Du wieder heute?
Was schaust Du mich so grimmig an?"
— Verdienst du, Mensch, daß man mit Güte
Dein rohes Herze noch behandelt?
Bist du so ganz zum Tier gewandelt,
Daß dir nicht brennend ins Gemüte
Die Not der Vaterstadt sich drängt?
Nürnberg, die Vaterstadt, soll fallen,
An der mein' ganze Seele hängt?
Nein, nimmermehr! Die Stund ist da,

Sie scheidet jetzt mich von Euch allen!
Noch ahnt' ich nicht, daß mir so nah
Der Lebenslose frohe Wendung,
O Gott, nun führ' sie zur Vollendung!
Der Hauptmann schreitet über's Feld
Mit raschem Fuß zum Fürstenzelt.
Der Fritze blickt ihm staunend nach
Und denkt: „Das heißt in seiner Sprach,
Er schlage sich auf Nürnbergs Seite!
So fliegt er stets mir in die Weite,



Markgraf Alcibiades.

Und mein' ich's mal ihm recht zu machen,
Sag' ich die allerdümmsten Sachen!
Er hat wohl recht! — Was hat er nicht
An mir nun schon herum erzogen,
Und sah mit trübem Angesicht
All seine Mühe noch betrogen:
Wie hat sich das nun umgekehrt:
Einst gab's 'ne Zeit, da ward der Jung'
Von mir mit Rat und That belehrt,
Jetzt hab' ich Müh' und Not genung
In seine Art mich zu versenken

Und grade so wie er zu denken.
Wiewohl — gelingt mir das gar schlecht.
Ich weiß wohl, er hat immer recht.
Er hat so was in seinem Wesen
Auch ohne Wort, ich weiß nicht wie,
Als thät man im Gewissen lesen
Man sei — zum wenigsten ein Vieh!
Nun, mag's er thun nach seinem Sinn,
Ich folg' ihm nach durch dick und dünn,
Will jetzo keine Zeit verlieren,
Und zu des Albrecht Zelte gehn'.
Wenn sich die Beiden nicht versteh'n,
Man weiß nicht, was da kann passieren!"

Der wilde Markgraf Albrecht sitzt
In seinem Zelt, vom Wein erhitzt,
Und trunken halb, sowie er pflegte,
Er seine rohe Zunge regte.
Vor ihm mit etwas bleichen Mienen,
Die Herrn von Nürnberg sind erschienen.
Der Markgraf spricht: „So laßt's denn bleiben!
Was kommt, habt ihr euch zuzuschreiben,
Ihr kennet meines Arms Gewicht,
So fürchtet denn mein Strafgericht!
Ihr Krämerbäuche, aufgequollen,
Sitzt warm daheim, und schwelgt im Vollen,
Gefüllt sind Kisten auch und Kasten,
Ich komme bald und lehr' euch fasten!
All eu'r zusammengeschachert' Gut,
Darin ihr Filze, eure Brut
Verfault, noch eh' sie sich gemausert,
Ist allen Völkern abgeknausert!
Glaubt nicht, daß wenn es geht ans Plündern,
Mein Kriegervolk ich werde hindern!
Es soll mir werden ein Jubelfest
Auszunehmen das Rabennest!
Bezahlt, was ich euch ausgeschrieben,
Und des Gerichtes seid ihr ledig —
Wo nicht, nun so sei Gott euch gnädig,
Ich werde keine Gnade üben!"
„Herr", spricht der ältste der Gesandten,

„Da wir zu Euch die Schritte wandten,
Geschah es nur um unser Recht,
Das freie Recht, Euch darzulegen!
Wir sind ein friedliches Geschlecht,
Und ist bei uns des Wohlstands Segen,
So ist durch Ordnung er und Fleiß
Gekommen in unserer Mauern Kreis.
Wir sind des Luthertums Bekenner,
Des Glaubens, der die besten Männer
Zu einem ew'gen Bund verflochten,
Des Glaubens, den auch Ihr verfochten!
Doch, daß in dem Parteienkriege
Nicht unsre beste Kraft erliege,
Und daß in dieser Stürme Wehen,
Bei dem kein Segen abzusehen,
Bei uns ein Hort der Ordnung sei —
Dies, Herr, gab ein Vertrag uns frei!
Ihr wißt es, Herr, Eu'r Wille hat
Kein Recht auf unsre gute Stadt,
Wir kommen, um Euch d'ran zu mahnen,
Nicht um Verträge anzubahnen.
Wir anerkennen nur die alten,
Die sind das Recht, wir wollen's halten.
Und sind wir auch dem Kriege feind,
Wenn man zu zwingen uns vermeint,
So wissen wir uns auch zu regen,
Und sehen jedem Feind entgegen!"
— „Und daran haltet treu und fest!
Das Glück den Mut'gen nicht verläßt!"
So ruft der Hauptmann Wolfenstein,
Der eben tritt in's Zelt herein. —

Der Markgraf wirft in Wut den Becher
Zu Boden, und dem kühnen Sprecher
Entgegnet er mit einem Blicke,
Als ob er tausend Schwerter zücke.
Der Hauptmann selber schrickt zusammen,
Doch nicht vor Albrechts Zornesflammen,
Nein, er erkennet die Gesandten —
Den Ratsherrn Schreyer muß er seh'n,
Und Herrn Anselm zur Seit' ihm steh'n!

— Ob sie den Hauptmann auch erkannten?
Wie ist von Tagen, lichtgewoben,
Der Vorhang plötzlich aufgehoben!
Er möcht' an's Herz dem Ratsherrn stürzen
Und fragen: „Lebt sie? Trägt sie leid? —
Und Meister Sachs — o gold'ne Zeit!"
Doch gilt's die Regung abzukürzen.
Er tritt gefaßt und fremd hervor
Und spricht: „Herr Markgraf! ausgegossen
Habt ihr die Schalen blut'ger Schmach!
Entsetzt euch nur ob solcher Sprach'!
Doch solang bei den Kriegsgenossen
Ich noch mein Anseh'n nicht verlor,
Pocht Ihr mit Euren Heerestrossen
Vergeblich an der Reichsstadt Thor!
Steht ab von Nürnberg, laßt Euch raten!
Wo nicht — so erntet Eure Saaten!"
Auf springt der Markgraf: „Wagst du's Hund,
Mit solchem Wort die Pflicht zu kränken!
Hinaus! und schweigst du nicht zur Stund',
Laß' ich am nächsten Baum dich henken!
Du sprichst von Anseh'n bei den Scharen?
Ich will vor solchem Knecht mich wahren!"

Der Hauptmann unerschrocken spricht:
„Eu'r Knecht, Herr Markgraf, bin ich nicht!
Ich trug das Schwert in Eurem Sold,
So lang es Euch gefallen wollt',
Für protestantisch Recht zu streiten.
Erinnert Euch an jenen Tag,
Da wir besprachen den Vertrag.
Verletzt habt Ihr nach allen Seiten
Das Recht im großen, im geringen,
Ihr könnt zu keinem Dienst mich zwingen.
Des Glaubens Sieg errungen ward,
Er ward mit unserm Schwert besiegelt,
Es konnte der Soldat den Degen
Mit Ehren aus den Händen legen.
Da ward zu neuer Waffenfahrt
Des Glaubens Bild uns vorgespiegelt.
Zu gräuelvollen Räuberhorden

Ist dieses Glaubensheer geworden!
Nun ist es Zeit, ein Ziel zu setzen.
Es sei der Mann mit kühnem Mut
Ein Fels in der Verwirrung Flut.
Wer an der alten Ordnung Plätzen
Zur Notwehr jetzt erhebt das Schwert
Für seiner Heimat teuren Herd,
Für Friedensglück und Menschlichkeit
Und für das Band der heil'gen Sitte,
Wer einzig jetzt dem Recht sich weiht
Und in des Brüderkreises Mitte
Sieht das gesamte Vaterland,
Der ist der echte Protestant!
Ich will es sein und will es bleiben,
Mag auch die Welt im Wirbel treiben! —
Ihr Herrn von Nürnberg, habt Ihr Mut
Zu schützen männlich Eure Mauern,
Kühn zu verteid'gen Recht und Gut,
Versprecht Ihr tapfer auszudauern,
Hier biet' ich mich als Führer an!
Ein mut'ges Herz und festen Willen
Kann ich versprechen als ein Mann
Und konnte stets mein Wort erfüllen!"

„Wir gehen's ein!" Der Ratsherr spricht,
„Wir fürchten vor dem Feind uns nicht!
Werbt Truppen an, wir bringen Gold,
So viel Ihr braucht, so viel Ihr wollt.
Uns gaben Vollmacht, die uns sandten,
Wir grüßen Euch als Kommandanten!"

„Lebt wohl, Herr Markgraf!" spricht der Hans,
„Wir sehen uns vor Nürnbergs Mauern!
Spart Euer Toben, Herr, ich kann's
Ertragen ohne Furcht und Schauern!"
Von Flüchen überschäumend fährt
Der grimme Markgraf an sein Schwert,
Mit wütig schnaubendem Erbosen
Es in des Hauptmanns Brust zu stoßen.
Da, von des Zeltes Eingang her,
Stürzt sich ein Landsknecht auf die Wehr,

Er will dem Albrecht sie entwinden,
Empfängt den Stoß — die Sinne schwinden —
Ein Schrei durchzittert die Minute —
Der Gurgelfritze liegt im Blute.
Entsetzen, Grausen, faßt den Kreis,
Kein Wort sich zu entringen weiß.
Der Markgraf taumelnd bebt zurück.
Der Landsknecht aber mit mattem Blick
Spricht: „Hans, ich geh', für dich zu sterben,
Nichts bess'res konnt' ich je erwerben!
Du hast so viel für mich gethan,
Daß ich's dir nie vergelten kann.
Es geht zu End' mit — meinem Witze,
Denk' manchmal — an den Gurgelfritze!" —

Der Hauptmann zu dem Toten kniet,
Ein Seufzer seiner Brust entflieht:
Er drückt ihm still die Augen zu
Und spricht: „Gott segne deine Ruh!
Du warst was Bess'res als du schienst,
Ein treues Herz war dein Verdienst!
Leb' wohl! Dein Blut sei nicht verschwendet!"
Zum Albrecht sich der Hauptmann wendet:
„Herr Markgraf, dies vergoss'ne Blut
Ist nur ein Tropfen in der Flut
Die furchtbar steigt zu Euch empor!
Verschließt der Mahnung nicht das Ohr!
Weh' Euch! Denn Euch auch kommt die Stunde,
Wo Ihr erbebt im Herzensgrunde!"

Da tönt es aus dem Lager her
Von Stimmen, wie ein bewegtes Meer,
Und immer lauter tönt's und gellt's,
Als wie ein drohend wütend Klagen:
„Der Markgraf hat in seinem Zelt
Den Hauptmann Wolfenstein erschlagen!"
Der aber eilt hinaus, gefaßt,
Es folgen seinem Schritt mit Hast
Die Herrn von Nürnberg, blaß von Mienen.
Doch kaum ist draußen er erschienen,
Da tönet durch der Zelte Reih'n

Ein tausendstimmig Jubelschrei'n,
Und grüßend zieht des Heeres Held
Wie im Triumph zu seinem Zelt. —
Wer möchte jetzt des Lagers Treiben,
Das in dem Lauf der nächsten Stunde
Sich laut bewegte, all beschreiben!
Die Kunde ging von Mund zu Munde:
Er hat dem Markgrafen abgesagt,
Hat seinem Zorn zu trotzen gewagt!
Was hat der Landsknecht da verbrochen?
Der Markgraf hat ihn selbst erstochen?
Da tragen sie die Leiche eben —
Wird böses Blut im Lager geben!
Der Hauptmann wirbt auf eig'ne Hand
Für die, so Nürnberg hergesandt!
Sie bringen mit vollen Händen Gold —
Da gäb' es wieder baren Sold,
Hier bringt man nur aus Rauch und Flammen,
Und plündernd seinen Lohn zusammen,
Wem das behagt, der bleibe hier,
Zum Hauptmann aber gehen wir.
Er hält auf Ehr' und braven Sinn,
Kommt mit, wir geh'n zum Hauptmann hin!

Es war ein Rennen, Zanken, Streiten,
Das ganze Lager gärte schon
Als wie in off'ner Rebellion,
Und mühsam nur von beiden Seiten
Vermochte der Musketen Feuern,
Den blanken Schwertern man zu steuern.
Die Stunde schwand. Man sah im Zug
Zu Grabe eine Leiche tragen,
Gedrängt, geworben war genug,
Zu Roß sah man den Hauptmann ragen.
Der leichte Staub in Wolken flog;
Das bunte Bild ward trüb und trüber,
Mit lautem Jubelsange zog
Ein langer Heereszug vorüber.

92. Der Hofnarr des Kaisers Matthias.

Kaiser Matthias hatte einen Hofnarren, welcher Nella hieß und ein großer Liebhaber von goldenen Ketten und Schlüsseln war; sie durften auch von Messing sein, wenn sie nur dem Golde gleich blitzten. Als der Kaiser im Jahre 1612 nach Nürnberg kam, hatte er diesen Hofnarren bei sich, weswegen der Magistrat ein hölzernes Kästchen fertigen, solchem eine Eisenfarbe geben und es mit messingen Ketten und übersilberten Schlüsseln anfüllen ließ. Mit diesem Kästchen und einem grün angestrichenen Fäßchen, welches mit Rheinwein gefüllt war, machte der Magistrat dem Hofnarren ein Geschenk, worüber Nella die größte Freude bezeigte und zu dem Kaiser sagte:

„Matthes! die Herren von Nürnberg erweisen Dir große Ehre und schenken Dir mehr als die Herren von Frankfurt. Höre, Matthes, Du mußt ihnen wieder etwas schenken."

Hierauf fragte ihn der Kaiser: „Was meinst Du denn, Nella, daß ich ihnen wieder schenken soll?"

Der Hofnarr antwortete: „Nein, Matthes, ich sage Dir's nicht, wenn Du mir nicht Deine Hand darauf gibst, daß Du mir nichts thun willst!"

Da reichte ihm der Kaiser die Hand, und Nella sagte: „Matthes! lieber schenke den Herren von Nürnberg den Bischof Clesel, daß sie ihn aufknüpfen; er stiftet doch nichts Gutes; Du wirst es inne werden."

Der Kaiser, hierüber entrüstet, ließ dem Nella einen guten Schilling (Stockstreiche) geben.

Dieser Melchior Clesel war Bischof zu Wien und ein heftiger Gegner der Protestanten. Er stiftete unter Kaiser Rudolf II. Regierung viele Unruhen und Verfolgungen und hatte mächtigen Einfluß auf den Kaiser und die Kaiserin. Eine Chronik meldet: „Er reiste mit dem Kaiser und dessen Gemahlin im Lande umher; seinen Wagen zogen sechs schöne Weißschimmel; er war ein langer hagerer Mann und hatte eine gelbe Gesichtsfarbe, wie ein — Chinese."

93. Der Hofnarr des Bischofs von Bamberg.

Wenn ein Kaiser Hoflager hielt oder andere Reichsfürsten in Nürnberg anwesend waren, so geschah es nicht selten, daß sie unter der Hofdienerschaft auch Hofnarren bei sich hatten, die zur Belustigung der anwesenden hohen Herrschaft allerlei Kurzweil treiben mußten.

Im Jahre 1611 wurde hier ein Kurfürstentag gehalten. Der Kurfürst von Sachsen und der Bischof von Bamberg hatten ihre Hofnarren bei sich, und diese mußten zur Kurzweil der anwesenden Fürsten und Herren mit einander kämpfen. Der Hofnarr des Bischofs, sagt die Chronik, war ein starker Trämel; er besiegte den Hofnarren des Kurfürsten und warf ihn dergestalt nieder, daß er wie tot da lag.

Der Hofnarr des Bischofs glaubte seinen Gegenpart wirklich tot, und als dieses der Bischof bemerkte, sprach er: „Hänslein, weil Du den Narren erschlagen hast, mußt Du auch sterben; ich will Dir den Kopf abschlagen lassen.“

Der Narr erschrak gewaltig, fiel auf seine Knie und bat um Gnade. „Nein“, sprach der Bischof, „du mußt sterben oder den Narren wieder lebendig machen.“ Der Narr sagte: „Ja, Herrlein, wenn ich diese Kunst verstünde, so wollte ich ihn gerne wieder lebendig machen; verstehest Du diese Kunst, so sage mir, wie ich es machen muß.“ Der Bischof sagte: „Das ist bald geschehen, nimm ein Becken kalten Wassers, und gieß’ es über den Narren aus!“

Da lief der Hofnarr eilig fort, holte Wasser und that, wie ihm sein Herr gelehrt hatte. Dieses kalte Bad that seine Wirkung; der Hofnarr des Kurfürsten sprang hastig vom Boden auf, und des Bischofs Hofnarr, der seinen Gegenpart wieder lebendig gemacht zu haben glaubte, sagte:

„Herrlein, Du magst mir wohl ein Schelm sein! Hättest Du mir es gesagt, wie man Tote wieder lebendig machen kann, so hätte ich das andere Herrlein, den Bischof Johann Philipp, Deinen Vorgänger, wieder lebendig gemacht, und Du wärest nicht Bischof geworden. Ich und jedermann haben ihn lieber gehabt, denn Dich; er ist nicht so böse gewesen wie Du.“

94. Der goldene Ofen.

Nürnberg war in vielen Gewerben im Mittelalter tonangebend: so auch in der Töpferei. Was die berühmte Familie Hirschvogel hierin leistete, ist großartig. Noch vorhandene Stücke, die damals wenige Pfennige kosteten, werden jetzt mit Gold aufgewogen. Insbesondere die irdenen Kachelöfen, die äußerst kunstvoll hier verfertigt wurden, ehemals der reicheren Bürgerhäuser Zierde, sind jetzt gesuchte Altertümer für Residenzschlösser und für Paläste von Millionären.

Ein solch prachtvoller Ofen befand sich einst in dem gewesenen Kaufmann Domeyerschen Hause in der Königsstraße (wo jetzt der Gasthof zum „Deutschen Kaiser“ steht). Er war bekannt unter dem Namen der

„goldene“ und soll sich nunmehr im Königlichen Schlosse zu Hohenschwangau befinden. In früheren Zeiten war dieser Ofen mit den Figuren der zwölf Apostel geziert, um welche er allerdings gekommen ist, wie sich das aus nachstehender Sage, die mit dem Ofen im Zusammenhang steht, ergeben wird.

Unser deutsches Vaterland hat es seiner Lage inmitten von Europa zu verdanken, daß fast alle Kriege dieses Erdteils auf seinem Grund und Boden ausgefochten wurden. Es wurde heimgesucht von Römern, Normannen, Ungarn, Spaniern, Franzosen, Schweden, Russen u. s. w.

Spanische Soldaten — es ist nicht angegeben, wann? — sollen nun hier auf einem Durchzuge einquartiert gewesen sein und sich verschworen haben, zu einer festgesetzten Stunde ihre Quartiergeber zu ermorden und dann das Haus auszuplündern. Einer der Verschwornen, der in dem oben erwähnten Domeyer'schen Hause, das früher im Besitz der reichen Familie Rosenhart, auch „Glockengießer“ genannt, einquartiert war, hatte von seinem Quartierherrn allerlei Aufmerksamkeiten erfahren und war überhaupt nicht so wilden und grausamen Sinnes wie seine Kameraden. Um das Blutbad zu vereiteln, ohne jedoch dabei den geschworenen Eid zu brechen, nahm er den angeführten Ofen zu Hülfe. Da er sein Geheimnis keinem Menschen mitteilen durfte, so schrie er dasselbe, so laut er konnte, von der Küche aus in den Ofen hinein, daß es der „Glockengießer“ hören mußte. So hatte er diesen gewarnt und doch sein Geheimnis keinem Menschen direkt mitgeteilt.

Das, was der Ofen ausgeplaudert hatte, schien dem Besitzer desselben wichtig genug, um das Stadtregiment, den Rat, hievon in Kenntnis zu setzen, und dieser hinwiederum besaß für diesen bedenklichen Fall soviele Thatkraft, daß er sogleich alle waffenfähigen Bürger der Stadt aufbot und die Quartiere, in welchen die Spanier sich befanden, umstellen ließ. Dadurch wurden die Spanier gezwungen, Nürnberg zu verlassen, ohne ihr scheußliches Vorhaben ausgeführt zu haben. Indes mußten doch schon einzelne Spanier den Versuch gemacht haben, zu plündern oder die Häuser ihrer Quartiergeber zu verwüsten, wie denn dem verräterischen „goldenen Ofen“ bei dieser Gelegenheit durch den einquartierten Spanier gleichsam zur Strafe dafür die Köpfe der zwölf Apostel abgeschlagen wurden. (Wahrscheinlich that er das, um jeden Verdacht einer Verräterei von sich abzulenken.)

Dieser Vorfall soll die Veranlassung gewesen sein, daß der Rat sog. Kettenstöcke, zum Abschließen der Straßen bestimmt, errichten ließ.

Weit älter scheint folgende Lesart der Sage zu sein:

„Im Jahre 1442 ist Kaiser Friedrich III. zu Nürnberg eingeritten und blieb allda bei 5 Wochen. Zu der Zeit machten etliche Fürsten einen bösen Anschlag wider die Stadt Nürnberg, auch wider die Bürgerschaft; denn sie hatten eine Nacht bestimmt, darin jeder seinen Wirt erstechen sollte,

darnach sie die Stadt einnehmen wollten. Bei diesem Anschlag war ein frommer Fürst, der wollte ihren Rat nicht bewilligen, und ritt also hinweg und offenbarte den Ratschlag. Etliche sagen von Einem, der sey in ihrer Ratstuben in einer Truhe verborgen gelegen. So wollten etliche, der fromme Fürst habe es einem seiner Wirte zu verstehen gegeben, wie er hinweg hat reiten wollen. Dem sey nun, wie ihm wolle. Als der böse Rat offenbar worden, da gebot ein Erbarer Rat, daß man müsse gen Wald fahren, wer nur Roß hätte, und Schrankholz gen Nürnberg führen, und auf die Nacht, wie ihr Anschlag gemacht ward, ließ E. Rat alle Gassen verschranken, und beschließen, daß man mit keinem Zeug mocht zusammen kommen, und wurden die Bürger und die Wach verordnet. Da solches die Fürsten verstunden, da trollten sich fein einer nach dem andern zu den Thoren hinaus in aller Teufel Namen. Darnach ließ E. E. Rat die Stöck mit den Ketten aufrichten, wie noch vor Augen."



Kaiser Karl V.

Diese Erzählung wird von späteren Chronisten als ein „Chronikenmärchen bezeichnet. Wie reimen sich nun die beiden Erzählungen zusammen? Vielleicht geben die nachstehend aufgeführten Thatsachen einen Fingerzeig.

Der deutsche Kaiser Karl V., der zugleich König von Spanien war, führte im schmalkaldischen Kriege 1547 spanische und italienische Truppen unter dem berüchtigten Herzog Alba nach Sachsen. Diese waren im Monat März desselben Jahres in Nürnberg und der Umgegend einquartiert.

Es gab keine zügellosere, grausamere, fanatischere und habgierigere Soldateska als die Spanier, und kein Mensch auf Erden mag mehr verflucht und verwunschen worden sein als der entsetzliche, gefühllose Herzog Alba.

Diese Spanier benahmen sich, besonders in der Umgegend Nürnbergs so, als wenn sie in Feindesland gewesen wären. Waren sie ja doch bei den verfluchten Ketzern, gegen die man nach ihrer Meinung keine Rücksicht zu nehmen brauchte, wenn man sich auch nicht im Kriegszustande gegen sie befand. Die armen Bauern wurden so fürchterlich mißhandelt und auf so raffinierte Weise gequält, daß sie massenhaft in die Stadt flüchteten, um ihren Peinigern zu entgehen.

Die Schilderungen der Bauern erzeugten in den Gemütern der Bürgerschaft eine bedenkliche Gärung gegen die Fremden, die in ihrer Frechheit sogar die auf den Dörfern geplünderten Gegenstände zu Markt brachten und feil boten, ja sogar hier gewaltsam in die Häuser drangen, um zu rauben, oder den Frauen und Jungfrauen nachzustellen. Einem spanischen Marodeur, der auf dem Marktplatze einen förmlichen Kram aufgeschlagen, nahm das empörte Volk seinen Kram weg, und nur mit Mühe konnte er sich selbst der Wut der Bevölkerung entziehen.

Der Rat suchte zu beschwichtigen, wo es nur anging; denn ein Volksaufstand gegen die Verhaßten konnte für die Selbständigkeit und Sicherheit der Stadt sehr gefährlich werden; indes gänzlich die Wut des Volkes niederzuhalten, gelang ihm nicht. Dazu war die Erbitterung zu groß.

Es war an einem Nachmittage des 14. März im Jahre 1547. Eben sollte eine Neueinquartierung oder vielleicht ein Quartierwechsel in der Stadt eintreten, als, durch das freche und übermütige Benehmen einiger Soldaten veranlaßt, die mühsam zurückgehaltene Volkswut sich nicht mehr zügeln ließ und Veranlassung zu einem blutigen Tumult wurde. Ein Lederer (Gerber), namens Sebastian Rothenburger, auf dem Kornmarkt „bey der ploben (blauen) Glocken" wohnend, setzte der ihm bestimmten Einquartierung in Gemeinschaft mit zwei Knechten (Gesellen) bewaffneten Widerstand entgegen. Als nun die Soldaten vom Leder zogen und den Eingang zu seinem Hause erzwingen wollten, entstand ein groß Geschrei, und nun eilten von allen Seiten bewaffnete Bürger herbei, um den Rothenburger zu unterstützen. Bald floß Blut, und Tode und Verwundete gab es auf beiden Seiten.

Mit Gefahr fürs eigene Leben waren die beiden Ratsherren Matthias Löffelholz und Paulus Grundherr herbeigeeilt, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Es gelang ihnen auch durch ihre Beliebtheit und ihr Ansehen, die empörten Bürger zu beruhigen und zum Nachhausegehen zu bewegen.

Ein Glück war es, daß die Spanier und Italiener bald darauf abziehen mußten. Es ist begreiflich, daß man den Spaniern die schlimmsten Absichten gegen die Ketzer zutraute. Vielleicht glaubte man eine bestehende Verschwörung gegen Leben und Eigentum der Bürger, so wie sie die erwähnte ältere Sage berichtet, mit den Spaniern in Verbindung bringen zu müssen.

Unmöglich ist es freilich auch nicht, daß hier wie dort durch einen Menschenfreund auf listige Weise, ohne direkt seinen Eid zu verletzen, ein Geheimnis von furchtbarer Tragweite aufgedeckt ward und böse Anschläge zu nichte gemacht worden sind.

95. Eine markgräfliche Jagd.

Nach dem westfälischen Frieden ist der Staat Nürnberg in keinen offenbaren Krieg mehr verfallen. Es hat zwar dann und wann mit den benachbarten Bischöfen und Markgrafen, einige Jalousien gesetzet, doch sind selbige beigeleget worden, ehe sie zur weitern Thätlichkeit ausgebrochen.

Einen Hauptgrund zu dergleichen Häkeleien bildeten besonders Jagdstreitigkeiten zwischen dem Markgrafen und der Reichsstadt. Die Markgrafen beanspruchten die Jagdgerechtigkeit bis an Nürnbergs Thore und suchten durch spitzfindige Auslegung alter Urkunden und Verträge ihr Recht zu erweisen. Die Reichsstadt wies jedoch dergl. Ansprüche stets energisch zurück. Mancher Ballen Papier wurde über diesen Gegenstand verschrieben, ohne daß der Markgraf nur ein Jota von seinem vermeintlichen Rechte preisgab. Im Gegenteil suchte er von Zeit zu Zeit durch faktische Ausübung der Jagd sein Recht den Reichsstädtern in recht empfindliche Erinnerung zu bringen.

Ein drastisches Beispiel von dem grenzenlosen Übermut der kleinen Reichsfürsten gab Markgraf Georg Wilhelm noch im Jahre 1717. Mitten im tiefsten Frieden erlaubte er sich einen Einfall in das Nürnberger Gebiet, als ob der Krieg erklärt wäre, nur um den Nürnbergern zu zeigen, daß er nach wie vor die Jagdgerechtigkeit beanspruche.

Er zog ein Korps von 400 mit Munition versehenen Soldaten aller Waffengattungen bei Erlangen zusammen, und bot alle seine Jäger und eine große Schar von Bauern der Umgegend auf, um mit ihnen ein Treibjagen vor den Mauern der Stadt zu veranstalten. Da aber dort Wild nicht zu erwarten war, hatte der Markgraf ein paar Dutzend Hasen lebendig einfangen, in Säcke stecken und mit den Jagdhunden auf Wagen nach Nürnberg bringen lassen, um sie dortselbst vor den Thoren hetzen zu

lassen. In der Nacht vom 25. auf den 26. Juli ging der Zug gen Nürnberg ab, aber nicht etwa der Landstraße nach, sondern querfeldein über alle Äcker, gleichviel ob sie abgeerntet waren oder frisch angebaut, dem kürzesten Wege nach. So wollte es der Markgraf, um den Nürnberger Unterthanen möglichst viel Schaden zuzufügen und den Rat zu ärgern.

Als nun der Markgraf mit seinem Heer und seinem Hofstaat, zu welchem der Hofmarschall Christoph Ernst von Bassewitz und der Oberjägermeister von Denkendorf gehörte, an den äußersten Linien von Nürnberg zwischen Groß- und Kleinreuth angekommen war und die vorgeschobenen Schanzen nur von einigen Wachtposten besetzt fand — man lebte ja im Frieden — ließ er seine Fußtruppen mit gefälltem Bajonett gegen diese vorrücken.

Er selbst führte das Kommando. Die Nürnberger Wachen, zu schwach, um sich gegen eine solche Überzahl mit Erfolg zu verteidigen, und auf einen Kampf nicht im mindesten vorbereitet, traten natürlich in aller Eile einen tapfern Rückzug an und überließen die Schanzen ohne Schwertstreich dem Eroberer, der nun zu seinem eigenen und zum Gaudium seines Hofstaates die mitgeführten Hasen und Hunde los ließ. Die Verfolgung der Hasen gab vor den Thoren Nürnbergs einen Mordsspektakel und verursachte in der Stadt einen förmlichen Aufruhr. Nachdem er die Nürnberger genug geärgert glaubte, zog er schnellstens wieder ab. Wollte er ihnen ja doch nur beweisen, daß er den Mut habe, vor ihren Mauern zu jagen. Auf die armen Bauern, denen hiebei Saat und Ernte verdorben wurden, brauchte man ja keine Rücksicht zu nehmen, der Bauer galt ja in den Augen der Gewalthaber damals überhaupt nicht als Mensch.

Natürlich beklagte sich der Rat der Stadt Nürnberg wegen dieses Landfriedensbruches beim Kaiser. Es regierte damals Karl VI. Am 17. Mai 1718 erließ derselbe ein Kaiserlich Allerhöchstes Poenal-Mandat, wonach der Markgraf verurteilt wurde, fünfzig Mark lötigen Goldes halb in die kaiserliche Kammer, halb dem klagenden Bürgermeister und Rat zu Nürnberg zu bezahlen und den Nürnberger Unterthanen durch sothane unbefugte und gewaltthätige Bejagung zugefügten Schaden vollkommentlich zu ersetzen, restituieren und gut zu machen, sich auch inskünftige dergleichen Turbationen, Feindseligkeiten und öffentlicher gewaltsamer Überziehung gänzlich zu enthalten, zu äußern und zu entschlagen, die Kläger, deren Angehörige und Unterthanen in keinem Wege mehr zu beschädigen, zu beleidigen, noch zu beunruhigen, sondern sich in allen der wohlhergebrachten Observanz und Billigkeit gemäß zu halten, zu richten und sich daran zu begnügen, diesem allem also und zuwider nicht zu thun, noch hierinnen säumig oder ungehorsam zu sein bei Vermeidung Kaiserlicher Ungnade und fernerer Bestrafung.

Dieser Vorfall liegt nicht sehr weit hinter uns; aber die Möglichkeit derartiger Vorgänge ist jetzt doch glücklicherweise ausgeschlossen. Auch der Bauer ist ein Mensch geworden, dessen Eigentum niemand ungestraft antasten kann. Was mag man nun unter der guten alten Zeit verstehen? Ich für meinen Teil lobe mir die neue, wenn auch noch mancherlei zu wünschen übrig bleibt.

96. Seifried Schweppermann.

Der Kaiser Ludwig zog zur Schlacht
Hinaus mit seinen Treuen,
Denn gegen Östreichs Übermacht
Wollt' er den Kampf erneuen;
Gen Mühldorf zog er rasch voran,
Mit ihm der alte Schweppermann.

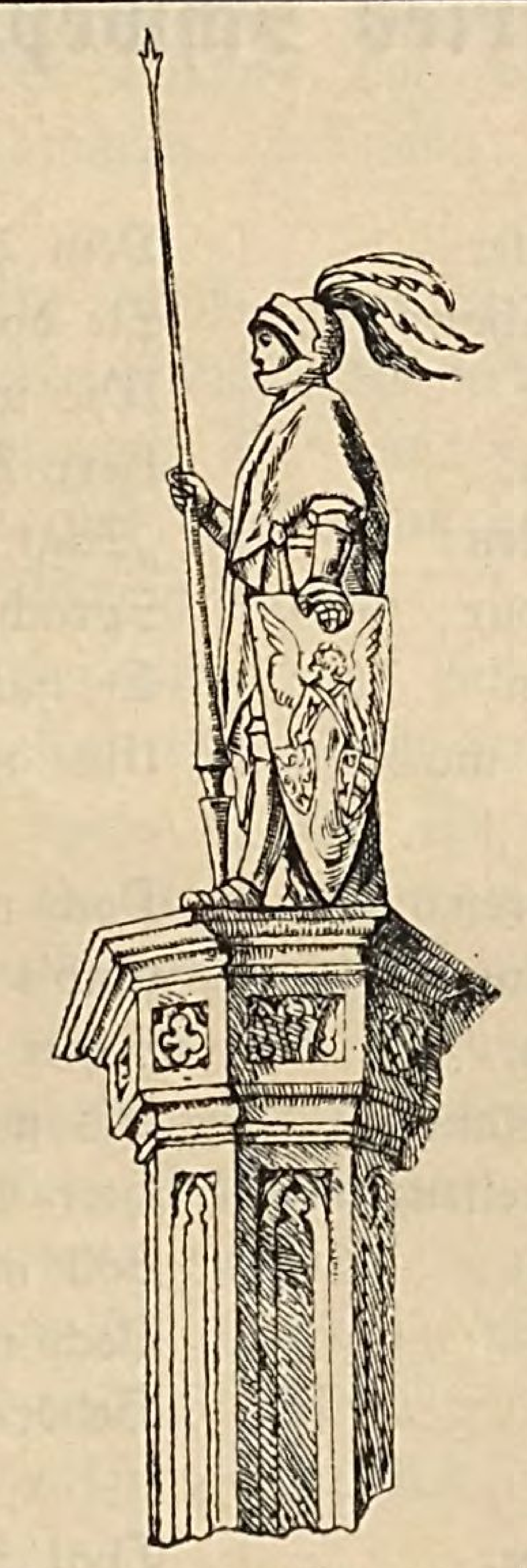
„Ihr seid ein bied'rer, frommer Held,
Den Sieg wird Gott euch schenken:
Drum, wack'rer Freund, wie's euch gefällt,
Mögt ihr das Treffen lenken," —
So sprach der Kaiser — „führt uns an,
Ihr, mein getreuer Schweppermann!"

Und dieser ordnete die Schlacht,
Weil es der Kaiser heischte,
Auf alles war er wohl bedacht,
Daß ihn der Feind nicht täuschte.
Doch, eh' das Treffen nun begann,
Da betete der Schweppermann.

Und blutig war der Kampf und schwer,
Gar mancher sank zur Erde,
Es klangen Schilde, Helm' und Speer',
Es wieherten die Pferde;
Doch ruhig folgte seinem Plan
Der alte, kluge Schweppermann.

Und endlich wankt' der Feind und wich,
Die Siegstrompeten klangen,
Denn Östreichs Herzog, Friederich
Der Schöne, war gefangen.
Den Sieg und ew'gen Ruhm gewann
Der tapf're, fromme Schweppermann.

Zum Herzog sprach der Kaiser nun:
„Gott grüß Euch, lieber Vetter!
Ihr machtet tüchtig uns zu thun;
Doch seht, hier ist mein Retter!“
Und dankerfüllt umarmt' sodann
Der Kaiser seinen Schweppermann.



Der Schweppermann-Brunnen auf dem „Plerrer“ in Nürnberg.

„Nicht mir, mein Kaiser, danket dies;
Euch schützt der Herr dort oben.
Der heut' Euch seine Gunst bewies;
Mich müßt Ihr nimmer loben.
Ihn aber betet dankbar an!“
Sprach der bescheid'ne Schweppermann.

„Ja", rief der Kaiser, „Gott sei Dank!
Doch kommt nun, uns zu laben!
Was gibt es wohl für Speis' und Trank?"
„„Nur Eier sind zu haben.""
„So gebt ein Ei für jedermann,
Doch zwei dem frommen Schweppermann!"

97. Seifried Schweppermann.

Es ritt ein wack'rer Streiter
Zu Nürnberg aus dem Thor:
Doch ragte just der Reiter
Zu Roß nicht hoch empor.
Drob lachten sein die Recken:
„Vom Mann ist keine Spur;
Wo mag der Ritter stecken
Man sieht den Helmbusch nur!"

Der ließ sich das nicht stören,
Ritt still und keck von dann,
Sollt seinen Namen hören,
Er hieß Herr Schweppermann!
Gen Mühldorf mußt er reiten,
Da war 'ne heiße Schlacht,
Da thät er besser streiten,
Denn alle, die gelacht.

Wie saß er stolz zu Pferde,
That nicht die Feinde scheu'n!
Ihr Herrn, ich fürcht', es werde
Euch euer Spott gereu'n.
Seht seines Schwertes Schimmer
Hell leuchten durch die Schlacht!
Am besten lacht doch immer,
Wer just am letzten lacht.

Dem Bayer Ludwig ließen
Sie dort das blut'ge Feld.
Wie ward von ihm gepriesen
Herr Schweppermann, der Held!
„Sagt, wer wohl würd'ger streitet,
Sprach er, in diesem Krieg?
Er hat' allein bereitet
Uns den ruhmvollsten Sieg!"

Doch nach dem heißen Trabe
Gab's auf der ganzen Flur
Schier weiter nichts zur Labe
Als wenig Eier nur.
Herr Ludwig sprach: „Bekommen
Soll männiglich ein Ei,
Doch meinem Held, dem Frommen,
Gehören billig zwei!"

Thät Schweppermann sich heben
Im Sattel hocherfreut;
Der kleinste Ritter eben,
Der war der größte heut!
Gen Nürnberg ritt er heiter,
Da ging ein froh Geschrei:
„Ein Ei gebt jedem Reiter,
Dem frommen Schweppermann zwei!"

98. Hans Schüttensamen jun.

Hans Schüttensamen hat 1465 an Hans Reinholt, Losungsschreiber, Hans Wolf und Sebald Frey zu Nürnberg einige Forderungen geltend gemacht, in welchen sie ihm nicht willfahren konnten, worauf derselbe den Rat und die Bürgerschaft unbilligerweise befehdete. Seine Verbündeten waren Karl von Schaumberg, Nicolaus von Zedwitz, Rudolf und Fabian von Tobeneck, Hainz von der Thann, Tyl von Fulkenshausen, Caspar von Vestenberg, Adam Mildenhund, Hermann von Berg, Hans Stieber u. a. mehr.

Der Rat zu Nürnberg erbot sich zu rechtlicher Verhandlung vor dem Kaiser und mehreren anderen Ständen des Reichs; dagegen hat Schüttensamen den Markgraf Albrecht, der ihn heimlich begünstigte, als Richter vorgeschlagen. Es war ihm aber nicht Ernst damit, denn er hat niemals bei demselben seine Klagen anhängig gemacht.

Von seinem Schloß Poppenroth aus hat er mit seinen Verbündeten den Nürnberger Bürgern und Unterthanen mit Brennen und Rauben großen Schaden zugefügt. Einmal nahm er den Nürnberger Patrizier Gabriel Tetzel, der bei Gräfenberg der Jagd oblag, gefangen, führte ihn nach Poppenroth und gab ihn nur gegen ein Lösegeld von 1000 Gulden frei. Mit Karl von Schaumburg nahm er einen Nürnbergischen Bauern gefangen, der dann, weil er sich nicht ergeben wollte, erstochen wurde. Unter seinen Gehülfen befand sich auch ein Kunz Schüttensamen. Dieser wurde im Bamberger Amt Lichtenfels aufgehoben und ist im Jahre 1468 zu Bamberg hingerichtet worden. Es hatte sich eine große Anzahl Edelleute bei diesem Gerichtstage eingefunden. Die Folge dieser Verurteilung war, daß mehrere Verbündete des Hans Schüttensamen ihre Aussöhnung mit dem Rat von Nürnberg bewerkstelligten.

Erst im Jahre 1474 haben Nürnbergische Söldner den Hans Schüttensamen selbst und drei seiner Knechte auf der Heroldsberger Straße gefangen genommen und nach Nürnberg gebracht. Dem einen Knecht, der ihn verraten haben soll, hat man das Leben geschenkt, die andern zwei wurden enthauptet, Hans Schüttensamen aber am Erichtag vor Kreuzerhöhung 1474 lebendig verbrannt.

99. Von dem Schittensamen und seinem falschen Knechte.

Von Hans Kugler.

Was wollen wir aber singen?
Von einem Edelmann,
Wollt' die von Nürnberg zwingen,
Doch ihm sein' Kunst zerrann,
Schittensamen war er genannt,
Er hat die von Nürnberg oft griffen an,
Beraubt und auch gebrannt.

Zwar war es sein Ungewinn,
Er bekriegt sie wider Recht,
Was hatten die von Nürnberg im Sinn,
Sie dachten, es wird ihm schlecht,
Sechshundert Gulden boten sie feil,
Wer ihnen den Schittensamen brächt',
Daß er ihnen würde zu teil.

Der Schittensamen hätt' einen Knecht,
Dem thats der Gulden not,
Er diente seinem Herrn nicht recht,
Er gab ihn in den Tod,
Davon ward ihm sein Seckel schwer,
Sein Herz war aller Untreu voll,
Und aller Frommheit leer.

Er nahm sich vor im falschen Sinn,
Wie er den Dingen thät,
Er ging zu seinem Herrn hin,
Hätt' mit ihm heimlich Red:
Ich weiß ein'n reichen Nürnberger Bauern,
So ihr dazu nun helfen wollt,
So wollen wir ihn erlauern.

Der Schittensamen hinwieder sprach:
„Wo sitzt der Bauer im Land? —
Er sitzt nicht fern vom Nürnberger Wald.
Da spricht der Knecht zur Hand:
All sein Gelegenheit weiß ich wohl,
Sechshundert Gulden muß er uns geben,
Wenn ich ihn bringen soll.



Der Raubritter Schüttensamen wird gefangen nach Nürnberg gebracht. Nach dem Ölgemälde von Konrad Weigand.

Der Schittensamen hinwieder spricht:
Nun sind doch euer wohl drei,
Bringt ihr den Bauern in meine Gewalt,
Euer Teil ist auch dabei,
Ich reit' nicht gern so fern hinzu,
Wollt ihr's zu Fuße wagen,
Mein Urlaub habt dazu.

Der untreu Knecht, der konnt sich regen,
Mit seiner Schalkheit groß;
Er sprach: Herr, so reit uns entgegen,
Und gebt uns auch ein Los',
Nur ein halb Meil hinzu.
Der Schittensamen wieder sprach:
Das will ich gerne thun.

Der ein' Knecht nahm der Red' sich an,
Er sprach: ich weiß ein Rat,
Wir lassen ein Fräulein mit uns gahn,
Das bringt uns Wein und Brot,
Wenn uns der Bauer nicht käm bald,
Und wir die Nacht verziehen,
Und bleiben im Nürnberger Wald.

Sie nahmen ihr Spieß und auch ihr Wehr,
Und zogen über Feld,
Der Schittensamen gab ihnen Weis und Lehr,
Er meint, es brächt' ihm Geld.
Er wünscht ihnen allen Glück und Heil,
Er sprach, sie sollten's frischlich wagen
Auf einen gleichen Teil.

Das Fräulein ließen sie mit geh'n,
Bis daß sie Nürnberg sahen,
Sie setzten sich nieder und ruheten,
Die Glocken hörten sie schlagen,
Da war es in der neunten Stund',
Der Pfundstein zum Fräulein sprach
Aus seinem falschen Mund:

Geh' hin und bring' uns Wein und Brot,
Daß wir uns des Hungers erwehren,
Würden uns des Bauern Gulden rot,

Wir wollten lang darvon zehren,
Ich hofft der Bauer wird uns schier,
Ist dir der Frankenwein zu sauer,
So bring' uns ein Malvasier.

Das Fräulein hob sich aus dem Wald,
Wohl über Stock und Stauden,
Das Thor zu Nürnberg fand sie bald,
Mit Laufen und mit Schnaufen:
Auf das Rathaus war ihr Gang,
Da sie den Bürgermeister fand,
Die Stadtknecht gingen ihr nach.

Sie sagt ihnen all' Gelegenheit,
Sie führt sie auf ein Ort,
Der Bürgermeister war doch gescheit,
Er merkt auf ihre Wort,
Hält sich dennoch nicht ganz daran,
Denn Frauen List und Worte
Betrügen manchen Mann.

Doch macht' er bald, daß es geschah,
In einer halben Stund',
Daß man wohl manchen Reiter sah,
Freudig von Herzensgrund,
Mit ihren Harnischen bekleid't,
Und was zum Dienst gehöret,
Das war gar bald bereit.

Sie ritten vor den grünen Wald
Hinaus die unverzagten Mann,
Drei Gesellen auf der Lauer bald,
Die griffen sie frischlichen an,
Zwei führten sie gen Nürnberg ein,
Ins Rathaus unter die Erden,
Da mußt' ihr Herberg sein.

Den dritten setzt man auf ein Pferd,
Um ihn manch' Reiter gut,
Er sollt ihnen zeigen Weg und Fähr,
Im folgt ein Hinterhut,
Ihr Harnisch war lauter und erklang
Sie ritten durch manchen grünen Wald,
Da mancher Vogel in sang.

Sie ritten bis zum dritten Tag,
Eh' daß sie kamen dar,
Sie hielten beieinander im Hag,
Niemand war ihrer gewahr,
Bis daß sie sahen das Räuberschloß,
Sie zogen doch nit gar daran,
Sie stellten auf ihre Geschoß.

Der Knecht sich aus dem Sattel schwang,
Er ging des Weges ein Teil;
Es gelang ihm auch, darnach er rang,
Er entbot seinem Herrn in Eil,
Er sollt zu ihm reiten in den Wald,
Sie hätten ein Wildbret gefangen,
Die Müh' würd' ihm bald bezahlt.

Der Schittensamen nicht anders dacht',
Als er die Red' vernahm,
Er meint, sie hätten den Bauern gebracht,
Er wollte ihn machen zahm,
D'rum ritt er ihnen entgegen bald,
Da fingen ihn die Nürnberger Reiter,
Die hielten auf ihn im Wald.

Da führten sie ihn gen Nürnberg ein,
Da schaute ihn mancher Mann,
Weiß nicht, wes sich die Herren besannen,
Sah einer den andern wohl an,
Schlechten Empfang hätt' da Schittensam,
Von einem Bürger, der hieß Löffelholze,
Der sprach: Willkomm ins Teufelsnam'.

Man führt ihn zu der Herberg sein,
Da mancher gefangen drin liegt,
Darin steht ein Kapelle fein,
Da man die Räuber in wiegt,
Darin da dehnet man ihn sein Haut,
Was er den von Nürnberg hätt' gethan,
Das sagt er überlaut.

Darnach führt man ihn vor Gericht,
Und seiner Knecht wohl zween,
Es war ein böse Zuversicht,

Sie hörten die Urteil geh'n,
Der Herr ward urteilt in das Feuer,
Die Knecht sollt man köpfen,
Das Lachen war ihnen teuer.

Das Leben ward ihnen abgesagt,
Es mocht nicht anders gesein,
Die Knecht traten dem Herrn voraus,
Bis zu dem Rabenstein,
Über ein Schwert vergossen sie ihr Blut,
Des auch der Schittensamen begehrte,
Es mocht ihm nicht werden zu gut.

Er ward in einen Feuer verbrannt,
Das weiß noch mancher Mann,
Darin da nahm sein Leben ein End'
Gott sehe seine Marter an,
Gott geb' der Seel' die ew'ge Ruh',
Darum ist das mein treuer Rat,
Daß niemand Unrecht thu'.

Der uns das Liedlein neues sang,
Von Neuem gesungen hat,
Er hat's geschickt einem weisen Rat
Zu Nürnberg in der Stadt,
Hans Kugler ist er genannt,
Er war ihr steter Diener,
Und dienet ihnen all' zu Hand.

100. Kunz Schott — ein Raubritter.

Es gab jammervolle Zeiten im alten deutschen Reiche. War der Kaiser nicht gerade ein besonders kraftvoller, willensstarker Herr, der mit einer starken Hausmacht den Reichsgesetzen Kraft und Nachdruck verleihen konnte, so that jeder vom Reichsfürsten bis zum Ritter herab, was er nur wollte. Innere Kriege und Fehden hörten nicht auf. Hier bekriegte ein Fürst den andern, dort halfen sie zusammen gegen die aufblühenden Städte, und der arme Landadel suchte sein Heil in der Beraubung der reisenden Kaufleute. Auf unzugänglichen Felsen legten die Raubritter ihre festen Burgen an. Sie hatten hier ihren Ausguck auf die Landstraße und

auch sonst ihre Kundschafter und Helfer, die sie gut bedienten, und der friedliche Kaufmann sah sich oft trotz aller Vorsicht plötzlich von ihnen angegriffen, gefesselt, seiner Güter und Freiheit beraubt. So wars in der sogenannten „guten alten Zeit.“ Wer möchte sie wohl wieder zurückwünschen?

Geradezu unhaltbare Sicherheitszustände hatten sich im Reiche während der 54jährigen schwachen Regierung des Kaisers Friedrich III. heraus entwickelt. Zum Glück war sein Sohn und Nachfolger Maximilian I. von thatkräftigerem Wesen. Er nahm sich einen gewaltigen Anlauf, um die verworrenen Zustände im Reiche wieder zu regeln und Gesetz und Recht wieder zu Ansehen zu bringen. Zu diesem Behufe gründete er auf seinem ersten Reichstage zu Worms 1495 das Reichskammergericht zur Schlichtung der Streitigkeiten unter den einzelnen Reichsständen und setzte den „ewigen Landfrieden“ zur Unterdrückung des bis dahin geltenden Faustrechtes durch. Aber damit war doch noch nicht mit einem Schlage dem Rechte zur allgemeinen Geltung verholfen. Es dauerte noch ein paar Jahrzehnte, bis es gelang, nur die Landstraßen von den Plackern zu säubern.

Noch zu Lebzeiten des Kaiser Friedrich, der in seiner Hofburg sogar einmal von seinen eigenen Unterthanen belagert wurde, fiel ein solcher Placker, der es besonders auf Nürnberger Kaufleute abgesehen hatte, ein Friedrich von Eich, den Nürnbergern in die Hände, die kurze Justiz mit dergleichen Herren machten. Sie endeten durch das Richtschwert oder am Galgen, je nachdem.

Aber der hingerichtete Eich hatte einen Sohn, namens Christoph, und der betrachtete es als Ehrensache, seinen Vater an den Nürnberger Pfeffersäcken zu rächen. Zu diesem Zwecke verband er sich mit einem alten Feind der Nürnberger, dem Burggrafen von Rothenberg, Kunz Schott, welchem es sehr angenehm war, durch einen plausibeln Grund Häkeleien mit ihnen anfangen zu können. Der Sache Eichs fügte er noch die Fabel hinzu, die Nürnberger hätten sich durch Verräterei seiner Burg zu bemächtigen gesucht, was hinwiederum dazu beitrug, daß fast die ganze fränkische Ritterschaft sich anschloß, um die Nürnberger zu schädigen, und wirklich fügten sie der Stadt großen Nachteil zu. Sie waren so zahlreich, daß sie die alte Reichsstadt, die sich indes kräftigst wehrte, von allen Seiten her von der Welt abschlossen, so daß sich niemand mehr mit Lebensmitteln in die Stadt wagte. Da und dort in der nächsten Umgegend Nürnbergs loderten die Häuser der Nürnbergischen Bauern in Flammen auf, Unsicherheit, Mord und Raub bedrohte die Städter von allen Seiten. Es war ein heilloser, scheußlicher Zustand, der ziemlich lange währte. Da der Kaiser in der Sache nichts that, suchten die Bischöfe von Würzburg und Bamberg zuerst eine Waffenruhe und dann den Frieden zu vermitteln.

Es trat auch eine Art Waffenruhe ein, und man fing in Nürnberg an, wieder aufzuatmen und sich vor die Thore der Stadt hinauszuwagen. Das Vertrauen in die ehrenhafte Gesinnung des Ritters Schott und seiner Genossen sollte jedoch einem Nürnberger Ratsherrn verhängnisvoll werden. Herr Wilhelm Dörrer hatte in dem benachbarten Städtchen Lauf ein wichtiges Geschäft abzumachen. Von nur einem Knappen begleitet, ritten beide an einem taufrischen Maimorgen zum Laufer Thore hinaus nach Osten zu. Etwa eine Stunde von hier liegt das Dörfchen Erlenstegen, und nachdem dieses durchritten war, nahm sie der Wald auf. Sie dachten an nichts Arges und trabten gemächlich ihres Weges fort, als plötzlich von links und rechts aus dem Walde heraus eine Menge Bewaffneter in feindseliger Absicht auf sie eindrangen. Unsere Nürnberger waren keine Feiglinge; sie wehrten sich tapfer ihrer Haut; allein was vermochten zwei Männer gegen eine solche Übermacht? Sie erlagen. Der arme Knappe blutete aus vielen Wunden; auch Herr Dörrer war verletzt. So mußten sie sich's gefallen lassen, daß man sie auf ihre Pferde band und gefangen fort führte.

Der Zug bewegte sich abseits der Straße tief in den Wald hinein. Nach einem längeren Ritt kam man zu einer Blöße, wo ein weiterer Trupp Ritter und Reisige sein Lager aufgeschlagen hatte. Bei ihnen befand sich auch der Anführer, der schlimme Burggraf Schott. Die armen Gefangenen wurden hier mit wildem Gejauchze und rohem Gelächter empfangen und von manchem der reisigen Knechte erhielten sie außerdem noch Püffe und Stöße. Herr Kunz Schott aber setzte diesem unritterlichen Benehmen die Krone noch dadurch auf, daß er die Wehrlosen mit der Lauge seines ätzenden Spottes übergoß.

„Da hätten wir ja wieder einen der Herren Großsprecher erwischt, die uns so gerne mit Haut und Haaren aufzehren möchten“, sprach er, „das war nicht klug, Herr Ratsherr, Euch aus den Mauern herauszuwagen. Sehet der Schott schläft und schlummert nicht. Er traut den geistlichen Schreibern und Vermittlern nicht; denn durch die Pfaffen sind die Ritter schon gar oft übers Ohr gehauen worden. Was liegt uns an einem faulen Frieden; wir befinden uns im Kampfe gegen Euch Pfahlbürger ganz in unserem Elemente. Und nun Heinz, — mit diesen Worten wandte er sich an seinen faul daliegenden Knecht — erzähle es einmal den Herren, was die Nürnberger dem Kunz Schott anthun wollen — wenn sie ihn einmal in die Hände kriegen! Du hast es ja mit eigenen Ohren angehört, als du noch im Dienste der Stadt warst, was man im Rathause, wo du öfters Wache standest, über mich beschlossen hat.

Ein Mensch mit einem verworfenen Gesichte erhob sich bei diesen Worten Schotts. Er grinste seinen Herrn an und sagte: „Um den Kopf wollen sie Euch auf dem Rabenstein kürzen, nachdem sie Euch die rechte

Hand abgeschlagen haben, die Hand — sagten sie — mit welcher Ihr zu Schwaig den brennenden Pechkranz in des Rats Scheune geworfen, weil dadurch schier das ganze Nest abgebrannt ist."

„Nun Herr Dörrer", sprach Schott, „Ihr seht, daß ich von Euern Plänen gut unterrichtet bin. Oder ist es nicht an dem, was mein Knecht berichtete? Ihr sitzt ja mit im Rate und seid jedenfalls mit von denen gewesen, die dem armen Kunz keine Schonung zubilligen wollten, im Falle er so dumm wäre, wie Ihr, in des Feindes Krallen zu laufen?"

Dörrer erwiderte hierauf unerschrocken: „Herr Ritter! Ihr seid der Stadt schlimmster Feind und habt alles gethan, um Euch den Nürnbergern verhaßt zu machen. Das wißt Ihr ja selbst. Habt Ihr uns ja mutwillig, ohne Fug und Recht befehdet und unsere Unterthanen durch Feuer und Plünderung um all das Ihre gebracht. Nun könnt Ihr doch nicht erwarten, daß man Euch, falls ihr in unsere Hände fallet, nicht nach Recht und Gerechtigkeit behandeln solle. Aber das, was ein erbärmlicher Überläufer Euch als die Absicht E. E. Rates berichtet hat, das ist erlogen, so war ich ein Mann bin.

„Nun dergl. Redensarten kennt man schon," sagte Schott, „Ihr leugnet natürlich, um bei mir glimpflicher wegzukommen. Das soll mich indessen nicht abhalten, Euch zu thun, wie Ihr es mir bestimmt hattet. Euren Kopf verlange ich nun zwar nicht; aber die Hand, die gegen die Meinigen heute das Schwert gezogen, die müßt Ihr Euch schon abhauen lassen. Strafe muß sein! Nehmt ihm schnell die Stricke ab, gebot er seinen Knechten und haltet ihm die Hand fest auf jenen frischen Baumstock."

Dörrer, merkend, daß es Schott mit seiner Drohung bitterer Ernst sei, erblaßte vor Schrecken und stotterte vor Angst: „Ich schwöre es Euch vor Gottes Angesicht, daß jene Worte nie im Rat gesprochen worden sind. Habt Erbarmen und beschweret Euer Gewissen nicht mit einer so großen Frevelthat. Schont mich, meiner drei kleinen Kinder halber. Denkt daran, daß auch Eure letzte Stunde kommt, und daß Ihr vor Gottes Richterstuhl Rechenschaft ablegen müßt."

Allein alle diese Bitten prallten an Schotts gefühllosem, racheerfülltem Herzen ab. „Macht nicht lange," sagte er zu Dörrer, „es hilft Euch alles nichts; kniet Euch nieder und leget Eure rechte Hand auf den Baumstumpf." Als Dörrer noch immer zögerte, ergriffen ihn auf einen Wink Schotts dessen Knechte, zwangen ihn auf die Knie und drückten seinen entblößten rechten Arm mit der Kraft eines Schraubstockes auf den Baumstumpf. Dörrers hilfesuchendes Auge fand bei allen Umstehenden nur spöttische Blicke — nirgends eine Spur von Mitleid; alle Hoffnung auf Hilfe schwand.

„Wenn Ihr denn ein Herz von Stein habt", sprach Dörrer, „so genügt Eurer Rache; nur das eine gewährt mir, schlaget mir nicht die rechte,

sondern die linke Hand ab. Sehet, ich bin ein Mann der Feder — nicht des Schwertes. Laßt mir die Rechte, damit ich doch in Zukunft auch einen Taug gebe; Euch kann es ja gleich sein."

„Mit nichten," lachte Schott, „gerade Eure Rechte muß ich haben. Eure elende Federfuchserei schadet uns mehr als Euer Schwert. Ich will Euch davor bewahren, in Zukunft mit Eurer Feder beim Kaiser 2c. uns Schaden zuzufügen. Und nun vorwärts ohne weiteres Sträuben, sonst kostet's Euch den Kopf." Rasch ergriff er sein Streitbeil und ehe man sich's versah, sauste es nieder; ein gewaltiger Hieb hatte das Schreckliche vollbracht — ein gelernter Henkersknecht hätte diese Manipulation nicht besser und sicherer ausführen können.

Dem verstümmelten Ratsherrn steckte er dann die abgehauene Hand in sein Wams und sagte dazu die rohen, gefühllosen Worte: „Nun, bringt sie den Herren von Nürnberg, sagt ihnen, ich lasse sie schön grüßen, und daß ich es jedem von ihnen ebenso machen werde, wenn er in meine Hände fällt.

Durch den ausgestandenen Schrecken und starken Blutverlust war das bedauernswerte Opfer solch unerhörter Roheit und Gefühllosigkeit bald in eine tiefe Ohnmacht gefallen. Als Dörrer endlich wieder zu sich kam, fand er sich notdürftig verbunden. Sein selbst auf den Tod verwundeter Knecht war auf allen Vieren mit Mühe und Not zu ihm hingekrochen und hatte das vollbracht. Trotzalledem wären sie verloren gewesen, wenn nicht zufällig ein Holzfuhrmann bald darauf die beiden Unglücklichen gefunden, aufgeladen und in die Stadt gebracht hätte.

Der Übermut des wilden Schott ging soweit, daß er unmittelbar nach dieser unmenschlichen Handlung mit zweien seiner Genossen die Richtung nach der Stadt einschlug und von der Laufferthorbrücke aus einen Pfeil in die Stube des dortigen Zolleinnehmers abschoß, glücklicherweise ohne jemand damit zu verletzen.

Als die Gräuelthat Schotts in Nürnberg bekannt wurde, erregte sie dort allenthalben zunächst grenzenlose Bestürzung. Man hatte bei dem damaligen Stand der Friedensverhandlungen schon aufzuatmen begonnen, und eine solche freche Herausforderung für unmöglich gehalten. Bald aber wandelte sich die Stimmung des Volkes zur Wut. Lasset uns hinausziehen alle miteinander, riefen die Bürger, und diese erbärmlichen Spießgesellen ohne Gnade und Barmherzigkeit samt ihrer Brut umbringen.

Nur den besonnenen Maßregeln des Rates gelang es, die Bevölkerung zu beschwichtigen; man wollte das soweit vorgeschrittene Friedenswerk solcher Hallunken halber nicht wieder zerstören. Vergessen wurde dem Schott dieses Bubenstück natürlich nicht. Zunächst wurde der Vorfall dem mittlerweile neugewählten thatkräftigeren Kaiser Maximilian I. mit der Bitte um Bestrafung des Schott und seiner Genossen berichtet. Gegen diese Gesellschaft

ausgesandte Streifzüge blieben erfolglos. Der schlaue Fuchs ließ sich nicht fangen. Ein Mächtigerer hatte ihn bisher im Geheimen begünstigt: der Markgraf von Ansbach.

Kaiser Maximilian that, was er konnte. Er erließ eine Achtserklärung gegen Schott und machte ihn vogelfrei. Der Rat der Stadt Nürnberg setzte einen Preis auf seinen Kopf. 2000 Gulden sollte derjenige erhalten, der ihn lebendig, 1000 Gulden, wer ihn tot einliefern würde.

Die Folgen der kaiserlichen Achtserklärung zeigten sich darin, daß die Helfershelfer Schotts etwas eingeschüchtert wurden und zum Teil für ihre Person Frieden mit der Stadt machten. Auf Schott selbst machte der Achtspruch gar keine Wirkung. Er flüchtete sich zum Markgrafen Casimir, der ihn bisher schon immer gehalten, und setzte unter dessen Schutz die Plackereien nach Herzenslust fort. Endlich ums Jahr 1500 gelang es den beiden Bischöfen von Bamberg und Würzburg einen Frieden zustande zu bringen, wonach zwischen der Stadt und ihren Feinden, Kunz Schott, Christof v. Gich und ihrem ganzen Anhang alle Fehde und Feindschaft ruhen sollte. Der obsiegende Teil war die Stadt also nicht; aber sie bedurfte für den Handel ihrer Bürger der Ruhe und mußte aus diesem Grunde nachgeben.

Übrigens sollen der Sage nach die erwähnten Feinde der Stadt zu jener Zeit einen Bundesgenossen im Rate selbst gehabt haben. Anton Tetzel soll der Verräter gewesen sein. Er soll die Absicht gehabt haben, die Stadt dem Markgrafen in die Hände zu spielen. Man erzählt sich, daß er durch Bestechung den Thorwächter am Tiergärtnerthor veranlaßt habe, eines Abends das Thor nicht zu schließen, und von dieser günstigen Gelegenheit habe er dem Markgrafen Nachricht gegeben, der natürlich sofort sich auf den Weg machte, die Stadt zu überrumpeln. Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Ein Bäckerjunge, der zu seiner Verwunderung das angezeigte Thor unverschlossen fand, machte hievon Anzeige, worauf die Thorwache noch zur rechten Zeit die Schließung desselben vornahm. Der verräterische Ratsherr Tetzel wurde natürlich seines Amtes entsetzt und einige Jahre gefangen gehalten; er starb auch in Gefangenschaft. Was mit dem bestochenen Thorwächter geschah, wird nicht gemeldet, jedenfalls ist er entflohen. Dergleichen Sagen von angeblicher Verräterei hochgestellter Personen hat Nürnberg mehrere aufzuweisen. Da es mit seinen Kriegshändeln und Fehden wenig Glück hatte, mag man die Schuld hievon gewissen einflußreichen Personen beigemessen haben, wie ja die unglücklich kämpfenden Franzosen 1870/71 die Schuld ihrer Niederlagen dem Verrat gewisser Generale und Heerführer aufbürdeten. Schotts grausames Verfahren gegen Dörrer wirkte ansteckend auf den fränkischen Landadel. Das Handabhauen wurde eine Zeitlang förmlich Mode, wie bei den Indianern das Skalpieren.

Hans Thomas von Absberg, ein geschworener Feind aller Reichsstädte, hieb mit eigener Hand mehreren Nürnberger Bürgern, so dem Genannten des größeren Rates Hans Neukamm, dem Handelsherrn Schlumpf und den Krämern Wolf, Strauß und Fritz Neidhardt, die er auf der Straße überfallen und zu Gefangenen gemacht hatte, die rechte Hand ab und befahl ihnen, dieselbe dem Rate mit einem Gruß von ihm zu überbringen.

Die Stadt war mittlerweile dem schwäbischen Bunde beigetreten und wußte denselben zu veranlassen, mit bedeutender Macht gegen die Raub-



Überfall durch Raubritter. Nach einem alten Holzschnitt.

ritter und Landfriedensbrecher zu Felde zu ziehen. Nürnberg stellte dazu 600 Mann und 70 Reiter mit starker Artillerie unter den Hauptleuten Wolf Pömer und Tilmann von Brand. Das Oberkommando über die sämtliche Mannschaft des Bundes führte Georg Truchseß von Waldburg, derselbe, der später den Bauernkrieg so energisch unterdrückte.

In Franken sind bei dieser Gelegenheit mehr als 20 Burgen solcher Raubritter und Placker zerstört worden, wodurch dieser schädlichen Gesellschaft für längere Zeit Einhalt gethan ward. Kunz Schott war bis dato im Dienst

und Schutz des Markgrafen Casimir unbehelligt geblieben. Die Sage, gerechter als die Geschichte, läßt endlich auch ihm die Vergeltung nahen. Der schwäbische Bund soll eine Gesandtschaft an den Markgrafen geschickt haben mit dem Verlangen, den Schott auszuliefern, oder ihn selbst unschädlich zu machen. Im Weigerungsfalle würde er als Feind des Bundes betrachtet werden.

Der Markgraf, endlich des ewigen Krieges, bei dem doch schließlich nichts herauskam, müde und zu sehr von Mitteln entblößt, um es mit dem schwäbischen Bunde aufnehmen zu können, bezeugte dem treuen Helfershelfer und Parteigänger, der ihm so oft die Kastanien aus dem Feuer geholt hatte, seinen ganz besonderen Dank. Er ließ ihn nach Cadolzburg an seinen Hof kommen und teilte ihm das Begehren des Bundes mit, und daß er nicht anders könne, als ihn aufgeben.

Kunzens Berufung auf seine bisherigen Dienstleistungen und seine Treue, wie sein flehentlich Bitten vermochten den Markgrafen ebensowenig zu rühren, wie ihn einst das Flehen des unglücklichen Dörrer. Der Markgraf sagte ihm kurz: „Es ist besser, wenn du stirbst, als daß ich und mein Land verderbe,“ und auf seinen Wink erschien der Scharfrichter und enthauptete ihn mit dem Schwerte. — Wie schade, daß so energische, streitbare Männer ihre überschüssige Kraft auf so elende Weise vergeuden mußten. Was hätten sie im Dienste des großen Vaterlandes gegen dessen äußere Feinde Segensreiches vollbringen können! —

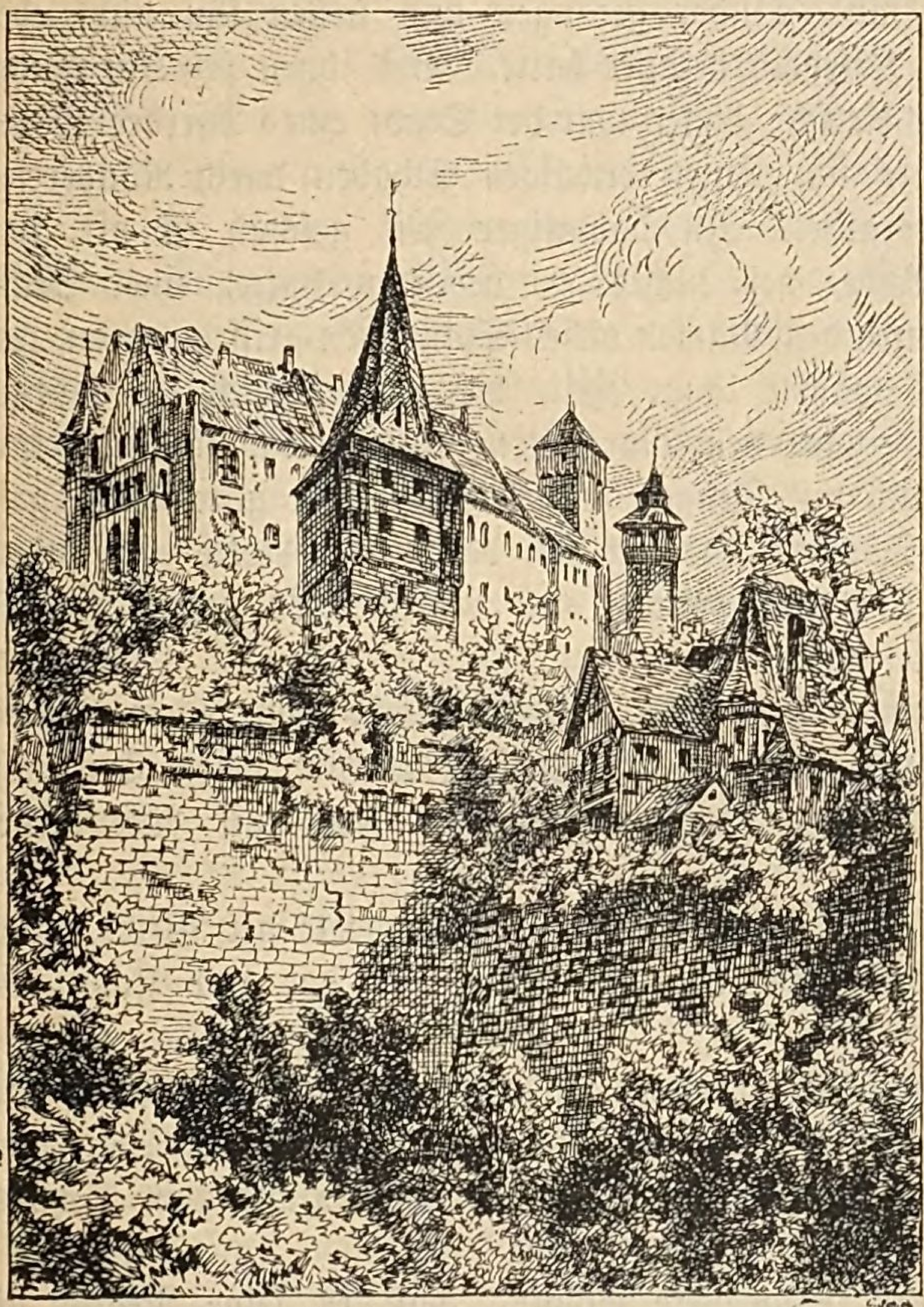
Der vorhin erwähnte Genosse Schotts, Hans Thomas von Absberg, nahm ebenfalls ein gewaltsam Ende. Er wurde in einem Getreideacker bei Zedlitz in Böhmen eines Tages (1531) von unbekannter Hand getötet.

101. Kunz Schott und Anton Tetzel.

Es war im Jahre 1514. Unter einem Zelte saßen die Vornehmen der Stadt. Anton Tetzel mit seiner Tochter, der schönen Klara, Wilhelm Dörrer mit seinem Sohne. Argwöhnisch und mit umwölkter Stirne beobachtete Wolfgang, der Sohn des Dörrer, das Gespräch seiner Schwester mit einem fremden Rittersmann. Thomas von Absberg war's, ein Verwandter des Absbergers, der den Nürnbergern jene unglückliche Niederlage im Reichswald beigebracht; darum die finsteren Mienen der Männer, wenn ihre Blicke den triumphierenden des Fremden begegneten. Er war nach geschlossenem Frieden als Gast in Tetzels Hause, wohl Nachricht bringend für Vater und Tochter von seinem Freunde Schott (welcher in gewissen Beziehungen zur Tochter stand), und der Ursache hatte, die Stadt vorläufig zu meiden.

Eben teilte ihm Klara ihre Unruhe mit über das Ausbleiben des Freundes am bestimmten Orte, als der alte Dörrer, den eben ein Diener abgerufen, wieder zornglühend zur Gesellschaft trat.

„Nie und nimmermehr ist Treu und Glauben zu finden bei diesen Buschkleppern und Stegreifrittern!“ sagte er, vor Wut zitternd. „Ja, hört es, ihr Herren vom Rate, ihr braven Mitbürger: Mitten im tiefsten Gottesfrieden hat der Schott meinen braven Berthold überfallen auf offener Heerstraße wie ein Räuber! Strafe Gott den niederträchtigen Mörder und seine niederträchtigen Gesellen!“



Graben-Partie mit dem Tiergärtner-Thor.
Nach einer Zeichnung von F. Trost.

Zornig fuhr bei diesen Worten der Absberger auf, aber schnell ergriff ihn Wolfgang am Arme und zog ihn aus dem Zelte. „Herr Ritter,“ begann er, „Ihr seid meines Vaters Gast, darum habe ich Euch vor einer Unbesonnenheit bewahrt, welche dem Gast wie dem Wirte vielleicht gleich verderblich gewesen wäre, darum mäßigt Euch und schweigt. Ist Dörrers Nachricht wahr, wißt Ihr dann einen anderen Titel für Euren Freund? Sollte diese meine Rede Euch beleidigt haben, so stehe ich Euch an jedem anderen Orte als Ehrenmann zu Diensten; für heute bitte ich Euch, ruhig zu sein und den allgemeinen Unwillen nicht zu mehren.“

So kehrten sie zu den Zelten zurück. Schon war Heinrich besorgt fortgeeilt, und der alte Dörrer hob eben seine rechte Hand empor und schwur, nicht eher zu rasten, als bis die verletzte Ehre der Stadt und seines Hauses vollständig gerächt sei.

Die Trauerkunde hatte alle Freude gestört, die ehrsamen Bürger kehrten heim, den Übermut des Adels verwünschend. Bald saß auch Thomas

von Absberg zu Pferde und ritt eilig nach dem Dorfe Bruck, seitwärts von Erlangen, wo er die Genossen beisammen wußte.

Ein wilder Lärm tobte ihm aus der Wirtsstube entgegen, als er in dieselbe trat. In einer Ecke saß Hans Baum, ein verdorbener Kaufmann, und zählte Geld; ihm half Leonhard Stambler; beide waren vor kurzem aus dem Gefängnis der Stadt Nürnberg gebrochen, und ersterer hatte der Stadt abgesagt. Gar vielen Schaden fügten sie derselben zu, nahmen unter andern den Ratsherrn Hans Tucher gefangen und ließen ihn nicht eher frei, als bis er 3140 fl. Lösegeld bezahlt hatte. Bei ihnen saß ein Fuhrmann aus Bruck, Namens Kelsch; dieser war der Stadt eines Pferdes wegen feind geworden und hatte sich seinen etwaigen Schaden durch Räubereien wohl schon hundertmal vergütet. Zu damaliger Zeit geschah es oft, daß irgend ein herrenloser Bube, der nichts zu verlieren hatte, einer Stadt Fehde ankündigte, und unter dem Namen dieses Spitzbuben griff dann zu, wer wollte und konnte. Dies währte lange Zeit, bis endlich auch ein Bürger aus Nürnberg (namens Beringer) dem Markgrafen absagte und ihm noch kurz vor dem gütlichen Vergleich mit Sengen und Brennen eine gute Lehre gab.

Jubelnd wurde Thomas Absberg von der wilden Rotte empfangen.

„Was bringst Du mir Gutes aus Nürnberg?“ schrie Konrad Schott, ihm die Hand bietend.

„Einen Gruß von Klara und tausend Flüche von jedem Pfahlbürger!“ entgegnete jener. „Aber, beim Teufel! warum warst Du nicht vorsichtiger! Nun kannst Du's nicht wagen, den Fuß auf Nürnberger Gebiet zu setzen.“

„Der Bursche führte ein gute Klinge,“ antwortete der Ritter, „und hat Mut wie ein Bär, das muß ich ihm lassen; er hat mir Kopf und Helm gehörig zerklopft.“

„Aber nun nimm Dich in acht,“ fuhr Thomas lachend fort, „sie lauern Dir auf allen Schritten auf, und der alte Dörrer hat Dir Verderben geschworen; ich hab's gesehen, wie er die rechte Hand zum Schwur gehoben.“

„Und ich schwöre,“ entgegnete Schott, „daß er seine Rechte nie mehr zum Himmel heben soll, fällt er in meine Hände! Aber sprich, hast Du Abrede genommen mit meinem Schwiegervater? Bereut er nicht? Will er sein Versprechen erfüllen?

„Ich fand ihn entschlossener als je,“ antwortete Thomas.

„Wenn dieser Streich gelingt,“ jubelte Konrad, „dann werden wir den Fuß auf den Nacken der geldstolzen Patrizier setzen und einen Rachetag feiern, wie noch kein zweiter dagewesen!“

Jauchzend stimmte ihm die Rotte bei, und spät erst suchte jeder taumelnd das Lager.

Von jenem Tage an verließ Schott das Dorf lange Zeit nicht mehr. Er hielt eine auserlesene Schar seiner Anhänger beisammen, zu der sich heimlich manch markgräflicher Kriegsmann gesellte; auch in der Nähe der Dörfer fand man mehrere derselben, so daß in wenig Stunden eine nicht unbedeutende Anzahl zusammengebracht werden konnte. Täglich ritt Konrad auf der Nürnberger Straße nach der Gegend, wo die Stadt lag, als harrte er einer freudigen Botschaft. Schon oft war er mißmutig heimgekehrt; aber an einem Nachmittage kam er mit freudestrahlendem Gesichte zurück. Schnell wurden Boten an die zerstreuten Kriegshaufen gesandt; bis zum Abend war einer um den anderen eingetroffen, und mit Anbruch der Nacht ritt die ganze Schar still und wohlgeordnet der Stadt Nürnberg zu.

An diesem Abend war Berthold, der junge Unteranführer der Söldner Nürnbergs, hinausgegangen vor das Thor nach der Hallerwiese, sich labend am frischen Grün; er sah nicht den Einbruch der Nacht, und wollte endlich nach Hause, um Ruhe zu suchen, da vermißte er die große Dogge seines Freundes, die ihm bisher gefolgt war. Er rief und suchte in allen Straßen; der Hund war nirgends zu sehen; schon glaubte Berthold, derselbe hätte ohne ihn den wohlbekannten Heimweg gesucht, und wollte ihm folgen, da vernahm er ferne ein dumpfes Anschlagen des Hundes. Er ging dem Laute nach und gelangte an das Tiergärtnerthor. Auch hier war die Dogge nicht zu sehen. Plötzlich ertönte lautes Bellen unter dem Bogen des Thores und Berthold gewahrte mit Schrecken, daß es geöffnet sei. Hier mußte Verräterei im Spiele sein. Er zog sein Schwert und eilte mutig in die finstere Wölbung; das Gebell leitete ihn im Dunkeln, und bald hatte er, in eine Nische gedrückt, einen Mann entdeckt, der ihm nach kurzem Ringen unterlag. Mit starkem Arme zog er den Widerstrebenden nach Meister Stahlmanns Hause; dort donnerte er alsbald die Schläfer wach. Mit Hilfe der Knechte wurde der Gefangene gebunden, und Joseph beleuchtete ihm mit einer Kienfackel das Antlitz.

Der alte Tetzel war's, der mit diesem Streiche das Werk seines Verrates krönen wollte; er hatte das Thor geöffnet, um die Markgräflichen in die Stadt zu lassen. Dieser Abend hatte sein Los entschieden. Meister Stahlmann war mit zwei seiner Nachbarn zum Bürgermeister geeilt, der bis zum Tode erschrak, als er die Kunde vernahm. Schnell wurde das Thor wieder geschlossen und noch in der Nacht der ganze Rat zusammenberufen. Die Stadt war in Aufregung und Furcht; konnte man wissen, ob nicht eine Anzahl Feinde bereits hineingeschlichen, von innen die Ruhe bedrohe? Darum zogen bewaffnete Söldnerhaufen durch die Straßen, und Reiterabteilungen wurden hinausgesandt, in der nächsten Umgebung zu streifen.

Eine solche zog auch durch das neue Thor, von Wilhelm Dörrer in eigener Person befehligt. Kaum waren sie draußen, als die vorderste

Reihe eine menschliche Gestalt erblickte, welche mit unglaublicher Schnelligkeit und Kühnheit unter den Pferden zugleich mit den Reitern die Stadt verlassen haben mußte. Der Flüchtling konnte nicht mehr ereilt werden, er verschwand in der Dunkelheit; doch folgten die Reiter der Richtung, die er genommen. An der Straße nach Erlangen, nicht weit von der Stadt, hielt Konrad Schott mit den Seinigen, des Boten harrend, der ihm des Verrates glücklichen Erfolg anzeigen sollte. Keuchend langte derselbe an, und schon wollte Schott in zuversichtlicher Hoffnung, daß der Verrat gelungen sei, in freudiger Erregung jubeln, als er das Gegenteil, ja sogar erfuhr, daß ihm die Nürnberger hart auf dem Nacken waren; wutentbrannt sprengte er daher den nahenden Nürnbergern entgegen, und es glückte ihm, den sich zu weit vorwagenden Ratsmann Dörrer gefangen zu nehmen.

Mißmutig und ergrimmt kam Schott mit seinem Gefangenen in Bruck wieder an, wo sich bis Tagesanbruch ein Teil der Seinigen wieder sammelte. Der Anschlag war vereitelt, und die ganze Wut der Feinde fiel auf den Gefangenen, an welchem Rache zu üben, freilich nur kleinen Ersatz für das Mißlungene gewähren konnte.

Bleich und ermattet stand der Ratsmann in der Mitte der wilden Schar, die ihn mit mordlustigen Blicken musterte. Höhnend trat zu ihm Konrad Schott, seine Rechte ergreifend: „Ist das dieselbe Hand,“ begann er, „die sich im kecken Schwur vermaß, den Schott zu verderben?“ Und als der mutige Mann dem Raubritter kühn mit Ja geantwortet hatte, fuhr dieser mit grausamem Spotte fort: „Ei, da thut es ja not, daß ich ihr die Macht nehme, mir zu schaden.“ Und auf seinen Wink brachte Gottschalk des Wirtes Schlachterbeil; der Unglückliche mußte die Rechte auf einen Block legen, und mit einem Hieb trennte sie Schott vom Arme.

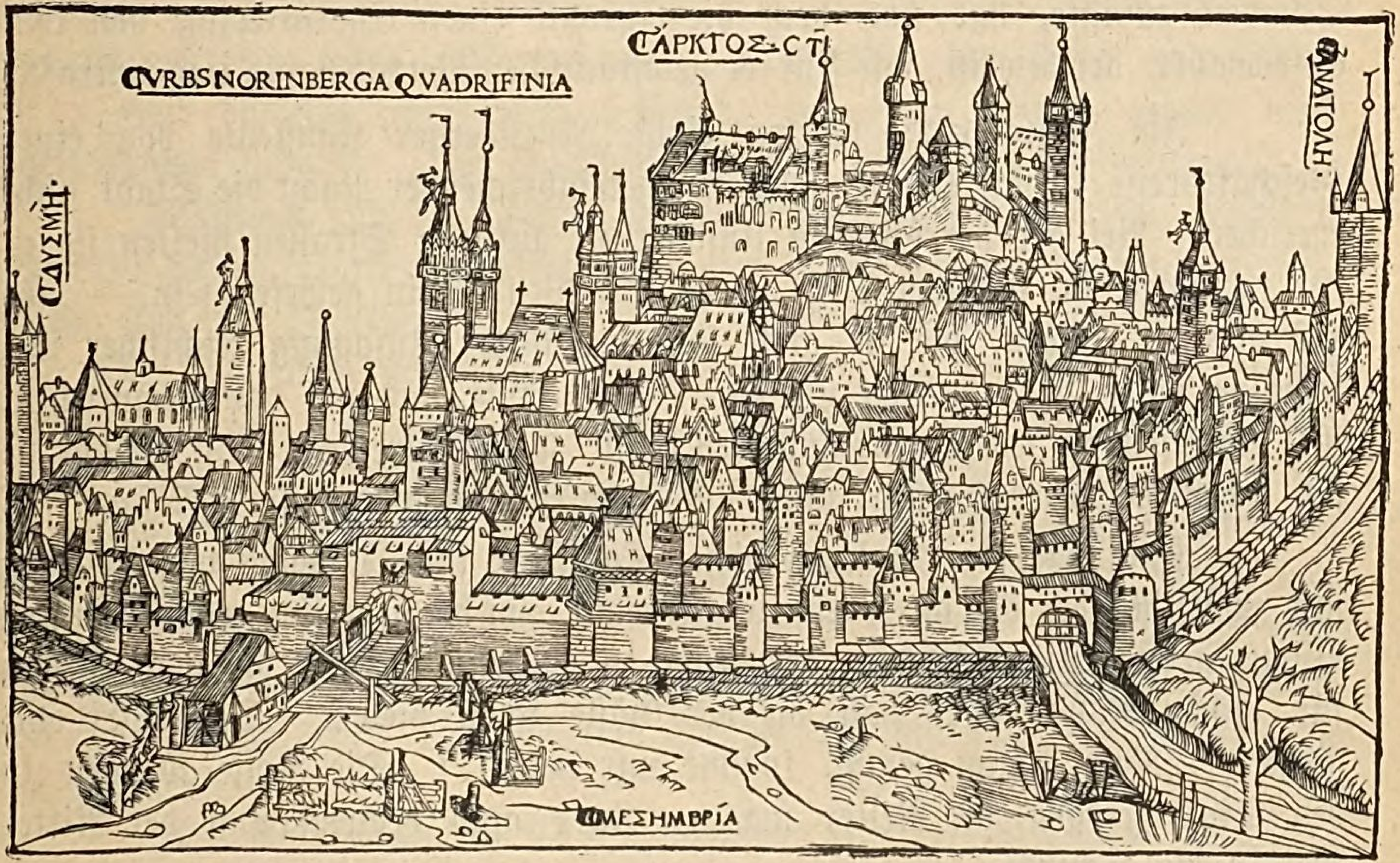
Unter wildem Beifalljauchzen rief Thomas von Absberg: „Bruder, Du hast mir ein vortreffliches Beispiel gegeben! Jedem Gefangenen, der in meine Hände fällt, geschehe künftig wie diesem.“ Er hat fürchterlich Wort gehalten.

Dem Verstümmelten wurde die Linke auf den Rücken gebunden, die abgehauene Rechte in den Busen gesteckt, und er hinausgestoßen auf die Straße. Ein mitleidiger Bauersmann geleitete ihn nach Nürnberg, wo er, fast ohnmächtig vor Schmerz, durch sein fließendes Blut zur Rache mahnend, ankam.

Die Nürnberger Chroniken sagen: Anno 1514 ward Anton Tetzel, ein alter Herr und Losunger, seiner Stelle entsetzt, auf dem alten Nürnberger Turm gelegt und allda eingemauert, in welchem Zustand er 3 Jahre 10 Wochen geblieben und sodann hernach gestorben sei; er habe die Stadt Nürnberg dem Markgrafen Casimir verraten wollen und zu dem Ende das Tiergärtnerthor des Nachts aufgemacht, welches aber ein Bäckerjunge vereitelte, der diesen Anschlag entdeckt und angezeigt habe.

102. Ritter Thomas von Absberg und der Wirt von Wendelstein.

Ein Placker der schlimmsten Sorte, Thomas von Absberg, der sehr viele Edelleute zu Verbündeten hatte, ist 1522 der Stadt Nürnberg Feind geworden und hat auch zugleich dem ganzen schwäbischen Bund abgesagt. Er ließ vielen Bürgern der Bundesstädte, wenn er sie in seine Gewalt bekam, die Hand abhauen, und dies ist auch etlichen Nürnbergern durch ihn widerfahren.



Nürnberg im Jahre 1502. (Nach einem alten Holzschnitt.)

Den 6. Oktober 1530 ist Albrecht Scheurl, ein Nürnberger Patrizier, von dem Marschall Christoph von Pappenheim gefangen genommen und dem Thomas von Absberg überliefert worden, der ihn 8 Monate lang auf verschiedenen Burgen des Böhmerwaldes sehr hart gefangen hielt. Der Rat von Nürnberg gab sich alle Mühe, zu ermitteln, wo Albrecht Scheurl hingekommen wäre; es ließ sich aber nichts Sicheres erfahren.

Am 5. Juli 1531 hat man den Absberger bei Zeidlitz oder Zedlitz in Böhmen auf einem Kornacker tot gefunden. Er soll sich dorthin begeben und bei einem Juden, namens Salomon, einem Wirt und Diebshehler, dem er gewöhnlich seinen Raub zu verkaufen pflegte, genächtigt haben. Dieser, wahrscheinlich von den Nürnbergern bestochen, machte ihn

trunken, und als der Ritter darüber an einem Tische eingeschlafen war, schoß er ihm mit einem Faustrohr (Pistole) ins Herz und zerschlug ihm mit Hilfe eines andern Juden den Kopf. Lange Zeit soll er auf einem Kornacker unbeerdigt liegen geblieben sein, von Maden zerfressen, bis er endlich auf dem Kirchhofe zu Altenzedlitz beerdigt wurde. An seinem Finger wurde der Wappenring des Albrecht Scheurl gefunden, der jetzt wieder in den Besitz der Familie gelangte. Ein Knecht des Absbergers, der den Tod seines ermordeten Herrn rächen wollte, soll den unglücklichen Scheurl im Gefängnis erstochen haben.

Obgleich dieser Thomas von Absberg der abgesagteste Feind der Nürnberger war, und ihnen durch Raub, Mord und Brand allen möglichen Schaden zufügte, hat uns doch die Chronik einen Charakterzug von ihm aufbewahrt, der beweist, wie sehr er heimtückischen Verrat haßte und bestrafte.

Im Jahre 1529 kehrten einige Nürnberger Kaufleute von einer Geschäftsreise zurück, konnten aber vor hereinbrechender Nacht die Stadt nicht erreichen. Bei der herrschenden Unsicherheit auf den Straßen hielten sie es für ratsamer, im nächsten Orte — es soll Wendelstein gewesen sein — eine Herberge zu suchen, die sie auch fanden. Unter Zusagung reichlicher Belohnung baten sie den Wirt um eine eigene Stube und um das Versprechen, ihre Anwesenheit jedem ankommenden Gaste zu verschweigen. So hielten sie sich sicher vor jeder Gefahr, aßen und tranken und waren guter Dinge.

Kurz nach der Ankunft dieser Kaufleute kam Thomas von Absberg mit zwölf Reitern vor die Herberge gesprengt, um bei dem ihm wohlbekannten Wirte nebst seinen Gesellen der Ruhe zu pflegen. „Hast du noch Raum für unsere Rosse, oder hast du der Gäste schon viele?“ Der Wirt entgegnete: „Noch Raum genug, kommt nur herein!“ Die Rosse wurden in den Stall gezogen, die Reiter machten sich's auch bequem und der Ritter trat in die Schenke.

„O Junkher, o Junkher,“ sagte der Wirt, „wie kommt ihr heute zu so gelegener Zeit; es haben sich etliche feiste, feiste Vögel gefangen!“ „Was seindt das für Vögel?“ „O Junkher! es seindt Nürnberger Kaufleute; sie begehrten ein eigenes Stüblein und mußte ihnen geloben, niemand zu melden, daß sie da wären.“

Auf offener Straße würde der Raubritter diese Kaufleute ohne alle Umstände angefallen, ausgeplündert und nur gegen ein bedeutendes Lösegeld wieder freigelassen haben; aber die schändliche Wortbrüchigkeit dieses Wirtes empörte ihn so, daß er einen Entschluß faßte und denselben auch sogleich ausführte. „Führe mich hinauf zu diesen Herren, ich will ihre Bekanntschaft machen; doch verbiete ich dir bei Leib und Leben, ihnen zu sagen, wer ich bin.“ Der Wirt, reichen Lohn hoffend, führte ihn sogleich hinauf und sagte zu

den Kaufleuten: „Ihr Herren, hier bring' ich Euch einen gar wackern Junkher, laßt ihn Euch befohlen sein!"

Der Junkher befahl nun dem Wirt, auch für ihn Essen und Wein zu bringen, und als dieser fort war, begann er mit freundlicher Miene: „Ihr guten Freunde, ich sehe Euch wohl an, daß Ihr ob mir erschrocken seid, weil Ihr mich vielleicht für einen Euerer Feinde haltet; aber seid ohne Sorge! So wahr ich lebe, so soll diese Nacht weder durch mich noch durch die Meinigen keinem ein Leid widerfahren, noch ein Haar gekrümmt werden; laßt Euch aber nicht irre machen und schweiget zu allem, was ich mit dem Wirte beginne; denn es hat seine gute Ursache."

Durch diese Zusicherung erholten sich die Kaufleute wieder von ihrem Schrecken und gelobten ihm, sich ruhig zu verhalten und zu allem zu schweigen, was da geschehen möge. Hierauf rief der Junkher dem Wirt und fragte ihn: „Hast du eine gute starke Schraube und einen Strick, woran man einen hängen kann?" „Ja, Junkher; ich will beides sogleich bringen!"

Während nun der Junker seinen Reitern zurief, sich zum Aufsitzen bereit zu halten, kehrte der Wirt mit einem Strick und der Schraube zurück, welche ihm der Junkher sogleich in die Stubendecke zu befestigen befahl. Der Wirt, der schon im Geiste die Kaufleute baumeln und sich reich belohnt sah, springt auf den Tisch, schraubt die Schraube ein und befestigt den Strick daran. Als dies geschehen, steigt auch der Junkher zu dem Wirt auf den Tisch und sagt: „Nun versuch's, ob der Strick und die Schraube auch einen Mann trägt." Der Wirt hängt sich mit beiden Händen daran und spricht: „Beides trägt gar wohl!" Da macht plötzlich der Junkher eine Schlinge an den Strick und wirft diese dem Wirt um den Hals, springt von dem Tische, wirft ihn um und wendet sich mit folgenden Worten zu den Kaufleuten:

„So wisset denn, ich bin Thomas von Absberg, derer von Nürnberg Feind. Dieser Wirt hat Euch an mich verraten und geglaubt, ich würde Euch aufhängen; dafür habe ich aber ihn gehängt." Zu dem noch zappelnden Wirte sagte er: „Du Schelm wolltest Deine Gäste verraten, und so ist es besser, du hängest, denn sie; denn so du diese um Geld verraten konntest, so hättest Du mir vielleicht einstens auch ein Gleiches gethan, und somit sind wir sicher vor dir."

Hierauf nahm er freundlich Abschied von den Kaufleuten, schwang sich auf sein Roß und jagte mit seinen Reitern davon. Diese Nachricht schließt mit den Worten: „Das ist aller ungetreuer, verräterischer Wirte verdienter Lohn!"

103. Die Waldstromer.

In den vierziger Jahren des XIX. Jahrhunderts erlosch in Nürnberg ein hochadeliges Geschlecht, dessen Glieder lange, lange Zeit als kaiserliche Reichsbeamte und zu Anfang dieses Jahrhunderts noch in Diensten der Reichsstadt eine hervorragende Rolle gespielt haben: das Geschlecht der Waldstromer.

Nach der Sage sind dieselben ihres Herkommens reiche Bauern gewesen, die lang vor der Zerstörung und Wiederaufbauung der Stadt Nürnberg in dem Nürnberg'schen Kreis als vermögliche Bauern gewohnt, viel Güter und Bauernhöfe auf dem Nordgau und im Ries gehabt haben und wegen ihres Reichtums in großem Ansehen gestanden sind.

Einer dieses Geschlechts soll, als Kaiser Otto III. einen großen Hof oder eine Reichsversammlung zu Nürnberg gehalten, diesem eine große Menge Stroh und anderes zugeführt und verehrt haben, soviel, daß man sich darüber mit Recht verwunderte, weshalb er auch insgemein den Namen Strohbauer oder Strohmeyer erhalten.

Vor den Kaiser gerufen, hat er in dem einfachen Bauern einen überaus bescheidenen und höflichen Mann gefunden, was einen so günstigen Eindruck auf den Kaiser machte, daß er ihm eine Gnade sich auszubitten erlaubte. Der Strohmeyer erbat sich, der Kaiser wolle ihn und die Seinigen von allem Zoll, Schatzungen und Steuer im Reich befreien.

Der Kaiser hat ihm solches verwilligt und ihn mit allen seinen Nachkommen privilegieret, daß sie zu ewigen Zeiten im Reich, bevorab um Nürnberg und in der Stadt selbsten, von allen Auflagen frei und exempt sein sollen, auch unverhindert in der Stadt wie andere Bürger wohnen, ohne doch selbst, wenn es ihnen nicht gefällig, Bürger zu werden, hiezu gegezwungen werden zu können. Sie sollten fortan den Namen Strohmeyer (Stromer) führen und keine Bauern mehr bleiben, sondern sich in die Stadt setzen und (sich) gleich den vornehmsten Bürgern aufführen. Auch mit einem Wappen hat er sie begabt, nämlich zwei Heugabeln im roten Feld, überzwerg geschränkt, die sie auch auf dem Helm, bisweilen an einer roten Stange überzwerg geschränkt oder an einem roten Flug geführt haben.

Als sie nun hierdurch des Hoflebens etwas gewohnt waren, haben sie bald ihre Bauerngüter verlassen und sind den kaiserlichen Höfen nachgezogen. Durch Reichtum und Verstand gelang es ihnen, in kurzer Zeit vor andern sich hervorzuthun, also daß sie zu vornehmen Ämtern gezogen wurden. Als die Stadt Nürnberg nach ihrer Zerstörung wiederum erbaut worden (1140), sollen sie sich mit ihrem Vermögen abermals daselbst nieder-

gelassen haben, doch dergestalt, daß stetig etliche ihrer Söhne den kaiserlichen Höfen nachgezogen sind, bis sie endlich mit dem Forstmeisteramt und Wildbann auf den Nürnbergischen Reichswäldern belehnt wurden, davon sie nachher die „Waldstromer“ genannt wurden.

Als kaiserliche Waldbeamte (Erbforstmeister) haben sie eine freie Behausung zu Nürnberg, doch außerhalb der Stadtmauer auf der Lorenzer Seite, gehabt, in welcher sie frei und ledig von Steuer und allen anderen bürgerlichen Beschwerden gewohnet, wie sie denn auch nicht Bürger zu Nürnberg gewesen, bis sie endlich später, nachdem sie sich dieser ihrer Freiheit vertragsmäßig begeben und sonst auch in Abnehmen ihrer Güter kommen, Bürger geworden.

Ihre Behausung ist von alters her zu den „Bärenköpfen“ benannt worden. Ohne Zweifel stammt dieser Name daher, daß sie nach Jägergebrauch Bären- und Wildschweinköpfe an ihre Thore genagelt und aufgehängt haben. Sie besaßen außerdem noch einen Hof zu Nürnberg „Burggrafenhof“ genannt, der in der Nähe der kaiserlichen Burg gelegen.

Im Laufe der Zeit haben sie viele Landgüter, Dörfer und Lehen an sich gebracht. Als Erbforstmeister der Nürnberger Reichswaldungen haben sie diese Wälder im Namen des Kaisers und Reiches verwaltet, die Forsthuben, Zeidelgüter etc. besetzt und über die Förster, Zeidler, Köhler, Pechler, wie überhaupt über die Bewohner der im Waldgebiete liegenden Orte Recht gesprochen.

Als Besoldung für diesen Dienst durfte derjenige Waldstromer, so das Amt inne hatte, alle Tage ein Fuder Brennholz zum eigenen Gebrauch heimführen, alles Pfandmäßige pfänden, täglich 14 Kohlfeuer halten und die Kohlen in die Stadt verkaufen. Da infolge der Kohlenbrennerei später der Wald ziemlich verödete, wurde ihnen zwar dieses Recht entzogen; dafür sind ihnen aber 200 Morgen Fürreuth, d. i. Waldland, zu eigener Bewirtschaftung zugesprochen worden (1337).

Im Jahre 1342 kaufte Konrad Waldstromer das Dorf Gostenhof den Burggrafen Johann und Albrecht ab, besetzte es mit Handwerksleuten und wollte es zu einem Markt erheben, ist aber darüber mit dem Rat der Stadt Nürnberg in Händel gekommen, die schließlich 1379 durch einen Vergleich beseitigt wurden.

Durch Verheiratung mit den ältesten und angesehensten Geschlechtern der Stadt und des Landes wurde der Glanz und das Ansehen des Geschlechtes noch vermehrt. Wir finden die Waldstromer bei allen ritterlichen Rennen und Stechen, so vor alters gehalten worden. Auf dem Lande hatten sie Herrensitze in Reichelsdorf, Diepolsdorf und Feucht.

So lange das Geschlecht reich und mächtig war, hat seine Glieder ein großartiger Zug von Wohlthätigkeitssinn und Frömmigkeit ausgezeichnet.

Ein Konrad Waldstromer, dessen Ehewirtin eine Edle von Berg gewesen, hat seine Hofstatt in Nürnberg zur Erbauung des Barfüßerklosters hergegeben, zu welchem Bau auch ein Graf von Nassau seinen an der Pegnitz gelegenen Garten stiftete. Ein anderer Konrad Waldstromer hat im Jahre 1360 das St. Marthaspital und Kirchlein erbauet, und ein großes Einkommen bestimmt, dortselbst die Armen und Pilgrime täglich zu speisen. Auch den Klöstern St. Klara, St. Ägidien, St. Katharina, dann dem Barfüßerkloster wiederholt und dem „Neuen Spital" haben sie viel zugewendet. Die Kirche zu Eibach wurde ebenfalls von ihnen reichlich bedacht.

Eine so großartige Wohlthätigkeit scheint schließlich doch ihre Kräfte überstiegen zu haben, sintemal man auch einen vollen und ergiebigen Brunnen ausschöpfen kann. Infolge Geldmangels verkauften die Waldstromer anno 1396 und einige Jahre hernach ihre Gerechtsame am Walde und ihre Privilegien nebst ihrer Behausung und der Burghut an die Stadt. Erst zogen sie nach Reichelsdorf, und als sie sich auch dort nicht mehr halten konnten, nach Diepolsdorf.

Einige dieses Geschlechts traten nun gern in das Bürgerrecht ein. Es währte ziemlich lange, bis sie in der Stadt zu einigem Ansehen kamen. Doch gelangten sie nach und nach zu Ämtern und wurden 1729 für ratsfähig erklärt. Bald gelangten sie auch zum Genusse dieses Rechtes und der letzte erste Losunger und Reichsschultheiß der Stadt war der am 21. Juli 1810 gestorbene Christoph Wilhelm Waldstromer.

Rasch ging es nun mit dem Geschlechte zu ende. Der Enkel des letzten Reichsschultheißen, Christoph Karl Alexander W., starb am 10. August 1844 in kinderloser Ehe. Die ehemaligen großen Besitzungen des Hauses waren längst in fremde Hände übergegangen. Das Haus in der Königsstraße, welches sie erst am Anfang des XVII. Jahrhunderts erworben hatten, kam in kaufmännischen Besitz. Erst besaß es der vielverdiente Kaufmann und I. Bürgermeister Johannes Scharrer, dann Joh. Zacharias Dietz, der es wiederum 1854 an den Portefeuillefabrikanten Kugler verkauft hat.

Aus der Zeit des Verfalles dieses Geschlechts erzählt uns die Sage, daß Anno 1477 Herr Hans Waldstromer seinen alten Knecht wegen seiner Frauen Schmucks und güldnen Ketten, so hinter eine alte Lade gefallen waren und über lang wieder gefunden worden, als einen Dieb habe unschuldig hängen lassen, welcher, als er sterben sollte, gesagt: „Das weiß Gott, daß ich an diesem Diebstahl so unschuldig jetzt sterben muß, als der Herr Christus am Kreuz gestorben; er wolle aber den Tod gern leiden! Gott würde seine Unschuld bald offenbaren."

Da nun W. sein Haus ausscheuren und renovieren ließ, ward die Lade fortgerückt und dahinter alles Verlorene wieder gefunden, worüber er

und seine Hausfrau dermaßen erschrocken, daß sie bald darauf in eine Krankheit gefallen und daran gestorben. Sie haben aber noch vor ihrem Ende etliche Seelmessen mit sonderlichen Meßgerät zu dem Barfüßerkloster gestiftet vor die unschuldige Seele ihres Knechts, auch vor ihre beiden Seelen, wöchentlich zu halten, wozu ihr Sohn noch etliche Seelenmessen gestiftet."

Wir kommen später auf diese Sage noch einmal zurück.

104. Die Zeidler im Nürnberger Reichswald.

Von J. M. Lotter.

Der Wanderer, welcher die Umgegend des altberühmten Nürnberg durchstreift, stößt auf der Nord-, Ost- und Südseite in geringer Entfernung von der Stadt auf eine ausgedehnte Waldfläche, den Reichswald, der durch den langsam dahin schleichenden Pegnitzfluß in zwei ungleiche Teile getrennt wird. Die Partie auf dem linken Pegnitzufer nimmt eine Fläche von 55,000, die auf dem rechten von 36,000 bayerischen Tagwerken oder Morgen ein; erstere führt den Namen St. Laurenzer, letztere St. Sebalder Forst. Ehemals, als sie noch wirkliche Reichswaldungen waren, hatten sie eine viel größere Ausdehnung.

Der Anblick der dem großenteils wenig fruchtbaren Sand- und Kiesboden entstammenden Kiefern, die am Waldessaume meist als Krüppelholz auftreten, der mächtigen Flächen von Heidekraut (Erica vulgaris) und dichten Gebüsche von Brombeersträuchern und Besenginster erweckt in jedermann ein oft unbeschreiblich melancholisches Gefühl. Nur selten unterbricht ein rieselndes Bächlein, ein schmälendes Reh, ein singendes Vöglein die traurige Waldesstille. Umsonst ersehnst du im heißen Sommer in den meisten Abteilungen dieser Wälder den wohlthuenden Schatten der Laub- und Tannenhölzer, suchst umsonst nach dem erquickenden Naß aus klarer Quelle. Diese Forste stoßen dich ab. Und doch waren sie einst ein halbes „Kanaan", darinnen Milch und Honig floß, und noch heute treiben die im Waldreviere hausenden Dorfbewohner große Viehherden, gestützt auf uraltes Herkommen, in diese Wälder zur Weide auf Waldgras und Heidelbeeren. Besonders lohnend und ergiebig aber war hier der Betrieb der Bienenzucht oder der bloßen Bienenjägerei, und deshalb wurden diese Forste von den alten deutschen Kaisern mit dem poetischen Beinamen „Unser und des Reiches Bienengarten" ausgezeichnet.

Schon vor dem Jahre 1000, ehe der Reichsstadt Nürnberg selbst noch urkundlich gedacht wird, wurden diese Reichsforste von den römisch-deutschen Kaisern der Jagd wegen sehr häufig besucht. Zu der niederen

Jagd rechnete man auch das Ausnehmen der Waldbienen (Waldimmen, die in den zahlreichen hohlen Bäumen, in den Felsen- und Steinhöhlen daselbst ihren Wohnsitz aufgeschlagen und auf den ausgedehnten Heideflächen und zahlreichen Haselstauden, Spurkeln, Weiden, Erlen, Brom-, Schwarz- und Preißelbeersträuchern vom Schöpfer einen reichlich gedeckten Tisch erhalten hatten.)

Bei dem in früheren Zeiten herrschenden Zucker- und Leuchtstoffmangel begriff man bald, daß man die „Waldbienenjagd" aufgeben müsse, wenn diese nützlichen Insecten nicht gänzlich ausgerottet werden sollten. Sie wurden nun von Kaiser und Reich in Aufsicht und Pflege genommen und hiezu eigene Wärter angestellt, die von dem altdeutschen Worte Zeidl (Honig) den Namen „Zeidler", das ist Honigausschneider, erhielten. Die Kaiser nahmen sie aus den Bewohnern der Orte, die an und in diesen Reichsforsten lagen, räumten ihnen bedeutende Rechte ein und belehnten sie mit nicht unbedeutenden Landgütern, die heute noch unter dem Namen „Zeidelgüter" bekannt sind. Der größere Teil der Zeidler bestand aus Bauern, der kleinere aus Nürnbergischen Patriziern; doch befanden sich in den Händen der letzteren die bedeutendsten dieser Zeidelgüter. Die Zeidler bildeten unter sich eine geschlossene Zunft, die zu den interressantesten des Mittelalters gehörte.

Die Beschaffenheit der Reichswälder erlaubte Wald- und Hausbienenzucht zugleich. Rings um die Wohnungen der Zeidler lagen ihre Gärten, Äcker und Wiesen, und in nächster Nähe befand sich der Wald. Bei der Kulturfähigkeit der germanischen Rasse und der überaus großen Wichtigkeit der Bienenprodukte in früherer Zeit ist anzunehmen, daß bald die Hausbienenzucht bei den Zeidlern noch weit mehr als die Waldbienenzucht in Flor kam. Die Biene wurde Haustier. So findet man schon im frühen Mittelalter bei den Häusern der Zeidler Bienen in ausgehöhlten Baumstämmen und in Strohkörben. Zur Zeit der Hohenstaufen befanden sich beispielsweise auf einem Hofe bei Heroldsberg (zwei Stunden von Nürnberg entfernt) zweiundsiebzig Immenvölker, deren Zahl nicht gemindert werden durfte. Vom zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert stand das Zeidelwesen in seiner höchsten Blüte. Es dürfte hier am Platze sein, über die Wichtigkeit der Bienenprodukte im Mittelalter einiges mitzuteilen.

Vor allem muß in's Auge gefaßt werden, daß bis zur Entdeckung der neuen Welt in Europa überall der Zucker mangelte. Womit konnten nun damals die Hausfrauen irgend einen bittern Thee versüßen, saure Früchte (Eingemachtes) genießbar machen, als mit Honig? Gewiß werden sie sich und ihre Kinder nicht dabei vergessen haben; auch als Arzneimittel war der Honig im Gebrauch. Dies alles tritt jedoch zurück vor der massenhaften Verwendung des Honigs zur Metbereitung und Lebkuchenbäckerei. Die Kulturgeschichte sagt uns, was unsere Vorfahren auf das süße Met-

Gebräu hielten. Es war ihr Götter- und Heldentrank, und im Sprichwort sagte man von ihm:

„Innen Met und außen Öl,
Stärkt den Leib und frischt die Seel'."

Überall im nördlichen Europa ließen sich Fürsten, Ritter, Bürger und Geistliche gar gerne in förmliche Trinkwettkämpfe ein, und es wurden dabei eminente Proben von Tapferkeit im Met-Trinken abgelegt. Und nun gar die Pfeffer-, Honig- oder Lebkuchen! Wer denkt hiebei nicht an die spendenreiche Weihnachtszeit? Welches Kind wäre nicht geneigt, sein Scherflein zu einem Denkmale für den Erfinder derselben mit Freuden beizutragen, wenn er nur bekannt wäre?! Möglicherweise wurde die Erfindung in Nürnberg gemacht, um den dortselbst so gern weilenden deutschen Kaisern das Regieren zu versüßen.

Das Wachs fand eine ausgedehnte Verwendung in Kerzenform, als Material zum Siegeln und Bossieren und in der Heilkunde. Wachskerzen ohne Zahl funkelten oft bei den nächtlichen Gelagen weltlicher und geistlicher Zecher. Sie zierten oft zu Hunderten die christlichen Altäre. Die wunderthätigen Heiligen der Kirche waren ebenfalls große Wachsfreunde. Nicht nur ließen sie sich gerne in Wachs modellieren, sie beliebten auch, den Kranken erst dann zu helfen, wenn ihnen deren kranke Gliedmaßen in Wachs verehrt worden waren.

Der Zeidler geschieht, nach bisheriger Geschichtsforschung, urkundlich zum erstenmal Erwähnung in einer Verordnung Kaiser Otto's des Dritten vom Jahre 993. Ausführlich wird der Zeidler und ihrer Gerechtsame erst in einem Dokumente Karls des Vierten vom Jahre 1350 gedacht. Außer dem Ertrage der ihnen verliehenen Zeidelgüter waren ihnen folgende Rechte gegeben:

Niemand, außer dem über sie gesetzten Oberforstmeister und den Förstern, letztere jedoch nur in beschränktem Maße, durfte Bienen im Walde haben, und alle Schwärme, die in denselben flogen, gehörten ihnen. Alles Holz, das sie zu Bienenständen, Bienenwohnungen und zu ihrem eigenen Häuserbau bedurften, mußte ihnen unentgeltlich aus dem Reichswald verabreicht werden. Brennholz durften sie wöchentlich zwei Fuder abholzen, und was sie davon nicht selbst brauchten, verkaufen. Gleich den Förstern hatten sie das Recht zu pfänden, besonders diejenigen, die sich an den Bienen und an zur Bienenweide geeigneten Bäumen und Sträuchern vergriffen. In allen Städten des Reiches waren sie zollfrei und hatten endlich noch ihre eigene Gerichtsbarkeit.

Diesen Rechten entsprachen natürlich auch die Pflichten. Zunächst waren sie schuldig und verbunden, an Kaiser und Reich ein genau festgesetztes

Quantum Honigs — später ein bestimmtes „Höniggeld“ — abzuliefern. Die Größe dieser Abgabe richtete sich nach der Größe der Zeidelgüter und betrug von je einem derselben zwei bis zweiunddreißig Nürnberger Maß Honig.

Ihre meiste Sorgfalt mußten sie jedoch dem Walde selbst zuwenden. Schon ums Jahr 1300 war derselbe durch Kohlenbrenner und Pichler (Pechsieder), durch Ausreuter und schlechte Bewirtschaftung äußerst heruntergekommen. Alle Kaiser, von Heinrich dem Siebenten an, befahlen in nachdrücklichster Weise, den Förstern und Zeidlern für die Wiederaufforstung desselben bei Verlust ihrer Rechte unausgesetzt thätig zu sein. Man scheint sich jedoch zur damaligen Zeit wenig um die kaiserlichen Befehle gekümmert zu haben.

Die Zeidler (und mit ihnen die Reichsförster) waren endlich dem Kaiser und Reich zu gewissen außerordentlichen Diensten verbunden, doch so, daß solche auf einen gewissen Raum eingeschränkt waren und vom Reiche belohnt werden mußten. Ihr unmittelbarer Vorgesetzter, „Zeidelmeister“ genannt, mußte ihnen im Dienste des Reiches vorfahren und erhielt dafür außer der Kost und den üblichen Rechten seinen „Weißpfennig“.

Der oberste Lehensherr der Zeidler war der Kaiser. Bis zum Jahre 1350 stand das ganze Zeidelwesen unmittelbar unter ihm. Als Pfandobjekt kam die Zeidlerei gegen zweihundert Mark lötigen Silbers wegen der Geldbedürftigkeit der römisch-deutschen Kaiser nach und nach in die Hände der Edlen von Seckendorf, der Burggrafen von Nürnberg und endlich 1427 an die Reichsstadt Nürnberg.

Zweihundert Mark lötigen Silbers waren für jene Zeit schon eine ansehnliche Summe. Die Zeidlerei geriet in Verfall, als durch die Kultur der neuen Welt Europa mit Zucker aus Westindien versorgt wurde. Noch im Jahre 1538 kostete ein Bienenvolk drei Gulden, eine Kuh fünf Gulden; aber schon 1543 sank der Wert eines „Immen“ auf zwei Gulden; 1549 auf einen und 1555 unter einen Gulden, während eine Kuh dieses ganze (16.) Jahrhundert hindurch um fünf Gulden verkauft wurde. Im 17. und 18. Jahrhundert lag die Bienenzucht ganz darnieder, doch hielten die Zeidler noch streng auf ihre Gerechtsame und versammelten sich bis 1796 alljährlich sechs Mal in ihrem Hauptorte Feucht zu Gericht, um ihre Verhältnisse zu ordnen.

Zu den mittelalterlichen Sonderbarkeiten gehört die Bewilligung besonderer Gerichtsbarkeiten für einzelne bevorzugte Klassen und Stände. Eines solchen Privilegiums erfreuten sich unter anderen die Geistlichen, Forstbeamten, Studiosen und auch die Zeidler. Wahrscheinlich hatten letztere ihr Gericht schon vor dem Jahre 1000. In der Bestätigung Karls des Vierten vom Jahre 1350 wird ausdrücklich auf das hohe Alter der Zeidlergerechtsame hingewiesen. Auch der Vorsitzende dieses Gerichtes hatte ur-

sprünglich den Titel „Zeidelmeister“. Es scheint, daß diese Würde anfangs nicht erblich gewesen. Seitdem aber 1223 das Geschlecht der „Waldstromer“ von den Hohenstaufen mit der Oberforstmeisterei über den St. Laurenzer Wald erblich belehnt war, ging dieses Amt auch erblich an dasselbe über.

Die Waldstromer sollen nach ihrem Herkommen reiche Bauern gewesen sein, die im Nordgau und Ries bedeutende Güter besaßen. Einer ihres Geschlechts soll dem Kaiser Otto dem Dritten auf dem Reichstage zu Nürnberg eine große Menge Stroh und andere Viktualien zugeführt und verehrt haben, woher ihm der Name „Strohmeier“ geworden. Als dieser Bauer vor dem Kaiser erschienen, hat sich derselbe über des Bauern Bescheidenheit und Höflichkeit sehr verwundert und ihm eine Gnade auszubitten erlaubt, worauf derselbe gebeten, von allem Zoll, allen Schatzungen und aller Steuer im Reiche befreit zu sein. Der Kaiser soll ihm das bewilligt und ihn geadelt haben. Nach diesem haben die Strohmeier ihre Bauerngüter verlassen, sind nach Nürnberg gezogen und hier in kurzer Zeit zu großem Ansehen gelangt. Etliche von ihnen sollen an fürstlichen Höfen, besonders am kaiserlichen Hofe, gedient und viele Gnaden und Freiheiten, sonderlich das Forstamt von dem St. Laurenzer Walde, erlangt, davon sie den Namen „Waldstromer“ erhalten haben.



Das Zeidlermännchen in Feucht.

Im Jahre 1396 traten sie ihre Rechte auf den Wald der Stadt ab, blieben aber noch geraume Zeit die Vorsitzenden des Zeidelgerichts, natürlich im reichsstädtischen Dienste und unter dem Titel „Oberrichter“. Wenn ein Zeidler den Zeidelmeister selbst belangen wollte, ging er zu dem Butigilarius, dessen Titel von einer Butte oder einem Bottich, darin man den Honig aufbewahrt,

abgeleitet sein soll. Diese Würde war keine erbliche und scheint schon vor 1300 erloschen zu sein. Nach altem Herkommen hatten das Zeidelgericht und der Zeidelmeister ihren Sitz in Feucht, einem ziemlich bedeutenden alten Marktflecken, drei und eine halbe Stunde von Nürnberg, mitten in „des Reichs Bienengarten", an der sonst sehr frequenten Handelsstraße von Nürnberg nach Regensburg gelegen. Für die frühere Bedeutung dieses Fleckens spricht der Umstand, daß Kaiser Sigismund im Jahre 1431 verordnete, denselben mit Gräben, Zäunen, Tüllen und anderer Wehre zu umbfahen, zu befrieden und zu befestigen." Der ehemalige Herrensitz der Waldstromer dortselbst ist noch in gutem Zustande vorhanden. Das Gerichtslokal in dem dermaligen Rathause; ebenfalls noch gut erhalten und dekoriert mit den Wappen und Bildern der Zeidelmeister, Oberrichter und Walddeputierten, hat später die alles profanierende Zeit in einen Tanzsaal verwandelt.

Neben den Zeidlern, welche die Mehrzahl der begüterten Bewohner Feuchts bildeten, waren die sämtlichen übrigen Ortsangehörigen dem Zeidelgerichte unterworfen, und der Vorsitzende desselben hatte über die Feuchter Gemeindeordnung zu wachen. Vor das Zeidelgericht gehörten aber nicht allein die an den Bienenstöcken und Waldungen verübten Frevel, sondern auch alle anderen, die Zeidelgüter, Forsthuben oder Waldungen betreffenden Irrungen, sogar, daß, wenn Einer dieser Sachen halber bei einem anderen Gerichte klagte, er seines Waldrechtes beraubt wurde. Über das Zeidelgericht konnte kein anderes Gericht erkennen. Es übte seine Jurisdiktion Jahrhunderte hindurch unbestritten aus, bis die preußische Okkupation vom Jahre 1796 diese und alle andere privilegierte Gerichtsbarkeit beschränkte und behinderte.

Sechsmal im Jahre war der Gerichtshof in Thätigkeit. Ohne besondere Feierlichkeiten ging es im Mittelalter dabei nicht ab. Der geneigte Leser wolle mich im Geiste zu einer solchen Gerichtssitzung begleiten.

Es ist um's Jahr 1588. Der ehrbare Rat der Stadt Nürnberg hat dekretiert, daß am Dienstag nach Walburgis das erste der sechs jährlichen Zeidelgerichte in Feucht abgehalten werden solle. Alle hierbei Beteiligten sind davon verständigt, alle Vorbereitungen getroffen worden. Die Herren Walddeputierten, sechs an der Zahl, und zwei Consiliarii verlassen in fünf herrschaftlichen Wagen, deren jeder mit vier prächtigen Rossen bespannt war, am Dienstag Morgen gleich nach Öffnung der Thore die Stadt. Auf sehr primitiver Straße wird die Richtung nach Feucht eingeschlagen. Zwei mit Ober- und Untergewehr bewaffnete reichsstädtische Soldaten von der Nobelgarde der Einspännigen, ein städtischer Wagenmeister und ein Förster, sämtlich beritten, bilden die übliche Bedeckung und reiten teils voran,

teils hinterdrein. Neugierige sind schon in Menge auf den Beinen und lassen unter Vivatrufen den Zug an sich vorbeiziehen.

Bald jedoch ist er den Augen der Zuschauer entschwunden. Der Reichswald, der damals weit vor dem jetzt fleißig besuchten Vergnügungs- und Fabrikorte Dutzendteich seinen Anfang nahm, hat ihn aufgenommen. Nach nahezu einstündiger Fahrt kommt man zu dem freundlich in einer Waldoase gelegenen Weiler Altenfurt, das dem Kaiser Karl dem Großen seinen Ursprung und seine Kapelle verdanken soll, und nachdem noch eine längere Strecke im Walde zurückgelegt und man um eine Straßenecke gebogen — da hört man Pferdegetrappel und sieht eine zahlreiche berittene Schar in geringer Entfernung zu beiden Seiten der Straße aufgeflanzt. Es sind Feuchter Bürger, geführt von ihrem Förster, dem Postmeister und seinem Sohne, die zur Verherrlichung des Empfanges noch vier Postillons mitgebracht haben, die nun auf ihren Hörnern aus Leibeskräften blasen. Nach erfolgter respektvoller Begrüßung schließen sie sich den vorreitenden Einspännigern an und geleiten die Gerichtsherren vollends nach Feucht. Unter dem Geläute sämtlicher Kirchenglocken wird hier Einzug gehalten. Der Zeideloberrichter, nämlich der jedesmalige Waldamtmann vom St. Laurenzerforst, der sich Tags vorher schon mit dem Gerichtsschreiber an Ort und Stelle eingefunden, empfängt die Herren und geleitet sie zu einem frugalen Frühstück in die zu Wirtschaftsräumen eingerichteten oberen Nebenzimmer im Gerichtsgebäude.

Mitterweile sind auch die sämtlichen Zeidler der benachbarten Orte, soweit sie nicht durch „rechtlich Ehehaft“ am Erscheinen verhindert waren, eingetroffen und lassen sich in den unteren Lokalitäten des Gerichtsgebäudes eine Kanne Weißbier schmecken. Meist sind es intelligent aussehende Bauersleute mit spitzem „Dreimaster“ auf ihren Köpfen und langen, bis auf die Knöchel reichenden blauen Röcken. Sie scheinen eine Art Vorberatung zu halten, doch wird dabei mehr geflüstert als laut gesprochen.

Nach Verfluß einer Viertelstunde wird auf Verordnung des Oberrichters wieder mit sämtlichen Kirchenglocken geläutet, und in wohlgeordneter Prozession geht es nun in die uralte Feuchter Kirche, wo nach Gesang und Gebet die Wichtigkeit des Tages und namentlich die Heiligkeit des Eides den Anwesenden zu Gemüt geführt wird; dann begibt sich der Zug in der vorigen Ordnung in das Post- (respektive Gerichtsgebäude) zurück und wird in den Gerichtssaal eingelassen. Der Oberrichter, die sechs Waldherren und die Consiliarii nehmen mit dem Gerichtsschreiber an einer langen Tafel Platz. Die Zeidler harren noch stehend der Dinge. Da erhebt sich der Oberrichter, empfiehlt sich den Herren vom Rate zu fernerer hochgeneigter Unterstützung und Gewogenheit und ordnet die Besetzung des Gerichtes an, worauf sämtliche Zeidler sich wieder aus dem Saale zurückziehen.

Zunächst werden nun die vier Feuchter Führer, gewöhnlich „Vierer" genannt, berufen, die im Vorjahre mit dem Unterrichter die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten zu Feucht besorgten. Sie werden von den gesandten Herren gefragt, wie sich in diesem Jahre der „Unterrichter" gehalten. Da sie sich mit seiner Amtsführung einverstanden erklären, wird er für's laufende Jahr wieder zum Unterrichter bestellt, worauf man ihn eintreten und an der Seite des Oberrichters Platz nehmen heißt. Die „Vierer" aber treten wieder ab. Hierauf werden vier der namhaftesten Zeidler aus der Gemeinde Feucht in den Saal berufen, um mit dem Unterrichter und den Ratsherren die Wahl der Vierer vorzunehmen. Auch hier wird keine Neuwahl nötig. In dritter Reihe werden nun die zwölf Schöffen gemeinschaftlich von dem Oberrichter, den Ratsherren und dem Unterrichter erwählt und schließlich auch der bisherige Gerichtsschreiber und der Büttel bestätigt.

Nach der Beendigung der Wahlgeschäfte läßt man die Gewählten sämtlich in den Saal treten, nimmt den Neuen einen förmlichen Eid ab und erinnert die früher schon Gewähltgewesenen durch Anrühren des schwarzen Richterstabes an ihre Pflicht. Ebenso wird mit den übrigen Zeidlern, die man nun herein läßt, bezüglich der Eidesleistung verfahren und dann vom ältesten Ratsherrn folgende kurze Anrede gehalten:

„Liebe Freundt! Nachdem man von alter Zeit gutter gewohnheit herkommen nach St. Walburgentag, das Zeidelgericht unnd anders zu besehen, zu ordnen unnd zu besetzen, Derhalben ich unnd meine Herren Collegen von einem erbern (ehrbaren) Rate, unsern Herren, bei solchem zu seyn, herausgeschickt worden, um deshalb nach unserm vermögen unnd gut bedünken helffen zu ordnen — Demnach bevelh ich euch anstat unserer Herren — Richter und Unterrichter in sachen ihres Ampths betreffend, gehorsam zu seyn."

Nach Verlesung der Namen sämtlicher Zeidler wurde dem Büttel befohlen, das Gericht zu verpönen, und dem Gerichtsschreiber die Bäcker-, Bierbrauer-, Wirts-, Metzgers- und Gemeindeordnung zu verlesen, worauf man zu den eigentlichen Verhandlungen schritt.

Angeklagt waren diesmal:

Die Ehefrau des Schneiders Sebastian Burkhardt zu Feucht und zwar deswegen, daß sie am Tage St. Sebaldi, den 19. August 1587, mit der Köchin des Schneiders Peter Balsam, ebenfalls in Feucht, einen Hader gehabt, dieselbe geschunden, geschmäht, ... gescholten und dabei geflucht habe. Bei der Zeugenvernehmung stellte sich heraus, daß beide sich gescholten, Schneider Balsams Köchin aber geflucht habe, was bei der rc. Burkhardt nicht der Fall gewesen.

Das Gericht erkannte zu Recht:

1) daß beide Parteien ernstlich sollen Frieden angeloben;

2) daß jede, insonderheit der ausgegossenen Schmachrede halber,

zwei Tage und Nächte an die Bank mit dem Eisen gestraft werden solle; und

3) Balsams Köchin, weil sie geständigermaßen geflucht, zwei Sonntage nach einander vor die Kirche gestellt werden solle.

Angeklagt war ferner Herr Wolfgang Luder, Pfarrer zu Feucht, daß er am Sonntag vor Bartholomäi der Ordnung zuwider zu Linharden Thümbler's gehaltener Kindtauf gegangen und allda gegessen und trunken hat.

Dagegen wußte der Herr Pfarrer Folgendes vorzubringen: „Ob man mir wohl von Alters her von jeder Kindtauf zehn Kreuzer zu geben schuldig — so ist mir doch in langen Jahren nie nichts an Geld gegeben worden, sondern ich bin dafür von jedermann zu der Mahlzeit erfordert worden, wie solches auch diesmal geschehen. Zudem ist an dem Ort nichts Unchristliches vorgegangen, daher ich denn unterthänigst gebeten haben wollt', mich bei solchem Herkommen zu belassen; wo nit, den Unterthanen aufzulegen, mir fürder meinen Lohn, wie es von Alters Herkommen, (in Geld) zu geben.“

Auf diese Selbstverteidigung hin wurde er der wider ihn aufgebrachten Rüge aus „angezeigter Ursachen“ für diesmal erlassen. Dagegen wurden zwölf Feuchter Bürger, die an der nämlichen Kindstaufe teil genommen hatten, je mit einem halben Gulden bestraft. Endlich beschwerten sich die Feuchter „Vierer“ über die Ruinierung der Raine, die unordentliche Vorlegung der jedesmaligen Brotraitung, mangelhafte Fleischbeschau und Biereich. Der Unterrichter erhielt gemessenen Befehl, diese Übelstände abzustellen. Da weiter nichts vorkam, wurde das Zeidelgericht unter Abläutung der Glocken geschlossen.

Nach solcher Mühe und Arbeit erwartete die Deputierten, Richter, Vierer, Schöffen und Zeidler ein kräftiges Mahl, das auf Kosten der Herrschaft, das ist des Rates der Stadt Nürnberg, ausgerichtet wurde. Solche Liberalität bewies der Rat jedoch nur bei der ersten der jährlichen Sessionen. Bei den übrigen fünf bezahlte die „Herrschaft“ nur für die Ratsherren, Richter, Vierer, Schöffen, den Gerichtsschreiber, Büttel und die Fuhrleute; die Zeidler hatten für sich selbst zu sorgen. Während der Mahlzeit zogen die Feuchter und Wendelsteiner Schützen mit klingendem Spiel vor das Gerichtsgebäude und feuerten dreimal ihre Musketen ab. Der Schluß des Tages entsprach dem Anfang desselben. Den Abgesandten des Rats und dem Oberrichter wurde von berittenen Feuchter Zeidlern und vier blasenden Postillons eine Viertelmeile weit das Geleit gegeben.

Die Kosten, die der Rat damals für eine Session aufzuwenden hatte, beliefen sich auf fünfundzwanzig bis siebenundzwanzig Gulden.

Hiermit ist eines der wenigen in unsere Zeit hereinragenden urdeutschen Volksgerichte wahrheitsgetreu geschildert. Niemals konnte Eine

Person für sich allein Richter sein; immer mußten Schöffen beigezogen werden. Daß diese Einrichtung auf ganz gesunder Basis beruht, beweiset der Umstand, daß man allenthalben auf diese Einrichtungen, sei es in der Form von Geschwornen- oder Schöffengerichten, wieder zurückgekommen ist.

Es gab allerdings Zeiten, wo die Volksbildung auf so niedriger Stufe stand, daß die Schöffen ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Wir finden in einer Urkunde von 1570 die Klage, daß die elf Schöffen aus dem Bauernstande sehr unwissend gewesen seien, und daß sie blindlings „dem pro Interesse eines erbern (ehrbaren) Rats sitzenden (zwölften) Schöffen nachgebetet haben", wie denn die verlustigen Parteien hierüber geäußert hätten: „Es wäre an dem Zeidelgericht nur eine Gans, wie dieselbe schnattert, so datteren die andern hienach." Allein man darf hiebei nicht vergessen, daß in jener Zeit, namentlich durch die Rechtsgelehrten, unsere deutsche Sprache durch Beimengung lateinischer Brocken dem gemeinen Manne ganz unverständlich gemacht worden war.

Wie beliebt das Zeidelgericht gewesen, beweist der Umstand, daß man noch anno 1806 hoffte, dasselbe werde, wenn auch in verbesserter Gestalt, wieder erstehen. Diese Hoffnung ist nun freilich nicht in Erfüllung gegangen. Dafür sind, wie bekannt, seit 1848 allenthalben Schöffen- und Geschwornengerichte in zeitgemäßer Form entstanden, und es lag wohl im Geiste der Zeit, daß das deutsche Volk wieder in größerer Ausdehnung zur Rechtsprechung beigezogen wurde.

105. Der Händleinspfennig.



Tucher'sches Wappen.

Die Tucher sind eines der ältesten Patriziergeschlechter der Reichsstadt Nürnberg. Im großen Turnier 1198 ist ein Wolfgang Tucher Turniervogt gewesen, ein Siegmund Tucher hat sich beim „Stechen" beteiligt und einen Preis erlangt. Es haben auch alle Tucher den Kaiser Heinrich VI. nach Donauwörth mit 13 Pferden begleitet, weshalb sie vom Kaiser geadelt wurden. Einer der berühmtesten war BertHold Tucher, der als einziger seines Geschlechts vom Jahre 1340 an im Rat saß und über 40 Jahre daselbst die ersten Stellen bekleidete. Ausgezeichnet durch scharfen Verstand und Charakterfestigkeit einerseits, durch Herzensgüte und Frömmigkeit andererseits, war er der allgemeine Liebling und der Stolz aller Stände in Nürnberg.

Nichtsdestoweniger fühlte er sich nicht recht glücklich. Seine Hausfrau Elisabeth, eine Schwester des kaiserlichen Landrichters Hilpold von Mayenthal, mit welcher er 34 Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt, hatte ihm zwar 2 Töchter, jedoch keinen männlichen Leibeserben — nach anderer Lesart waren seine Söhne alle im zartesten Kindesalter mit Tod abgegangen — geboren. Es stand also zu befürchten, daß das hochberühmte Geschlecht der Tucher mit ihm im Mannesstamme erlöschen werde. Daß ihn dies tief bekümmerte, ist sehr erklärlich. Seine Bekümmernis aber erreichte ihren höchsten Grad, als im Jahre 1364 seine geliebte Elisabeth starb.

Erfüllt von Trauer und Herzeleid, verfiel er fast dem schwarzen Gespenst der Melancholie. Dieser Zustand erzeugte den Gedanken in ihm, der Welt und ihrer Lust Valet zu sagen und den Rest seiner Tage in einem Kloster zu beschließen. Er war aber erst 54 Jahre alt und noch ein gar stattlicher, kräftiger und gesunder Herr, und seine vielen Freunde gaben sich redlich Mühe, ihn von diesem Vorhaben abzubringen. Der Schmerz über den Heimgang seines Weibes, sagten sie, dürfe nicht die Zukunft seines Geschlechts gefährden; die Zeit heile alle Wunden; für das Klosterleben sei er noch zu jung und thatkräftig; auch könne die Stadt Nürnberg seiner noch lange nicht entbehren.

Vielleicht wäre alles Zureden umsonst gewesen, wäre diesen Gründen nicht ein höchst anmutiges, sittiges Wesen, sich selbst unbewußt, zu Hilfe gekommen. Es geschah dies durch die holdselige Jungfrau Anna Pfinzing, die Tochter seines Freundes Berthold Pfinzing, welche durch die Macht ihrer Schönheit, durch naive Klugheit und natürliche Anmut den Alten so bezauberte, daß er für sie bald in heftiger Liebe erglühte, und seine Gedanken an Weltentsagung eine ganz entgegengesetzte Wendung nahmen.

Als er sich seiner Liebe zu dem schönen jungen Kinde bewußt geworden war, entstanden neue Stürme und harte Kämpfe in seinem Innern. Der Verstand sagte ihm: „Es ist nicht wohlgethan, so ein junges, blühendes Wesen, das berechtigt ist, Ansprüche an das Leben zu machen, an Dich zu ketten. Der Unterschied des Alters zwischen ihr und Dir ist zu groß, um ein dauerndes Eheglück möglich zu machen.“ „Aber“, wendete das egoistische, in Liebe sich verzehrende Herz dagegen ein: „Greif nur frisch zu, warum solltest Du allem Glück entsagen? Ein anderer, der sie erhält, wird Dir darum nicht dankbar sein; Du wirst sie auf den Händen tragen, warum sollte sie Dich nicht lieben können!“

Um aus diesem Zwiespalt der Gedanken und Gefühle herauszukommen, beschloß er als frommer Christ, die Entscheidung Gott, dem Herrn, zu übertragen. In heißem, brünstigem Gebete vor seinem Hausaltar stundenlang auf den Knien liegend, flehte er Gott an, ihm ein Zeichen seines Willens zukommen zu lassen. „Siehe“, betete er, „Du hast einst Deinem Knecht

Gideon erlaubt, daß er Deine Willensmeinung durch Zeichen erforsche und hast ihm gnädig geantwortet; so vergib mir, Deinem demütigen Knechte, wenn ich auf ähnliche Weise Dir nahe. Zeige mir Deine Gnade, Du getreuer Gott, und ich werde Dir danken, so lange ich lebe". Nach diesen Worten zog er aus seiner Tasche einen Weißpfennig, Nürnbergischen Gepräges, der auf einer Seite ein Kreuz, auf der andern eine offene rechte Hand mit einem Kreuz in der offenen Fläche als Gepräge zeigte, wendete sich wiederum an den Herrn und sprach: „Du Gekreuzigter! ich gelobe Dir, mich fortan dem geistlichen Stand zu widmen und der Welt zu entsagen, wenn dieser Heller, dreimal in die Höhe geworfen, so er am Boden liegt, das Bild des Kreuzes oben zeigt; ich werde aber nach Deinem Rat und Willen wieder in den Stand der heiligen Ehe mich zu begeben suchen, falls die Hand obenauf zu liegen kommt. Herr, Dein Wille geschehe!"



Ein Bräutigam von Geschlecht zu Nürnberg.

Und nun wurde das Orakel befragt. Dreimal flog der Weißpfennig in die Höhe, und dreimal fiel er so zu Boden, daß die geöffnete Hand seinen Blicken begegnete. Alsbald kniete er wieder vor dem Bilde des Erlösers, und ein herzliches Dankgebet für diese Offenbarung des göttlichen Willens zu Gunsten seiner Wünsche stieg zum Throne des Höchsten empor. Hierauf kleidete er sich in sein reichstes Gewand und lenkte seine Schritte gottvertrauend und mit hoffender Seele zu dem Hause seines Freundes Berthold Pfinzing bei St. Egydien.

In der Liebe glaubt man gerne an allerlei Vorbedeutungen. Als Tucher den Egydienberg hinanschritt und seine Augen zum Chörlein der Behausung Pfinzings emporsahen, erblickte er dortselbst das Ziel seiner Wünsche, mit holdseligem Lächeln ihm entgegenwinkend, als ob sie ihn schon längst erwartet hätte. Es hatte aber bis zu diesem Tage ihr Herz noch

niemals an eines Mannes Liebe gedacht, und von den Absichten des Herrn Berthold Tucher hatte sie nicht die geringste Ahnung. Vollkommen unbefangen, aber dennoch herzlich bewillkommnete sie den hochgeehrten Freund ihres Vaters im Verein mit der Mutter, während ihr Vater dem Eintretenden bis auf den ersten Absatz der steinernen Treppe entgegenging, ihm beide Hände entgegenstreckte und in das große Familienzimmer geleitete.

Merkwürdig erscheint mir's, sagte Pfinzing, daß Ihr heute mich mit einem Besuche beehret. Habe ich doch die vergangene Nacht äußerst lebhaft von Euch geträumt, ja Euch im Traume in diesem Eurem Staatskleide zu mir eintreten sehen. Ich bin wirklich darauf gespannt, was für eine wichtige Ursache es ist, der ich die seltene Ehre Eures Besuches zu danken habe.



Eine Nürnbergerin als Braut mit Dienerin.

„Die Wege Gottes sind oft wunderbar! Gott scheint mein Kommen schon vorbereitet zu haben, mein lieber Pfinzing, erwiderte Herr Berthold Tucher. „Seht, auch mich umschwebt seit einiger Zeit schon ein holdes Traumbild aus Eurem Hause, und ich bin nun gekommen, Euch davon Mitteilung zu machen, selbst auf die Gefahr hin, daß es mir in dieser Stunde für immer entschwindet."

„Ihr sprecht ja förmlich in Rätseln, meinte Pfinzing. Wer vermag den Sinn Eurer dunklen Rede zu erfassen? So sprecht denn Euer Begehren ohne Umschweif deutlich aus. Kann ich etwas für Euch thun, so wird es von Herzen gerne geschehen; wir sind ja Freunde und Brüder!"

Tucher erwiderte: „Mein lieber Freund! Wie Ihr wißt, fällt es mir sonst nicht schwer, zu reden. Diesmal aber fühle ich mich sonderbar beklommen, und die Zunge ist mir wie gelähmt. Laßt mich kurz heraussagen, was mich zu Euch hertrieb. Ich habe mich nach reiflicher

Überlegung entschlossen, wiederum in den Stand der heiligen Ehe zu treten, und Euer holdselig Töchterlein Anna ist es, die ich mir zu meiner Gemahlin auserſehen habe, vorausgeſetzt, daß ſie dazu nicht nein ſagt. Ich weiß allerdings, daß der Unterſchied der Jahre bei uns beiden ein großer iſt; allein ein warmes Herz voll treuer Liebe vermag ich ihr dennoch zu bieten. Ehe ich aber mich ihr erkläre, möchte ich erfahren, ob ich mich Eurer Einwilligung hiezu erfreuen darf."

Einer ſolchen Werbung hatte ſich Herr Pfinzig allerdings nimmermehr verſehen, und die Überraſchung darüber ſeinerſeits war eine ſehr große. Wußte er doch nicht, ob ſein Töchterchen dem ſo viel älteren Manne als Gattin in ſein Haus zu folgen geneigt und willens ſei. Einen Zwang wollte er nicht auf ſie ausüben; andrerſeits ſchätzte er die Freundſchaft des edlen Mannes hoch und teuer und wußte, daß an deſſen Seite ſeine Anna wohl geborgen ſei. Er bat Herrn Tucher deshalb um eine kurze Bedenkzeit, damit er den Willen ſeiner Tochter erforſchen könne.

Ohne ein Wort darauf zu erwidern, reichte ihm Tucher, ſich verneigend, die Rechte und ſchritt der Thüre zu, um das Haus zu verlaſſen. Aber er wankte mehr, als er ging. Unten vor dem Pfinzing'ſchen Hauſe befand ſich eine Steinbank. Hieher ſetzte er ſich, um ſich ein wenig zu verſchnaufen; dann erſt wollte er ſeinen Weg nachhauſe fortſetzen.

Von den Inſaſſen des Pfinzing'ſchen Hauſes Hauſes blieb dieſer Vorgang nicht unbemerkt, und Pfinzing, der glaubte, Tucher ſei krank geworden, kam ſchnell herunter, ihn ins Haus zurückzuführen. Herr Tucher aber ſagte zu ihm: „Mein Freund! Ich habe mich entſchloſſen, nicht eher mein Haus zu betreten, bis ich weiß, wie ich mit meiner Werbung daran bin. Die Ungewißheit kann ich nicht ertragen. Macht's kurz; ſagt mir Eure wahre Meinung jetzt ſogleich, falle ſie aus, wie ſie wolle." Da führte ihn Herr Pfinzing wieder hinein in das Haus und geleitete ihn in das Wohnzimmer, wo ſeine Gemahlin und Anna weilten. Ohne weitere Umſchweife führte er dann ſein Töchterlein dem Freunde zu und ſagte: „Fraget ſie nun ſelbſt, ob ſie die Euere werden will! Der Segen der Eltern ſoll Euch dann nicht fehlen."

Tucher ergriff Annas Hand und geſtand ihr tiefbewegt, daß er von warmer, treuer Liebe zu ihr durchdrungen, und daß es der höchſte Wunſch ſeines Lebens ſei, ſie als Gattin zu beſitzen und ſie glücklich zu machen.

Unter züchtigem Erröten vernahm Anna des edlen Mannes Werbung. Die Gewohnheit, ſich dem Willen ihrer Eltern in allen Stücken zu fügen, die es ja doch am beſten mit ihr meinten und die, wie ſie ſah, dem Freier wohlgeneigt waren, die Achtung vor der Würde und dem Anſehen desſelben, das Wohlgefallen an der edlen, kräftigen Erſcheinung des Mannes und ein noch gänzlich freies Herz ließen ſie mit ihrer Antwort nicht lange zaudern.

„Herr Tucher", sprach sie ohne Zimperlichkeit, Ihr habt wohl längst bemerkt, in wie hohem Grade ich Euch ehre und achte; daß ihr mich, das unerfahrene Kind, würdig schätzet, Eure Gattin zu werden, das allerdings hätte ich nicht erwartet. Wollt Ihr Nachsicht mit meiner Jugend haben, so will ich mit Herz und Mund versprechen, Euch ein treues Weib zu sein, mit Euch vereint durch dieses Leben zu pilgern und Freud' und Leid mit Euch zu tragen bis ans Ende."

Tiefgerührt umarmte Pfinzing sein liebes Kind. Die vor Freude weinende Mutter trat ebenfalls herzu und billigte die Wahl, die, wie sie und ihr Gemahl glaubten, das Glück ihrer Tochter begründen würde, und so führten sie dieselbe als Braut in die Arme des glücklichen Bräutigams.

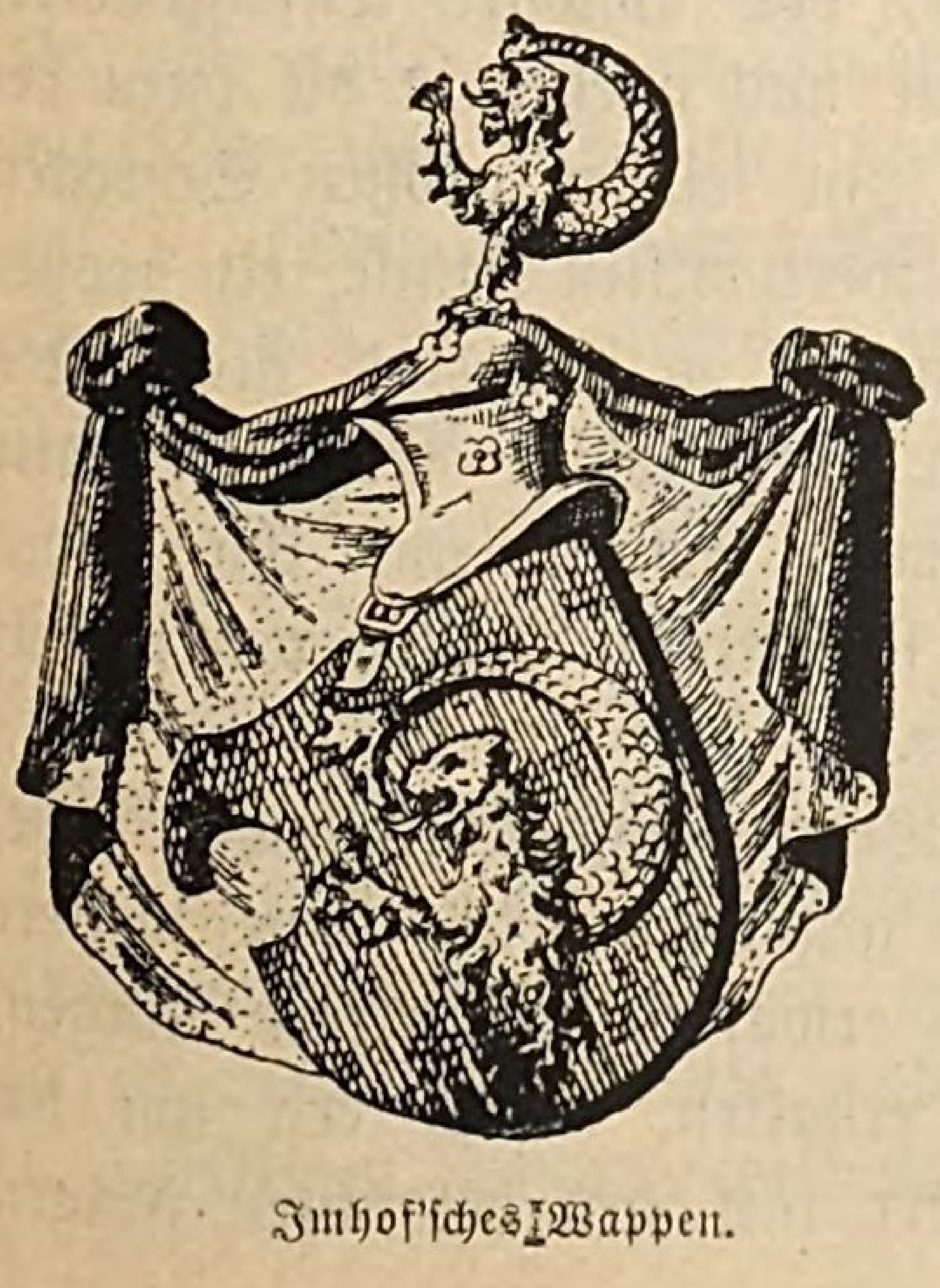
Tucher ging nun hinab in sein Haus und betrieb mit aller Energie die Vorbereitungen zur Hochzeit. Im Jahre 1365 wurde dieselbe mit allem Pomp, wie das die Sitte der damaligen Zeit forderte, würdig eines Ratsherrn, gefeiert. Die Nürnberger Bevölkerung freute sich des Glückes des geliebten und verehrten Mannes und wünschte ihm alles Gute.

Herr Tucher hatte seine Wahl niemals zu bereuen. Anna wurde ihm ein treues, liebendes Weib und schenkte ihm während einer 14jährigen, äußerst glücklichen Ehe noch 4 Söhne und 4 Töchter, und das edle Geschlecht der Tucher, das so nahe dem Erlöschen war, stand fester als jemals da, und blüht noch heute fort.

Bertholb Tucher segnete das Zeitliche im Jahre 1379. Von seinem Reichtum machte er viele Stiftungen für die Kirche und die Armen. Frau Anna überlebte ihn nur zwei Jahre. Auch sie that den Armen viel Gutes im Stillen, und ihr Hingang wurde allgemein betrauert.

---

106. Der goldene Becher, die goldene Kette und der goldene Frauenschmuck.


Imhof'sches Wappen.

Die Chronikenschreiber der Reichsstadt Nürnberg berichten uns drei sehr merkwürdige Sagen. Nach der einen handelt es sich um einen vermißten goldenen Becher, nach einer zweiten um eine vermißte goldene Kette, nach einer dritten um einen verschwundenen goldenen Frauenschmuck. Die erste spielt ums Jahr 1386 im Hause der Imhof, die zweite 1337 in der Behausung eines Schürstab, die dritte endlich 1447 oder 1477 bei einem Waldstromer,

also in 3 Geschlechterfamilien. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieselbe Begebenheit, nämlich ein vermuteter Diebstahl, im Laufe der Zeit in ähnlicher Weise vorgekommen ist; es ist jedoch wahrscheinlicher, daß die Phantasie der Erzähler dieselbe Geschichte verschiedenen Personen angedichtet und willkürlich in dieses oder jenes Jahr verlegt hat.

Die Sage vom goldenen Becher — von Georg Ball 1833 und Gottfried Flammberg 1871 als Roman verarbeitet — läßt sich in Kürze folgendermaßen erzählen:

Im Hause der reichen Patrizierfamilie Imhof — gegenüber der St. Lorenzerkirche gelegen — fand, wie das Sitte und Herkommen oder ein Familienereignis freudiger Art mit sich brachte, im Jahre 1386 ein fröhlicher Abendschmaus statt, an welchem Mitglieder des Patriziats, Ratsverwandte und sonstige Freunde des Hauses in großer Anzahl als Teilnehmer eingeladen und erschienen waren.

Bei dergleichen Gelegenheiten ließ man sich keine Knauserei zu schulden kommen; man wollte zeigen, was man leisten könne. Alles, was Küche und Keller zu bieten vermochten, wurde in goldenen und silbernen Schüsseln, Tellern, Pokalen und Bechern aufgetragen oder zum Trinken bereit gestellt. Wissen wir ja doch durch Äneas Sylvius, der nachmals unter dem Namen Pius II. den päpstlichen Thron bestieg, daß ein begüterter Bürger in Nürnberg damals besser wohnte und lebte als ein König in Schottland.

Das Fest und die Fröhlichkeit dauerte bis tief in die Nacht hinein, und mancher der Teilnehmer verließ wankenden Schrittes das gastfreundliche Haus.

Nachdem die letzten Gäste aufgebrochen waren und der Herr des Hauses mit den Seinen die Ruhestätte aufgesucht hatte, waltete Veit, der alte treue Diener des Hauses, seines Amtes, das kostbare Tafelgeschirr, dessen Obhut ihm anvertraut war, zu reinigen und wieder in die dazu bestimmten Schränke und Truhen zu bringen. Zu seinem großen Schrecken machte er hiebei die Entdeckung, daß eines der wertvollsten Stücke, ein großer goldener Becher, mit dem Wappen der Familie geziert und als altes Familienstück besonders wert gehalten, auf der Tafel fehle. Er selbst hatte den goldenen Pokal an diesem Abend mehrmals gefüllt, und ihn zuletzt dem Hausherrn gereicht, daß er daraus den scheidenden Gästen den Valettrunk oder sogenannten Johannissegen zutrinke.

In der Hoffnung, daß ihn der Hausherr selbst aufbewahrt habe, machte er demselben, der ja bereits zu Bette gegangen war, keine weitere Mitteilung mehr vom Fehlen des Bechers und erwartete ruhig den Morgen, um die gewünschte Aufklärung hierüber zu erhalten. Doch erst um die Mittagsstunde des neuen Tages hatte der Herr mit den bekannten Folgen

eines schwelgerischen Trinkgelages sich von seinem Lager erhoben. Verstört und in übler Laune traf ihn der durch die Klingel herbeigerufene Veit, der während er ihn ankleidete und frisierte, das Fehlen des Bechers berichtete. Daß er denselben selbst aufgehoben, verneinte der Hausherr ganz entschieden und befahl zornig, im ganzen Hause peinliche Nachforschung über dessen Verbleib anzustellen. Das geschah, war aber umsonst, und zitternd meldete Veit, daß alle Winkel öfters durchsucht worden seien, bis auf die Spinden, zu denen der Herr allein die Schlüssel verwahre. Wollet doch nachsehen, bat Veit, ob Ihr ihn nicht in einem der Wandschränke aufbewahrt habt. Es kann ja kaum anders sein; denn es ist kein fremder Mensch hereingekommen, und daß ihn einer unserer Gäste mitgenommen haben sollte, ist doch ausgeschlossen.

„Schweig mit deinen verfänglichen Reden, herrschte ihn Imhof an. Es ist freilich leichter, andere zu verdächtigen, als sich selbst grober Nachlässigkeit anzuklagen, und was mich betrifft, so weiß ich nichts über den Verbleib des Bechers. Suche nur weiter; es ist dir vielleicht nicht allzu schwer, ihn zu finden, und wehe dir, wenn er nicht bald zum Vorschein kommt; du weißt, wie viel mir daran liegt; hat ihn doch mein Großvater von Kaiser Ludwig geschenkt erhalten; ich will übrigens auch in den Wandschränken nachsehen, obschon ich von vornherein weiß, daß es vergeblich ist.“

Der Becher aber war und blieb verschwunden, und der Hausherr sprach im heftigsten Zorn zu Veit: „Nun sorge, daß dein graues Haupt nicht mit Schande bedeckt wird; du bist mir für mein Tafelgeschirr haftbar; denn deiner Obhut habe ich es übergeben.“

Jetzt erst merkte der alte Diener, daß sein Herr auf ihn selbst den Verdacht werfe, den Becher gestohlen zu haben. Das war ihm zuviel. „Herr“, sprach er „ich bin in Eurem Dienst alt und grau geworden und Ihr habt noch niemals Anlaß gehabt, mich einer Pflichtverletzung zu bezichtigen, und nun sollte ich auf einmal ein Dieb geworden sein? O, glaubt das nicht; Ihr thut mir bitter unrecht; ich bin völlig unschuldig.“

„Dein Gejammer kann dir wenig helfen; beweise deine Unschuld dadurch, daß du den Becher herbeischaffest; außerdem wird ihn das Gericht zu finden wissen.“

Veit wurde nach geschehener Anzeige wirklich gefänglich eingezogen, und ihm der Prozeß gemacht. Er konnte seinen Richtern gegenüber, welche überzeugt waren, daß nur er den Becher gestohlen haben könne, da er selbst bestätigte, daß er denselben zuletzt in den Händen seines Herrn gesehen, und daß niemand mehr ins Gemach gekommen, seine Unschuld nicht beweisen; seine heiligsten Beteuerungen, der Hinweis auf seine lange, ehrenvolle Dienstzeit im Hause der Imhof, selbst das gute Zeugnis, das ihm sein Herr, der sein voreiliges Handeln vielleicht bereute, vor den Richtern gab, konnte den

Verdacht der Richter nicht abschwächen. Da aber nach damaligen Rechtsbegriffen zur Verurteilung eines Angeklagten ein Geständnis desselben unumgänglich nötig war, so wendeten die Richter, um den vermeintlichen Trotz Veits zu brechen, die Folter an. Das Vertrauen auf die Hilfe Gottes und das Gefühl seiner Unschuld gab ihm Kraft, trotz seines Alters, die ersten, gelinderen Grade derselben zu überstehen, ohne bekennen zu müssen, was er nicht gethan. Als aber der Henker die stärkeren Grade der Tortur auf Befehl der unmenschlichen Richter in Anwendung brachte, da bewirkte der namenlose Schmerz das, was sie wollten. Veit gestand, nur um der entsetzlichen Marter los zu werden, daß er den Becher gestohlen. Wohin er ihn gebracht habe, wurde er gar nicht gefragt. Das Geständnis des Unglücklichen führte zu seiner Verurteilung zum Tode am Galgen.

Vor seiner Hinrichtung beteuerte er nochmals erfolglos seine Unschuld und widerrief das durch die Folter erpreßte Geständnis; dann erlitt er gottergeben den Tod des Verbrechers. Wem schaudert nicht vor einer solch barbarischen Rechtspflege, die jahrhundertelang Justizmord auf Justizmord häufte?

Daß es ein solcher war, sollte sich bald zur Evidenz herausstellen; denn nach wenig Wochen fand sich der vermißte Becher in einem geheimen Wandschranke im Hause Imhofs vor und war, wie berichtet wird, mit Blut gefüllt.

Imhof war ehrenhaft genug, der Behörde von dem Funde Mitteilung zu machen und sich selbst der fahrlässigen und übereilten Anklage seines Dieners zu bezichtigen. Die Richter konnten nicht umhin, ihn dafür in eine für seinen Stand sehr empfindliche Ehrenstrafe zu verurteilen. Sie sandten um Mitternacht den Henker mit seinen Gehilfen, welche bei Fackelbeleuchtung einen Strick an dessen Hausthüre befestigten, zum Zeichen, daß der Besitzer den Tod durch Henkershand verdient habe. Auf inständiges Bitten wurde ihm nach einiger Zeit gestattet, den Strick hereinzunehmen und hinter der Hausthür aufzuhängen, wo man ihn noch mehrere Jahrhunderte später gesehen haben will.

Die Gebeine des unschuldig Hingerichteten sollen dann aus ungeweihter Erde ausgegraben, in Silber gefaßt und nebst dem goldenen Becher unter großer Feierlichkeit in dem an der nördlichen Seite der Lorenzerkirche von der Familie Imhof gestifteten Seitenaltar eine würdige Stätte gefunden haben. Indes läßt sich geschichtlich nachweisen, daß die dort aufbewahrten Gebeine von dem heiligen Gereon herrühren und von Ulrich Imhof im Jahre 1360 von Köln nach Nürnberg gebracht worden sind.

Die zweite, ganz ähnliche Sage, bei der es sich schließlich ebenfalls um einen Justizmord handelt, wird uns in mehreren älteren Schriften erzählt; sie lautet nach einem im Germanischen Museum aufbewahrten Malefizbuche (No. 3587) folgendermaßen:

„Anno 1337 hat bey Regierung Kayser Ludwigs des IV. ein vornehmer Herr, dessen nahmen man nicht ohne Ursache hinterhalten, nahe um St. Lorenzen wohnend, welcher ein schönes Weib hatte und viele Kinder mit ihr erzeuget, seinem Stand nach täglich eine goldene Ketten um den Hals getragen; auf eine Zeit aber hatte dessen Gemahl gedachte Kette den Kindern damit zu spielen gegeben, die dann die Kinder einesmahls unversehens zum Fenster hinausgeworffen, welches zur Winterszeit geschehen und damals ein dicker schnee gelegen, worein sich die Ketten verfallen und liegen geblieben, biß der Schnee in etwas abgegangen, dahero hat niemand gewußt, wo die Ketten hingekommen, worüber alles Gesinde im Hause zu rede gestellet und ins gefängniß geleget worden, weil man nun anderst nicht vermeynet, denn daß einer unter dem Hausgesind die Kette entwendet und gestohlen haben müße, sind sie derhalben peinlich gefraget und gemartert worden; als aber dem Knecht die pein und Marter gar zu hart angethan worden, hat er bekannt, daß er die Ketten gestohlen, welches doch nur aus Furcht und Angst geschehen, auf welche Aussage er dann kürzlich zum Tod verurteilt und an den Galgen gehenket worden. Nachdem sich nun das Wetter geändert und der schnee abgegangen, hat ein altes Bettelweib die Ketten gefunden, dieselbige aufgehoben, und dem Hausherrn in das Haus gebracht, welcher über solchen Fund von Herzen erschrocken, und als solches dem Rath gründlich berichtet worden ist, der Knecht auf Befehl von der Obrigkeit abgenommen und gar ehrlich auf dem Kirchhof von St. Laurenzen begraben worden. Der Herr hat aber eine große Summe Geldes für solchen Frevel bezalen müssen, und nachdem solches Ihrer Kaiserl. Majestät berichtet worden, hat er dem Rath dieser Stadt das Hochgericht arrestirt, daß sie in vielen Jahren keinen mehr zu henken Macht haben. Was nun nach der Zeit das Leben verwirket und den Galgen verdient gehabt, ist unterdessen Alles mit dem schwerdt gerichtet worden, bis endlich E. E. Rath solches von kaiserl. Majestät wiederum erlanget und durch Erlegung einer merklichen Summe Geldes, so noch unvermeldet bleibet, ihnen ihre Justitia wieder eröffnet worden."

Die dritte Sage ist wie folgt aufgezeichnet:

„Anno 1447 a. 28. Febr. Als von den alten Erbaren Geschlechten ein ansehnlich Gesellenstechen allhie gehalten, und denselben Abend ein Tanz auf dem Rathaus gehalten worden, von den fürnehmsten Geschlecht, ist nebst andern Hans Waldstromers Eheweib, welche eine Grundherrin von Geschlecht

gewesen, auch auf bemelten Tag erschienen, und als sie des Nachts wieder zu Hause kommen, hat sie ihren Schmuck und weibliche Zierde von Ketten, Spangen und Geschmeid abgethan und auf eine alte Truhe geleget, welches ohngefähr ab und hinter selbe gekommen und gefallen, und also alles guldene Geschmeid und Zierde verloren worden. Nachdem nun des andern Tages gedachte Kleinodien, wiewol zu erachten, wieder gesuchet und jedermann im Haus darum gefraget worden, aber niemand dessen einige Wissenschaft haben wollen, ist letztlich der Argwohn auf niemand anders als auf einen alten Knecht, so im Haus bey dem Herrn Waldstromer eine lange Zeit gedienet, kommen; als er aber mit seiner Einfalt sich nicht genugsam entschuldigen konnte, wurde er gefänglich eingezogen, welcher durch große Marter, so ihm angethan worden, bekannte, daß er solchen Diebstal begangen und aus großer Furcht, sein Leben zu lassen, kein Bedenken gehabt, sondern sich gutwillig zum Sterben bereitet, darum er den 26. Oktober gehenkt worden, doch dieser That unschuldig, wie er denn am Hochgericht, als er sterben sollte, öffentlich gesaget: Das weiß Gott, daß ich unschuldig dieses Diebstals heute sterbe, so gewiß als der Herr Christus unschuldig am Kreuz gestorben; doch wolle er den Tod gerne leiden, welches Gott, wie er hoffe, bald offenbaren werde und seine Unschuld an den Tag bringen. Als nun über etliche Zeit hernach der Waldstromer sein Haus ausputzen und verneuen lassen, wurde gemeldete alte Truhe auch von ihrer Ort oder Stelle verändert, darhinter denn alles Verlorne Geschmeid und Kleinodien gefunden worden, über welchen Fund der Waldstromer und seine Ehewirtin so erschrocken, daß sie beide bald darauf gestorben sind."

107. Der Aufruhr.

Von B. Mertel.

Noch lag tiefer Schnee, — man schrieb den Hornung des Jahres 1349 — und menschenleer waren die Straßen ob der grimmigen Kälte, als aus einem Hause am Mehlgäßlein in der Reichsstadt Nürnberg gegen die sechste Stunde des Abends ein Mann trat, sich bedächtig allenthalben umsah, dann die Thüre sorgfältig verschloß und, von der Dunkelheit begünstigt, seinen Weg über den grünen Markt nahm. An dem Portale des neuen Rathauses warf eine Laterne ihr helles Licht auf ihn und man unterschied eine dürftig bekleidete, vorwärts gebeugte Gestalt, Kopf und Hände eingehüllt in alten zernagten Pelz, an den Füßen plumpe, mit Wolle ausgefütterte Stiefeln. Er trat auf den wachthabenden Hellebardirer zu und jetzt beleuchtete ein Lichtstrahl auch das Gesicht. Eine scharf gebogene

Habichtsnase, zwei kleine, unter buschigten Brauen hervorstechende Augen und ein langer, grauer Bart, den Mund völlig bedeckend und bis zum Gürtel reichend, traten aus der Verhüllung hervor.

„Der hohe Rat, ist er noch versammelt?“ fragte er mit übelklingender Stimme den Stadtsoldaten.

„Fort, Jude!“ polterte dieser, die Waffe ihm entgegenstreckend.

„Aber Ihr könnt mir doch sagen —“ begann der Zurückgewiesene wieder.

„Willst du gehen, unreiner Hund!“ wetterte der erboste Thürsteher, und die erhobene Hellebarde trieb den Fragenden in die Dunkelheit zurück.

„Daß dich treffe der Fluch des hochgelobten Gottes Adonai, verdammter Gojim!“ murmelte der Sohn Israels, indem er seinen Weg durch die Dielinggasse und über den Dielinghof fortsetzte. Am Bonersberge blieb er vor einem großen Hause stehen und schien nochmals zu überlegen. Endlich pochte er mit zwei kräftigen Schlägen an die Pforte; es öffnete sich sogleich darauf das Fensterlein des Thürhüters, und eine tiefe Baßstimme fragte nach dem Begehr.

„Seiner Gestrengen, der Herr Bürgermeister und Rat von Grundherr, ist er zuhause?“ forschte der nächtliche Besucher.

„Ist zuhause!“ war die Antwort des Kustos. „Was wollt ihr?“

„Wichtiges hab' ich ihm zu hinterbringen.“

„Wer seid Ihr?“

„Ein treuer Knecht des Herrn Bürgermeisters.“

Ich muß den Namen wissen!“ —

„Als Ihr müßt wissen durchaus den Namen? Ich heiße Abraham Ben Ismael und wohne am Mehlgäßlein.“

Kaum hatte der Pförtner solches vernommen, als er hastig das Fensterlein zuschlug und den Juden ohne Bescheid in der Kälte stehen ließ. Dieser, in der Meinung, daß er ihn zu melden gegangen sei, harrte geduldig eine Viertelstunde, allein da sich immer noch nicht die Thüre öffnete, so wagte er, nochmals den Klopfer zu berühren und durch wiederholte Schläge seine Gegenwart kund zu geben. Der Kopf des Thürhüters erschien abermals, aber jetzt nicht, um nach dem Begehr zu forschen, sondern um eine Flut von Scheltworten auf den vor Frost zitternden Hebräer herabzudonnern. „Galgengesicht!“ klang es, „Du wagst es, einem ehrbaren Herrn des hohen Rats mit Deiner verpesteten Gegenwart zu nahen? Glaubst Du, weil der gute Herr Dich vor zwei Jahren aus dem Kerker erlöste, in den Dein trügerischer, spitzbübischer Wandel Dich gebracht hat, Du seiest verbunden, dieses fleckenlose Haus zu verunreinigen? Die eiserne Jungfrau hätten sie Dich küssen lassen sollen, das wäre Dir wohl bekommen. Fort, Judenhund! oder ich hole die Geißel, und dann sei der Teufel Deiner verworfenen Seele

gnädig." Und abermals schloß sich das Fensterlein und nahm so dem Juden jede Hoffnung, in das Haus zu gelangen. Eine Thräne des Zorns drang aus seinem Auge, aber gewohnt, täglich diese Behandlung von den Bekennern Christi zu ertragen, wollte er eben sich zum Heimweg anschicken, als zwei Diener mit Fackeln, vorleuchtend einem in dichte Pelze gehüllten Frauenzimmer, die Straße heraufkamen und vor dem Hause des Rats Halt machten. Während sich die Tritte des diensteifrigen Pförtners im Hausflur und das Klirren des mächtigen Schlüsselbundes hören ließen, hatte die Dame die Kapuze etwas gelüftet, und das liebliche Antlitz eines Mädchens lugte hervor. Abraham Ben Ismael, der sich hinter einen der Thürpfosten zurückgezogen hatte, erkannte die Tochter des Hausherrn, und sogleich war er entschlossen, die Protektion der schönen Margarete zur Erreichung seiner Absichten in Anspruch zu nehmen.

„Verzeiht meine Keckheit, hochgeborenes Fräulein!" sprach er vortretend. „Ich muß dringend sprechen Euern Herrn Vater; es hängt davon ab das Wohl Eures Hauses wie das der Stadt Nürnberg, und deshalb bitte ich inständig, mir zu verschaffen für fünf Minuten Gehör."

„Wer seid Ihr?" forschte das Mädchen mit lieblicher Stimme.

„Ich bin unwert, zu überschreiten die Schwelle dieses Hauses, aber die Dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter macht es mir zur Pflicht, ihn zu warnen vor drohender Gefahr. Ich bin der Jude Abraham Ben Ismael."

Das Mädchen trat erschrocken einige Schritte zurück, aber eben so schnell näherte sie sich wieder und sprach: „Kommt herein und wartet ein wenig, ich werde Euch bei meinem Vater melden." — Unterdessen war die Thüre geöffnet worden, und der Pförtner hatte den Verdruß, den schmutzigen Juden, von der Tochter des Hausherrn geschützt, ebenfalls mit eintreten zu sehen.

In einem hohen gothischen, von Wachskerzen beleuchteten Gemach saß zu derselben Zeit der Bürgermeister und Schöppe des hohen Rats*) der freien Reichsstadt Nürnberg, Kaspar von Grundherr, am Schreibtische von Eichenholz, beschäftigt, Schriften zu durchlesen, und, wo es nötig, erläuternde Worte anzuhängen. Er war ein hoher, kräftiger Mann, noch nicht über den Herbst des Lebens hinaus geschritten, mit biederem, herzlichem Ausdrucke in den Zügen seines Antlitzes. Die reiche Amtskleidung hatte er, kurz zuvor aus dem Rate heimgekehrt, abgelegt; ein einfacher schwarzer Sammtüberwurf nahm deren Platz ein, und ein Barett bedeckte sein Haupt. Nachdem er noch eine gute Weile fortgearbeitet hatte, wandte er sich mit streng gefalteter Stirne zu dem an der Thüre harrenden Juden. „Rede jetzt, Abraham," sprach er, „was Dich veranlaßt, so ungestüm in mein Haus zu dringen."

*) Dreizehn der ältesten Räte waren zu gleicher Zeit Bürgermeister.

Der Angeredete trat einige Schritte näher und begann: „Schon zwanzig Jahre sind es, Herr, daß mir der hochlöbliche Rat der Stadt erteilt hat die Erlaubnis, darin zu treiben mein Gewerbe. Ich habe redlich gehandelt und genommen mäßige Zinsen von denen, die meiner bedurften. Und der Gott unsrer Väter hat mich gesegnet dafür und hat vermehret mein Gut."

„Zur Sache!" rief der Rat unmutig.

Und der Jude fuhr, einen Teil seines Lebens überspringend, fort: „Ihr wisset, gestrenger Herr, daß ich vor sechs Jahren Rebekka, die Tochter des Rabbi David, einführte in mein Haus als mein Gemahl. Sie ist jung und schön und gefiel manchem, dem sie nicht gefallen sollte. Und obgleich ich nur ein verworfener Knecht der kaiserlichen Reichskammer bin, so hielt ich doch auf die Ehre meines Hauses und meines Weibes. Darob ward ich fälschlich angeklagt; man warf mich ins Gefängnis, gab meinem Flehen, den Beteuerungen meiner Unschuld, kein Gehör, und ich schmachtete so über ein Jahr ohne Urteil. Aber die Gerechtigkeit lebte dennoch, und in Euch fand ich einen Beschützer, der mir die Thüre meines Kerkers öffnete und mich heimkehren ließ zu meinem Weib, über dem Ihr gleichfalls gewacht. Noch war mir nicht vergönnt, gestrenger Herr, zu danken Euch dafür, aber jetzt versagt mir es nicht und erlaubt, daß ich den Staub Eurer Schuhe küsse mit dankbarem Herzen." Und er stürzte zu den Füßen des Rats, und Thränen der Rührung drangen über die bleichen Wangen.

Dieser aber erhob sich entrüstet und rief: „Steh' auf, Jude, bei meinem Zorn! Wenn Dich sonst nichts zu mir führt, als Deine Litanei, so packe Dich und störe mich niemals wieder."

„Verzeiht, Herr," entgegnete Abraham, sich erhebend, „daß ein verworfener Jude es wagt, Euch zu belästigen, aber die Dankbarkeit für die Rettung meiner Ehre und meines Lebens ist tief gepflanzt in mein Herz, und ich konnte ihr jetzt nicht widerstehen. Auch habe ich noch nicht geendet."

„Nun so rede, aber spute Dich!"

„Der Sohn meines leiblichen Bruders lebt in meinem Haus. Aus Mitleid dulde ich ihn, denn er ist kein Gerechter in Edom und hegt sträflichen Umgang mit Dirnen und in der Schenke. Gestern in der Nacht kam er nachhause und sprach vieles in trunkenem Zustande, welches mir nimmer gefällt. So vernahm ich, daß sich zusammenrotten verschiedene Gewerbe in ihren Zunfthäusern und Trinkstuben, daß sie dort mißdeuten alle Verordnungen des hochlöblichen Magistrats, daß sie behaupten ohne Scheu, der Kaiser Ludwig lebe noch, und der Rat sei ihm treulos geworden und wolle die Stadt verkaufen an den König von Böheim, — und noch viele andere ungereimte Reden, die mir auszusprechen verbietet die Ehrfurcht gegen Ew. Gestrengen. Zuletzt haben sie sich verschworen, zu wählen aus ihrer Mitte

einen neuen Rat, der treu hinge an dem Kaiser Günther von Schwarzburg und sich nicht neige auf die Seite des Luxemburgers. Das ist es, gestrenger Herr, was mich hertrieb zu Euch, damit ich vergelten kann, was Ihr Gutes gethan habt mir und meinem Weibe."

Der Herr von Grundherr war nicht ungerührt von der Treue des Juden. „Ihr habt mir Euern guten Willen gezeigt, Abraham, und ich danke Euch," versetzte er, „doch sind Eure Mitteilungen unstatthaft und was Ihr saget, ist bereits einem hochlöblichen Rat bekannt. Auch sind Ermahnungen an die unruhigen Köpfe ergangen, die diesem Unwesen bald ein Ende machen werden. Jetzt verlaßt mich!"

Der Jude wollte nochmals zu sprechen beginnen, allein ein strenger Fingerzeig des Rats nach der Thüre war hinreichend, daß er das Zimmer verließ. Als der Pförtner aus der warmen Stube mußte, um ihm den Ausgang zu öffnen, erlaubte er sich, diese Gefälligkeit mit einem Fußtritt zu begleiten, den der arme Israelite ebenfalls noch geduldig zu tragen gezwungen war.

Kurz darauf öffnete sich das Zimmer des Bürgermeisters wieder, und seine Tochter hüpfte herein. Sie eilte auf den Vater zu und drückte einen herzlichen Kuß auf seine Stirne. „Viele Grüße, Väterchen, von dem Herrn Vetter, der Frau Muhme, meiner Freundin Kunigunde und —"

„Nun weshalb stockst Du? Nicht auch von Ludwig?"

„Ach ja! auch von ihm!" entgegnete das Mädchen errötend.

„Und Du zögerst, seinen Namen auszusprechen?" forschte der Vater. „Närrisches Kind, ich hoffe, daß Du desto mehr an ihn denken wirst, und ich finde es sehr in der Ordnung, wenn Du Dich seiner stets erinnerst. Oder liebt ihr euch nicht mehr?"

Statt der Antwort barg das Mädchen den Lockenkopf beschämt an der Brust des Vaters.

„Nun, ich will doch nicht hoffen, daß ihr euch entzweit habt?" fragte der Rat heftiger.

„Doch ein bißchen, gutes Väterchen!" versetzte Margarete, ihm die Wange streichelnd.

„Und weshalb?"

„Nicht wahr, Ludwig soll mich einst als sein Weib heimführen in das Haus seiner Eltern?" fragte das Mädchen kindlich naiv.

„Natürlich!" versetzte der Herr von Grundherr, „und kommendes Pfingstfest soll der Tag eurer Verlobung sein."

„Nun, siehst Du, Väterchen, und nun will er in der nächsten Woche an das Hoflager des böhmischen Königs und will nicht mehr wiederkommen."

„Ist es möglich?" rief der Bürgermeister lachend. „Ja, dann hast Du ganz recht, wenn Du zürnst."

„Und" fuhr Margarete eifrig fort, „dann sprach er von Schlachten, von Kampf und Tod, daß es mir ganz bange ward. Ich ließ mich auch nicht von dem Abscheulichen heimbegleiten, und als er mir beim Abschied einen Kuß geben wollte, machte ich ihm einen Knix und drehte mich um."

„Ganz recht!" versetzte der Vater scherzend, „das darfst Du nicht leiden! Ein Bräutigam und sich totschießen lassen? Nein, nein, mein Kind, da müssen wir dazwischen treten, das darf nicht sein. Doch weißt Du auch, Margarete, daß wir in der nächsten Woche den böhmischen König Karl IV. hier erwarten? Er ist der Gegenkaiser Günthers; der sämtliche Adel Frankens hat ihm als solchen gehuldigt, und Nürnberg öffnet ihm die Thore. Am Ende weiß es Ludwig schon und trieb seinen Mutwillen mit Dir.

„Der Schelm!" rief Margarete mit komischer Entrüstung. „Ja! da ist es ihm leicht, an das Hoflager zu gehen. Aber warte! Du sollst mir dafür büßen, setzte sie, mit dem Finger drohend, hinzu; keinen Kuß mehr, und wenn Du verzweifelst."

„Recht so!" bekräftigte der Vater, „jedes Vergehen zieht Strafe nach sich. Doch jetzt gib mir noch einen Kuß und dann laß mich allein, weil ich noch beschäftigt bin. —"

Unterdessen war der Jude Abraham, vergnügt, seinen Endzweck dennoch erreicht zu haben, ebenso vorsichtig, als er es verlassen, nach seinem Hause zurückgekehrt. In einer Hinterstube desselben saß Rebekka, sein Weib, auf weichem Polster und sang mit lieblicher Stimme ein Knäblein in den Schlaf. Als der Gatte eintrat, lächelte sie ihm freundlich entgegen und forschte, ob er den Herrn Bürgermeister gesprochen, und ob dieser seine Worte berücksichtigt habe.

Abraham hatte unterdessen seine rauhe Bekleidung abgeworfen und sich in dürftigem, aber reinlichem Hausgewand neben seiner Gattin niedergelassen. „Mein trautes Kleinod," sprach er, den Arm um ihren Nacken schlingend, „wie glücklich macht mich dieser Tag! Ich habe gehabt Gelegenheit, unserm Wohlthäter zu danken für die hohe Gnade, die er an uns ausgeübt hat; es war mir vergönnt, ihn zu warnen vor den bösen Ratschlägen des Volks, und er war gütig gegen mich und hat mich nicht getreten und verflucht, sondern mir gedankt für den geringen Dienst."

„Hat er?" versetzte Rebekka, sichtlich erfreut. „Siehst Du, Abraham, daß es auch unter den Gojims gute Menschen gibt, die uns nicht verachten. Ja, er ist ein guter Herr, der Herr Bürgermeister, und Du mußt ihm auch ferner dienen, soviel Du kannst."

„Das werd' ich, meine Perle, mein Juwel!" und liebend küßte er sie auf die Stirne und auf den Mund und freute sich seines häuslichen Glücks. Als gegen die zehnte Stunde der Nacht auch sein Neffe, der Aaron,

heimkehrte aus dem Trinkgelage, war er auch freundlich gegen ihn und ermunterte ihn, zu forschen nach den bösen Ratschlägen und ihm mitzuteilen alles. Und Aaron versprach es.

Vier Wochen waren seit jenem Abend verstrichen. Der deutsche Kaiser Karl IV. war unterdessen durch Franken gezogen, hatte sich mit gold'nem Schlüssel die Thore Nürnbergs geöffnet und von dem Rat der Stadt den Schwur der Treue erhalten. Alsdann hatten ihn ausgebrochene Unruhen nach seinem Erblande Böhmen zurückgetrieben, wo er mit Strenge das Recht handhabte, um im Spätjahr zur Kaiserkrönung nach Aachen zu ziehen.

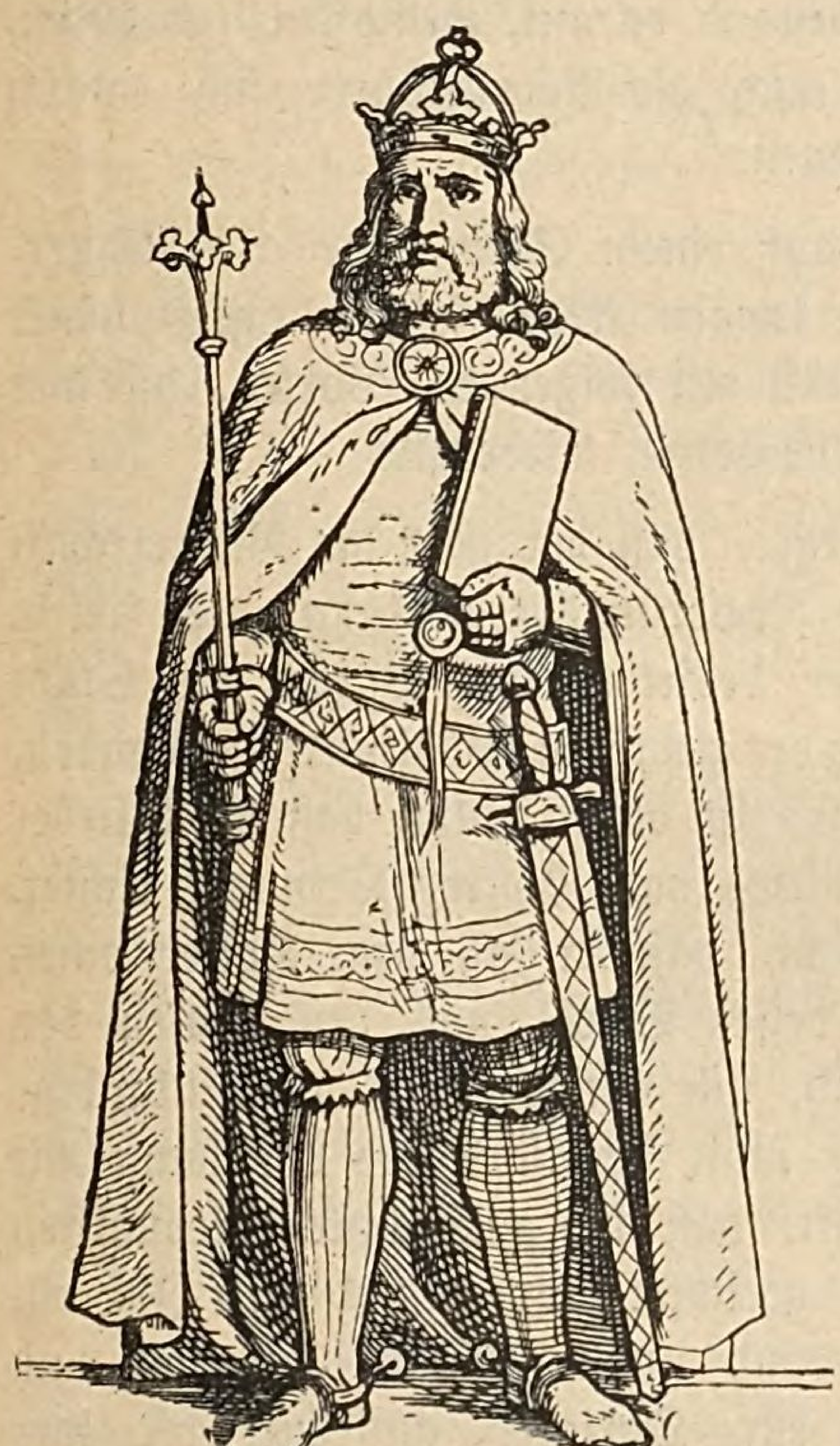
So ruhig sich auch alles Volk während seiner Anwesenheit in Nürnberg verhielt, so stürmisch ging es nach seinem Abzuge von neuem los. Die Gewerbe, bis auf die Metzger und Messerschmiede, rotteten sich immer mehr zusammen und wagten endlich, dem Rat eine Eingabe zu überreichen, in der die Abstellung der Mißbräuche in der Ratswahl, Befreiung von allen Steuern und Anhänglichkeit an den Kaiser Günther von Schwarzburg gefordert wurde. Da der Rat es nicht für nötig fand, auf solche unverschämte Forderungen etwas zu erwidern, so wählten die Unzufriedenen Versammlungsorte, wo sie bewaffnet in drohender Stellung erschienen.

Eines Abends kehrte der Jude Abraham Ben Ismael von einer Wanderung heim, die er in Geschäften nach Altdorf und Hersbruck unternommen; und da der Strahl der Frühlingssonne immer noch nicht die Erde erwärmen wollte, so schritt er, tief in seinen Pelz gehüllt, zum Lauferthor herein. Als er in die Nähe des Dominikanerklosters zunächst dem Rathause kam, sah er schwarze Gestalten längs der Mauer hinschlüpfen und durch eine kleine Pforte des Klosters verschwinden. „Wie?“ dachte er, „da könnte ich ja erfahren auf einmal, was man zu thun beabsichtigt. Daß sich der größte Teil der Unzufriedenen im Kreuzgange dieses Klosters versammelt, erfuhr ich schon längst durch den Aaron, mit der Losung hat der Bursche sich auch — der Gott meiner Väter weiß auf welche Weise — bekannt gemacht, und so bliebe mir nichts übrig, als die Dunkelheit zu benützen und ebenfalls als Mitwissender im Kreuzgang zu erscheinen.“ Dem Gedanken folgte sogleich die Ausführung; die Thürwächter erhielten das Losungswort, und einige Augenblicke darauf befand sich Abraham an Ort und Stelle.

Eine beträchtliche Anzahl aus verschiedenen Gewerben war bereits versammelt und stritt sich, nach der Art des gemeinen Volks, über Sachen, die den Bereich ihrer Kenntnisse weit überstiegen. Obgleich der Kreuzgang durch Fackeln nur ein spärliches Licht erhielt, so zog der Jude dennoch die Pelzmütze tiefer ins Gesicht und drückte sich hinter einen Pfeiler, von wo er alles, aber man ihn nicht leicht bemerken konnte. Unter den verschiedenen Sprechern, die das Ohr der Versammelten mit gold'nen Weissagungen

kitzelten, zeichnete sich vorzüglich ein kleiner, korpulenter Mann aus, der mit bewunderungswürdiger Rednergabe auf den Rat loszog und durch Lügen und Ränke die Köpfe der ohnehin exaltierten Handwerker noch mehr erhitzte. Es war ein Harnischmacher, namens Haubenschmidt, seines langen, spitzen Bartes wegen gewöhnlich Geißbart genannt.

„Wo sind die Privilegien," rief er mit kräftiger Stentorstimme, „die einigen übermütigen Patrizierfamilien das Recht geben, uns zu beherrschen? Wo sind die Urkunden, in denen wir uns verpflichtet haben, Steuern und Auflagen zu bezahlen, ohne daß über die gute Anwendung des Geldes Rechenschaft abgelegt wird? Wo ist der Majestätsbrief, der den Luxemburger zum Nachfolger des gerechten und weisen Ludwig ernennt? Nirgends, Freunde, finden wir dergleichen. Aber wir sind die Sklaven der Reichen und Adelstolzen; man preßt uns bis aufs Blut, um ihnen die Mittel zu ihrer Verschwendung zu liefern, und zum Überfluß zwingt man uns jetzt, den Karl, der uns alle Rechte und Freiheiten nimmt, als deutschen Kaiser anzuerkennen, während der rechtmäßige Kaiser, Günther von Schwarzburg, noch lebt und alle unsere Privilegien zu erhalten und zu schützen verspricht."



Kaiser Karl IV.

„Deshalb, liebe Freunde," nahm nun der Helfershelfer Geißbarts, der Pfauentritt, wegen seines langsamen und stolzen Ganges also genannt, das Wort: „deshalb müssen wir uns ververeinigen und treu zusammenhalten und nicht dulden, daß man uns gleich Unmündigen, gleich Kindern behandle. Wir müssen die Leute, die sich widerrechtlich das Regiment über uns angemaßt haben, zum Teufel jagen und die Schlimmsten aus der Welt bringen; wir müssen aus unserer Mitte einen Rat ernennen und es ihm zur Pflicht machen, jeden Bürger von Steuern und Abgaben zu befreien; fest bin ich überzeugt, daß auch wir die Fähigkeit besitzen, Recht zu sprechen und zu handhaben nach dem heiligen Codex des großen Kaisers Justinianus, welcher vor dreitausend Jahren, kurz nach der Sintflut, die Welt durch solche treffliche Gesetze organisierte.

Ebenso werden wir dann nicht dem Luxemburger ausgeliefert, sondern halten die Treue unserem wackern Kaiser Günther."

Nachdem also gesprochen war, erhob sich ein dumpfes Summen unter den Versammelten, welches zuletzt in den lauten Ruf ausbrach, daß es so geschehen solle, mit Gottes Hilfe. Da erschien einer der Thüraufseher in dem Concilium und berichtete, daß ein Abgeordneter des hochlöblichen Rats mit der unzufriedenen Gemeine zu sprechen verlange. „Fort mit ihm! Wir hören ihn nicht!" riefen Geißbart, Pfauentritt, Gramlieb und mehrere ihrer Anhänger; aber der größte Teil bestand darauf, wenigstens zu hören, was der Rat wünsche, und so mußten auch die Rädelsführer sich endlich bequemen, dem Gesandten Gehör zu gönnen.

Dieser erschien nun und nahm auf einem Stein, der als Rednerbühne galt, Platz. Nachdem er in einer langen Rede die Wichtigkeit seiner Sendung dargethan hatte, schloß er endlich mit folgenden Worten, die uns ein Chronist des sechzehnten Jahrhunderts getreu wiedergibt:

„Seid doch überzeugt, liebe Bürger, daß der Rat die Bürgerschaft für nichts hält, als für Leute, die seine Regierungsverwaltung aus freiem Willen anerkennen und daß die Glieder desselben ihre Pflicht, die Stadt nach Gottes Ordnung und zur Beförderung der gemeinen Wohlfahrt zu regieren, gar wohl wissen und fleißig ausüben. Es ist daher billig, daß die Glieder dem Haupt Folge leisten, so lange sich dieses nach Gottes Ordnung richtet. Glaubt deshalb nicht, der Rat wisse nicht, daß er an dem Kaiser einen Oberherrn hat, er hat vielmehr nur dessen Befehl und den Willen des apostolischen Stuhls befolgt. Sollte auch, wie einige der Sache Unkundige vorgeben, das deutsche Reich wanken, so kann der Rat jede Wendung mit unverletztem Gewissen abwarten. Bedenkt, daß die mächtigsten Republiken durch innerliche Uneinigkeiten zu grunde gerichtet wurden und daß Ihr ein schweres Verbrechen begeht, das Strafe und unauslöschliche Schande nach sich ziehen muß, wenn Ihr euch gegen eure Obrigkeit auflehnt, die ihre Pflicht jederzeit beobachtet hat. Diejenigen, welche dem Rat getreue Nachricht von dem geben, was in der Stadt vorgeht, sollen, wenn sie auch Verbrecher, Verschuldete und selbst Mitschuldige des Aufruhrs sind, von aller Strafe befreit sein, und Geschenke erhalten. Man hat freilich Ursache gehabt, gegen einige, deren Verschuldung unleugbar ist, mit Strenge zu verfahren, allein der Rat will Mäßigung vorwalten lassen, um die Bürgerschaft nicht selbst ins Verderben zu stürzen und in die Gefahr, ein Verbrechen der beleidigten Majestät zu begehen, zu bringen. Der Rat hat von allen euren Anschlägen genaue Kenntnis und weiß sogar die Namen derjenigen, die ihr zu ermorden beschlossen habt; demohnerachtet will er euch aber Zeit lassen, die Waffen niederzulegen, eure Vermessenheit einzusehen und zu bereuen

und um Verzeihung zu bitten, damit auch die Gezwungenen und Unterdrückten Erleichterung erhalten."

Als er geendet hatte, entfernte er sich in der festen Überzeugung, durch seine Überredungskunst den Aufruhr gestillt zu haben. Wirklich waren auch viele der Versammelten geneigt, der Aufforderung Gehorsam zu leisten, aber die Häupter der Empörung, für die es äußerst gefährlich gewesen, wenn die Sache in Gutem beigelegt worden wäre, boten alle Kunstgriffe auf, um von neuem an dem glimmenden Funken zu schüren und ihn zu hellen Flammen anzufachen.

„Zu spät!" rief Geißbart, „zu spät jeder Vergleich. Glaubt ihnen nicht, Freunde und Nachbarn! Diese adelstolzen Patrizier können nimmer verzeihen, daß wir an ihrer Untrüglichkeit gezweifelt; aber weil wir zu mächtig sind, um mit Gewalt uns entgegenzutreten, suchen sie uns zu beruhigen und in die gewöhnlichen Schranken der Ordnung zurückzuführen. Sind sie erst wieder die Mächtigen, dann nehmen sie einen nach dem andern beim Schopf, und der hölzerne Dreibein vor dem Frauenthor bringt ihn auf ewig zur Ruhe. Nein! laßt uns fest zusammenhalten und fürchtet euch nicht; der Kaiser Günther ist unser Beistand und bestätigt im voraus alles, was geschieht."

„Und damit sie am Ende nicht noch Uneinigkeit zwischen uns werfen oder den Luxemburger zum Beistand herbeirufen," fuhr der bedächtige Pfauentritt im Geiste seines Kollegen fort, „so halte ich für dringend notwendig, daß rasch gehandelt werde. Unsere gerechten Forderungen wollen sie nicht erfüllen, was bleibt uns daher übrig, als mit Gewalt sie zu erringen? Deshalb begebt euch jetzt ruhig nachhause, Freunde und Nachbarn, und erwartet den Beschluß, den ich im Verein mit unserm wackeren Geißbart und euren Ältesten und Obermeistern zur Reife bringen werde."

Pfauentritt's contio missa est war für das Gesindel das Signal, den Rückweg anzutreten, denn die Rädelsführer trauten ihren eigenen Genossen nicht und suchten darum den Plan zur Ausführung so wenig als möglich unter der wandelbaren Menge zu verbreiten. Es blieben daher nur etwa zwanzig zur engeren Beratung.

Von diesem allen hatte Abraham Ben Ismael keine Silbe verloren, und die Vorsicht riet ihm, mit der Menge davon zu schleichen und unentdeckt das Gehörte zum Besten der Stadt zu benützen. Allein die Hauptsache war ja noch nicht entschieden, der Tag der Revolution und das Wie der Ausführung sollte erst jetzt beschlossen werden. Reiz genug für den mutigen Juden, die Dunkelheit seines Verstecks noch ferner zur Vereitelung der verbrecherischen Pläne der Aufwiegler zu benützen und dann bei dem Abgang der übrigen eben so unentdeckt sich mit zu entfernen.

Und nun war er verurteilt, Dinge anhören zu müssen, vor denen ihm schauderte. So beschloß man unter andern, den Moment der Ausführung auf den Mittwoch nach Pfingsten festzusetzen. Wenn an diesem Tage das Ratsglöcklein die Versammlung des Rats anzeigen würde, wollte man in Massen auf das Rathaus stürmen und die sämtlichen Herren ermorden. Zu gleicher Zeit sollte eine andere Partie in die Häuser der Juden einfallen, so viel man deren habhaft werden könnte, totschlagen, und was sich an Wert daselbst fände, rauben und brüderlich teilen. Alsdann sei ein neuer Rat aus den Bürgern zu erwählen, die Stadtthore müßten geschlossen und der Kaiser Günther aufgefordert werden, mit Macht herbei zu ziehen und seine Getreuen gegen allenfallsige Angriffe zu verteidigen.

Als Abraham auch von der Beraubung und dem Untergang seiner Glaubensgenossen hörte, erwachte die angeborene Geldgier des Juden mächtig in seiner Brust, und die fürchterlichste Angst, den zusammengehäuften Mammon zu verlieren, überwog alle Einwürfe der Vernunft. Er sah sein Haus in diesem Augenblick schon bedroht, er mußte hinaus und schnell retten, was noch zu retten war; seine Besonnenheit hatte ihn verlassen. Diese übereilte Besorgnis war sein Verderben. Denn als er nun den Versuch machte, begünstigt durch den Schatten der hohen Pfeiler, in den Klosterhof zu schleichen und von dort aus das Pförtchen zu gewinnen, wurde einer der Verschwornen auf die Gestalt aufmerksam, packte sie mit raschem Griff am Kragen und zog sie zum Fackelschein.

„Ein Lauscher! ein Verräter!“ klang es wild aus dem Munde der Versammelten und: „Nieder mit ihm!“ war das schnelle Urteil Geißbarts. Man riß dem Zitternden die Pelzmütze ab, und mit Staunen und Wut erkannten alle den Juden Abraham, den Verworfenen in einem christlichen Gotteshause. „Stoßt ihn nieder:“ rief nochmals der verwegene Rädelsführer und: „Stoßt ihn nieder, den Hund, der uns belauschte, unser Gotteshaus verpestet hat!“ riefen die übrigen ihm nach. Zwanzig Messer erhoben sich zu gleicher Zeit, und der unglückliche Hebräer würde schon im nächsten Augenblick das Opfer seiner Unbesonnenheit gewesen sein, hätte ihn nicht der bedächtigere Pfauentritt in Schutz genommen.

„Hier an heiliger Stätte wollt ihr einen Mord begehen?“ sprach er. „Fürchtet ihr nicht den Fluch der Väter Dominikaner, die uns in den Hallen ihres Klosters eine sichere Zusammenkunftsstätte gegeben haben? Bedenkt, daß sie unsere treuesten Verbündeten sind, und daß ohne ihren Beistand das gefahrvolle Unternehmen nicht gelingen kann.“

„Aber wenn wir den Hund laufen lassen, so verrät er alles!“ rief Geißbart.

„Deshalb bitten wir den Pater Guardian, ihm bis nach dem Tag der Ausführung eine Wohnung unter der Erde, bei Molchen und Kröten,

anzuweisen, und sind wir einmal die Herren, dann werden wir schon Mittel finden, dem Verräter eine kleine Feuertaufe zu geben," versetzte Pfauentritt.

„Recht so!" sprach Geißbart beruhigt, „oder wir übergeben ihn dem strafenden Arm der Kirche völlig, weil er ein christliches Bethaus besudelt hat."

Ohne auf die Bitten und das Jammergeschrei des armen Abraham zu hören, packten ihn einige nervige Fäuste, und der Pater Guardian, der davon unterrichtet wurde, fand es für höchst notwendig, den Juden aus der Welt verschwinden zu lassen. Kurz darauf hatten auch die Verschwornen ihre Beratung zu Ende gebracht, und als die Glocken vom St. Sebaldusturme die elfte Stunde der Mitternacht verkündigten, war in dem Dominikanerkloster und auf den Straßen alles in der tiefsten Ruhe.

Und wieder läuteten die Glocken von St. Sebaldus und riefen die frommen Bewohner Nürnbergs zum Gebet. Es war der Morgen des zweiten Pfingsttages. Eine drückende Schwüle, sowohl in der Atmosphäre als unter den zusammengerotteten Rebellen, lag drohend über der Reichsstadt. Schon am frühen Morgen waren die Verschwornen in Scharen hinausgezogen auf die Gritz, um beim Becherklang in Waldesnacht die gereiften Pläne vollends auszubilden. Der auf eine unbegreifliche Weise sorglose Rat ließ sie nach Gutdünken schalten und walten, Waffen tragen und auf öffentlicher Straße Schmähungen ausstoßen und konnte sich durchaus nicht mit dem Gedanken vereinigen, daß der Pöbel gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit Böses im Sinn haben könne. Er hatte zwar schon vor längerer Zeit einen Gesandten nach Böhmen geschickt und den Kaiser ersuchen lassen, selbst zu kommen und den Frieden wieder herzustellen; allein Karl, der in seinen Erblanden viel zu thun fand und sich die Umstände auch wohl nicht so arg vorstellen mochte, schickte bloß einen Kommissär, Konrad von Heideck, der den Rat und die Bürgerschaft vergleichen und alle Beschwerden abstellen sollte. Dieser, bald einsehend, daß hier an keinen Vergleich mehr zu denken sei, forderte die Glieder des Rats auf, sich mit ihm aus der Stadt zu begeben und in Sicherheit abzuwarten, bis der Kaiser in Person und mit Macht dem Unheil steuern würde. Allein trotz dieser Einladung zogen nicht mehr als sechs Räte mit ihm ab, die andern blieben, um den völligen Ausbruch der Empörung zu erwarten.

Etwa zu derselben Zeit, als Geißbart und Konsorten auf den waldigen Höhen der Gritz — des jetzigen Schmausenbucks — dem deutschen Reich einen Kaiser nach ihrem Sinn zu geben sich vermaßen, näherte sich ein feierlicher Zug dem Portale der St. Sebalduskirche. Es wurde heute die Verlobung des Junkherrn Ludwig von Volkamer mit der Jungfrau Margarete von Grundherr gefeiert. Da Ludwig zwar am Hoflager des Kaisers in Nürnberg gewesen, aber weder in Kampf noch Tod gezogen

war, so hatten sich die Liebenden bald wieder versöhnt, und der zweite Pfingsttag wurde wirklich der Tag ihrer Verlobung. Begleitet von Eltern und Verwandten zogen sie heute in die Kirche, um das heilige Abendmahl zu nehmen und von der Hand des Priesters den Wechsel der Ringe vollziehen zu lassen.

Das Grundherr'sche Haus war zu dieser Festlichkeit aufs prächtigste ausgeschmückt. Den ganzen Vorplatz bedeckten Binsen, ein zu jener Zeit sehr gebräuchlicher Luxus. Vor der Eingangspforte waren große Gefäße mit den Kindern des Lenzes, duftenden Blumen, angebracht, und Guirlanden von Buchs und Immergrün zogen sich an der Wendeltreppe in die oberen Stockwerke. Durch den großen Ehrensaal des Hauses lief eine lange, bedeckte Tafel, und auf ihr glänzten silberne Schüsseln und Pokale, sowie die bei derartigen Gelegenheiten eingeführten Schauessen. Da kehrten gegen Mittag die Verlobten mit Eltern und Verwandten aus der Kirche zurück, und nun riefen die Pfeiffer zum Genuß dessen, was die Kochkunst des Mittelalters Ausgesuchtes darbot. Natürlich, daß auch die nichtverwandten Räte und und Patrizier der Stadt geladen worden waren, und so sah das Grundherr'sche Haus den ganzen reichsstädtischen Adel während der dreitägigen Dauer des Festes in seinen Hallen.

Schon am ersten Tage hatte sich viel unnützes Volk auf dem Bonersberge versammelt. Man zog über die übertriebene Pracht los, man schmähte laut die ein- und ausgehenden Patrizier, man drohte sogar, ihnen das Mittagsmahl zu versalzen. Doch blieb es für heute nur bei den Drohungen, denn eine sechs Mann starke Wache, mit der der Rat das Haus zu besetzen für nötig befunden, hielt die Volksmenge, größtenteils aus Weibern bestehend, von Thätlichkeiten ab. Allein am Dienstag nahm der Tumult schon so bedeutend zu, daß der Stadtschultheiß durch einen Ausrufer bekannt machen ließ, daß, wenn nicht binnen einer Stunde der Platz geräumt sei, ein Fähnlein Rumorknechte die Ruhe wieder herstellen werde, und die Malefikanten Kerkerstrafe zu erwarten hätten. Dies wirkte abermals, doch war es der letzte Befehl, dem gehorcht wurde.

Denn als nun der verhängnisvolle Mittwoch-Morgen erschien, herrschte eine Totenstille in der ganzen Stadt. Beinahe jedermann wußte, daß heute der entscheidende Schlag geschehen sollte, nur der Rat selbst lebte immer noch in der größten Sorglosigkeit. Schon um die achte Stunde hatten sich sämtliche Glieder desselben abermals im Grundherr'schen Hause versammelt, um mit einem glänzenden Frühstück die Verlobung zu beschließen. Der Wein floß in Strömen, und die ausgesuchtesten Leckereien, herbeigeschafft aus den Hansestädten und von Venedig, belasteten die Tafeln. Die Gäste genossen reichlich die edeln Gaben des Wirts und trieben dabei allerlei launige Kurzweil, als plötzlich ein verworrenes Geschrei auf der Straße sie

nach den Fenstern zog. Eine große Menschenmasse hatte sich vor dem Hause versammelt, und hundert Stimmen johlten: „Heraus mit dem Juden, mit dem Verpesteten heraus!“ Eben wollte der Herr des Hauses über den sonderbaren Ruf Nachfrage halten lassen, als die Thüre aufgerissen wurde, eine bleiche, blutige Gestalt, gefolgt von Dienern und Rumorknechten, atemlos in den Saal stürzte und entkräftet zu den Füßen des Bürgermeisters niedersank.

Entsetzt wichen alle Anwesenden zurück, aber der Hausherr hatte diese Züge, die jetzt entstellt und zerrissen waren, schon einmal gesehen, und mit den Worten: „Abraham Ben Ismael!“ lief alles und flüchtete sich in die anstoßenden Gemächer; nur der Herr von Grundherr blieb. Unterdessen hatte sich der Flüchtling etwas erholt und preßte nun, auf den Knien liegend, mit der letzten Kraftanstrengung die Worte heraus: „Herr! — Die Aufwiegler wollen — heute — den ganzen Rat — ermorden!“; dann brach er abermals kraftlos zusammen.

Der Bürgermeister, durch solche Worte, die bei diesen Umständen durchaus auf keiner Täuschung beruhen konnten, beunruhigt, gebot den Dienern, sich zu entfernen und das Volk auf der Straße zur Ruhe zu bringen; dann stärkte er den entkräfteten Mann durch Wein und einen Imbiß und forderte ihn auf, schleunig zu erzählen, wo er seither verborgen gewesen, und was er wisse. Der Jude erholte sich durch die so lang entbehrte bessere Nahrung mehr und mehr und erzählte hierauf die Ereignisse jener Nacht in dem Kreuzgang des Dominikanerklosters bis zu dem Augenblick, wo er in ein elendes Gefängnis geworfen worden war. Nach einer kleinen Pause fuhr er in seiner Erzählung fort: „Drei fürchterliche Tage verlebt' ich so, gepeinigt von Hunger und Durst und schon den festen Gedanken fassend, daß über mich verhängt sei der Hungertod. Da erschien endlich ein alter Klosterbruder, reichte mir etwas schlechte Nahrung und setzte dies fort Tag für Tag. Es wühlte in meinem Innern die Angst und die Verzweiflung, und ich fand doch keinen Ausweg zu entrinnen und die Stadt durch Euch, Herr, zu befreien von der drohenden Gefahr. Ebensowenig wußte ich' ob es sei Tag oder Nacht, Sabbath oder Werketag, bis endlich vor drei Tagen ein dumpfes Glockengeläute und ein Grabgesang von vielen Stimmen in meinen Kerker drang. Auf Befragen antwortete mir der alte Frater, daß der erste Tag des Pfingstfestes eingeläutet und gerade über mir von dem hochwürdigen Herrn Prior die Messe gehalten werde.“

„Immer noch hatte ich Hoffnung, befreit zu werden vor der entscheidenden Stunde, allein jetzt sah ich deutlich, welches Schicksal mir bevorstand, und meinen Brüdern und der guten Stadt. Durch einen schwachen Lichtstrahl, den der Tag durch eine Mauerritze herein warf in die Nacht meines Gefängnisses, sah ich den folgenden Tag kommen und gehen, ebenso den gestrigen, und es erschien der Morgen von heute. Es öffnete sich auch

bald darauf die eiserne Thüre, und mein Wächter brachte mir das gewöhnliche Gericht, Wasser und Brot. „Läßt du ihn jetzt gehen, so ist es zu spät, so bist du verloren, hundert wackere Menschen sind es mit dir und finden durch dein Schweigen den Tod!“ so rief es laut in meinem Innern, und ich ergriff mit wahnsinniger Wut den Frater, schleuderte ihn auf mein Strohlager und warf die Thüre des Kerkers hinter mir ins Schloß. Ich fand glücklich den Weg zum Kreuzgang zurück und gelangte in den Klosterhof unangefochten. Allein es waren verschlossen sämtliche Pforten und im Hofe trieben sich umher dienende Brüder und Knechte, die sahen meine Flucht, erhoben ein großes Geschrei und liefen herzu, mich zu fangen. Aber der hochgelobte Gott Adonai legte Riesenkraft in meine Glieder; ich ergriff eine der am Thore aufgehängten Picken und schlug jeden zu Boden blindlings, der sich mir näherte. Ein Apfelbaum, an der Mauer dicht stehend und über sie hinausragend mit seiner Krone, lenkte auf sich mein Augenmerk; die Bestürzung des Klostervolkes gab mir Zeit, ich schwang mich an ihm hinauf im Hui, erreichte die Mauer, und ein verwegener Sprung ließ mich gelangen auf die Straße. Doch nun waren auch meine Kräfte erschöpft; aber ich raffte mich nochmals zusammen und rannte fort, Eurem Hause zu. Und hinter mir her schallte das Halloh der Knechte und des zusammenströmenden Volks; doch sie hatten nicht den Mut, zu berühren den verworfenen, unreinen Juden.“

„Armer Abraham!“ versetzte der Patrizier gerührt, „Ihr habt viel gelitten um unsertwillen, und es soll Euch reichlich vergolten werden, was Ihr gethan habt. Aber nun kehrt heim zu Eurem Weibe, die in großer Trauer über Euer Verschwinden ist, und bringt ihr Beruhigung; indessen wollen wir die nötigen Maßregeln zur Rettung der Stadt ergreifen, damit alles gefahrlos vorübergehe.“

Abraham zögerte noch, und der Rat, der ihn zu verstehen glaubte, fügte hinzu: „Ihr habt Furcht, daß man Euch wieder ergreifen möchte, und ich glaube selbst, das dies sehr wahrscheinlich ist. Doch beruhigt Euch. Ich werde Befehl geben, daß Ihr andere Kleider erhaltet; unterdessen reinigt Euch von den Haaren, die während Eurer Gefangenschaft verwildert sind; so verändert führt Euch die hintere Pforte meines Hauses in ruhigere Straßen, und Ihr könnt dann leicht unbemerkt bis zu Eurem Hause gelangen.“

Nachdem der Herr von Grundherr selbst für alles Sorge getragen hatte, kehrte er zu seinen Gästen zurück und berichtete, was er vernommen. Da überfiel ein panischer Schrecken die Herren des Rats, die ganze Versammlung flog wie Spreu auseinander, und jeder eilte heim, zu retten und sich zu verwahren. Der Stadtschultheiß, die Bürgermeister und einige Räte blieben, um zu beraten, was in dieser kritischen Lage zu thun sei. Allein trotz der Weisheit dieser Herren wollte sich durchaus kein bestimmter Plan

feststellen lassen, und das endliche Resultat war, daß, weil das Ratsglöcklein den Empörern das Zeichen zum Beginn geben sollte, dieses heute nicht erschalle und ebensowenig Versammlung auf dem Rathaus gehalten werde. Unterdessen möge jeder der Bedrohten auf seine Rettung bedacht sein, die nur durch eine schleunige Flucht nach Heideck bewerkstelligt werden könne.

Nach diesem Beschluß entfernten sich auch die letzten aus dem Haus der Freude, nur der Bürgermeister von Grundherr beriet noch mit seiner Tochter und deren jungem Verlobten, was zu beginnen sei. Geflüchtet mußte werden, um der Wut des Pöbels zu entgehen; denn es war leicht vorauszusehen, daß, wenn das Rathaus, der von Gott selbst für die Obrigkeit geweihte Ort, keine Sicherheit bieten konnte, die Wohnungen der zu Schlachtopfern Auserkornen es noch weit weniger im Stande wären. Aber wie und wohin? Denn ausgesendete Diener kamen mit der Nachricht zurück, daß die Thore bereits von den Aufwieglern besetzt seien, und es war nun unmöglich, außer der Stadt Hilfe zu suchen. So kam der Mittag herbei, ohne daß man sich in dem Grundherr'schen Hause für etwas bestimmt entschieden hatte.

Unterdessen waren die Verschworenen auch nicht müßig gewesen. Unter der Veste, am Laufer-, am Lorenzer-, am Jakoberplatze hatten sich schon um 11 Uhr des Mittags die verschiedenen Gewerbe in Rotten versammelt und zogen dann unter Jubel- und Kampfgeschrei auf die Insel Schütt, wo der allgemeine Ort der Zusammenkunft war. Die Anführer stiegen bramarbasierend an den Reihen auf und ab und verhießen Glück und goldene Berge den größtenteils bethörten Handwerkern. Das Ratsglöcklein, welches stets der Stadt das Zeichen der Versammlung des Rats gab, sollte für dieses Mal ihnen das Zeichen zum Beginn des Mordens geben; aber die durch den Juden Abraham Ben Ismael aus ihrer Lethargie aufgeschreckten Räte versammelten sich nicht, und das Glöcklein wurde folglich auch nicht geläutet.

Als nun die Zeit verstrichen war, in welcher dies geschehen sollte, führten sie ihr unsinniges Vorhaben dennoch aus. Sämtliche Rotten setzten sich in Bewegung und rannten unter gräßlichem Mordgebrüll nach dem Rathause. Die geschlossenen Thüren wurden eingeschlagen, alle Zimmer und Behälter durchwühlt, die Bücher, Papiere und Urkunden mit sinnloser Wut herausgerissen, auf den Boden gestreut und mit Füßen getreten. (Die Originalurkunde des ältesten, von dem deutschen Kaiser Friedrich II. im Jahre 1219 ausgestellten Privilegiums der Stadt, trägt noch heute die Spuren davon.) Geißbart und Pfauentritt nebst den übrigen Anführern nahmen sogleich den gemeinen Schatz in Beschlag, aber sie dachten nicht daran, das Geld für dringende Fälle aufzubewahren, sondern sie teilten sich brüderlich darein und riefen spottend dabei aus: es habe keine Not, der

Hause wachse über Nacht wieder. Die Gefängnisse wurden geöffnet, Diebe und Mörder mischten sich unter die rasende Menge und vermehrten durch Blutgier und Rachedurst den Wahnsinn zur höchsten Stufe.

Der Teil der Bürgerschaft, welcher an dem Aufruhr nicht teil genommen hatte, rottete sich nun ebenfalls zusammen, um Hab und Gut vor der Wut der Empörer zu beschützen. Die Metzger vorzüglich versammelten sich in ihrem Fleischhause, um sich von dort aus zu wehren. Nachdem auf dem Rathaus sich niemand vorgefunden hatte, der dem allgemeinen Grimm hätte geopfert werden können, zog der größte Teil ab und verteilte sich in die Wohnungen der Patrizier. Sie wurden erstürmt; was nicht weggebracht werden konnte, ward zerschlagen und zertreten, geplündert und geraubt alles, was nur einigen Wert hatte. Die Personen, die darin zurückgeblieben, fielen, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, der entmenschten Masse zum Opfer, und die empörendsten und ausschweifendsten Grausamkeiten krönten das begonnene Werk. Keller, Böden und Speicher wurden nach den entflohenen Ratsherren durchsucht, und obgleich viele in verstellter Kleidung, auf Mistwägen, sogar als vermeinte Leichen aus der Stadt entrannen, wurden doch einige von dem tobenden Pöbel auf der Flucht ereilt, mißhandelt und gemordet.

Und als nun der Tag zu Ende und die beträchtliche Beute in Sicherheit gebracht war, ließen die Pfaffen in allen Kirchen ein feierliches: Te Deum laudamus! anstimmen, und dann zerstreuten sich die Massen, um in Weinhäusern, Trinkgelagen und liederlichen Orten auf ihren Lorbeeren auszuruhen und die Früchte des Siegs in Sorglosigkeit zu genießen. —

Schon in der Mittagsstunde hatte der glücklich nach seinem Hause gelangte Jude Abraham Ben Ismael sein kostbarstes Gut in einem verborgenen Winkel des Kellers verscharrt, Weib und Kind der Obhut der Verwandten, zunächst dem Fleischhause, übergeben und ihnen bedeutet, bei der ersten drohenden Bewegung sogleich dort hinein zu flüchten, weil die Fleischerzunft sich bereits zur Opposition gebildet hatte und alle Flüchtlinge ohne Unterschied in den großen Hallen ihres Verkaufshauses aufnahm. Dann war er mit seinem Neffen Aaron abermals nach dem Bonersberge geeilt, um womöglich auch seinem Wohlthäter bei der Flucht behilflich zu sein. Die drohende Gefahr hatte alle Scheu vor der ehrlosen Klasse der Juden aufgehoben, und unangefochten gelangten beide bis zum Prunkgemach des Hauses, wo der Herr von Grundherr sich noch befand, beschäftigt, die Kostbarkeiten und Altertümer zu verwahren, aber immer noch unentschlossen, wohin er sich mit seiner Tochter wenden solle. Denn der Verlobte derselben, der junge Ludwig von Volkamer, war vor einer halben Stunde nach dem Hause seiner Eltern geeilt, um auch ihnen einen sicheren Zufluchtsort zu verschaffen.

„Verzeiht, gestrenger Herr,“ sprach Abraham, als er eintrat, „aber die Empörer haben eben erbrochen das Rathaus, und wenn Ihr noch zögert eine Viertelstunde, so seid Ihr unrettbar verloren.“

„Aber wohin flüchten?“ rief der Rat. „Ich finde hier nirgends einen Ort, der uns vor der Wut des Pöbels verbirgt, und aus der Stadt können wir nicht mehr.“

„Vertraut Euch mir, Herr,“ versetzte der Jude, „und der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs wird mir verleihen Kraft, Euch zu führen, wo Ihr geborgen seid für den Augenblick.“

„Nun wohl, meine Tochter,“ wandte sich der Herr resigniert zu Margareten, „so laß uns diesem alten Mann folgen, der, obgleich nur ein Jude, besser ist als Tausende von Christen.“

„Aber Ludwig?“ rief das Mädchen weinend und händeringend; „wenn er zurückkehrt und uns nicht mehr findet?“

„Es ist wahr,“ sprach der Patrizier, „wir müssen ihn noch erwarten.“

„Es wird zu spät, Herr!“ wandte der Jude dringend ein. „Wenn Ihr noch verzieht fünf Minuten, so seid Ihr unrettbar verfallen den blutgierigen Meuterern, und ich vermag Euch dann keine Hilfe mehr zu leisten.“

„Aber ich kann nicht fort!“ schluchzte Margarete. „Sei auf Deine Rettung bedacht, lieber Vater, und erhalte Dich der Stadt, die Deiner bald wieder bedürfen wird, aber mich laß hier bleiben und meinen Ludwig erwarten, wäre auch die nächste Stunde die meines Todes.“

Der Vater wollte sich nicht von der Tochter trennen, bis auch hier das Genie des Juden auf einen Ausweg führte. „Fräulein!“ sprach er, „Ihr ward einst gütig gegen mich und habt mir die Thüre geöffnet, von der man mich gestoßen; Ihr sollt nicht fallen in die Krallen des Tigers. Meines Bruders Sohn, der Aaron, erwartet mich draußen, und ich will ihm sagen, daß er eile zu dem Hause Eurer Schwäher und sie und den Junkherrn gleichfalls dahin bringe, wohin ich mit der Hilfe des großen Gottes Adonai Euch zu führen hoffe; aber nun zögert nicht mehr und vertraut Euch mir.“

Und als der Vater ihr ebenfalls zugesprochen, warf sie schnell einen Mantel über, der Herr desgleichen, dann schlichen die drei zur hinteren Pforte hinaus, durch die Paniersgasse und an der Burg vorüber. Als sie aber auf den Milchmarkt kamen, stand ein Haufen Volks beisammen und betrachtete neugierig die drei Flüchtigen. Doch diese hüllten sich tiefer in die Mäntel und schritten eilends an dem St. Sebaldushofe vorbei in die Winklersgasse zunächst dem Fleischhause. Da rief plötzlich einer aus der Rotte, ein Lumpensammler aus Wöhrd: „Bin ih verdammt, das war der Mauschel, der Abraham, den wir im Dominikanerkloster das Fell gegerbt haben!“ Und ein anderer aus dem Jakoberviertel: „Daneben ging der

stolze Grundherr, der Bürgermeister, oder ich will des Teufels werden!" „Auf, sie zu fahen," johlte der ganze Haufe, und wutbrüllend rannte alles durcheinander.

Indessen hatten die Flüchtigen mit Aufbietung aller Kräfte einen tüchtigen Vorsprung gewonnen und befanden sich schon an den Thoren des Asyls, als die Rotte die Straße herabstürmte. „Auf! Um Gotteswillen," rief der Jude und pochte mit mächtigen Faustschlägen an die geschlossene Pforte. Da rief es innen: „Auf der Fleischbrücke ist der Eingang!" und fort rannten die Geängstigten, die Verfolger an den Fersen. Und als sie atemlos das Thürlein erreicht hatten, und der nächste Schritt sie in Sicherheit brachte, standen auch schon die Verwegensten des Volks an der geöffneten Thüre, um ebenfalls mit einzudringen. Aber es streckten sich ihnen blutige Beile entgegen, nervige Fleischerarme schwangen dieselben hoch im Kreise und drohten, jeden Nähertretenden zu spalten. Bestürzt wichen die Aufrührer zurück, um Verstärkung herbei zu holen.



Eine Jüdin.
(Aus Throff's Nürnberger Trachtenbuch.)

Schon waren die Hallen des Fleischhauses größtenteils mit Flüchtigen angefüllt, die vertrauensvoll zu der kleinen Schar ihrer mutigen und fürchterlich bewaffneten Verteidiger aufblickten. Auch der Herr von Grundherr nebst seiner Tochter mischte sich unter die Geretteten und fand viele, die, erfreut ob seines Daseins, ihm die Hand drückten und mit reger Teilnahme Platz zur Ruhe darboten.

Abraham Ben Ismael war unterdessen durch die Reihen geschlichen, um nach Weib und Kind zu spähen; da saß, entfernt von den übrigen, das kleine Häuflein der Juden in einem Winkel, unter ihnen Rebekka mit dem kleinen Moses. Und freudig schlug das Herz des Gatten und Vaters in der Brust, und er fiel nieder und dankte laut dem Gott seiner Väter, genannt Jehova.

Als nun noch eine Stunde verflossen war, tönte um die Pforten des Fleischhauses ein dumpfes Brausen, und wütende Stimmen begehrten Einlaß, um die hieher geflüchteten Patrizier zu ergreifen und zu würgen. Als das Gewerbe der Metzger ihnen solches verweigerte, schlugen sie mit Keulen und Hämmern an die schweren Thüren, die Opfer mit Gewalt zu erlangen; aber die Pforten waren fest und widerstanden jedem Angriff, und wie sie nun durch das kleine Thürlein bei dem Schleifersteg einzudringen versuchten, machten die Belagerten einen kühnen Ausfall, schlugen etliche zu zu Boden und trieben die übrigen in die Flucht.



Ein Jude.
(Aus Throff's Nürnberger Trachtenbuch.)

Der Abend war so hereingebrochen und forderte viele der Geretteten auf, nach den Ereignissen des stürmisch verlebten Tages die Ruhe zu suchen. Da schafften die wackeren Fleischer Ochsen-, Schaf- und Kälberfelle in Menge herbei und bereiteten Lager, daß jedermann weichgebettet auszuruhen vermöge. Nur den Bürgermeister von Grundherr und seine Tochter floh die Ruhe; sie saßen Hand in in Hand neben einander, und Margarete weinte im Stillen. Denn Aaron war vor einer Stunde zurückgekehrt und hatte die Kunde gebracht, daß er das Haus des Kaufmanns Volkamer leer gefunden und trotz aller Nachforschungen in der Nachbarschaft nicht vernommen habe, wo sich die Familie hingeflüchtet. Das machte die Verlobte des jungen Volkamer sehr betrübt, und sie klagte sich jetzt an, daß sie sich habe bereden lassen, und nicht die Rückkehr des Geliebten erwartet. Obgleich der Vater sie zu trösten versuchte, so bemeisterte sich doch seiner eine große Unruhe ob des Schicksals der ihm so nahe befreundeten Familie.

So verstrich die Nacht. Mit dem frühesten Morgen hielten die Ältesten des Fleischergewerbes einen Rat, um zu beschließen, was mit ihren Schützlingen geschehen könne. Für die Dauer durften sie nicht im Fleisch-

hause bleiben, das war einleuchtend, und doch fanden sie nirgends sonst Schutz vor der Wut des ergrimmten Pöbels. Der einzige Ausweg war, sie aus der Stadt nach Heideck zu schaffen, und wie dies zu bewerkstelligen, bedurfte bei diesen mutigen Leuten keiner langen Besinnung. Sie schickten einen Abgeordneten an das Gewerbe der Messer- und Waffenschmiede, welches gleichfalls der alten Ordnung treu geblieben war, und ließen solches ersuchen, ihnen beizustehen in der Unternehmung. Dies wurde auch sogleich zugesagt, und bald darauf rückte die ganze Zunft, schwerbewaffnet, vor das Fleischhaus. Hierauf nahmen die beiden wackeren Gewerbe die armen Bedrohten in ihre Mitte und zogen so durch die Straßen hinaus gen Heideck. Zwar versuchten die Rebellen mehrmals den Zug anzugreifen, aber die drohende Waffenwand, die sich ihnen von allen Seiten entgegenstreckte, kühlte schnell den Mut der Feiglinge wieder ab. Sie begnügten sich, dem Zuge mit Spottreden zu folgen und zuweilen Steine darunter zu schleudern, die aber wenig Schaden anrichteten.

Schon eine halbe Stunde vom Thore ab kam ihnen der Herr von Heideck mit hundert Reisigen entgegen und nahm die sämtlichen Flüchtigen in Empfang. Den treugebliebenen Gewerben dankte er für ihr wackeres Handeln und versprach, bei dem Kaiser ihre Dienste ganz besonders zu erwähnen. Und so war denn der größte Teil derjenigen, die der neuen Republik als blutige Grundveste dienen sollten, gerettet und in Sicherheit. Die Metzger und Waffenschmiede aber zogen wieder in die Stadt zurück.

Als Ludwig Volkamer von seiner jungen Verlobten geeilt war, um den alten Eltern bei der Flucht behilflich zu sein, fand er bereits das ganze Gebäude leer und ausgestorben. Heftig schrak er zusammen, denn es drängte sich ihm sogleich der Gedanke auf, daß sie vielleicht schon eine Beute des mordlustigen Pöbels geworden seien. Als er aber in den ersten Stock gestiegen war und alles noch in der größten Ordnung fand, nirgends die Hand des Raubes und der Zerstörung an Kommoden und Behältern, da schien ihm wahrscheinlicher, daß sie einen Weg zur Rettung gefunden haben könnten, und nun schickte er sich an, zu seinem Schwäher zurückzukehren und ihm und der Geliebten zur Flucht behilflich zu sein.

Plötzlich tauchte hinter einem mächtigen Behälter ein verzerrtes Gesicht auf, stierte ihn mit komischdummen Augen an und brach dann in ein helles Gelächter aus. „Elias!“ rief der Junkherr, erfreut, eine lebende Seele zu treffen, von der er Nachrichten über seine Eltern einziehen konnte; „Elias, was treibst Du hier für launige Kurzweil? Komm hervor, Du Schalksknecht!“

Über einen Berg von aufgehäuften Folianten stolperte jetzt eine kleine, buckliche Figur in das Zimmer und stellte sich mit verschlungenen Armen vor den Sohn des Hauses. Dem jungen Patrizier schien in dem

Betragen des Kleinen durchaus nichts Auffallendes zu liegen, denn so groß auch seine Ungeduld war, so wartete er doch in Ruhe die verschiedenen possierlichen Bewegungen desselben ab. Als aber der Geselle sich dieses Privilegium im größten Umfange zu nutze zu machen suchte, die spärlichen Haare wohlgefällig sich vom Hinterkopf über das Glätzchen in die Stirne strich, sich stolz in die Brust warf und mit der Grazie eines Pfaues schweigend im Zimmer auf und ab stieg, da riß dem Junkherrn doch der Geduldfaden ab, und er sprach unwillig:

„Nun, Du heilloser Gauch, warum sprichst Du nicht? Was soll diese Narretei? Rede, Du hochfahrender Gesell, wo sich meine Eltern befinden, oder ich lasse Deine Rippen Bekanntschaft mit der flachen Seite meines Schwertes machen.“

„Haha!“ lachte dieser. „Ihr kommt zu spät, Junkherrlein, viel zu spät. Da ist der Herr Vetter drüben in der Krötenmühle, — haha! ein lustiger Herr Vetter! — kommt der wie ein Satan mit dem Mühlwagen vor das Haus gejagt, bringt unter zwanzig vollen ein Dutzend leere Säcke mit, haha! der Herr Rat nebst Gemahlin, die Jungfer Schwester auch dazu, mein Papa als treuer Haushofmeister, das übrige Gesindel ebenfalls schlüpft ganz bedächtig hinein, läßt sich von den groben Mühlknechten hinaus auf den Wagen werfen, ein Tuch wird darüber gespannt und hussah, hollah, geht's die Straße hinab, wenn ich nicht irre, zum Thor hinaus, und in Heideck soll abgeladen werden.

„Dem Himmel Dank, sie sind gerettet!“ rief Ludwig erfreut; „doch Elias, weshalb bist Du noch hier?“

„Haha!“ grinste der Gefragte, indem er mit stolzer Zuversicht das Haupt emporwarf, „bevor der gestrenge Herr Rat als Mehlsack auszog aus dem Land der Pharisäer, nahm er mich liebreich bei dem Ohr und sprach: „Elias, würdiger Prophet! Dich habe ich auserlesen, zu weilen in dem Lande der Philister. Sei ein treuer Hort in Juda und mische Dich unter die Edomiter und Samariter, und wenn es Dir möglich ist, so gib uns Kunde von ihrem gottverfluchten Treiben und Wandeln. Wenn mein Sohn nochmals zurückkommt in mein Haus, so unterrichte ihn von dem, was ich gesagt, und weise ihn an, daß er sich flüchten solle gen Heideck. Und nachdem er also gesprochen, warf man ihn hinaus auf den Wagen. Haha! Junkherrlein, nun wißt Ihr mein Amt!“

Mit Aufmerksamkeit hatte Ludwig den Worten des Kleinen zugehört. „Wie?“ dachte er, „wenn ich nun ebenfalls zurückbliebe und so der guten Sache am nützlichsten wäre? Ein Pflaster aufs Auge, ein anderes Haar, ein gemeiner Anzug würde mich entstellen; ich könnte mich unter die Reihen der Empörer mischen, ihre Pläne durchschauen, und Elias wäre am geschicktesten, sie den treuen Dienern des Kaisers zu überbringen. Was soll

ich in Heideck? Thatlos dem Verderben meiner Geburtsstadt zuschauen? Nein! ich bleibe und diene so allen am besten.“

Hierauf teilte er dem Diener seinen Entschluß mit, den dieser auch von Herzen billigte, und nach Verlauf einer Stunde trat ein gänzlich entstellter, zerfetzter Mensch aus dem Volkamer'schen Hause und eilte nach dem Bonersberg, um dort ebenfalls zu retten, was möglich. Er kam auch hier zu spät. Der Pöbel hatte bereits das Haus in Besitz genommen und wirtschaftete darin auf greuliche Art. Thüren, Behälter, Spiegel, Möbeln waren zerschlagen, geraubt alles, was nur den geringsten Wert besaß, und dazwischen tönte das Johlen und Schreien der Plünderer, die sich selbst wieder mit Gewalt das Gestohlene aus den Händen rissen.

Ludwig stand wie erstarrt bei diesem Anblick. Da schlug ihn plötzlich ein Rotschmied mit kräftiger Faust auf die Schulter und rief: „Nun was gaffst Du? Du siehst mir auch nicht aus, als ob Dein Weg Dich weit vom Galgen abgeführt habe, deshalb greif' zu, es ist doch alles uns nur gestohlen.“

Diese Worte brachten den jungen Patrizier in seine Rolle zurück. Er zwang sich zu einem rohen Gelächter und rief, einschlagend in die nervige Rechte des Rußigen: „Hast recht, Brüderlein! und solche Bürgerlust wächst nicht alle Tage, und ich will nicht umsonst von Zirndorf hereingestolpert sein, um mit leeren Taschen wieder abzuziehen!“

„Brav, Zirndorfer!“ wieherte der Rotschmied. „Hast Du überdies Lust, Geschlechterblut zu saufen, so komm mit zum Fleischhaus, da gibt's Gelegenheit.“

„Warum dort?“ forschte Ludwig unbefangen.

„Na, da haben sie sich hingeflüchtet die Verräter, und die Metzger geben ihnen Schutz. War ich doch selbst dem Filz, dem das Haus da gehört, auf den Fersen und habe ihn gesehen, wie er sich mit dem Juden Abraham, dem vermaledeiten Hund, und einem Frauenzimmer, ich meine, es war seine Tochter, zu den Fleischern geflüchtet hat.“

„Und Ihr habt sie nicht erwischt?“ fragte Ludwig mit bangem Herzklopfen.

„Den Alten hatte ich am Mantel, als er über die Schwelle trat,“ wieherte der andere, „da legte sich aber schnell ein geschliffenes Beil dazwischen, und ich ließ los, um die Hand zu retten.“

„Gott sei gedankt!“ rief der junge Mann, sich selbst vergessend, mit heiliger Rührung.

„Was sagst Du da?“ brauste der Rußige auf und faßte ihn mit athletischer Kraft bei der Brust.

„Narr!“ sprach Ludwig, und das Lachen der Todesangst drang über seine Lippen, „ich dankte Gott, daß wir ihn noch in der Stadt haben,

denn entschlüpfen kann er uns so nicht." „Bewahre!" versetzte der andere beruhigt; „doch nun komm', denn es wird jetzt das Fleischhaus gestürmt." Und er faßte den neugewonnenen Kameraden am Arm und zog ihn mit sich fort auf den Markt. Daß der Sturm mißlang und ebenso die Flüchtlinge unangetastet aus der Stadt entkamen, ist bereits erzählt. Ludwig sah seinen Schwiegervater, sah seine Braut unter ihnen, ohne daß sie ihn erkannten oder unter dem Haufen vermuteten, und nachdem er sie außer aller Gefahr sah, kehrte er in die Stadt zurück, um zum Besten der Vertriebenen so viel als möglich zu handeln.

Sein Weg führte ihn zum Rathaus, wo die Anführer der Revolution darauf bedacht waren, der vortrefflichen Republik die gehörige Form zu geben. Da alle Bande der Ordnung sich aufgelöst hatten, so konnte er sich mit Leichtigkeit bis zum großen Saal drängen, in welchem die Wahl der neuen Räte stattfand. Daß diese dem Ganzen angemessen war, ließ sich im voraus vermuten, und mit verhaltener Wut mußte der junge Patrizier die Stühle der Räte und Bürgermeister von Subjekten besetzt sehen, die erst aus dem Kot herausgetreten waren; Geißbart und Pfauentritt thronten jedoch an der Spitze des städtischen Konsulats.

Die Regierung selbst war nicht viel besser, als die Wahl der Regierenden. Kein Archiv und keine Schatzkammer fand sich mehr vor; ersteres war verheert, letztere geplündert worden. Den Bürgern mußte Wort gehalten werden; keine Steuer, keine Auflage durfte die Freien bedrücken; und weil sich die Reichsten und Angesehensten aus der Stadt geflüchtet hatten, so war nicht einmal abzusehen, wovon die dringendsten Ausgaben bestritten werden sollten. Die Gesetze und Verordnungen wurden verlacht. Der dem alten Rat treu gebliebene Teil der Bürgerschaft erkannte den Rat der Rebellen nicht für seine Obrigkeit, und der rebellische Haufe hielt die Personen, aus welchen er bestand, weder für mehr noch weniger als seine Kameraden und befolgte ihre Befehle nicht eher, als bis es ihm gefällig war. Deshalb suchte sich der neue Rat durch immer größere Bewilligungen bei den Zünften einzuschmeicheln, und Trinkstuben für jedes Gewerb, festliche Aufzüge durch die Straßen etc. waren die Folge davon. —

Dem erkünstelten Eifer Ludwigs war es gelungen, einen Posten als Thürsteher am großen Rathaussaale zu erhalten, und von hier aus gelangte alles Wissenswerte durch den kleinen Elias, der sich unter den Trümmern seines Herrenhauses ein Nestlein gebaut hatte und wöchentlich einen Ausflug machte, an die Vertriebenen in Heideck, welche dann auch ihrerseits wieder Gegenmaßregeln ergriffen. So war Ludwig Zeuge sämtlicher Ratsversammlungen und unter andern auch derjenigen, in welcher der Beschluß gefaßt wurde, die Stadt auf eine Stunde im Umfang zu erweitern. Nichts charakterisiert die damalige Beschaffenheit der Regierung mehr als

dieses an Narrheit grenzende Unternehmen. Eine Stadt, deren Bürger gegen einander unter den Waffen stehen, die keinen Fond hat, wo Obrigkeit, Gerechtigkeitspflege und Polizei nur leere Namen und dem Angriff jedes Gassentreters ausgesetzt sind, wo Handel und Industrie gänzlich darnieder liegt, kurz allenthalben Anarchie herrscht, — eine Stadt vergrößern zu wollen, daß Poppenreuth und Ziegelstein in die Ringmauer eingeschlossen werden und die Burg die Mitte der Stadt bildet, das kann nur von Wahnsinnigen gedacht und beschlossen werden. Wirklich begannen sie auch die Ausführung; allein die kurze Dauer der Rebellenregierung ließ sie nicht weit vorschreiten, und später wurden auf Befehl des Kaisers sämtliche von ihnen erbaute Gebäude wieder von der Erde vertilgt.

Eines Tages stand der Sohn des reichen Handelsherrn von Volkamer wieder auf seinem Posten an der Thüre des Saales, als ein ausgesendeter Trupp Stadtsöldner mit einem Gefangenen erschien, der sogleich vor den versammelten Rat geführt wurde. Ludwig trat, weil man es mit den Zeremonien durchaus nicht genau nahm, ebenfalls mit ein und faßte, statt an der äußeren, an der inneren Thüre Posto. Der Gefangene war ein Knappe des kaiserlichen Kommissärs Konrad von Heideck und nannte sich Hennicke. Er wurde mit den fürchterlichsten Martern und dem schmählichsten Tod bedroht, wenn er nicht einen heiligen Eid schwören würde, seinen Herrn zu verraten und in ihre Hände zu liefern. Hennicke, der den sicheren Tod vor Augen sah, schwur, was sie ihm vorsagten, und meldete zu gleicher Zeit, daß sein Herr am St. Johannistage in ritterlichen Geschäften nach Roßstall reiten würde, daß sie ihm da auflauern könnten, und versprach, bei seiner Annäherung ein Zeichen zu geben, damit sie wüßten, wann der rechte Augenblick gekommen sei. Die Ratsherren waren mit diesem Vorschlag zufrieden und entließen den Knecht, hocherfreut, den ihnen verhaßten Kommissär des Luxemburgers in ihre Gewalt zu bekommen und zugleich eine Geisel zu besitzen, die bei dem allenfallsigen Umschwung der Dinge ihren Rückzug decken könnte.

Ludwig hörte mit Abscheu dieses schändliche Komplott an und beschloß, es zu vernichten, koste es, was es wolle.

Auf Schloß Heideck hatte sich unterdessen der größte Teil der vertriebenen Nürnberger zusammengefunden, und alle wurden von dem Besitzer desselben freundlich aufgenommen und gastfrei bewirtet. Die Nachricht, daß Kaiser Karl sich rüste, um die Nürnberger Rebellen zu bestrafen, hatte auf Heideck allgemeine Freude bereitet, und recht bald hofften die Herren, in ihre Vaterstadt zurückkehren zu können.

Der Bürgermeister, Kaspar von Grundherr, bewohnte mit seiner Tochter und den Eltern Ludwigs einige Zimmer des linken Schloßflügels; allein die Freude über die Rettung aus der Todesgefahr war in ihr Asyl

nicht mit eingekehrt, weil von Ludwig in den ersten Wochen alle Nachrichten ausgeblieben waren, und man denselben ermordet wähnte. Seine Braut, die schöne Margarete, welkte sichtlich dahin; weder die Trostworte ihrer Eltern, noch der schwache Strahl von Hoffnung, der immer noch in ihrem Innern glimmte, konnten ihr Ruhe geben; bleich und mit thränenden Augen saß sie tagelang am Fenster und blickte unverwandt nach der Gegend, woher der Geliebte kommen mußte. Da erschien endlich der kleine Elias mit seinen Nachrichten, und mit ihm kehrte auch die Zufriedenheit in die befreundeten Familien zurück. Aber dringend ließ Margarete den Geliebten auffordern, sich nicht länger der Gefahr auszusetzen, sondern aus der geächteten Stadt zu fliehen und in ihre Arme zu eilen.

So ergingen sich auch eines Tages die beiden Freundinnen in dem großen Schloßgarten, als sich ihnen ein armselig gekleideter Mann näherte und um ein Gabe bat. „Dank, schöne Jungfrauen,“ sprach er, nachdem er sie erhalten; „möge Euch der Himmel Glück dafür verleihen und Euch recht bald das bescheren, was Ihr liebt. Wenn mich mein einziges Auge nicht trügt, — denn das andere haben mir die Schurken in Nürnberg herausgeschlagen — so seid Ihr ja die Tochter des Herrn Bürgermeisters von Grundherr?“

„Ich bin's!“ versetzte Margarete. „Woher kennt Ihr mich?“

„Wer sollte Euch nicht kennen, mein schönes Fräulein?“ versetzte der Bettler schlau, „spricht man doch von Euch sechs Meilen in der Runde. Komme eben aus Nürnberg, wo ich mich seither versteckt aufgehalten, und wie ich so zum Thor herauswandele, ruft mir einer zu, der wahrscheinlich jetzt schon lange zwischen Himmel und Erde baumeln wird (denn der Stöcker war in seinem Geleit): „Heda Gesell! wenn Du gen Heideck ziehst, so nimm hier dies gülden Ringlein mit und sage meiner Braut, der —“ aber da riß ihn der Stöcker mit sich fort, und er hatte kaum Zeit, mir das Reiflein herüber auf die Straße zu werfen. Ich hob es auf und trug's hieher, weil ich aber nicht weiß, wen er gemeint hat, und wer eigentlich seine Braut ist, so seid Ihr wohl so gut, es zu bestellen.“

„Gott! von Ludwig!“ rief Margarete erbleichend, nachdem sie den Reif betrachtet. Es war ein Verlobungsring.

„Sprecht, um Gotteswillen sprecht!“ rief Kunigunde weinend dazwischen, „ist es Wahrheit, daß der Ring aus seiner eigenen Hand kommt?“

„Aus seiner eigenen!“ versetzte der Bettler trocken.

„Aber wo, sagt Ihr, daß mein Bruder sei?“

„Hier!“ antwortete der Entstellte, indem er Perücke und Pflaster abzog und die Geliebte in seine Arme schloß.

„Ludwig!“ schluchzte das Mädchen an seiner Brust; „ich hätte des Todes sein können. Warum erschreckst Du uns so?“

„Närrchen, ich habe Dir nur zeigen wollen, daß mich niemand unter dieser Larve erkennen kann; war ich doch selbst denen, die mir so nahe stehen, fremd.“

Und nun schloß er Geliebte und Schwester nochmals ans Herz; dann ging es im Triumph hinauf zu den Eltern, um die Freude vollkommen zu machen.

Bald darauf trat der junge Patrizier in das Zimmer des kaiserlichen Kommissarius Konrad von Heideck. „Ah! mein junger Freund!“ rief ihm dieser, ein kräftiger, kolossaler Mann, entgegen, „Ihr habt uns wichtige Dienste bisher geleistet; ich möchte fast wünschen, Euch noch länger in der Stadt zu wissen, damit uns auch ferner die Thorheiten des unvernünftigen Volkes nicht fremd bleiben.“

„Ich habe dafür gesorgt, gestrenger Herr,“ versetzte Ludwig; „mein bisheriger Bote, unser kleiner Diener Elias, eignet sich ganz vortrefflich zu einem Spürhund, und Ihr werdet deshalb auch in Zukunft nicht schlechter bedient werden.“

„Bringt Ihr vielleicht etwas von Belang?“ forschte der Ritter.

„So viel, daß ich mich selbst aufmachen mußte, um es Euch ganz sicher zugestellt zu wissen.“ Und nun erzählte er ihm, was er vor zwei Tagen in der Ratsversammlung gehört hatte.

„Daß Dich der Satan . . !“ rief Herr von Heideck wütend, nachdem er alles vernommen. „Wartet, Ihr hochweisen Herren, ich will euch den Braten dermaßen salzen, daß ihr nicht Wasser genug in der Pegnitz finden sollt, um den Durst zu löschen. Und der Hennicke? Der Schuft hält seinen Eid und läßt mich ins Verderben laufen! He! Knechte! Schafft mir Hennicke herbei. Doch nein! Ich will den Kerl anders fangen, aber wehe ihm dann. Euer Dienst ist mir unbezahlbar, junger Mann, und ich kann ihn mit nichts sonst als dem Versprechen vergelten, dereinst diese Schuld auf gleiche Weise abzutragen, heißt das, wenn Ihr es nötig habt.

„Durch die freundliche Aufnahme meiner Verwandten und Mitbürger habt Ihr schon alles doppelt zurückgezahlt, Herr Ritter,“ versetzte Ludwig, in die Rechte des Herrn von Heideck einschlagend.

„So laßt uns denn nicht zaudern, der Nürnberger Pfiffigkeit Heidecker List entgegenzustellen.“ Hierauf gebot er dem jungen Mann über die ganze Sache tiefes Stillschweigen zu beobachten und den Plan zur Ausführung ihm allein zu überlassen.

Der Morgen des St. Johannistages erschien. Der Herr von Heideck hatte seine sämtlichen Gastfreunde zu sich in den Prunksaal bitten lassen, und hier teilte er ihnen mit, daß er notwendiger Geschäfte halber gen Roßstall reiten müsse. Nachdem sie ein treffliches Frühstück zu sich genommen hatten, ließ der Schloßherr noch den großen Ehrenpokal bringen

und trank dann in der Runde mit seinen Gästen auf ein frohes Wiedersehen. Unterdessen war sein Leibknappe, der Hennicke, hereingetreten, um zu melden, daß die Pferde gesattelt seien. Da reichte der Ritter auch ihm den Becher und sprach: „Trink' auch einmal, Hennicke! Wie wird es uns ergehen, wenn die Schälke von Nürnberg hinter uns kommen sollten? He?" Dabei blickte er ihn so durchdringend an, daß der Knappe zitterte, blaß wurde und den Pokal fallen ließ. Der Ritter stellte sich erstaunt, die übrigen Herren waren es in der That, aber Hennicke fiel dem Gebieter zu Füßen und gestand alles, was er wußte. Da verzieh ihm der Herr von Heideck und befahl, daß er das abgeredete Zeichen nur immer geben sollte; den jungen Volkamer aber nahm er bei Seite und sprach lange angelegentlich mit ihm. Als er sich nun aufs Roß schwang und den Nürnberger Herren noch ein Valet zurief, baten ihn diese, ihre Begleitung anzunehmen; er aber dankte und sprengte, bloß von Hennicke begleitet, zum Thor hinaus. —

Es war schon Nacht, als der Herr von Heideck durch den Reichswald ritt, seiner Burg zu. Wie er nun in der Gegend von Feucht auf eine Lichtung kam, steckte ihm sein Knappe, daß es Zeit sei. Da befahl ihm der Ritter, das Zeichen zu geben. Hennicke schlug dreimal mit dem Schwertknauf an seinen Schild, daß es weit in die Nacht hineinhallte, und kurze Zeit darauf sahen sich beide von einer großen Menge bewaffneter Nürnberger umringt, die dem Ritter zuriefen, sich zu ergeben.

Herr Konrad hielt sein Roß an und sprach: „Seid Ihr Reichsstädter?"

„Ja! Wir sind ehrliche Nürnberger!" riefen hundert Stimmen zugleich.

„Ihr?" versetzte der Ritter, „Ihr, ehrliche Nürnberger? Diebe seid Ihr, Buschklepper und Wegelagerer, die arglosen Reisenden auf den Dienst lauern. Laßt mich fürder ziehen, oder es könnte Euch schlimm bekommen."

Da trat ein dicker Weinschröter hervor und rief: „Du Heidecker willst uns noch drohen? Herunter vom Gaul und mit nach Nürnberg! Magst zusehen, wie sich's vor'm Frauenthor so angenehm zwischen Himmel und Erde leben läßt; herunter sag' ich Dir, damit ich heimreiten kann. Ich will nicht drei Stunden hergelaufen sein, um wieder drei Stunden heimzulaufen."

Hierauf versetzte der Ritter: „Ihr rebellischen Hunde wollt einen ehrbaren Ritter des heiligen römischen Reichs aufhängen? Kennt ihr denn nicht das Sprüchlein:

„Die Nürnberger hängen keinen,
Sie hätten ihn denn zuvor."

Ich sage Euch zum letzten Mal, packt Euch heim und betet zweihundert Paternoster auf den Weg, aber mich laßt nun weiter."

Da erhob sich ein dumpfes Gemurmel unter den Versammelten, und sie traten näher, um ihn zu greifen; aber der Herr von Heideck stieß dreimal in sein Hifthorn, und in demselben Augenblick sahen sich die bestürzten Reichsstädter rings von Reisigen umgeben.

„Ergebt Euch!“ rief der Ritter, „oder Ihr seid des Todes!“ Viele stürzten auf die Knie, aber einige Mutige zogen die Schwerter, um sich ehrlich durchzuhauen. Einigen gelang es, die meisten wurden zurückgeschlagen, niedergeworfen und dann sämtlich, zweihundert an der Zahl, gefesselt. Hierauf ließ der Ritter zur Heimkehr das Zeichen geben und die Gefangenen nach dem Eichelberge transportieren mit der Verheißung, daß mit Anbruch des nächsten Morgens ihnen das Urteil gesprochen werden sollte.

Als nun der ganze Haufe gefesselt und unter starker Bewachung die Nacht auf dem Berge zugebracht hatte, erschien des andern Tages Herr Konrad von Heideck in Begleitung seiner Nürnberger Gäste. Mit Grimm übersah er den Haufen Gesindel, dann sprach er: „Weil Ihr Euch erfrecht, in mir den Namen des römischen Kaisers zu beschimpfen und mich, einem gemeinen Verbrecher gleich, hängen zu wollen, so habt Ihr dadurch Euer eigenes Urteil gesprochen. Hängt sie samt und sonders auf,“ wandte er sich zu seinen Knechten, „denn die Schälke verdienen nichts Besseres.“

Da erhoben die armen Gefesselten ein großes Geschrei und baten um Gnade; aber der Ritter war unerbittlich und wich nicht von der Stelle, bis einer nach dem andern an den Bäumen des Berges hing. Unter dem verschiedenen Lamento der Gefangenen rief auch ein junger Mensch: „Habt Erbarmen mit mir, Herr Ritter! ich bin der Görg Spengler. Seid Ihr doch von meinem Vater, so oft Ihr nach Nürnberg kamet, gastlich aufgenommen worden, und ich habe Euch bedient und stets Eurer geachtet.“

Und Herr Konrad versetzte: „Weil Du, dem ich so oft mein Leben anvertraut habe, nach meinem Leben getrachtet hast, so will ich Dir auch eine besondere Gnade erzeigen.“ Hierauf befahl er, daß man ihm die ganze Execution mit ansehen lassen und ihn dann an dem höchsten Baum aufhängen sollte. Als der Mittag herbeikam, war unter tausend Flüchen und Verwünschungen der armen Verurteilten das ganze Werk geschehen.

Die Nürnberger Herren hatten diese Grausamkeit des Ritters nicht gebilligt und mehrmals ihn gebeten, abzustehen von solchem Verfahren; aber der Herr von Heideck blieb unerbittlich und meinte, daß es um solche Schälke nicht schade wäre. Am meisten war der junge Volkamer entrüstet, weil er der Anführer der Reißigen war, die die Reichsstädter eingefangen hatten. Nur die dringendsten Bitten seiner Braut und seiner Eltern vermochten ihn auf dem Schlosse zurückzuhalten.

Der Jude Abraham Ben Ismael war schon drei Tage nach der ausgebrochenen Revolution, trotz der drohenden Gefahr, die über ihm schwebte,

nach Nürnberg zurückgekehrt. Die Aussage mehrerer Flüchtlinge, daß der beschlossene Vertilgungskrieg gegen die Juden vorderhand unterblieben sei, spornte ihn an, wenigstens seine vergrabenen Schätze aus dem Bereich der schlummernden Raubtiere zu bringen.

So schlich er sich den dritten Tag bei einbrechender Dunkelheit in die Stadt, und sein erster Gang führte ihn vor das Haus des Oberrabbiners, wo er, als Glaubensgenosse sogleich erkannt, Eintritt erhielt.

„Abraham! Gott, Abraham!“ rief ihm der erstaunte Rabbi entgegen; „wo seid Ihr gewesen seit zwölf Wochen, wo kommt Ihr jetzt her zu gehen?“

Abraham erzählte in der breiten Sprache seines Volkes dem Lehrer die erlebten Ereignisse, während dieser, entsetzt von der schrecklichen Behandlung seines Glaubensverwandten einigemal sein „verdammte Gojims!“ dazwischen warf.

Nachdem Abraham geendet, nahm er das Wort: „Abraham Ben Ismael, Sohn des gerechten Ismael Ben in Edom, Du hast gethan großes Unrecht, daß Du Dich hast geopfert für die Nozerim, für die Anbeter des Tolah! Du hast dadurch geführt Dein Volk an den Rand des Verderbens und Weh sei geschrieen über Dich und Dein Geschlecht, wenn um deinetwillen leiden müssen die Söhne in Israel. Doch gehe jetzt und verbirg Dich, damit sie Dich nicht sehen, die Gannefs, und willst Du bleiben in der Stadt, so tritt nicht über die Schwelle Deines Hauses, sonst soll Gras wachsen vor Deiner Thür.“

Abraham kannte die Denkungsart seiner Leute zu gut, daß er nicht schon im voraus dies Verdammungsurteil hätte wissen können, aber einmal trieb ihn der Glaube seiner Väter und die Ehrfurcht vor dem Obersten der Gemeine zu diesem Selbstgeständnis, und dann wünschte er auch wieder in seinen vier Pfählen zu leben, was ohne Mitwissen des Rabbi schwerlich möglich gewesen wäre. Deshalb kehrte er jetzt zufrieden in sein Haus zurück, und des andern Tages sandte er den Dode Aaron ab, um auch Weib und Kind von Heideck in die Stadt zurückzubringen. —

Unterdessen hatte der Rebellenrat auf eine traurige Weise seine Funktionen fortgesetzt. Außer der Stadt durfte sich keines der Mitglieder zeigen, weil die herumstreifenden Reißigen Heidecks alle Wege besetzt hatten, und in der Stadt wurden sie selbst von ihren Anhängern verachtet. Denn der größte Teil der Bürgerschaft kam allmählich zu Verstand und bereute zu spät, daß er sich von einigen Bösewichtern hatte hinreißen lassen. Die Stadt lag im Reichsbann und konnte keinen Handel mehr treiben, weil der Kaiser die Siegel kassiert und die öffentlichen Schriften für ungiltig erklärt hatte. Hiezu kam noch der einreißende Mangel an Lebensbedürfnissen und die gänzliche Leere des Stadtschatzes. Zwar hoffte der Rat durch die Ge-

fangennehmung des Herrn von Heideck mit dem Kaiser unterhandeln zu können, aber die traurige Rückkehr der wenigen Überreste der ausgesandten Städter und bald darauf die Nachricht von dem fürchterlichen Loose, welches die Gefangen betroffen hatte, machten ihn gänzlich mutlos. Dazu kam noch die Aufregung der Bürgerschaft bei der entsetzlichen Nachricht — viele Familien betrauerten den Verlust von Verwandten — so daß sich endlich die Obrigkeit genötigt sah, durch einen Hauptschlag die Unzufriedenen zu stillen und sich selbst ein erhöhtes Gewicht zu geben.

Die Veranlassung dazu war nicht weit her zu holen. Es wütete nämlich zu derselben Zeit eine pestartige Seuche, der schwarze Tod genannt, durch ganz Europa und raffte eine ungeheure Menschenmasse dahin. Auch Nürnberg wurde davon heimgesucht, und ganze Geschlechter wurden ihr Opfer. Darauf gründete nun der Rebellenrat seinen Plan. Er verständigte sich mit den Pfaffen, namentlich mit den Dominikanern und den Schottenmönchen von St. Egydien, weil diese, Schwelgerei halber, selbst die Meßgewänder, Kelche, Kruzifixe und Monstranzen an die Juden verpfändet hatten, und plötzlich tönte von allen Kanzeln das Anathema über die Kinder Israel. Sie waren die Ursache des großen Sterbens, weil sie die Brunnen vergiftet, weil sie mit dem Allerheiligsten Spott getrieben, die Kruzifixe angespieen und die geweihten Hostien in Mörsern zerstoßen haben sollten. „Zum Kreuzzug!“ donnerten die Zeloten; „Ablaß für sechs Jahre jedem, der einen Juden ermordet!“ schallte es von den Kanzeln nieder, und um die Sache dringender und feierlicher zu machen, rissen verschiedene Prediger die Kreuze aus den Kirchen und schritten der erbitterten Menge mutig voran.

Die Juden hatten das Ungewitter, welches sich drohend über ihnen zusammenzog, geahnt und deshalb ihre Schätze in Sicherheit gebracht. Da brach es plötzlich über sie herein schwarz und unheilvoll, und durch die Straßen, welche sie bewohnten, heulten Tausende blutdürstiger Stimmen. Der größte Teil war in die Synagoge (an der Stelle der jetzigen Frauenkirche) geflüchtet, unter ihnen Abraham Ben Ismael mit Weib und Kind. Als aber der mordbrüllende Haufe auch diese umschwärmte, mit Keulen an die Thüren schlug und lodernde Pechfackeln in die nächsten Gebäude warf, da fielen die Blicke des Oberrabbiners auf Abraham und plötzlich war ihm klar, warum das Schreckliche geschehen müsse.

„Söhne Israels!“ rief er, von einem Gedanken beseelt; „Söhne des großen Gottes in Edom! Was steht Ihr da und wartet, bis man Euch führt zur Schlachtbank? Warum ist gekommen der Zorn Israels über uns und unsre Kinder? Warum drängen sich die verfluchten Nochris um unser Heiliges und schreien nach Blut? Warum? Ich will's Euch sagen. Weil unter uns ist ein Verbrecher, der sich geschlichen hat in ihre Häuser, der getrunken hat von ihrem Wein. Ihn suchen die Gojims, und wir müssen

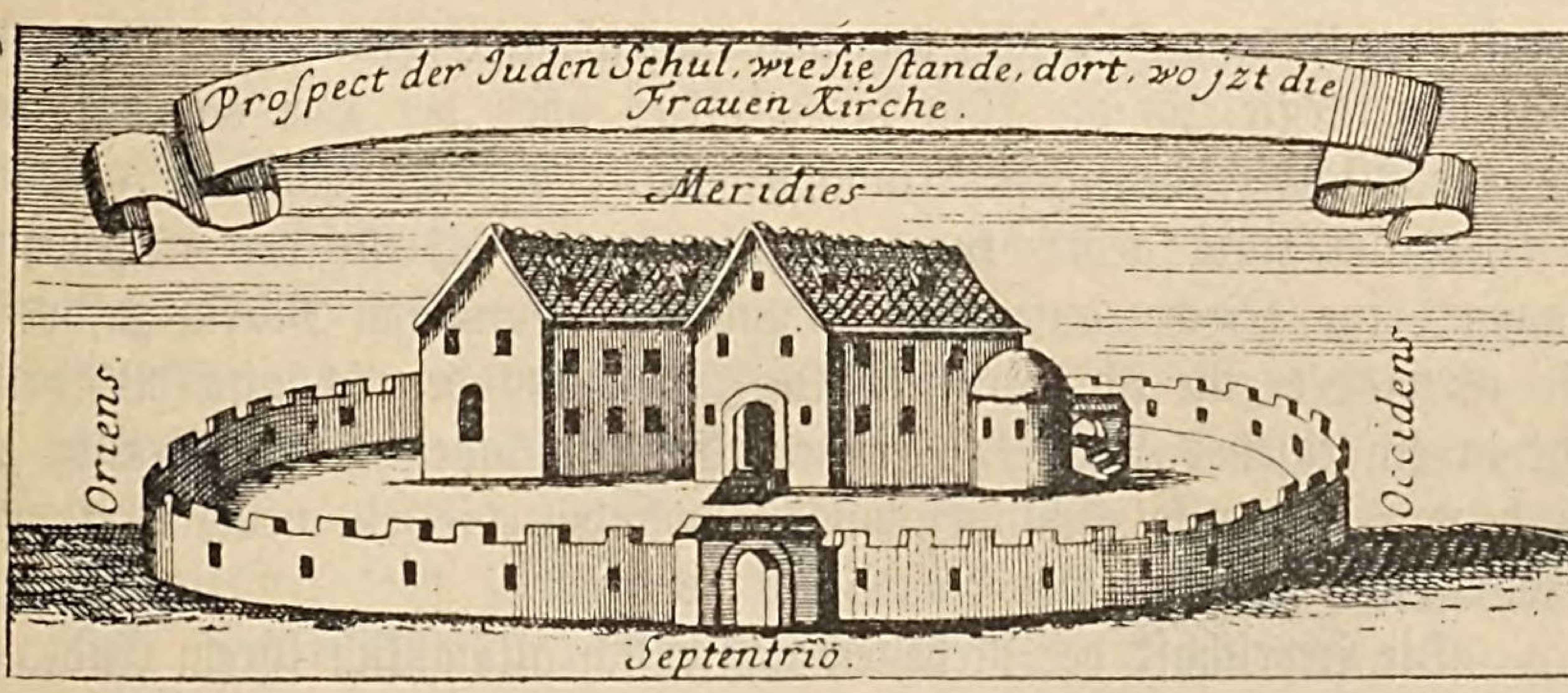
leiden dafür; er allein ist Schuld an unserm Verderben, und er sitzt dennoch, wo die Gerechten sitzen, obgleich er ist ein Aussätziger, ein Verbrecher."

„Gott steh' mir bei!" rief Abraham, die Hände ringend, und hundert wütende Blicke seiner Glaubensgenossen wandten sich zu ihm.

„Du rufst den Herrn um Beistand an," fuhr der Rabbi fort, „und hast ihn doch verspottet durch Deine Werke? Auf Dir lastet alles Unheil, welches kommt über das gerechte Volk; hört Ihr, Freunde, sie verlangen nur sein Blut, und wenn wir ihn ausstoßen aus unserm Volk und aus unserm Tempel, so sind die Gojims zufrieden gestellt, so sind wir gerettet, und er bekommt die gerechte Strafe, die er verdient für sein treuloses Handeln."

„Erbarmen!" rief der Unglückliche, indem er zusammensank.

Aber der Lichtstrahl der Rettung, welchen der Rabbi allen gegeben hatte, erstickte jedes menschliche Gefühl bei dem egoistischen Haufen. „Er ist ein Aussätziger!" hallte es durch die Reihen; „hinaus mit ihm, mit



Weib und Kind!" Und erbarmungslos wurden die Armen ergriffen und durch eine kleine Thüre hinausgestoßen unter die wütende Menge.

„Ein Jude! Ein Brunnenvergifter!" johlten tausend Stimmen, und dazwischen riefen wieder andere: „Hängt ihn auf! hängt ihn vor den Götzentempel und dann zündet das ganze Nest an, daß er brate mit den übrigen!" Nur zu willig leiht ein rasender Haufe das Ohr dem, was seine Lust erhöht, und schon nach einigen Minuten hing der arme Abraham Ben Ismael an der Hauptpforte der Synagoge. „Die Frau her!" riefen die Exekutoren weiter; „sie sind ein Leib, laßt sie in Gesellschaft braten!" Als man sich aber nach dieser umsah, war nirgends eine Spur von ihr zu erblicken; sie war unter dem Getümmel verschwunden.

Die Menge vergaß leicht über das fernere Schauspiel diesen geringfügigen Umstand und so kam es, daß man sich auch gar keine Mühe gab, zu erforschen, wo sie hingekommen. Denn schon hatte der Brand der zu-

nächst liegenden Häuser die Nebengebäude der Synagoge ergriffen, und den eingesperrten Juden wurde es siedend heiß in ihrem Tempel. Sie hatten auf Befreiung gehofft, nachdem sie das vermeintliche Opfer den Stürmenden übergeben, allein der Brand, der schon durch die Fenster schlug, belehrte sie, daß nur zwischen dem Verbrennen im Gotteshause und dem Ergeben an die Gojims zu wählen sei. Gedrängt von dem entfesselten Element und ihrer Feigheit, griffen sie zu dem letzteren, und mit wildem Jubel nahm der von den Pfaffen immer mehr gereizte Plebs seine Opfer in Empfang.

Und nun drängte sich der ganze Haufe in verworrenen Reihen, die Gefangenen in der Mitte, durch die Straßen, zum Laufertḥor hinaus. Der Flammentod war ihnen einmal durch die Wut des Volkes zugesprochen, und weil sie ihn nicht sich selbst zu geben den Mut hatten, so trieb man die ganze Masse vor dem Thor auf einen Haufen zusammen, schlichtete Holz rings um sie her, und nach Verlauf einer Stunde waren einige hundert unschuldige Israeliten unter dem herzzerreißendsten Jammergeschrei zu Asche verbrannt. Als diese glorreiche That vollbracht, das Feuer in der Stadt gedämpft, die Erde aufgewühlt und das vergrabene Eigentum der Gemordeten geraubt war, legte sich die Wut des Volks; aber der Ort vor der Stadt, wo das Gräßliche geschehen, führt noch heutigen Tages den Namen: Judenbühl.

Kaiser Karl gebot kurz darauf, an der Stelle der abgebrannten Synagoge eine Kirche aufzuführen und der Jungfrau Maria zu weihen; ebenso verwies er die übriggebliebenen Juden aus den schönsten Plätzen der Stadt in ein eigenes Viertel, von dem Egydienplatze bis zur Pegnitz hinab (noch heute Judengasse genannt) wo sie wohnten, bis ein neuer Aufruhr sie im Jahr 1498 gänzlich aus der Stadt vertrieb.

Die Herrschaft der Rebellen nahte sich allmählich ihrem Ende. Den Todesstoß gab ihr die Nachricht, daß Kaiser Günther, der ihre einzige Hoffnung war, sich mit Kaiser Karl dem Vierten verglichen, und auch bald darauf gestorben sei. Immer hofften sie noch mit dem nunmehrigen rechtmäßigen Kaiser der Deutschen einen Vergleich schließen zu können; als aber Karl im Herbst des Jahres 1349 mit einem mächtigen Heer vor die Stadt rückte, bei Mögeldorf sein Lager aufschlug und unbedingte Unterwerfung forderte, da ließen sie gänzlich die Flügel sinken. Die Thore konnten dem Herrscher nicht länger verschlossen bleiben, und sie sahen keinen andern Ausweg mehr, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

In strengster Ordnung rückte nun das kaiserliche Herr in die Stadt ein und nahm die Thore und öffentlichen Gebäude in Besitz. Des andern Tages hielt der Kaiser seinen Einzug mit großem Gefolge, darunter die vertriebenen Räte. Seine erste Handlung war, daß er den Rebellenrat absetzte, alle den Gewerben bewilligten Freiheiten aufhob, den ihm treuergebenen Patriziern wieder ihre alten Rechte verlieh und sich sämtlicher Aufwiegler

versicherte. Und nun begann das Gericht über den ungeheu'ren Frevel. Der Kaiser war gewillt, unerbittliche Strenge obwalten zu lassen; selbst die Fürbitten der vertriebenen Räte und ihre Vorstellungen, daß nur Thorheit und nicht Bosheit ihre strafbaren Schritte geleitet habe, konnten ihn kaum zu mildern Maßregeln bewegen.

Sieben der Rädelsführer, unter ihnen Geißbart, Pfauentritt und Gramlieb, wurden mit dem Schwert hingerichtet, die übrigen mit Ruten gepeitscht, an den Pranger gestellt und auf ewig des Landes verwiesen. Den abgefallenen Zünften wurde eine Strafe von 25000 Pfund Heller auferlegt und diese so pünktlich eingetrieben, daß Kleider, Hausgeräte und selbst das Handwerkszeug weggenommen und verkauft wurden. Hierauf erteilte er der Stadt viele neue schätzbare Privilegien und belohnte die Gewerbe der treu gebliebenen Messerer und Metzger auf eine, in der damaligen Zeit höchst ehrenvolle Art. Weil sie nämlich, so hieß es, an der „schönen Partei" gehangen hatten, so sollte ihnen jährlich ein öffentlicher Umzug in Masken, mit Tänzen und anderen Lustbarkeiten verbunden, erlaubt sein. So entstand das Schönbartlaufen, welches sich bis zum Jahre 1549 erhalten hat.

Schon Mitte Oktober desselben Jahres war das alte Stadtregiment auf glänzende Weise wieder hergestellt; die Räte hatten ihre demolierten Häuser renovieren lassen und von neuem bezogen. Namentlich entwickelte sich in dem Hause des Bürgermeisters von Grundherr ein reges Leben, weil die Hochzeit des jungen Paares noch während der Anwesenheit des Kaisers und zwar am Tage nach dem Feste Allerseelen stattfinden sollte. Zu gleicher Zeit hatten auch die treuen Gewerke die Erlaubnis bekommen, an demselben Tage sich durch das erste Schönbartlaufen zu erfreuen. Kaiser Karl sprach selbst den Wunsch aus, der Hochzeit des Patriziers beizuwohnen, um öffentlich zu zeigen, wie sehr er die Treue schätze und zu belohnen wisse.

Der festgesetzte Tag erschien, und die Trauung wurde in Gegenwart der römischen Majestät, sämtlicher Patrizier und einer ungeheuren Masse Volks in der St. Sebalduskirche vollzogen. Als der feierliche Zug in das Grundherr'sche Haus zurückgekehrt war, nahmen die Festlichkeiten ihren Anfang. Daß die kostbarsten Gaben aller, selbst der entferntesten Länder auf der Tafel prangten, ließ sich bei dem Reichtum des Hochzeitsgebers und dem Range der hohen Gäste wohl erwarten, und noch viele Jahre nachher wurde von der Volkamer'schen Hochzeit unter dem Volke mit hoher Begeisterung gesprochen.

Nach aufgehobener Tafel entfernte sich der Bürgermeister von Grundherr aus dem Prunksaale und kehrte bald darauf mit einem jungen, schönen Weibe zurück, welches er in tiefster Ehrfurcht dem Kaiser vorführte.

„Kaiserliche Majestät!“ sprach er, „nicht unterlassen kann ich, Eurer hohen Gnade eine Familie zu empfehlen, deren Haupt zwar als ein unglückliches Opfer der Rebellenwut fiel, das sich aber durch Edelmut und Seelenadel vor Tausenden seiner verachteten Glaubensgenossen auszeichnete, dem wir allein die Erhaltung unseres Lebens, und wären seine Warnungen besser berücksichtigt worden, auch die Erhaltung der Stadt zu danken hätten. Es ist die Witwe des Juden Abraham Ben Ismael. Der Diener meines verehrten Freundes von Volkamer, Elias mit Namen, befand sich bei dem Brande der Synagoge unter dem Haufen der Mörder und fand bei der allgemeinen Verwirrung Gelegenheit, dieses Weib den Händen der Blutgierigen zu entreißen und bis nach beendigter Rebellion zu verbergen. Wir glauben unsere Schuld gegen den gemordeten Abraham nicht besser abtragen zu können, als wenn wir seine Hinterbliebenen in Schutz nehmen und sie zu entschädigen suchen für den Jammer und Verlust, der ihnen zu teil wurde. Wollten auch Eure Majestät dem armen Weibe Eure Gnade nicht entziehen.“ —

Der Kaiser, ohnedies schon im besten Humor, war entzückt von der Schönheit der Jüdin und unterhielt sich lange angelegentlich mit ihr. Dann befahl er, auf seine Kosten ihr eines der neuerbauten Häuser in der Judengasse einzurichten, ihr aus seinem Schatze hundert Pfund Heller auszuzahlen, und verpflichtete die Stadt, falls sie sich nochmals verheiraten sollte, ihr die Hochzeit zu richten und stets mit besonderer Aufmerksamkeit über die Familie zu wachen.

Die schöne Jüdin stürzte sich weinend zu den Füßen des gnädigen Kaisers und dankte ihm für die hohe Gnade, aber der Kaiser zog sie empor, küßte sie freundlich auf die Stirn und bat den Hausherrn, sie an der Festlichkeit ebenfalls teil nehmen zu lassen. Einige der anwesenden Patrizier wollten bemerkt haben, daß die römische Majestät auch ferner sein Hauptaugenmerk auf sie gerichtet hatte, und schrieben diese zarte Aufmerksamkeit nicht nur der Teilnahme an ihrem und ihres Mannes Schicksal, sondern noch einer anderen Regung zu, von der der junge, schöne Herrscher nicht ganz freigesprochen werden konnte.

Während dieses sich in dem Saale zutrug, erschallte auf dem Platze vor dem Hause ein lautes Gemurmel; der Schönbart hielt seinen Umzug. Der Kaiser trat mit dem jungen Paar und dessen Eltern hinaus auf den Balkon, die anderen Hochzeitgäste nahmen die übrigen Fenster des Hauses in Beschlag. Bald darauf kamen auch schon die Vorläufer, ein halbes Dutzend Einspänniger, durch die Paniersgasse daher, um dem Zug Platz zu machen und die Ordnung zu erhalten. Und nun begann das Fest.

Den Anfang machte ein Haufen Trompeter, Pfeifenbläser und Zinkenisten, die sich dem Hause gegenüber aufstellten, während der Dauer

des Zuges musizierten und sich erst ganz zuletzt an die Masse anschlossen. Hierauf kam der Schellenkönig und seine Gemahlin, die unerläßlichen Anführer aller ähnlichen Züge des Mittelalters. Beide waren mit buntgefleckten Gewändern bekleidet, an denen Hunderte von Schellen und Glocken angebracht waren; ihr Gefolge bestand aus einigen Dutzend Narren, die unter der Menge herumtanzten und mit den Kolben wacker auf die Köpfe losschlugen. Ihnen folgte der Nußknacker zu Pferd, ein kleiner Mann mit zwei mächtigen Säcken an der Seite, in die er von Zeit zu Zeit griff und Nüsse unter die ihn umtobende Jugend warf. Hinter diesem schritten Pickelheringe, die mit kleinen, an langen Stangen befestigten Körbchen bis zu den obersten Fenstern reichten und milde Gaben für die Armen sammelten. Dann erschien der Eiermann, ebenfalls zu Pferd. An den beiden Seiten seines Rosses hingen Gefäße, in denen sich Eier befanden voll wohlriechender Öle, die er nach schönen Frauen in die Fenster warf. Dicht hinter diesen kam der eigentliche Schönbart, ein dicker Mann auf einem Triumphwagen, mit vier Gesichtern und vier Armen, den Namen Aeolus führend und umgeben von Figuren aus der Mythe.

Diesem schlossen sich vierundzwanzig Männer aus der Metzgerzunft, erkennbar an den gekreuzten Beilen auf der Brust, und vierundzwanzig aus der Messererzunft, gekreuzte Schwerter auf der Brust führend, an. Unter den Augen des Kaisers vereinigten sie sich zu einem künstlichen Tanz, dann zogen sie mit lautem Jubelrufe weiter. Hierauf erschien ein ganz geharnischter Ritter als Vorbote der Schutzgöttin Noris. Ein junges, schönes Weib in weißem idealen Gewande auf goldenem Triumphwagen mit gold'nem Helm und umgeben von zwei Gefährtinnen stellte sie vor. Ein Füllhorn streute vor ihr seine reichen Gaben aus, und das Schwert, welches ihr zur Stütze diente, war von einem Lorbeerzweig umschlungen. Ihr Gefolge bestand aus dreißig Rittern in ganzer Turnierausrüstung.

Dann erschien noch eine Menge bekannter Figuren, unter ihnen der Pelzamörtel, der Knecht Rupprecht, der Tretzer, alle mit großem Gefolge; ebenso waren die Allegorien auf den Handel und Kunstfleiß Nürnbergs nicht vergessen, Furien und Megären reihten sich an diese, und der Zwetschgenmann, Zwetschgen und Krapfen unter das Volk werfend, beschloß das Ganze.

Der Kaiser war höchlich erfreut über die gute Ordnung und Zucht und sprach sich wohlgefällig gegen den Rat darüber aus; ebenso nahm er an den Hochzeitsfeierlichkeiten, die acht Tage währten, auch ferner Anteil.

Als er aber nach völliger Beruhigung der Stadt weiter zog zur Krönung nach Aachen, gaben ihm sämtliche Patrizier bis Würzburg das Geleit, und dem Kaiser gefiel dies so wohl, daß er Nürnberg immer mehr lieb gewann und beim Abschied bald wiederzukommen versprach. Wirklich wählte

er auch während der ganzen Dauer seiner Regierung beinahe jedes Jahr Nürnberg einige Zeit zu seinem Aufenthalt. Der junge Volkamer hatte sich seiner besonderen Gnade zu erfreuen, und wir finden ihn unter dem Kaiser Wenzeslaus, dem Sohn Karls des Vierten, als Reichsschultheiß der freien Stadt Nürnberg.

108. Albrecht Dürer.

Albrecht Dürer, der größte Sohn Nürnbergs, ist geboren den 20. Mai 1471. Sein Vater, Albrecht Dürer sen., stammte aus dem Ungarland und hatte sich in Nürnberg niedergelassen. Albrecht Dürer jun. erlernte nach seines Vaters Willen zuerst das Goldschmiedhandwerk, bei welchem er 5 Jahre geblieben. Er fühlte sich jedoch nicht glücklich dabei, sondern trachtete, ein Maler zu werden, was der Vater endlich nach langem Widerstreben zugab.

Erst wollte er ihn zu Martin Schön, einem berühmten Künstler in Kulmbach, in die Lehre bringen. Da aber dieser, ehe die Sache in Ordnung war, plötzlich mit Tod abging, so hat er ihn darauf allhier zu Michael Wohlgemuth gethan, bei dem er drei Jahre gelernet, aber von den Gesellen wegen seiner Armut hat viel leiden müssen.

Als er ausgelernt hatte, ist er im Jahre 1490 in die Fremde gegangen. Nach 4 Jahren ist er wieder zurückgekommen, hat Agnes, Hansen Freys Tochter, geheiratet, 200 Gulden Heiratsgut mit ihr bekommen und ist wegen seiner vortrefflichen Kunst Anno 1509 zu einem Genannten des größeren Rats erwählet worden. In welcher Gnade er bei Kaiser Maximilian I. gestanden, ist bekannt. Er wohnte in der Zisselgaß unter der Veste. Seine Gattin soll ein geizig, zanksüchtig Weib gewesen sein, „so ihm meistens das Herz abgefressen." Bei seinem Tode war er ein wohlhabender Mann, da er auf die 6000 Gulden hinterließ.

In seiner Jugend hat er nicht allein Deutschland durchwandert, sondern auch einen Teil von Italien. Als er nach Rom kam, hat er sich bei dem weltberühmten Maler Michelangelo angemeldet und für einen Farbenreiber ausgegeben und ist als solcher in dessen Dienst gekommen.

Michelangelo hat damals gerade an einer Tafel einen Englischen Gruß gemalt. Da hat denn einmal in seiner Abwesenheit Albrecht Dürer dem Engel eine Fliege auf die Stirne gemalet und sich davon gemacht. Als gedachter Michelangelo zurückgekommen, hat er die Mücke mit der Hand wegjagen wollen, so täuschend war sie von Dürer ausgeführt. Als sie aber sitzen blieb, hat er solche fleißig betrachtet und ausgerufen: „Die kann nur

der Teufel oder Albrecht Dürer gemacht haben!" Dürer genoß also schon dazumal einen großen Ruhm unter Italiens großen Künstlern.

Michelangelo wußte nun, wer sein Farbenreiber gewesen. Alsobald forschte er fleißig nach ihm, hat ihn aber nicht mehr zu Gesicht bekommen können, dieweil er schnell abgereist war.



Albrecht Dürer.

Die italienischen Maler zu Bononien gaben ihm den Preis vor allen in der ganzen Welt. Sie haben sich sehr glücklich geschätzt, daß sie ihn mit Augen gesehen.

Dieser deutsche Apelles, wie ihn etliche genennet, war einstmals allhier (in Bononien) bei den andern Malern in Gesellschaft. Es wurde in weinseliger Laune verabredet, daß jeder ein Probestück seiner Kunst erweisen und vorstellen sollte. Albrecht Dürer nahm ein Stück Kreide, zog damit auf dem Tisch einen Kreis und sagte zu den andern: „Nun nehmet einen Zirkel und messet!“ Als dieses geschehen, hat sich befunden, daß er so just auf ein Haar richtig war, als wenn er mit dem Zirkel gezogen wäre. Da haben sie ihn denn einstimmig als den kunstfertigsten unter ihnen ohne Neid anerkannt.

109. Des Künstlers Ritterschlag.

Festlicher Jubel tönte in den Straßen Nürnbergs, denn Herr Max, der vielgeliebte und der Stadt so gnädige Kaiser, hatte, begleitet von vielen Rittern und Edeln, seinen Einzug gehalten und sein Absteigequartier auf der Burg, dem steten Wohnsitze der Kaiser, wenn sie die freie Reichsstadt besuchten, genommen. Denn Herr Max hielt gar große Stücke auf Nürnberg, und es war sein diesmaliger Besuch in dessen Ringmauern schon der vierte während seiner Regierung. Herr Max liebte und schätzte Künste und Wissenschaften, und diese wurden in jener Zeit wohl nirgends so gepflegt, als eben in dem reichen, damals in seiner Blüte stehenden Nürnberg, und er hielt es gar wohl vereinbar mit der Kaiserwürde, dem Künstler, sowie dem wackern Manne, der sein Handwerk zur Kunst erhoben, persönlich geneigt zu sein, und im Kreise solcher Männer, der drückenden Last der Krone ledig, fühlte er sich wohl und heimisch. Auch diesmal waren nur wenige Stunden nach seiner Ankunft auf seinen Ruf die Männer Nürnbergs um ihn versammelt, deren Name unvergänglich in die fernsten Jahrhunderte durch ihre Thaten und Werke dauern wird. In einem mit prachtvollen Schildereien geschmückten Saale der Burg, aus dessen Fenstern man eine entzückende Aussicht in das dem alten Kaisersitze zu Füßen liegende Häusermeer genoß, saß der ritterliche Kaiser; auf einem Tische vor ihm war ein mächtiger Foliant aufgeschlagen, mit ausgemalten Holzschnitten reichlich verziert; dem Kaiser zur Rechten stand der Probst bei St. Sebald und Rat des Kaisers, Herr Melchior Pfinzing, im vollen Ornate seiner Würde, links in einfacher, aber kleidsamer Tracht ein Jüngling mit einem echt deutschen Gesichte, blauen Augen und blonden Haaren. Des Kaisers ehrwürdiges Haupt, in den Jahren seiner Kraft und Jugend von goldenen Locken umwallt, war grau geworden durch die über seinen Scheitel dahingegangenen Jahre und durch die Mühen der Regierung, aber das Feuer, das aus seinen Augen blitzte,

zeigte zu gut, von welchem Geiste die Heldengestalt beseelt sei, und daß noch immer der Genius die Flügel in ihm rege, der einst den verwegenen Gemsjäger auf die Martinswand, den kriegerischen Kaiser zum Schrecken und zur Züchtigung der Barbaren an Afrikas seeräuberische Küsten geführt hatte. Eben las er die letzten Zeilen des mächtigen Buches, und als er die Worte beendigt:

„Gott schenke uns in dieser Welt
Gesundheit, Fried' und Einigkeit,
Und dort die ewig' Seligkeit."

erhub er sich nach kurzem Sinnen, klappte den Folianten langsam zu und klopfte Herrn Pfinzing vertraulich auf die Schulter.



Kaiser Maximilian.

„Ja, ja, mein lieber Melchior," sprach er, „das ist am Ende einer so bewegten Laufbahn, wie Ihr sie in diesem Werke so fleißig und schön in zierlichen Reimen geschildert, eines alten Mannes höchster und letzter Wunsch; Gott schenk' uns dort die ewige Ruhe; wir dürfen uns erlauben, zu rasten nach dieser Zeitlichkeit, denn wir sind nicht lässig gewesen, zu schaffen und zu wirken, seitdem wir wandeln und herrschen auf Erden.

Nehmt meinen besten Dank, wackerer Pfinzing, Ihr habt mir durch Vorlage des vollendeten Werkes eine frohe Stunde bereitet, darauf mein Kaiserwort. Macht mich nun aber auch mit dem freundlichen Gesellen bekannt, der so unverdrossen das mächtige Buch in mein Gemach getragen hat." „Warum sollte er das auch nicht, mein hoher Herr!" — nahm Pfinzing statt des errötenden Jünglings das Wort, „er hat an dem Lobe, das Ihr mir spendet, gar großen Anteil, denn wißt, er ist Hans Schäufelin aus Nördlingen, ein Schüler Dürers, und was ich in der Historie vom Theuerdank von Eurem ritterlichen Thun geschrieben, das hat der wackere Hans unter Meister Dürers Leitung bildlich dargestellt; von ihm sind die Holzschnitte zu dem Werke, welches sich Eurer

kaiserlichen Gnade erfreut, und sein ist somit die Hälfte der Ehre, die dem Werke durch Euren gnädigen Ausspruch zu teil wird."

„Ein wackrer Meister schafft gewöhnlich wack're Schüler," bemerkte der Kaiser freundlich und schritt zu den übrigen im Saale Versammelten, leutselig auch mit ihnen sich unterhaltend, mit dem kriegskundigen Herrn Wilibald Pirkheimer über das in diesem Jahre von einem Nürnberger erfundene Radschloß, mit dem kernigen Peter Vischer über das herrliche Grabmal Sebalds, dem der Meister nebst seinen Söhnen schon seit 9 Jahren seine volle Thätigkeit geschenkt und nun in kurzer Zeit dessen Vollendung entgegensah, mit dem wackern Adam Krafft, der sich in dem 83 Fuß hohen Sakramentshäuslein der Lorenzkirche ein ewiges Denkmal gesetzt, und sich erfreuend an des Meisters Bescheidenheit, wie er dem Volksglauben widersprach, als sei das künstlich durchbrochene Gegitter nicht ausgehauen, sondern als hätte er das Geheimnis erfunden, den Stein zu erweichen und in Formen zu pressen. —

„Wahrlich," begann der Kaiser, nachdem er mit diesem und allen sonstigen Anwesenden freundliche Worte gewechselt, „mir geht das Herz auf, wenn ich im Kreise meiner wackern Nürnberger stehe und versammelt sehe um mich die Meister so mancher Künste. Dort steht auch mein alter Wohlgemuth, aber einen vermiß' ich, dem er einst Lehrer war, und der ihm der Ehren und Freuden viel bereitet. Wo bleibt Albrecht Dürer, den ich doch zu mir entbieten ließ? Hier hängen viel der Bilder, von manchem tüchtigen Maler neu geschaffen; ich möchte gerne des Dürers Urteil hören und habe mich ohnedies lange gefreut, den Meister wieder zu sehen, mit dem ich bei meinem letzten Hiersein so viel geplaudert in den Stunden, in denen er mich abkonterfeite, und in dem ich ein gar reines und herrliches, kunstbegeistertes Gemüt erkannt."

Da nahm Herr Lazarus Spengler, der witzige und gewandte Ratsschreiber das Wort und erzählte, wie aus jener Zeit noch ein Spruch im Volke gehe und wohl bleiben werde für immer und sich pflanzen von Kind auf Kind; wie nämlich Meister Dürer eine Katze besonders liebe, und sie ihm häufig bei seiner Arbeit schnurrend und mit gar wichtiger Miene zur Seite gesessen und auch bei des Kaisers Abkonterfeiung im Arbeitszimmer des Malers nicht von der Staffelei gewichen und gar schlau den Kaiser betrachtet habe, so daß dieser sich selbst scherzhaft über das drollige Tier geäußert.

„Ist's nun," schloß der Ratsschreiber den kurzen Bericht — „in der Stadt dem einen nicht recht, von dem andern genau betrachtet oder gemustert zu werden, und zeigt er darüber sich ungehalten, so hat er alsbald die Antwort zu gewärtigen: Sieht die Katze den Kaiser an, so wird man den Herrn wohl auch ansehen dürfen; ist er ja lange kein Kaiser und wir

doch wohl mehr als eine Katze.“ Herzlich lachte der Kaiser über diesen Schwank, den Leonhard Nunnenbeck, der Meistersänger und Leineweber, und Hans Sachs, sein Zögling in der Kunst des Gesanges, seines Gewerkes ein schlichter Schuster, aber schon weit und breit berühmt durch sein Lobgedicht Luthers, den er die Wittenbergische Nachtigall geheißen, bestätigten, als Herr Melchior Pfinzing dem Kaiser nahte und sprach: „Der Mann, dem ihr so hold, kaiserlicher Herr, schreitet soeben den Burgberg herauf, in wenigen Augenblicken wird er hier sein. — Nach kurzer Frist ertönten Tritte im Vorsaal, und herein trat der Dürer, ehrwürdigen Ansehens und von stattlichem Wuchse, gekleidet in eine dunkelrote, mit schwarzem Sammt besetzte Schaube und dunkeln pelzverbrämten Überwurf. Sein kastanienbraunes Haar, das schon zu bleichen begann, weniger durch das Alter, denn er zählte erst 48 Jahre, als durch den Kummer mißlicher Eheverhältnisse, wallte in reichen Locken und wohlgeordnet auf die Schultern herab. Auf seinem Antlitze war Ernst und Milde wundersam vereinigt. Sein blaues Auge war ganz Seele, und um den Mund schwebte ein Zug der Sanftmut und Duldsamkeit, der etwas unendlich Rührendes und Herzgewinnendes an sich hatte. Sittig verneigte er sich vor seinem kaiserlichen Herrn, der ihn mit den Worten empfing: „Willkommen, Meister Albrecht, meinen freundlichsten Dank für Eure Mitwirkung zu meines Pfinzings Gedicht, und jetzt zum Zwecke, weshalb ich Euch rufen ließ; von den Schildereien aus verschiedener Künstlerhand, die hier die Wände zieren, will ich das Beste mir erkiesen, teils die Hallen meiner Hofburg in Wien, teils Kirchen und Kapellen damit zu schmücken; die Bilder aus der heidnischen Götterlehre seien für die Gemächer, in denen frisch die Weltlust sich bewegt, doch die Madonnen und die Heiligen sollen ihren würdigen Platz in den Tempeln des Herrn finden.“

Gefolgt von dem Rat Pirkheimer, dem Domprobst Melchior Pfinzing und Herrn Lazarus Spengler, der über die Gegenstände der profanen Bilder manche Sarkasmen nicht unterdrücken konnte, schritt der Kaiser, Dürer zur Rechten, den Saal auf und ab, sein Urteil über jedes Bild begehrend. Neidlos und ohne Falsch lobte Dürer, was zu loben war, und fanden sich auch einzelne Bilder, die in der Zeichnung, wie in dem Farbenschmuck manches zu wünschen übrig ließen, so sprach der gemütliche Dürer: „Ei nun, es ist nicht jedem alles gegeben, aber man sieht doch, der Meister hat sein Bestes gethan.“ Als jedoch Herr Lazarus Spengler mit spitziger Zunge sich darob äußerte, wie die Mehrzahl der Gemälde heilige und biblische Geschichten darstelle und dies zur Bilderverehrung führe, die sich mit den Grundsätzen der immer mehr überhandnehmenden neuen Lehre nicht vertrage, da flammte ein edles Feuer über Dürers bleiches Antlitz, und er, der so viele Stunden seines Lebens ver-

wendet, die Heiligen und Engelein, die frommen Apostel und die Gottesmutter mit dem himmlischen Knaben, wie sie in wachen Träumen oft ihm vorgeschwebt, zu verherrlichen, sprach mit ernster Miene zu Herrn Lazarus Spengler also:

„Gestrenger Herr Ratsschreiber! Ihr wißt, ich achte selbst die neue Lehre; denn sie hegt die gute Absicht, manchen Irrwahn und eingeschlichenen Mißbrauch zu beseitigen; aber all' Ding' will seine Schranken haben; lasset uns immerhin unsere Tempel mit erbaulichen Bildern schmücken, der Erinnerung an fromme Männer und Frauen gewidmet. So Ihr darum die Malerei verachtet, als ob sie der Abgötterei diene, so thut ihr damit ein großes Unrecht; denn durch Gemälde wird der Andächtige so wenig zum Afterglauben verleitet als ihr zum Morde, weil ihr einen Degen an der Seite traget. Der Unverständige betet Holz und Stein an, wenn es auch noch so hölzern und steinern ist; dazu ist des Künstlers Geschicklichkeit und Mühe nicht not; was dem Maler als Schuld angerechnet wird, das ist der Priester Schuld."

Vor der schlichten, doch mit Begeisterung vorgetragenen Rede des Malers und dem beifälligen Nicken des Kaisers verstummte das spitzige Zünglein des Herrn Lazarus, und um jeden Mißton zwischen den ihm so lieben Bürgern Nürnbergs zu beseitigen, lenkte der Kaiser schnell die Rede auf das Gemälde, bei dem sie soeben angelangt waren.

„Sagt mir, mein Meister, wie gefällt Euch diese Schilderei?" Das von dem Kaiser gemeinte Bild war von nur mäßiger Größe und an dem Pfeiler zwischen zwei Fenstern etwas hoch aufgehangen, daß Dürer antwortete:

„Das Licht ist dem Bilde nicht günstig, auch hat meine Sehkraft durch die vielen Arbeiten der letzten Jahre nicht gewonnen. Es hängt mir zu hoch, um es genau prüfen zu können." — „Ei, hier ist bald geholfen, man schaffe eine Leiter herbei!" — befahl der Kaiser.

In wenigen Sekunden brachten zwei kaiserliche Diener das Begehrte, und Dürer bestieg die ersten Sprossen, als er bemerkte, wie die Leiter schwankte und nicht fest genug sei, um ihn sicher zum Ziele zu führen. Da winkte der Kaiser einem seiner Pagen und befahl ihm, dem Meister die Leiter zu halten.

Der schöngeputzte Edeljunker zögerte, und auf einen zweiten unwilligen Wink des Kaisers begann er stockend:

„Verzeiht mir, hoher Herr, ich bin ein Edelmann vom besten Stamme, wie sollte ich dem bürgerlichen Maler dienen? Lasset mich, ich bitte, die Leibknechte und Diener rufen, die im Vorsaale Eurer Befehle harren. Sie mögen ihm die Leiter halten. Verarget mir nicht, daß ich meines Wappenschildes eingedenk bin."

Eine Wolke des Unmuts flog über des Kaisers Stirn; sie ging aber in einem mitleidigen Lächeln unter. Ernst sprach er zu dem eiteln Jünglinge:

„Des Kaisers Adel kann sich wohl noch mit dem Euren messen, und wozu sich Kaiserliche Majestät nicht zu gering hält, das wird wohl auch Euch nicht Unehre bringen. Auf dieser Seite ich, auf jener Ihr. Ich will es, Euer Kaiser! frisch angegriffen!" — Und die kaiserliche Linke stemmte der letzte Ritter des deutschen Landes an die Leiter, auf der der Maler stand, und rasch erschreckt von dem ernsten Worte des Kaisers, griff der Junker an der andern Seite zu. Herr Max aber sprach zu dem noch immer unentschlossenen und schier in Verlegenheit geratenen Meister: „Nur frisch hinangestiegen, mein wackerer Dürer, fürchtet nicht, daß die Leiter Euch nicht trage, der Kaiser selbst stützt sie, und ich meine, auf den Theuerdank hat sich noch ein jeder verlassen können." Und Herr Albrecht stieg sicheren Schrittes empor und besah sich das Gemälde und stieg wieder hernieder von seiner schwankenden Steige und sprach mit gewohntem Freimut sein Urteil über die Schilderei.

Als dies geschehen war, wandte der Kaiser sich zu dem Pagen und und sprach: „Eitler, junger Thor! mit diesem Dienste, freiwillig geleistet, hättest Du nur Dich selbst geehrt und gezeigt, daß Du die Kunst zu schätzen weißt; der Albrecht Dürer ist in seinem Reiche, im Reiche der Kunst, ein Herr und Fürst, der nicht mehr seines Gleichen hat, und führte jeder Herrscher seinen Scepter so, wie Dürer seinen Pinsel führt, dann ständ' es wohl um Land und Volk. Es schafft mein Kaiserwort, sobald ich will, aus jedem Unterthanen einen Edelmann, aber aus hundert stolzen Edelleuten vermag ich nicht einen Dürer zu schaffen. Du aber, Dürer, knie nieder, sei Du hinfort ein Edelmann, und nimm das Wappen und den Ritterschlag aus Deines gnädigen Kaisers Hand!" —

Bewegt, erstaunt, gerührt, sank der Meister nieder auf die Knie, während die Herzen aller Anwesenden höher schlugen ob der Ehre des geliebten Mitbürgers und der erhabenen Gesinnungen des ritterlichen Kaisers.

Und Herr Max entblößte das Schwert, das in so manchem heißen Kampfe den Treuen vorgeleuchtet zu ruhmvollem Sieg oder Tod und schlug im Namen Gottes, der heiligen Jungfrau und des Ritters St. Georg den knienden Maler zum Ritter. „Leide diesen Schlag und fürder keinen mehr, und stehe auf als Ritter des heiligen römischen Reiches; behalte Deinen Namen, den Du schon längst geadelt hast durch Deine Kunst; denn keinen Würdigeren vermag ich Dir zu geben. Treu ist Dein deutsches Gemüt; drum trage auch Dein Wappen der Treue Farbe, Himmelblau, und im blauen Felde führe Du zur Zier drei silberblanke Schilde, wie Fleiß, Be-

scheidenheit und Talent stets Deinen Wandel silberklar umstrahlt, und jeder Künstler, der, wenn auch Dich nicht erreichend, gleich Dir, mit Talent, Fleiß und Bescheidenheit zu paaren weiß, er soll, obgleich kein Edler, unverzagt des Dürers Wappen führen.

Der neue Ritter erhob sich, das Auge war ihm feucht geworden; es wehte um sein müdes Haupt wie Geisternähe, und er hörte den Lorbeer um seine Schläfe rauschen, den die dankbare Nachwelt seinem Genius weihen würde, und als ob alles sich verbünden wollte, den großen Augenblick in eines Künstlers schönster Stunde zu feiern, begannen in diesem Augenblick die Glocken von St. Sebaldi und St. Lorenzi Türmen ihre majestätischen Klänge durch die Luft ertönen zu lassen, und eine festliche Musik scholl von dem Burghofe herauf; der Rat nahte mit stattlichem Geleite, den kaiserlichen Herrn zum Bankett, zu dem er zugesagt, abzuholen. — „Lebet wohl, mein wackerer Meister," sprach der Kaiser und griff nach Handschuh und Barett, „lebet wohl, ihr biederen Nürnberger alle! wohl ahnet mir, ich bin zum letzten Mal in Euren Mauern. Drum, sehen wir uns dieseits nimmer wieder, so denket freundlich Eures Kaisers, der Euch treu geliebt," und unter dem Lebehoch der Bürger schritt er hinaus, von Pfinzing, Pirkheimer und dem Ratsschreiber geleitet.

Der Meister Dürer aber lenkte in Begleitung seines treuen Schäufelin dem stillen schlichten Hause in der Zisselgasse seine Schritte zu, wo sich Frau Agnes, obgleich sie ihres Gatten Geistesgröße sonst nicht zu würdigen und verstehen wußte, ob der ihm zu Teil gewordenen Ehre gar höchlich erfreute.

Die 3 Silberschilde im blauen Felde aber führen gar viele wackere Maler als allgemeines Künstlerwappen dem unsterblichen Meister zu Ehren bis auf den heutigen Tag.

---

110. Kaiser Max und Albrecht Dürer.

Von K. W. Müller

Durch Nürnbergs hohe Giebelgassen geht
Ein heller Zug von Pracht und Herrlichkeit,
Voran zieht Kaiser Max voll Majestät;
Die schlanken Ritter bilden sein Geleit.

Und an bescheid'ner Pforte klopft er an,
Das ist das Haus, wo Albrecht Dürer wohnt,
Der hochberühmte, demutsvolle Mann,
Der in dem Reich der Kunst, ein Kaiser, thront.

Sie treten in die heil'ge Werkstatt ein,
Wo stiller Frieden, fromme Andacht webt,
Rings stehen Bilder auf den Staffelei'n,
Worin der Geist des Meisters ewig lebt.

Und vor der Tafel, dran er bildend schafft,
Da harrt, dem Leben und der Erd' entrückt,
Der Künstler, den zu reicher Schöpferkraft
Ein hoch und wunderbar Gesicht entzückt.

Den stattlichen Besuch bemerkt er nicht,
So tief hat ihn ergriffen sein Gebild.
Der Kaiser schweiget, und kein Ritter spricht,
Durch das Gemach herrscht Ruhe still und mild.

Da scheint es Max, die Leiter sei zu schwank,
Den Rittern flüstert er: „Auf, angefaßt!"
Doch keiner stehet dem Befehl zu dank,
Sie bleiben all' in träger, stummer Rast.

Und Einer spricht: „Das ist nicht unser Thun;
Kein Edler dienet dem gemeinen Mann!"
Doch Max antwortet: „Wohl, so mög't Ihr ruh'n!
Dem edlen Meister dient der Kaiser dann.

Von Gottes Gnaden ist des Künstlers Geist,
Ich schätze solchen Mann dem Fürsten gleich.
Ihr Thoren, wie vermesset ihr euch dreist!
Die Kunst ist höher, als ein weltlich Reich.

Aus Bauern kann ich stempeln edle Herr'n,
Zum Künstler präget nur der ew'ge Gott!"
Und vor der Schar mit Kette, Schwert und Stern
Faßt Max die Leiter, bitter ist sein Spott.

Wie stand beschämt die hochgebor'ne Schar,
Als Max am Holze hielt mit fester Hand.
So wurde Albrecht Dürer sein gewahr,
Der eben noch in tiefen Träumen stand.

Er stieg hinab und bot dem Herrn den Gruß.
In Einfalt war er sich des Glücks bewußt,
Doch drückte zu Umarmung und zu Kuß
Der große Kaiser ihn an seine Brust.

Und er verlieh ihm vor der Eitlen Kreis
Ein Wappen auch zum Zeichen hoher Gunst!
Der Ärger macht' die Junker kreideweiß. —
So ehrte Kaiser Max vor Zeit die Kunst.

111. Albrecht Dürer als dankbarer Sohn.

Von Gustav Gerard.

An einem schönen Oktobertag des Jahres 1498 blieben Neugierige, Müßige und Fremde in großer Anzahl vor einem Pfeiler des Rathauses von Nürnberg stehen, wo auf einem Zettel zu lesen war: „Joseph Dürer, Goldschmied in hiesiger Stadt, macht seinen Mitbürgern hiemit bekannt, daß er seine sämtlichen Kunstarbeiten in Silber, Gold und Edelstein heute Abend auf seiner Bude am Uhrenplatz einer öffentlichen Versteigerung aussetzen wird. Das Verzeichnis der Gegenstände ist zu groß und kann deswegen hier nicht mitgeteilt werden. Der Verkauf nimmt nachmittags 4 Uhr seinen Anfang." „Wie!" rief plötzlich mit sichtbarer Bewegung ein Mann, der eben den Zettel las und nach dem Schnitt und den feinen Stoffen seiner Kleidung irgend ein reicher, vornehmer Herr aus der Fremde sein mußte, — „wie, Dürer, der wohlhabende Goldschmied, läßt seine herrlichen Kunstsachen verganten! Was für ein Mißgeschick hat ihn so weit gebracht?"

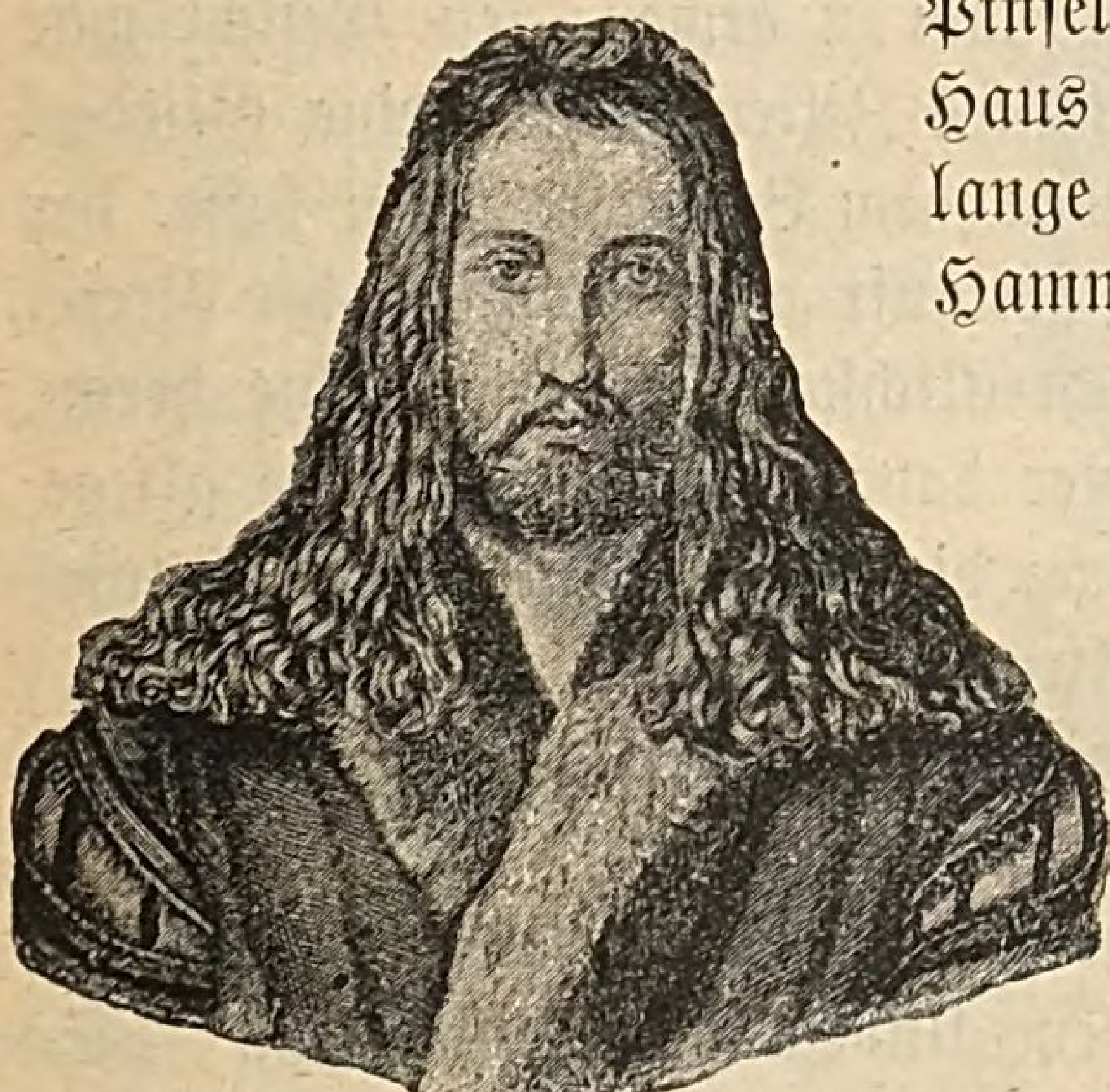
„Ihr wißt vermutlich nicht, gnädiger Herr," ließ sich ein danebenstehender Handwerker vernehmen, „daß Joseph Dürer Hab' und Gut zum Opfer gebracht hat, um seinem Schwiegersohne aufzuhelfen, der ehedem einer der ersten Kaufherren in Lübeck war. Dieser Schwiegersohn hat ganz beträchtliche Schulden gemacht und ist dann auf und davon. Um nun größerem Unheil vorzubeugen und die Ehre seiner Enkel zu retten, um ihren Namen rein und fleckenlos zu erhalten, trennt sich der brave Mann von den kostbaren Arbeiten, die der Stolz und die Freude seiner alten Tage waren, von den Meisterstücken, die durch den jahrelangen Besitz mit seinem Fleisch und Blut verwachsen sind. Das ist die Gesinnung eines rechtschaff'nen Bürgers von Nürnberg; die ganze Stadt nimmt herzlichen Anteil an des Goldschmieds Trübsal. Aber es war immer so, gnädiger Herr, so oft man von Dürer sprach und ihn lobte, mußte man ihn auch bedauern."

„Ihr dürft es mir nicht verübeln, Meister," sprach der reich gekleidete Unbekannte zu dem Handwerker, „ich muß Euch um eine Erklärung Eurer letzten Worte bitten.

„Von Herzen gern, gnädiger Herr! Wißt denn, Joseph Dürer hatte drei Söhne und eine Tochter. Das Mägdelein bekam eine ansehnliche Mitgift und wurde an den Kaufherrn in Lübeck verheiratet, der jetzt flüchtig ist. Für seine beiden ältesten Söhne hat er viel Geld aufgewendet; der eine ist am Hofe des Kurfürsten von Bayern, der andere bei dem Großherzog von Weimar angestellt. Auf ihrer schnellen und glänzenden Laufbahn haben sie den alten Vater bald vergessen, ja sie haben sogar seinen bürgerlichen Namen mit einem prunkenden Grafen- oder Barontitel vertauscht."

„Und der dritte Sohn? Was ist aus dem geworden?"

„Aus Albrecht?" fuhr der Handwerker fort. „Nun, Albrecht wollte Maler werden, und Joseph Dürer war dagegen. Du wirst ein Goldschmied, pflegte er zu dem Knaben zu sagen, wie ich, wenn er um Griffel, Pinsel und Leinwand bat, oder Du mußt mein Haus verlassen; denn ich werde Dich nur so lange ernähren, als Du unter meinen Augen Hammer und Stempeleisen handhaben wirst."



Albrecht Dürers Selbstporträt.

„Und wie ist es ihm gegangen?" fragte der Unbekannte.

„Wie es ihm gegangen," wiederholte der Handwerker, die Achsel zuckend. „An einem schönen Morgen — es sind jetzt schon mehrere Jahre her — war der arme Albrecht verschwunden. Seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Ist er tot? Lebt er noch? Ist er Soldat geworden? Ich kann's Euch wahrhaftig nicht sagen." —

In diesem Augenblick schlug es Vier. Des Goldschmieds Magazin wurde geöffnet, die Menge der Neugierigen und Kauflustigen drängte sich hinein, und die öffentlichen Ausrufer und Schreiber nahmen ihre Sitze ein, um den Verkauf zu beginnen.

Schüsseln, Teller, Kannen, Krüge in Gold, Vermeil und Silber wurden zuerst ausgeboten. Dann kam die Reihe an die Prachtarbeiten, an die Meisterstücke des Künstlers; es waren wertvolle, reiche Tabernakel von der höchsten Vollendung; kleine gothische Kapellchen, wie aus den feinsten Spitzen geschnitten; große silberne Becken mit Darstellungen aus dem alten Testament in Relief; dann ganze Figuren, dem Altertum entlehnt und wunderbar schön gearbeitet.

So lange den Käufern nur die gewöhnlichen, ohne Kunstaufwand gearbeiteten Gegenstände ausgeboten wurden, war der Goldschmied still und

ruhig hinten in seiner Werkstätte geblieben; als er aber die Namen seiner Meisterstücke ausrufen hörte und vernahm, wie die öffentlichen Verkäufer in banalen Phrasen Verdienst und Schönheit jener Werke belobten, die seinen Ruf so allgemein gemacht hatten, da war es zu ende mit seiner stillen Entsagung. In der heftigsten Aufregung und von einer unsichtbaren Macht fortgezogen, trat er schnell hervor und, wie eine Mutter um die Wiege ihres kleinen Kindes, so schritt er unruhig bald hierhin, bald dorthin zu den manchfachen Herrlichkeiten, die noch verkauft werden sollten.

„Sechs Statuetten!“ rief es eben, „antik, in Gold und Silber.“

„Eintausend Dukaten,“ bot eine Stimme.

„Eintausend und fünfzig,“ eine andere. „Eintausend ein hundert die erste.“ Niemand wagte zu überbieten, und die Statuetten wurden zugeschlagen.

Der greise Goldschmied vermochte kaum zu atmen; sein Gesicht war fast so weiß wie seine Haare, und krampfhaftes Zittern befiel seine Glieder. Doch er bestand darauf, daß man ihn neben dem Beamten stehen lasse, der die Käufer aufzeichnete. Als alles, alles verkauft war, da blickte der Greis, furchtbar erschüttert, um sich her. Der schrecklichste Augenblick nahte heran. Es war der, wo der Käufer die Reichtümer davon tragen sollte, die alt geworden mit dem Goldschmied, die seinen Augen die größten Güter seines Hauses waren, die ihm für ein zweites Leben galten.

Der Gerichtsschreiber forderte diejenigen, denen die dreiundzwanzig letzten Gegenstände zugeschlagen seien, auf, vorzutreten.

„Die alle hat nur ein Mann gekauft!“ rief derselbe Handwerker, der kurz zuvor an dem Rathause mit dem Unbekannten gesprochen. „So trete er vor, nenne seinen Namen und bezahle!“ herrschte der Gerichtsschreiber in die Menge.

Und ein Mann von etwa 26 Jahren, mit einem sanften, schönen Gesicht trat an den Tisch. Er war prächtig nach französischer Mode gekleidet, und ein spanischer Kappenmantel, von Gold- und Seidestickereien starrend, hing nach Künstlerart über seine Schultern; am Halse trug er eine goldene Kette, an welcher eine Medaille mit dem Bilde des Kaisers Maximilian prangte; sein Hut war tief in die Stirn gedrückt, und seine langen duftigen Locken fielen auf eine Halskrause von reichen Mechelner Spitzen.

„Da ist der ganze Betrag für alles, was ich erstanden,“ sagte der junge Mann mit bebender Stimme, „zählt nach, wenn's Euch beliebt.“

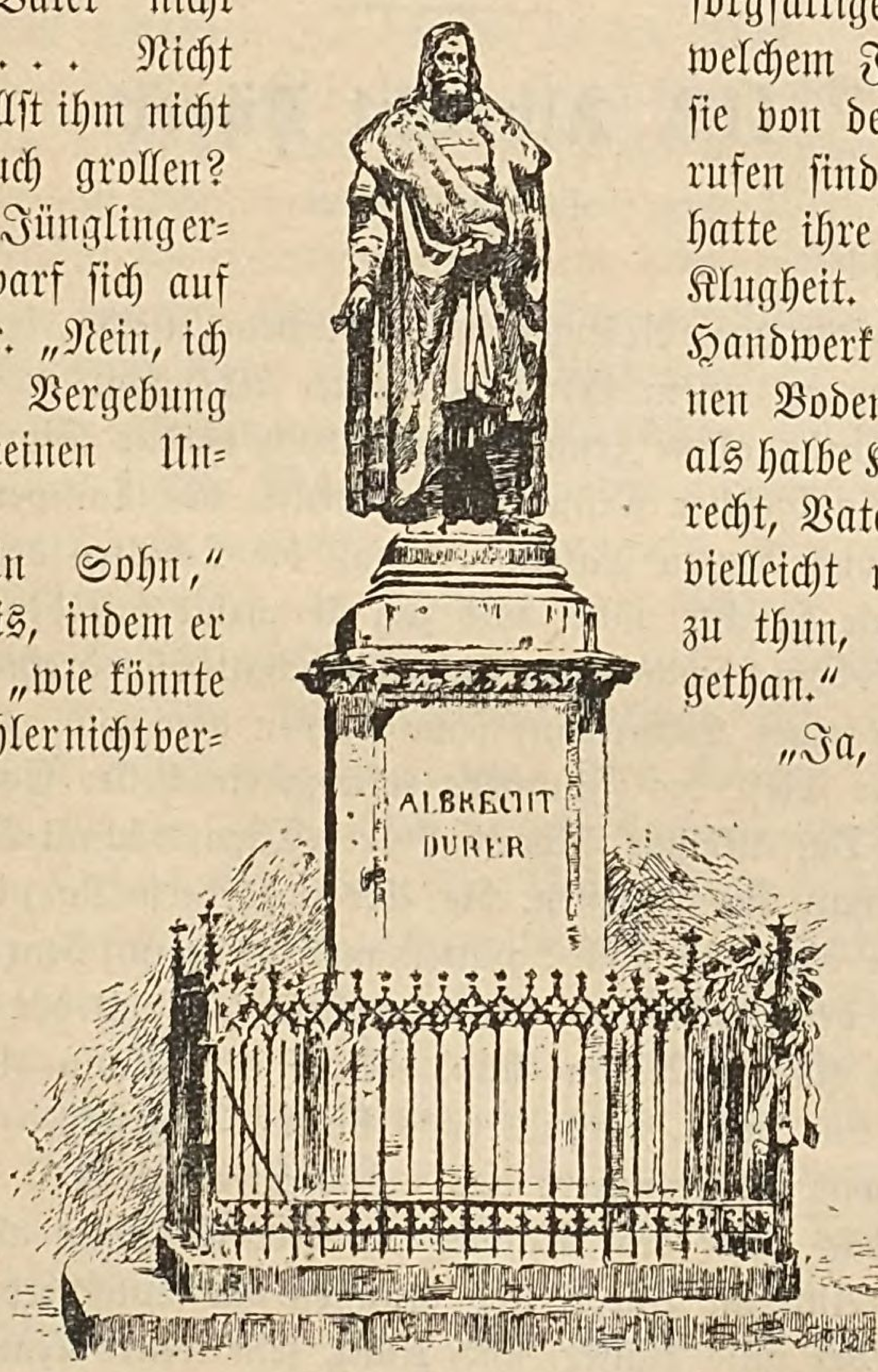
Der Gerichtsschreiber fand alles in Richtigkeit und wandte sich dann an den jungen Ritter. „Euer Name, gnädiger Herr, daß ich ihn in die Register eintrage.“ Unterdessen saß der alte Goldschmied stumm und düster in der Ecke, mit Verzweiflung den Augenblick erwartend, daß ein

Wort, eine Miene des Käufers das Zeichen geben sollte, welches ihm, dem Trostlosen, seine unersetzlichen Reliquien für immer wegführen sollte.

„Schreibt," sagte der junge Mann stotternd, „schreibt . . . Albrecht Dürer . . . ! Bei diesem Namen sprang der alte Goldschmied auf, als wenn er 15 Jahre zählte, und in weniger als einer Sekunde lag er in den Armen seines Sohnes. „Albrecht," rief er, „mein armer Albrecht! Bist Du es wirklich, den ich wieder sehe, den ich an mein Herz drücke! . . . O komme, daß ich Dich noch einmal umarme! Komm', mein Sohn, der seinen alten Vater nicht vergessen hat . . . Nicht wahr, Du grollst ihm nicht mehr?" „Euch grollen? Vater!" rief der Jüngling erschüttert und warf sich auf die Knie nieder. „Nein, ich will Euch um Vergebung bitten für meinen Ungehorsam."

„O, mein Sohn," sprach der Greis, indem er ihn aufrichtete, „wie könnte ich Dir einen Fehler nicht vergeben, der mir das Leben wieder schenkt! Albrecht, ich verzeihe Dir!"

„Die jungen Männer," erwiderte dieser, „täuschen sich oft in der Wahl ihrer Laufbahn, und es bedarf sorgfältiger Prüfung, auf welchem Felde zu arbeiten sie von der Vorsehung berufen sind. Eure Strenge hatte ihre Quelle in Eurer Klugheit. Ihr dachtet: Ein Handwerk hat seinen goldenen Boden und ist besser als halbe Kunst. Ihr hattet recht, Vater; aber ich hatte vielleicht nicht unrecht, so zu thun, wie ich wirklich gethan."



Albrecht Dürer-Denkmal.
(Nach einer Zeichnung von E. Schotte.)

„Ja, da hast Du ganz recht gethan, Albrecht," fiel plötzlich eine Stimme mitten aus der Menge ein; es war der berühmte Hupfe-Martin, der dem jungen Knaben den ersten Unterricht in der Malerei gegeben und ihn beständig ermuntert hatte, die künstlerische Laufbahn zu wählen. „Dankt dem Himmel für Eures Sohnes Ungehorsam," fuhr Hupfe-Martin, zu Joseph Dürer gewandt, fort; „denn Euer Albrecht ist jetzt im Besitze aller Kunstgeheimnisse und ragt schon über die berühmtesten Künstler Deutschlands hinaus. Er ist nicht nur ein Maler aus der ersten Reihe, er ist auch ein geschickter Graveur, ein bedeutender Baumeister. Der Kaiser Maximilian hat ihn zu seinem ersten Baumeister ernannt; er beschäftigt abwechselnd

seinen Pinsel und seinen Grabstichel. Die Republik Venedig will ihm die Erbauung einer Festung in ihren Staaten des Festlandes anvertrauen, und Ludwig XII., der König von Frankreich, hat ihn zu sich nach Paris gebeten, damit er einige Baudenkmäler der Hauptstadt verschönere. Was sagt Ihr dazu, Meister Joseph? Wollt Ihr vielleicht noch mehr?" — „Große Geistesanlagen," sagte der Goldschmied, indem er seinen Sohn von neuem umarmte, „deuten immer auf eine edle Gesinnung, das hat mir mein Albrecht heute bewiesen." — — —

112. Albrecht Dürer.

Von Gustav Freitag.

Es lehnten einst zwei Männer in ritterlichem Kleid
Zu Nürnberg an einem Hause bei später Abendzeit
Und sah'n durchs off'ne Fenster nachdenklich in das Zimmer.
Dort stand ein bleicher Träumer und prüfte den Lampenschimmer
An weißen und bunten Tafeln, er maß die Schatten der Wand
Und stellte die Leuchte näher und zog sie zurück mit der Hand;
Und wenn bei dem schwankenden Lichte die Schatten sich drehten und flogen,
So kam ein feines Lachen auf seine Lippen gezogen.
Doch aus der Tiefe des Zimmers erklang ein heller Ton:
„Was thust Du, Meister Albrecht? drei Tage träumst Du schon,
Dein Weib hast Du vergessen, die Arbeit förderst Du nicht,
Du jagst wie ein Kind nach Schatten und spielst mit dem Lampenlicht;
Hinweg mit dem Licht!" — Und sprühend verlosch der gelbe Schein,
Und in dem dunkeln Raume stand wieder der Mann allein.
Er sank in den Sessel, verhüllte das bleiche Angesicht,
Und Stille war im Zimmer; das matte Sternenlicht
Umsäumte das Haar des Mannes. — Der Träumer aber war
Der Maler Albrecht Dürer, und draußen das Lauscherpaar
Herr Max, der gute Kaiser, und Kunz, sein treuer Narr.
Und Meister Kunz rief spöttisch: „Er kämpft den alten Streit
Der Kunst mit unsrer Erde, das ewige, alte Leid.
Natur, du gute Mutter, er will dich ändern und drehen
Und will als kleiner Herrgott dir gegenüber stehen;
Er zeichnet, malt und schneidet, er druckt und schreibt dich aus
Und macht aus deinen Speisen sich seinen eigenen Schmaus!
Dafür ersinnst du Rache, du lohnst ihm mit bleichen Wangen,
Mit heißem Schmerz und Thränen und quälendem Verlangen,

Und weil er dir zum Trotze das ewige Leben schafft,
Läßt du ihn selbst erfahren des Todes ewige Kraft;
Du legst ihm die Keime des Todes, das Siechtum, in den Leib
Und schenkst ihm das ärgste Übel, ein bitterböses Weib.
O kauf' ihm Schellen, Bruder, sein Anblick geht ans Herz!"
Und Max erhob die Augen und sprach in mildem Schmerz:
„Der Mann ist heilig, Konrad, ihn hat ein Gott geweiht;
Geweiht zur höchsten Freude und wieder zum tiefsten Leid.
Er hat ihm das Beste des Himmels, des freien Schaffens Lust,
In seine Brust gebunden und hat ihn in den Wust,
Ins Enge des Lebens geschleudert zu Kampf und stillen Schmerzen.
So schreitet er durch die Erde, ein König mit blutendem Herzen.
Nicht sieht er mit Menschenaugen in unsere gute Welt;
Es ist ein Strahl der Gottheit, der seinem Aug' entfällt;
Drum wandelt in zarte Gebilde aus Nebel und Abendrot
Sich jedes Ding der Erde, das seinem Blick sich bot;
Und was er uns schaffet und schenket, sind Bilder seines Traumes,
Sind Bilder aus fernen Welten, dem Land des goldenen Schaumes.
Doch will er selbst sie umfassen, an Lippen und Arme ziehen,
Mit ihrem Leben tauschen der eigenen Seele Glühen,
So schwimmen sie und verschweben in wesenlosem Scheine,
Und fest nur hängt ihm am Halse das Irdische, Alte, Gemeine.
Und ewig wirft er sich sehnend in seine Welt hinein,
Und ewig löst sie dem Armen sich auf in Farben und Schein.
So kämpft und ringt sein Herze, das Höchste kann er schauen,
Das Schönste zaubern und schaffen mit heimlichem Vertrauen,
Und doch muß er einsam gehen, allein mit seinem Gott,
Allein mit seinem Träumen durch Haß, Verkennen und Spott,
Allein mit seinem Entzücken, allein mit seinen Schmerzen,
Allein durch Völker und Zeiten, ein König mit blutendem Herzen."
So sprach der gute Kaiser, und Kunz zog aus dem Rocke
Ein paar erblühte Rosen und warf sie an die Locke
Des stillen Malers und rief ihm: „Albrecht, ein Kaisergruß!" —
Und schnell verhallt im Dunkel der beiden Wand'rer Fuß.

113. Kaiser Max und Albrecht Dürer.

Von Anastasius Grün.

Fürst, Troßbub, Ritter, Gauner, durchwimmelnd Augsburgs Gassen,
Im Saal die Ratsherrn zankend, und zankend Volk auf den Straßen,
Hier doppelt volle Schenken, doch Armut rings im Land!
Wie mögt ihr solches heißen? — Reichstag war's deutsch genannt.

Max sah vom Fenster düster ins tolle Gewühl hinein,
Da trat in schlichtem Wamse ein Mann gar schüchtern ein.
„Gott grüß' dich, Meister Dürer!" rief Max so freudig schnell,
„Wie kommt die Kunst zum Reichstag, nach Babel mein Apell?"

„Nur eine Gnade wollt' ich, o Herr, von Euch erfleh'n,"
Erwidert drauf der Meister, „laßt freundlich es gescheh'n!
Ach, gerne malt' ich einmal noch Euer Konterfei,
Hell strahlend wie sein Urbild, doch auch so wahr und treu."

Der Kaiser faßt wehmütig des Künstlers Hand und spricht:
„Bei mir will's Abend werden; drum, eh' die Nacht anbricht,
Willst du die Landschaft zeichnen, vom Spätlicht karg verklärt! —
Gelt, Freund, so magst du meinen? Wohlan, gern sei's gewährt!"

Der Maler nimmt den Pinsel, Leinwand und Farbenschrein:
„Noch bitt' ich Eins, mein Kaiser, seht nicht so finster drein!"
Starr auf die graue Leinwand ist Maxens Blick gebannt:
„Ich denk' an Staub und Asche, auch grau wie diese Wand."

Der Maler zeichnet weiter Mund, Wange, Nas' und Blick,
Der Kaiser sinkt vor Lachen jetzt in den Stuhl zurück:
„Ho, ho, da droht sie wieder, als ob sie der Spiegel wies,
Die ungeheure Nase, die sich so oft schon stieß!" —

Und Farb' auf Farb' entlodert wie Frühlingsblütenglanz,
Und Leben, Frühlingsleben durchschwillt den Farbenkranz;
Aufblüht die Farb', umkosend als Lächeln hier den Mund,
Als Ernst gar finster thronend dort auf dem Stirnenrund. —

— „Seht da den ganzen Menschen, dies alte, treue Haus!
Schmerz sieht zum einen Fenster wehmüt'gen Blicks heraus,
Die Freude steht am andern und nickt und lächelt mild,
Nur hängt an diesem Hause die Kron' als Aushängschild!

Leb' wohl nun, Bruder Albrecht! Ja, Bruder nenn' ich dich;
Ein König heiß' ich, König bist du so gut als ich;
Ein Stückchen Gold mein Scepter, mein Reich ein Stück grün Land,
Dein Scepter Stift und Kohle, dein Reich die Leinewand.

Die Heere bunter Farben sind Unterthanen dir,
Wohl treuer dir ergeben, traun, als die meinen mir!
Und Leben ist das Endziel, dem uns're Kraft geweiht,
Und beider Müh' und Arbeit gilt der Unsterblichkeit!

Und doch, ist's einst gelungen, und glauben wir's vollbracht,
Wonach wir treu gerungen tagsüber und bei Nacht,
Kommt, unser Werk besehend, manch nüchterner Gesell'
Und meint, das Bild sei leidlich, der Thron steh' schief zur Stell'.

Behüt' dich Gott, mein Albrecht! Kehrst du nach Nürnberg heim,
So grüß' mir den Hans Sachse, den Mann mit Sang und Reim;
Macht er ein Liedlein wieder, so sei's ein Leichenlied;
Bald hört ihr, daß ein König, der lieb euch war, verschied."

So sprach der Fürst. Ins Auge schaut er dem schlichten Mann
Und sieht ihn milden Blickes wohl lang und schweigend an;
Blickt dann aufs eigne Bildnis, geschmückt mit Kron' und Gold,
Und lächelt still wie einer, der lieber weinen wollt'. —

114. Albrecht Dürer im Munde des Volkes.

Von Joh. Wolfgang Weikert.

Amoahl dau sen die Künstler höi (hier)
Z'samm af ihr Stub'n kumma,
Und jeder haut a Kunststück g'macht
Und haut sih g'scheit z'samm g'numma.
Am End' mouß ah der Dürer droh,
Der sagt: Ih mach's, suh gout i koh, —
Und nehmt a Stückla Kreid'n.

Und macht an Krahs hih af'n Tisch,
In d' Mitt' an Tupf'n neih.
„An Zirkel her!" Wer schlägt 'n oh,
Meinahd! der Krahs trifft eih.
Öiz dau sans g'stand'n wöi von Stah,
Sie sög'n anander oh, — allah
Es is halt doch suh g'wöhst. —

Von Kaiser Maximilian
Dös kohn ih niht verschweig'n,
Der is a Freind von Dürer g'wöhst,
A Kunstfreind ohne Gleich'n.
Amoahl dau geiht 'r grohd vorbei,
Su keihrt 'r ba sein Albrecht eih,
Es is niht 's eirschtmol g'wöhs'n.

Der Dürer ruckt'n gleih an Stouhl,
Der Kaiser ober sagt:
„Horcht, Albrecht, ih hoh wohs in Kuhpf,
Ih glab, wenn mer's suh macht,
Gebt ner a Stück Reißkuhl'n her,
Ih zeich'ns Euch — es is niht schwer,
Ihr werd't mih scho begreifen."

Suh fängt der Max zon zeichna oh,
Allah die Kuhln kracht,
Bricht alli Triht, — der Kaiser brummt,
Der Dürer höit gern g'lacht.
Und öiz proböiert er's nuh amoahl,
Sie bricht halt wieder, — Blitz und Stroahl!
Su fängt er öiz oh z'flouch'n.

Der Dürer waß scho, wos er mahnt,
Suh nehmt er halt die Kuhln
Und zeichnt's hih, — sie bricht niht oh —
„Mich soll der Kuckuck huhl'n,
Wenn ich's niht suh, wöi Ihr hohb g'macht,
Oeiz ba Euch hält's, ba mir haut's kracht,"
Suh platzt er raus, der Kaiser.

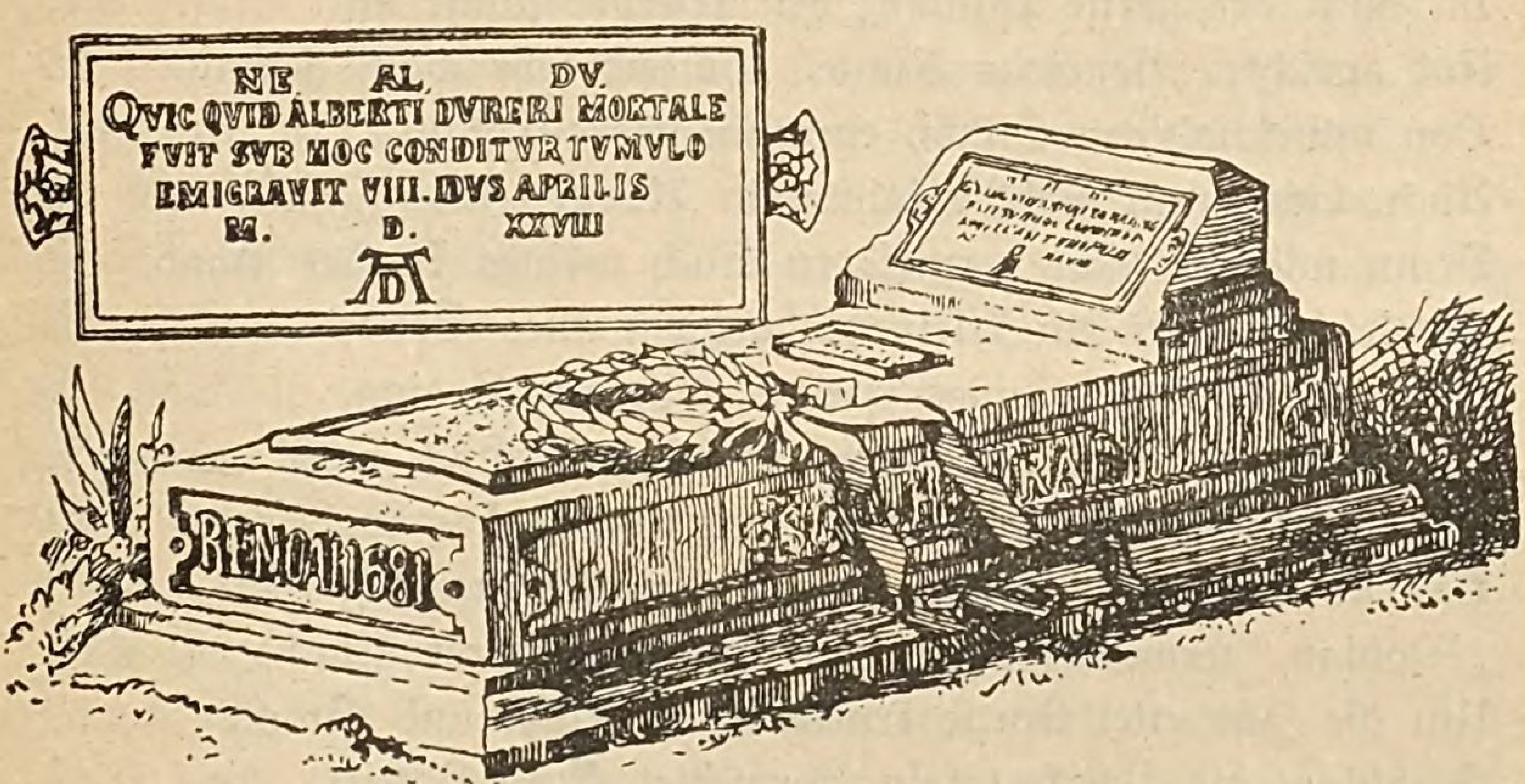
„Ga! G'strenger!" sagt der Dürer draf,
„Die Kunst, döi is meih Reich,
Meih Scepter is die Kuhln dau,
Und mir paröierts gleich;
Denn wenn Ihr ah noh moahl'n könnt't,
Wos bleibet unser ahn am End'?
Regiert Ihr! — uns laßt moahl'n!"

Und af a Mauern haut amoahl
Der Dürer moahl'n möiß'n.
Er siecht von seiner Lattern roh
In Kaiser und will gröiß'n.
Dou wankt die Lattern, — „Greift zou, Leut',
Halt ahner doch die Lattern!" schreit
Der Kaiser ganz derschrock'n.

Allah die Ritter und Hofherrn,
Döi lauß'n dös schöi bleib'n.
„An Moahler! d' Lattern halt'n? Ga!

Warum niht d' Farb'n reib'n?"
Suh brummes, — Kahner will's niht thou.
Dau greift der Kaiser selber zou
Und hält, meinahd! die Lattern.

Nau sagt er: „Ritter, wöi ihr seid,
Döi mach ih alli Tog,
Suh viel ih will, — i zöig meih Schwerdt,
Es kost mih nehr an Schlog;
Ka Kaiser macht an Dürer mir,
Seih Hand ist meiher wert als ihr
Und noh a Duz'nt solchi."



Albrecht Dürers-Grab.

115. Henricus Rumel.

Von A. Schöppner.

Zu Mainz am grünen Ufer, im Sonntagsmorgenschein
Da geht ein züchtig Mädchen, die schönste Blum' am Rhein,
Und ihm zur Seite wandelt ein Mann in Bürgertracht,
Der spricht: „Es prangt die Erde in ihrem schönsten Glanz,
Doch kann ein Wort sie wandeln zum Paradies mir ganz.
O sprich das Wort, Brigitte, das kleine Wörtchen sprich,
Du, die mein Glück und Hoffen, o sag': ich liebe Dich!"
Wohl zögert noch die Jungfrau mit halbverwirrtem Sinn,
Dann sinkt mit heißen Thränen an seine Brust sie hin;
„Henricus," spricht sie leise, „was Gott will, mag gescheh'n,
Doch sprecht erst mit dem Vater, bis wir uns wieder seh'n."

Drauf ist die Magd verschwunden; erfüllt von seinem Glück
Bleibt lang' auf selber Stelle Henricus noch zurück;
Doch schon am nächsten Morgen zum reichen Pankraz tritt
Er hin mit seiner Bitte, allein mit festem Schritt.
„Seid mir nicht ungehalten, dem ungeruf'nen Gast,
Dieweil mich mein Geschäfte antreibt zu solcher Hast;
Ich liebe Eure Tochter als rechtlich frommer Mann
Und wünsche zur Gefährtin durchs Leben sie fortan!
Auch, denk' ich, fühlt ein Gleiches für mich die fromme Magd,
Es hat mir's eine Thräne in ihrem Aug' gesagt;
Henricus Rumel heiß' ich, bei Sorgloch einst zur Lehr',
Und drucke selbst nun Bücher und Schriften so wie er."
Da blickt der greise Pankraz den Werber lange an
Und spricht: „Henricus Rumel, ihr seid sehr wohl gethan,
Von unbescholt'nen Sitten, einnehmender Gestalt,
Auch, sagt man, wohl erfahren in Künsten mannigfalt.
Drum will ich nicht verweigern Euch meines Kindes Hand,
Obgleich es mir ein Kleinod, dagegen alles Tand,
Und setze Euch nur eines vorerst noch als Geding,
Und liebt Ihr meine Tochter, so däucht's Euch wohl gering."
„O, redet," spricht Henricus, „was könnte das wohl sein,
Das ich nicht froh erfüllte, damit Brigitte mein?" —
„Wohlan," erwidert jener, „so laßt von Eurer Kunst,
Um die Ihr eitel Sorge erwerbt statt Lohn und Gunst.
Zerschlagt die Druckertafeln, vernichtet Eure Schrift,
Die allem Volk verdächtig, als wär's ein tötend Gift,
Ergreift ein ander Handwerk und gebt das Drucken auf,
Dann sind wir handeleinig, hier meine Hand darauf."
Lang' steht Henricus Rumel, die Wang' wie Schnee so bleich;
Das war aus heit'rem Himmel ein unheilschwangrer Streich.
Lang' steht er dort, dann rollt es ihm heiß vom Angesicht:
„Herr Pankraz, dieses Eine kann ich erfüllen nicht.
Wohl lieb' ich Eure Tochter, wie sie kein Zweiter liebt,
Doch kann ich ab nicht lassen von dem, was ich geübt,
Und mag mein Herz verbluten in namenlosem Gram,
Der Weisung muß ich folgen, die mir von oben kam.
Buchdrucker muß ich bleiben, so will es meine Pflicht,
An der nun Lieb' und Hoffen und all' mein Glück zerbricht;
Doch schuld' ich dies dem Meister, der mich die Kunst gelehrt,
Dem Volk, dem ich entsprossen, dem väterlichen Herd.
Buchdrucker muß ich bleiben, auf daß im deutschen Reich

Das Schöne nur gedeihe, so wie in keinem gleich,
Daß durch das Wort, entfesselt und frei von langer Haft,
Ausgeh' nach allen Zonen des Geistes ew'ge Kraft.
Drum bringt nun Eurer Tochter das letzte Lebewohl,
So wie ich's Euch jetzt sage, des inner'n Kummers voll;
Und zürnet nicht der Thräne, die mir noch etwa fließt,
Und sorgt, daß sie vergesse den, der sie nie vergißt."
Erstickt von heißen Thränen Herr Rumel spricht das Wort
Und eilt zerriss'nen Herzens vom reichen Pankraz fort;
Allein wohin er eilet mit noch so flücht'gem Schritt,
Der Harm ist sein Begleiter, den Gram, den nimmt er mit.
Der folgt ihm allerwegen, der geht mit ihm ins Haus,
Aus seinem Druckerkasten schaut der auf ihn heraus,
Er geht mit ihm nach Nürnberg, wo er von nun an weilt,
Jetzt nur der Kunst noch lebend, die nicht sein Sehnen heilt.
So schwinden Monde, Jahre, der Gram bleibt ihm getreu;
Doch wirkt und schafft der Wack're, ganz sonder Furcht und Scheu;
Wie sehr auch Neid und Mißgunst nach ihm die Krallen kehrt,
Er druckt so, wie Johannes von Sorgloch ihn gelehrt.
Schon hat sich grau gefärbet sein Haupt im Lauf' der Zeit,
Doch hat sich auch verbreitet sein Ruf im Lande weit,
Geehret und geachtet ist er von alt und jung'.
Doch ist sein Glück, sein einzges, nur die Erinnerung.
Längst schon ist sie begraben, für die sein Herz erglüht,
Doch denkt er oft noch ihrer mit Trauer im Gemüt,
Und als nach vielen Jahren der Herr auch ihn berief,
Da lispelte: „Brigitte" er nochmals und entschlief.

116. Peter Vischer.

Gegen Ende des XV. und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts erlebte die Kunst in Nürnberg einen Aufschwung und eine Vielseitigkeit, wie man sie sonst im übrigen Deutschland nimmer sah. Es braucht hier nur auf die Namen Albrecht Dürer, Adam Krafft, Veit Stoß und Peter Vischer, von welchen jeder als ein vollendeter Künstler erscheint, hingewiesen zu werden.

Die höchste Entwicklung der „bildenden Kunst" in Nürnberg, ja in Deutschland überhaupt, knüpft sich an den Namen des Erzgießers Peter Vischer, auf den stolz zu sein, Nürnberg, ja ganz Deutschland zu allen Zeiten Ursache hat.

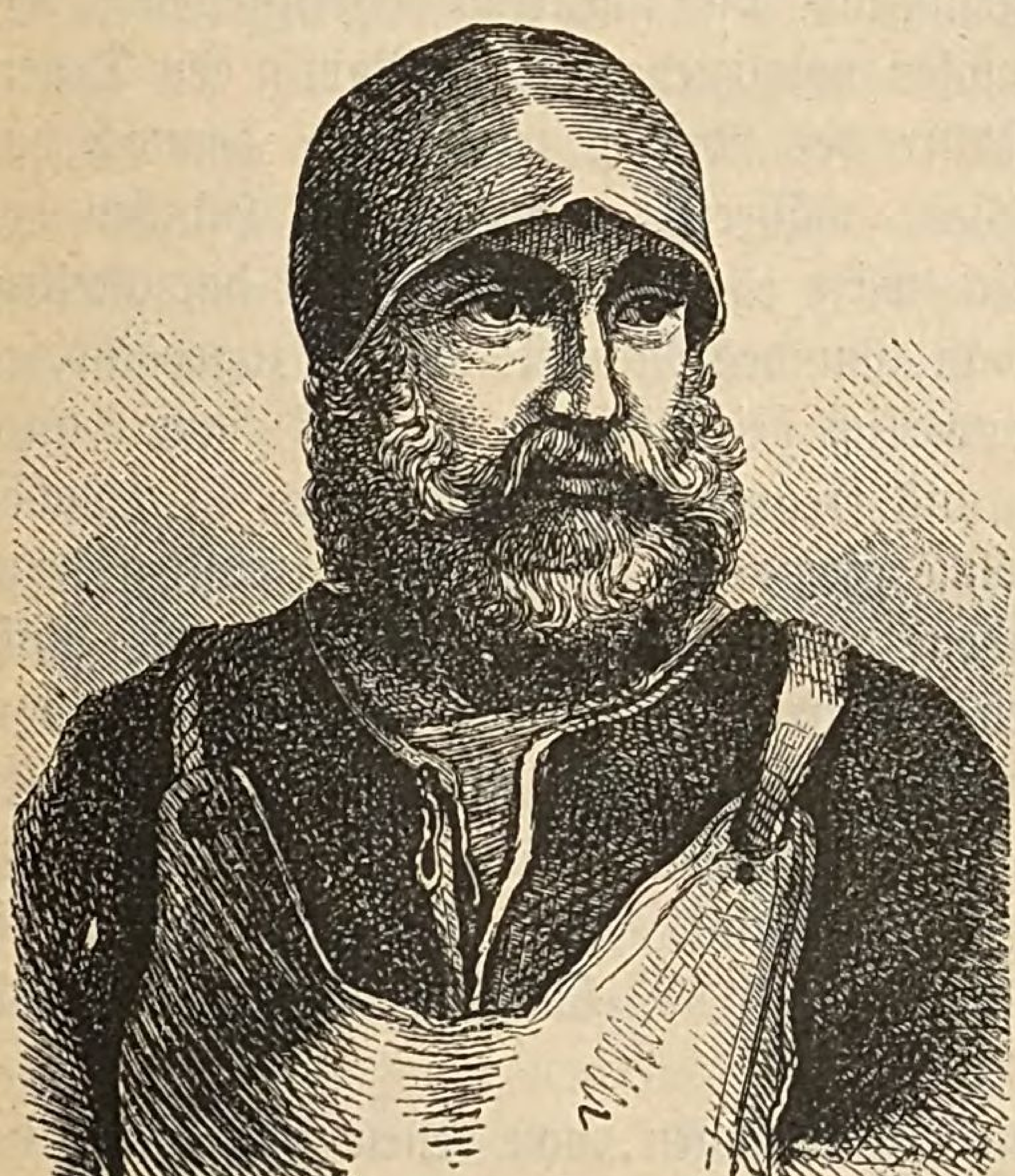
Von Haus aus ein schlichter Handwerksmann — Rot- und Gelbgießer — wuchs er durch seine künstlerischen Anlagen, sowie durch seinen eminenten Fleiß, sich immerwährend im Zeichnen und Entwerfen zu üben, weit über den Durchschnitts-Handwerker hinaus zu einem der größten Künstler aller Zeiten heran.

Innige Freundschaft, gegründet auf gegenseitige neidlose Anerkennung und das gemeinsame Streben nach höchster Vervollkommnung in der Kunst verband ihn mit dem großen Bildhauer Adam Krafft und dem kunstreichen Kupferschmied Sebastian Lindenast. Dieses Freundschaftsverhältnis, von Aug. Hagen in seinem Buch Norica in lebendiger, wenn auch etwas phantastischer Weise geschildert, möge hier im Auszuge eine Stelle finden.

Hagen läßt einen Frankfurter Kaufmann und Kunstfreund, namens Jakob Heller, Peter Vischer an einem Sebaldustage, der zu Nürnberg ein großer Feiertag war, in seiner Wohnung aufsuchen. Hören wir Heller selbst:

Da auf mein wiederholtes Klopfen kein Laut sich vernehmen ließ, so öffnete ich leise die Thüre und trat in das Zimmer. Drei Leute saßen hier in Hemdärmeln an einem Tisch und zeichneten so eifrig, daß weder mein Pochen, noch meine Tritte gehört wurden. Verlegen stand ich da und scheute mich, die feierliche Stille zu unterbrechen. Endlich faßte ich mir ein Herz und stammelte einen Gruß. Einer von den Dreien guckte sich um und schob ein wenig sein schwarzes Käppchen. Es war ein Mann von etwa 55 Jahren mit einer etwas gedrückten Nase und braunem, schön gekräuseltem Bart. „Was beliebt?“ fragte er kurz. Ich trug, nachdem ich meinen Namen und Stand genannt, mein Anliegen vor, den Meister Vischer zu sprechen und seine Gießhütte zu sehen, wenn es ohne Störung geschehen könnte. „Ihr stört mich immer, denn geschäftslos bin ich nie. An meiner Gießhütte ist nichts zu sehen, da keine Arbeit ist. Wer weiß, wann wieder einmal Gußwerk bestellt wird? Das Geld ist knapp und die Kunst wenig geschätzt.“ So sagte der Alte und ich darauf: „Heute fürchte ich Euch noch mehr als sonst zu stören, da Ihr, wie ich sehe, Zeichenunterricht erteilt.“ Jener lachte, und ich erkannte meinen Irrtum, da die beiden andern, die so lange über den Tisch gebeugt saßen, endlich auffahen. Der eine von ihnen war nur ein wenig jünger, der andere mit schneeweißem Bart und einer Glatze, wohl zwölf Jahre älter. Arbeitet man in Nürnberg noch so spät und selbst am Heiligentage?“ sagte ich, um ein Gespräch einzuleiten, und Vischer erzählte, daß es wenigstens seine Sitte wäre und der Meister, die ich vor mir sehe, sich an den Feiertagen abends im Zeichnen zu üben; denn welcher Meister über die Lehrlingsjahre hinaus zu sein glaube, der fänge an zu verlernen.

„Das junge Volk," er meinte seine Kinder, „die könnten keine Heiligentage, namentlich das Sebaldusfest, daheim verbringen, und daher wäre es nötig, daß er das Haus bewache." Die Sitteneinfalt, die sich in Vischers Rede kund gab, versöhnte mich sogleich mit ihm, wie barsch er auch meinen Gruß erwiderte. Er stand auf, ein langer, aber stämmiger Mann mit einem wahren Herkulesnacken und drückte mir die Hand; denn da ich mehrere vorgelegte Fragen ihm beantwortete, so nahm es ihn für mich ein, daß ich bei meinem kurzen Aufenthalt in Nürnberg schon so viel gesehen hatte. Mit ungeheuchelter Begeisterung pries ich das Sebaldusgrab, das ich die Krone der edelsten Kunst nannte. Weniger mein Lob als manche Bemerkung, die ich darüber hinwarf, war für ihn Grund, mich vor der gewöhnlichen Art von Reisenden auszuzeichnen. Er wurde jetzt unruhig, schob unmutig das Käppchen hin und her und brach dann in Klagen darüber aus, daß er mir nichts vorsetzen könnte, daß niemand zuhause und Speisekammer und Keller verschlossen wäre. Ich beschwichtigte ihn dadurch, daß ich mir eben den Abendimbiß hätte wohl schmecken lassen, und bat ihn nur, mit den andern Meistern mich bekannt machen zu wollen.


Peter Vischer.

Der eine von ihnen war der geschickte Sebastian Lindenast, der Meister des herrlichen Uhrwerks auf der Frauenkirche. Dieser war ein ernster, stiller Mann mit langem gelben Haar und glattem Kinn. Ich rühmte sein Werk als unvergleichbar; er aber wies mein Lob zurück mit den Worten: „Ich habe, werter Herr, nur die kupfernen Figuren gemacht, nur die Körper vom Kaiser und den Kurfürsten, aber mein Freund Hans Heuß hat ihnen die Seele gegeben." So hieß nämlich der berühmte Schlossermeister, der Kirchenuhren verfertigte, wie keiner sonst.

Der dritte Meister, ein Siebzigjähriger, sah mich mit schwarzem Auge, dessen Jugendfeuer gar sehr von dem Silberbart abstach, so freundlich und zutraulich an, als wenn wir uns schon oft begrüßt hätten. Und wirklich hatte ich ihn schon gesehen in der Lorenzerkirche am Sakramentshäuschen, nicht ihn selbst, aber sein treues Abbild. Es war Adam Krafft,

der erste Steinmetz, nicht in Nürnberg, sondern in der ganzen Welt. Der alte Herr stand rüstig auf, setzte mir einen Schemel neben sich zurecht und vernahm es mit Freude, daß ich sein Werk mit Bewunderung schon betrachtet hätte und noch oft betrachten wollte.

Auf meine Frage, was sie zeichneten, nahm Meister Lindenast das Wort: „Wir zeichnen immer alle ein Ding, jeder nach seiner Erfindung. Heute war an mir die Reihe aufzugeben, und weil mir schon lange ein Bildwerk am Rathause mit dem heil. Martinus zu Pferd mißfallen, so schlug ich vor, ihn abzubilden, wie er mit einem Bettler seinen Mantel teilt. Dort hält der Heilige in einer Art den Degen, daß man meint, er wolle sich oder den Bettler erstechen und am wenigsten, er wolle ein Stück des Mantels abschneiden.“ Da er so sprach, dachte ich darüber nach und äußerte das Bedenkliche, ihn genügend und deutlich darzustellen. Der Bettler fleht und, anstatt ein Almosen vorzuziehen, zieht Martin den Degen. Das Roß muß die streitbare Natur des Reiters zeigen und, dennoch von keinem Zügel gehalten, still stehen, während er mit beiden Händen den Mantel zerschneidet. Nicht schicklich wäre es, den Bettler nackt darzustellen, und dennoch soll man erkennen, daß ihm des Mantels Hälfte zugedacht sei. Meine Rede fand Beifall und sonderlich bei Vischer, der auf einmal ausrief: „Sonst ist es unser Brauch, uns freundlich und brüderlich zu besuchen und von einander zu scheiden, ohne etwas zu essen oder zu trinken; heut' aber muß eine Ausnahme stattfinden. Unser Gast, der so klug spricht, muß, sei es, wie es sei, bewirtet werden. Darum schlage ich euch, Freunde, vor, daß wir von ihm unsere Zeichnungen beurteilen lassen (er ist uns allen gleich fremd und nimmt daher keine Partei) und daß derjenige von uns, dem er den Preis zuerkennt, die Zeche bezahlt. Wir gehen daneben in die Schenke, und wer die Ehre hat, der hat die Qual.“ Des waren alle zufrieden.

Ich betrachtete lange die Zeichnungen, von denen jede, allein betrachtet, unübertrefflich schien. Am saubersten und zartesten war die von Lindenast ausgeführt, und die von Vischer am derbsten. Die Dürftigkeit des Mitleid erregenden Bettlers war auf allen drei Blättern gleich schön, der Kopf des Ritters überall gleich edel und das Roß gleich kriegsmutig. Bei Lindenast sah man Martin deutlich den Mantel zerschneiden, indem er darauf hinblickte, um wirklich als Christ zu teilen. Bei Krafft dagegen war der unverwandte Blick des Ritters auf den Armen gerichtet, und mit dem Degen durchfuhr er den Mantel, unbekümmert, wieviel ihm selbst noch zur Hülle übrig bleibe. Bei Lindenast schien sich der Ritter doch noch zu bedenken, während er den Bettler bedachte, hier aber war alle Freigebigkeit ausgedrückt. Daß das Roß dort und hier wie gebunden stand, gefiel mir nicht. Bei Vischer war dies nicht der Fall. Das Roß schien sich vielmehr

bei dem Anblick des Bettlers am Wege zu entsetzen und blickte zornig seitwärts, aber mit den Zügeln, die er mit den Ellenbogen an die Brust preßte, lehrte der Ritter es still stehen. Er blickte nicht allein zum Flehenden hin, sondern mit einer Hand schneidend, reichte er ihm schon mit der anderen den Mantel dar. Hier war die größte Wahrheit und die größte Entschiedenheit.

Ich lobte alle drei Zeichnungen; aber freimütig machte ich auf alle Mängel aufmerksam und wunderbar! erzürnte niemand. „Ja," sagte Vater Krafft, mit dem Kopfe nickend, „Meister Vischer hat es heute am besten gemacht." „Recht so!" rief Vischer, „Ihr stimmt ihm bei und laßt mich zahlen. Ihr versteht es. Aber dem fremden Herrn dank' ich doppelt; denn eine Schande wäre es, wenn sich der Hausherr von den Gästen frei halten ließe." Da ich die Zeichnungen immer noch bewunderte, so fragte mich Krafft, ob er mir mit der seinigen ein Geschenk machen könnte. Ich war hochvergnügt hierüber und hub an: „Wie seid Ihr Meister alle doch begünstigt vor anderen Menschen! Auch ich habe eine rechte Hand, die Hand hat Finger, und dennoch könnte ich keinen geraden Strich ziehen." „Nicht allein die Rechte," sagte Krafft darauf lächelnd, „auch meine linke Hand ist zu brauchen." Er ergriff mit ihr den Röthel und verbesserte die Zeichnungen in einer Art, so daß es viele Meister mit der Rechten ihm nicht nachgemacht hätten. Krafft arbeitete mit der rechten und linken Hand gleich geschickt. Auch Lindenast und Vischer schenkten mir ihre Zeichnungen.

Ich dankte innigst gerührt für die Gaben und versicherte, es sollten sich ihrer noch Kind und Kindeskind freuen. Ich bat die freundlichen Geber, das Andenken mir noch durch die Unterschrift ihrer Namen zu erhöhen. Da sahen mich alle befremdet an und sagten beinahe einstimmig: „Wir sind Werkmeister, aber keine Schreibmeister. Das Schreiben verstehen wir nicht." Sie unterzeichneten sich darauf auf ihre Weise! Der eine zeichnete darunter ein paar Fischlein, der andere einen Blätterast, den Bienen umschwärmten, und der dritte einen Herkules, der des Atlas Kugeln trägt.

Wohlgemut begaben wir uns alle darauf in die Weinschenke und plauderten bei einem perlenden Gläschen, als wenn wir von Kindesbeinen an zusammen gelebt hätten. Ich konnte mir fast nicht denken, was ich sah, daß ich ohne alle Empfehlung als fremder Kaufherr neben drei der ersten Künstler, von denen der jüngste mein Vater hätte sein können, hier in so traulichem Vereine die heitersten Stunden verlebte. Das ist die ewige Jugend der Kunst. Wie Kinder nach dem ersten Bewillkommnen sogleich miteinander bekannt sind, so lieben sich auch alle, die die Kunst lieben, und voll Kindeseinfalt vergessen sie Alter und Rang. Vater Krafft scherzte viel und sprach allerlei Dinge, und da er hörte, daß Imhoff unser gemeinschaftlicher Freund wäre, so umhalste und küßte er mich. Meister Vischer ver-

glich unsere Zusammenkunft in der Schenke mit einer ähnlichen in Rom, woselbst er länger als die beiden Kunstgenossen verweilt hatte, und nahm Anlaß, viel von italienischen Sitten und Lustbarkeiten zu erzählen. Eine ernste Wendung gab dem Gespräche Lindenast, der über die Künste, die dort wetteifernd um den Kranz rängen, manches Beachtenswerte erbrachte und mich endlich aufforderte, da ich verständig zu sprechen wisse, über den Vorzug der einen Kunst vor der anderen ein freimütiges Geständnis abzulegen, namentlich ob die Malerei oder die Bildhauerei erhabener wäre. Die andern Meister stimmten ihm bei und drangen in mich, über das viel Besprochene zu entscheiden. Ich wich lange dem Antrage aus; denn ich verstände es nicht. Bevor ich nach Nürnberg gekommen, hatte ich nur an Gemälden meine Freude; hier hatte ich die ersten schönen Bildwerke von Stein und Erz gesehen, und der Eindruck, den sie auf mich zurückgelassen, war so mächtig, daß ich ganz so urteilte als sie, die Pfleger der Bildnerei, es gern hörten. Vischer, der mir gegenüber saß, stützte sich mit beiden Händen auf und sah mich gespannt an, als ich so begann: Wohl kann das Gedicht täuschen; Ihr glaubt es zu sehen, was es schildert; aber nur der Geschichte, die alle Schönmalerei verschmäht, könnt Ihr vertrauen. Jenes gibt einen holden Schein, diese dagegen Wahrheit, kalt und ernst wie sie. Jenes ist voll einschmeichelnden Zaubers, der flüchtigen Jugend Augenweide; diese ist des reifenden Alters nie versagender Trost. Der Vergleich zwischen dem Gedichte und der Geschichte ist der Vergleich zwischen der holdlächelnden Malerei und der ehrwürdigen Bildhauerkunst. Das sagte ich nicht, um ihnen zu schmeicheln, sondern weil es mir wirklich so ums Herz war.

Ein lebhaftes Gespräch ließ uns die Stunden der Nacht vergessen, bis das Nachtwächterhorn uns an die Trennung mahnte.

Wir brachen zusammen auf. Zuerst wurde Freund Vischer von allen nach Hause begleitet, dann trennte sich Lindenast, und nur der Vater Krafft wich nicht eher von mir, als bis ich die heimische Schwelle erreicht hatte; denn er wollte ein verdrießliches Umherirren mir ersparen. Mir that es um den Alten leid. Er redete mir ein, daneben zu wohnen; dem aber war nicht so, wie ich nachher erfuhr. Von Krafft ward mir der Abschied schwer. Wie bewegt er mir seine Freundschaft versicherte! Wie er als ein feierliches Gelübde mir das Versprechen abnahm, ihn nächstens zu besuchen! Es war spät, als ich mich in meinem Zimmer befand; aber was ich am Sebaldustage gesehen und erfahren, hatte mich dermaßen aufgeregt, daß mich lange die Schlafsucht mied. Ich breitete vor mir die empfangenen Zeichnungen aus und konnte mein Auge nicht von Vischers Erfindung trennen. Wie müßte sich dieser Ritter von Erz erhaben und prächtig ausnehmen! So überlegte ich, und ein Gedanke stieg in mir auf, der später erst zur Reife kommen sollte. —

In den Bildwerken Peter Vischers ist zuerst in Nürnberg der Einfluß der italienischen Renaissance wahrzunehmen. Unter den Wehen einer neuen Zeit, die sich mit der Erfindung der Buchdruckerkunst einführt, deren Thatkraft in der Entdeckung einer neuen Welt sich äußert, deren Flügelschlag am Studium der klassischen Litteratur erstarkt, deren Ideale im Streben nach klarer Erkenntnis zur Reformation drängen, deren Rückgrat ein strebsames, reichgewordenes Bürgertum bildet: entstand die sogenannte Renaissance, worunter man zunächst das Wiederaufleben, die Wiedergeburt der klassischen, d. i. der römischen Kunst, besonders der Baukunst, zu verstehen hat. Der neue Baustil gab auch allem Kunstgewerbe den Impuls zur Anpassung und infolgedessen zu einem ungeahnten Aufschwung, zu einer angemessenen Entwicklung aller Künste.

Es ist wahrscheinlich, daß Peter Vischer in seinen Wanderjahren in Italien gewesen ist, dem Lande, von welchem damals alle Kunstbestrebungen ausgingen, und welches alle talentvollen Naturen mit Unwiderstehlichkeit anzog. Jedoch erweisen läßt sich die Anwesenheit Vischers dortselbst nicht, und den vorstehenden Angaben Hagens bezüglich seiner Anwesenheit in Rom kann man nicht unbedingten Glauben schenken. Möglich ist es auch, daß der zu Vischers Zeit aus Venedig in Nürnberg eingewanderte Künstler Jacobo de Barbari wie erweislich auf Dürer, so auch auf Peter Vischer Einfluß ausgeübt hat. Vielleicht waren noch andere italienische Künstler hier; erscheinen ja doch die Beziehungen der Italiener, besonders der Venetianer, zu der Republik Nürnberg als so innige und mannigfaltige, daß man in Nürnberg nicht lange von dem gewaltigen Fortschritt der Kunst im Ungewissen und Unklaren bleiben konnte, und daß der freudige Schaffensgeist der Italiener bald auf die Deutschen und auf andere Nationen überging; davon berichtet uns die Kunstgeschichte, und viele Gebäude und Bildwerke aus jener großen Zeit in Nürnberg und anderswo erscheinen uns als treue und doch redende Zeugen hievon. Indes verdanken wir auch dem berühmten Gelehrten Wagenseil die Nachricht: „Er ist lange Zeit in Rom und Italien gewesen, und nachdem er aus dieser herrlichen Schule gekommen, hat er in Nürnberg sich häuslich gesetzt und daselbst die von so wohl gepflanztem Baum beliebte Früchte abgeschüttelt.“

Es ist in der neueren Zeit der Versuch gemacht worden, den Namen Vischer von dem ihn umgebenden Nimbus zu entkleiden, so daß man sich unter ihm nicht einen der bedeutendsten Künstler, sondern nur einen einfachen Handwerker, der nur nach Modellen anderer gegossen habe, vorstellen darf. Allein dem widerspricht alle Überlieferung, sowie die Thatsache, daß der Ruf Vischers in alle Lande erscholl, also daß selbst aus fernen slavischen Ländern Bestellungen und Aufträge in Menge an ihn kamen, und daß selten ein Fürst oder großer Potentat oder ein Kunstliebhaber

nach Nürnberg kam, der nicht den berühmten Meister in seiner Gießstätte aufgesucht und sich mit ihm gern unterhalten hätte. Von seinen Werken sind manche in Böhmen, Polen, Ungarn gefunden worden, und es mögen wohl viele Fürsten in Deutschland unter seinen Zeitgenossen gewesen sein, die Peter Vischers Kunst und Gießhütte in Bewegung gesetzt haben. Bei aller Kunstfertigkeit verleugnete er aber niemals den schlichten Handwerker, als welchen er sich selbst an seinem Hauptwerke, dem Sebaldusgrabmal plastisch verewigt hat. Als kräftig gedrungene Gestalt, mit starkem Barte und freundlich und verständig blickenden Augen, vor den Leib ein mächtiges Schurzfell gebunden, in den Händen die Zeichen seines Handwerks, Hammer und Meißel, haltend, sehen wir ihn daselbst abgebildet, und in diesem herrlichen Bildwerk lebt er, seiner äußeren Erscheinung nach, auch heute noch im Gedächtnis des deutschen Volkes fort.

Von seinem Lebenslaufe ist uns leider nur wenig bekannt. Als der Sohn des Rotschmieds oder Rotgießers Hermann Vischer erbte er nach dessen Tode 1487 die väterliche Gießhütte. Wann er geboren ist, wissen wir nicht. Gestorben ist er im Jahre 1529 am 7. Januar in einem Alter von vielleicht 70 Jahren. Der Rochuskirchhof birgt seine irdischen Überreste. Verheiratet war er dreimal, und fünf Söhne: Hermann, Peter, Hans, Jakob und Paul entsprossen aus diesen Ehen. Sie lernten den väterlichen Beruf, unterstützten ihren Vater bei seinen Arbeiten und zeigten sich auch zum teil als hochbegabte Künstler. Der älteste Sohn Hermann war längere Zeit in Italien gewesen und hatte sich dort in der Kunst sehr vervollkommnet; ebenso vermutet man mit gutem Grunde, daß auch der zweite Sohn Peter, der eine Reihe vorzüglicher kleiner Bronzebildwerke selbständig geschaffen, in Italien sein Können vermehrt hat. Leider haben die beiden kein hohes Alter erreicht, sie sind schon vor ihrem Vater dahingegangen.

Man hat versucht, den Hauptanteil der Vischer'schen Gießkunst diesen beiden zuzuschreiben, allein mit Unrecht. Die Italienreise des Hermann Vischer kann nur in eine Zeit fallen, wo das Hauptwerk des Vaters, das so entschieden italienischen Einfluß zeigt, schon oder beinahe schon vollendet war.

Dieses Hauptwerk Peter Vischers sen. ist aber das in Messingbronze gegossene, unübertrefflich schöne und kunstvolle Grabmal des Heiligen und Patrons der Stadt: Sebald, aufgerichtet in der Sebalduskirche. Es ist unbestritten das schönste und reichste Denkmal deutscher Gießkunst. Die Gestalten der Propheten, Apostel &c. sind den besten derartigen Werken griechischer Meister an die Seite zu stellen. Die baldachinartige Umhüllung des silbernen Sarges, in dem die Gebeine des heiligen „Himmelsfürsten" ruhen, ist auch in ihren kleinsten Teilen unbeschreiblich reizvoll erdacht,

und ausgeführt. Mit Staunen, Bewunderung und höchster Befriedigung ward das Werk von seinen Zeitgenossen betrachtet, und heute noch erweckt es in uns dieselben Gefühle. Den Auftrag zur Herstellung dieses Werkes erhielt er von Männern, die in der Geschichte Nürnbergs einen unverwelklichen Ruhm und Namen haben, deren Frömmigkeit ihrem Kunstsinne vollkommen entsprach. Sie hatten sich vereinigt, dem allgemein als wunderthätig verehrten Lokalheiligen Sebald das seinem Rufe entsprechende Grabmal zu verschaffen. Der Kirchenpfleger von St. Sebald, Anton Tucher, die Kirchenmeister Lazarus Holzschuher und Sebald Schreyer, die Senatoren Peter Imhoff sen. und Siegmund Fürer erteilten im Jahre 1507 Peter Vischer den Auftrag, den von Vischer selbst entworfenen Plan auszuführen. Ein früher schon (1488) von einem anderen Meister herrührender Entwurf, an dessen Ausführung man zuerst gedacht hatte, mußte dem Vischer'schen weichen, so schön er auch erfunden war.

Um die in unseren Augen geringen, für die damalige Zeit aber sehr bedeutenden Mittel für diesen Zweck aufzubringen, veranstalteten die genannten Männer eine Privatsammlung. Sie selbst zeigten sich in hohem Grade opferwillig und gingen den anderen mit gutem Beispiele voran. Trotzalledem scheint das Werk aus Mangel an Geld mehrmals ins Stocken geraten zu sein, sonst wäre es früher als in zwölf Jahren vollendet worden. Und selbst als es fertig war, mußte der Meister noch einige Jahre bis zur vollständigen Bezahlung warten. Der Kirchenpfleger Anton Tucher ließ, wie uns berichtet wird, im Jahre der Fertigstellung (1519) in beweglichen Worten von der Kanzel der Kirche zu St. Sebald die Bürger auffordern, „um Gottes und des Heiligen selber willen" den fehlenden Restbetrag (845 Gulden) zusammen zu bringen. Wer konnte, gab ja gerne; aber es dauerte immerhin noch drei weitere Jahre, bis Vischer endlich gänzlich befriedigt werden konnte. Alles in allem hatte das ganze Werk 3145 Gulden und 16 Schilling gekostet. Das Gewicht des verarbeiteten Metalls betrug 157 Zentner. Nebenbei sei bemerkt, daß das kunstvolle eiserne Gitter, welches das Sebaldusgrabmal umgibt, von dem Schlosser Georg Heuß herrührt.

Während er an seinem Hauptwerke arbeitete, hatte Peter Vischer selbstverständlich auch noch eine Reihe anderer nicht unbedeutender Werke, zu welchen meist von auswärts durch Fürsten und große Herren Aufträge eingegangen waren, vollendet oder in Angriff genommen. Wir können dieselben nicht alle aufzählen; nur eines davon verdient noch besonderer Erwähnung. Es ist dies ein Bronzegitter, das bis zum Jahre 1806 eine ansehnliche Zierde des Nürnberger Rathauses gewesen war. Die Familie Fugger in Augsburg hatte Anno 1513 dieses Gitter für einen ihrer Paläste bestellt. Nachdem ein Teil desselben vollendet war, zogen die

Fugger infolge eines Zerwürfnisses ihren Auftrag zurück, und das Werk blieb liegen. Erst geraume Zeit nach dem Tode des alten Meisters wurde dasselbe auf Verlangen des Nürnberger Rates von Hans Vischer, dem 3. Sohne des großen Meisters, fertig gestellt und erhielt im Rathause Verwendung. Es mußte hier dazu dienen, den westlichen Raum, in welchem das Stadtgericht seine Sitzungen hielt, gegen den übrigen Raum des Rathaussaales abzuschließen. Nachdem es hier von 1540 bis 1806 gestanden und nicht wenig zur Zierde dieses Saales beigetragen hatte, wurde es auf Veranlassung bayrischer Behörden, um die leeren Kassen der verarmten, in das Königreich Bayern einverleibten Stadt in etwas zu füllen, als wohl entbehrlich an einen Händler in Fürth um den Metallwert verkauft. Von diesem soll es an einen Nürnberger Kaufmann gekommen und später nach Südfrankreich verkauft worden sein. Trotz der emsigsten und eifrigsten Nachforschungen ist es aber nicht mehr aufgefunden worden, und so muß man mit bedauerlicher Gewißheit annehmen, daß dieses herrliche Kunstwerk eingeschmolzen und als wenig wertvolles Bruchmessing verwendet worden ist, ein Werk, das jetzt mit Gold aufgewogen werden würde. Einige Abgüsse von Details dieses Gitters und Zeichnungen hievon sind noch vorhanden.

Peter Vischers Gießhütte ging nach seinem Tode auf dessen 3. Sohn Hans über. Dieser vollendete die von seinem Vater angefangenen oder noch bei ihm bestellten Arbeiten und führte auch neue Aufträge aus. Aber in der Kunstfertigkeit reichte er nicht an seinen Vater und an die vor ihm verstorbenen Brüder heran. Er war mehr Handwerker als Künstler. Bald stockte sein Geschäft, wozu besonders die religiösen Wirren jener Zeit das Ihrige beigetragen haben mögen, und so entschloß er sich, zu großer Betrübnis des Nürnberger Rates, der ihn zu halten suchte, im Jahre 1549 nach Eichstädt überzusiedeln.

Die beiden jüngsten Söhne Peter Vischers, Jakob und Paul, haben sich nicht weiter namhaft gemacht; aber ein anderes Glied dieser Familie, Sebastian, erscheint noch als berühmter Stück-(Büchsen)Gießer des Herzogs Albrecht von Preußen. Als Stückgießer genoß übrigens auch der schon erwähnte Peter Vischer jun. eines wohlverdienten Ruhmes.

117. Was Hans Sachs in Erfurt erlebt hat.

Von Fr. Amerlan.

Das war wohl so ums Jahr 1514, da zog ein junger Wandergeselle von Westen her gen Erfurt. Hans Sachs war sein Name, und Schuhmacher war er seines Zeichens.

Noch nit gar lange hatte er ausgelernt, noch nit gar lange erst sein Gesellenstück gearbeitet in der freien Reichsstadt Nürnberg, allwo er geboren. Sein Vater, ein ehrsamer Schneidermeister daselbst, der schon — als sein jetzt großer Hans noch ein kleines Hänschen war — des Kindes klugen und absonderlichen Sinn erkannt, hatte ihn zuvor 8 Jahre lang die lateinische Schule besuchen lassen, obzwar er keinen gelehrten Magister oder Medikus aus ihm machen wollte, sondern es vom Anbeginn bei ihm beschlossen war, daß der kräftige Bube ein tüchtiger Schuhmacher werden solle. „Denn“, sagte er, „Handwerk hat einen goldenen Boden.“



Hans Sachs.

Zwei Jährlein oder mehr war da der Hans gehorsam auf dem Schusterschemel gesessen, hatte Pechdraht gezogen und Leder geschwärzt mit sonderlichem Fleiß vom frühen Morgen, bis daß zum Abend hin das Garaus-Glöcklein klang, wie solches heute noch der Brauch in der alten Patrizierstadt. Aber während solchergestalt am Tag die Hände gar unsäglich hantierten nach des Meisters Gebot, hat der junge Knabe in Kopf und Verstand gar wohl bewahrt, was in der Schule er gelernt, und hatte am Feierabend versucht, dies und alles, was ihm sonst etwa noch Herz und Gemüt bewegte, in zierliche Reimlein und Weisen zu fassen, wie solches die Meistersinger thaten. Und als er darnach zum Gesellen gesprochen worden, da hatte es ihn fort gedrängt aus der Heimat; da hatte er gar wohl gefühlt, daß es noch mancherlei zu lernen gab in Welt und Leben, was in den alten schweinsledernen Scharteken nicht stund und auch nit durchs enge Kammerfensterlein von selbst zu ihm hereingeflogen kam. Schuster wollte er schon gerne bleiben sein Leben lang, aber — kein ungeschickter.

„Es sagt das Sprichwort überlaut:
„Gleich wie ein ungesalzen Kraut,
„So ungewanderter Gesell
„Ist nichts nicht wert, auf keiner Stell!“

Endlich, 17 Jahre alt, hatte er das Ränzel sich schnüren dürfen und den Wanderstecken sich schneiden.

„Ade, herzlieber Vater,
„Nun zieh' ich in die Welt!
„Nun denk' mein nicht mit Trauern,
„Mein' Sach' ist wohl bestellt.
„Es ist die allerbeste Hut
„Die, die ein Mensch sich selber thut!"

Großen Zehrpfennig hatte der alte Schneidermeister ihm nicht in den Beutel thun können. „Du hast dein Werk gelernt," so hieß es.

„Wer kennt seine Kunst,
„Leid't keine Not:
„Verdien' in Ehren
„Dir Dein Brot."

Der gewonnenen Erlaubnis froh, war der junge Hans zuerst nach Regensburg gewandert, woselbst er einige Monate gearbeitet; von da zog er nach Passau und weiter nach Braunau, Wels, Salzburg.

In jeder Stadt hatte er mit dem alten Spruch, wie's Handwerksbrauch, beim Altschaffer der Zunft um Arbeit sich gemeldet, und wenn er seine rechte Hand in dessen Rechte gelegt hatte und versprochen und gelobet, „sich treu und ehrlich zu halten nach des Herren Wort, nach des Meisters Eid und nach der Brüder Willen", dann war der zur Lade gegangen, hatte sie aufgeschlagen und nachgeschaut, ob etwa ein Meister sich eingeschrieben, der einen Gesellen brauche. War dann zu selbigem gegangen, ihn zu fragen, ob ihm der junge, neuzugewanderte Nürnberger wohl genehm sei. Hatte der Meister das bejaht, auch Einsicht in Geburtsschein und Wanderbrief des auswärtigen Gesellen genommen, dann war der Altschaffer zu dem in der Herberge seiner Harrenden zurückgegangen, hatte ihm solches vermeldet und ihm Glück gewünscht zur neuen Stelle mit den feststehenden Worten: „Ich wünsche viel Glück in der Werkstatt! Laß dir den Tisch nicht zu schmal, die Stube nicht zu eng und der Fenster nicht zu wenige sein."

Und wie Hans Sachs um seines ehrbaren, sittigen Wesens willen überall gern angenommen worden war, wäre er um seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit willen auch überall gern für immer dabehalten worden; denn bied're Zuverlässigkeit war der Kern seines Lebens.

Aber das junge Blut hatte es nirgends lange gelitten. In die Ferne hatte sein Sinn gestanden. Nach dem Süden hin, von wo die Wandervögel kamen. Das machte der Poet, der in ihm steckte.

„Hans Sachs war ein Schuh-
„Macher und Poet dazu!"

Das sagt sich wohl leicht so hin, aber es thut sich nicht so leicht. Beides zu vereinen, ohne daß eins Schaden nimmt, dazu gehört schon ein gut Stück kernhafter, deutscher Tüchtigkeit! Und der Hans war damals noch gar so jung.

Ohne groß Nachdenken hatte er sich von seiner Sehnsucht treiben lassen und war plötzlich vor Innsbruck gestanden. Und als er hier die ragende Burg geschaut, darinnen Kaiser Maximilian, der ritterliche Herr, residierte, und all die Pracht und den Prunk des Hoflagers, als er den lustigen Hörnerschall hörte, der des Kaisers junge Waidgesellen zur Jagd rief und sie mit fröhlichem Halloh durch Wald und Feld pürschen sah, da — war's um den Schuster in ihm geschehen gewesen. Hurtig hatte der Poet sich dem bunten Troß beigesellt, hatte das Schurzfell abgeworfen und den Jägerhut sich aufgestülpt, hatte den Bogen sich über die Schultern gehängt und war Schütz geworden in des Regenten Sold.

Hei, wie war seine Lust in dem neuen Leben anfangs so groß gewesen! Wenn er, statt im Schusterwinkel zu sitzen, wie er meinte, über Berg und Thal dahin geschweift war, Himmel und Sonne über sich und fröhliches Hämmern in der jauchzenden Brust — dann hatte er sich einen König gedünkt im Reich der Freiheit und der Lust und hatte seine Lieder mit den Lerchen um die Wette getrillert und gesungen. All' seine Kameraden hatten sich seiner gefreut.

Aber dann waren die Abende gekommen, und da mußte er gar bald erkennen, daß er von and'rer Art war als seine Mitgesellen. Sie hatten nichts als Schelmenstücklein zu erzählen gewußt, ein guter Trunk war ihnen nit genug gewesen — es mußte gleich groß Saufen sein. Dazu Würfelspiel und Schreien und Fluchen. Hatte er sich dreinlegen und ihrer Wüstheit wehren wollen, dann waren sie ihm mit allerlei Stichelreden begegnet. Da hat er gefühlt, daß er, der bürgerliche Tugend geübt von Kindesbeinen an, nicht zu ihnen gehöre. Sein neuer Stand hat ihn zwar noch immer gefreut, aber in seinem Herzen war er sich wie ein Schalksknecht erschienen, der von seiner Fahne desertiert. Und eine seltsame Melancholie war über ihn gekommen:

„Ich kannt' mich selber nimmermehr,
„All mein Wandel, meine Ehr,
„Mein Vernunft, mein Sinn und Mut,
„Und mein Handel und mein Gut,
„Das dünkte alles mich verdorben,
„Gekränket und verstorben;
„All Hoffnung, schien mir, sei vergebens,
„Und schier verdroß ich mich des Lebens."

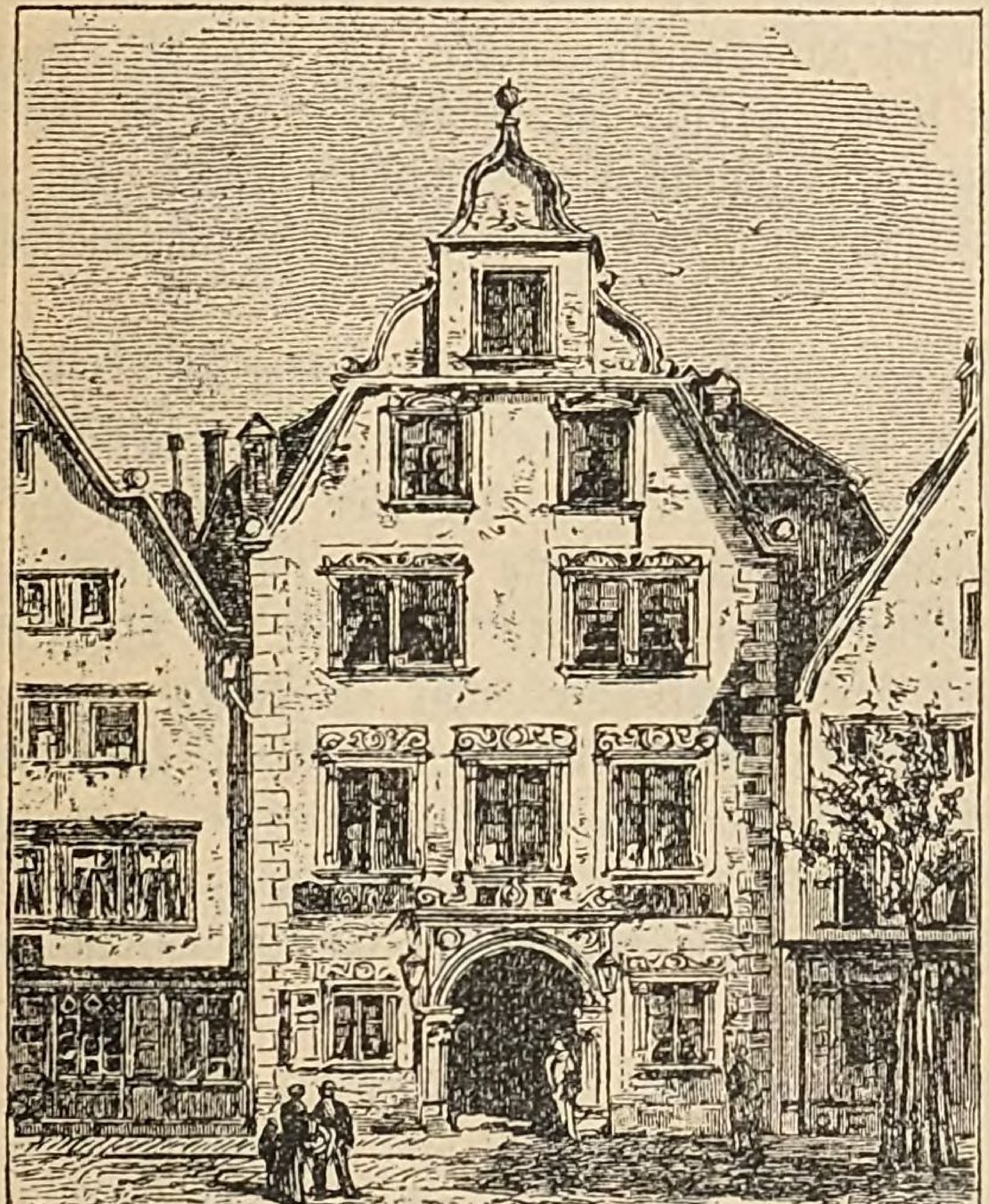
Kaum hatte der Poet begonnen, also kleinmütig vor sich hin zu trauern, da hatte der kernige Schuster in ihm sogleich wieder die Oberhand gewonnen und ihm mit trutziglichem Entschluß geheißen, das schmucke Jägerkleid abzuwerfen und das lederne Schurzfell wieder vorzubinden! Und Hans Sachs hatte ihm gehorcht. Hatte das Ränzel auf die Schulter genommen — ach, wie war's so leicht geworden im Verkehr mit den lockern Gesellen! Hatte den Wanderstab ergriffen und dem Süden, der ihn so bethört, ernsthaft und für immer den Rücken gekehrt! München, Würzburg, Frankfurt a. M. waren die Städte, die er nun aufsuchte.

Gen Osten hatte er dann die Schritte gelenkt, das stolze Erfurt sich zum Ziel erwählt. Dort, wo der Kurfürst von Mainz Hof hielt, wo lebhafter Handel Reichtümer häufte, wo die junge Universität gelehrte Herren aus aller Herren Länder herbeizog, dort hoffte er in seinem Handwerk viel Neues und Erkleckliches zu erlernen und dies Gelernte als besten Wandergewinn einst heimzubringen in seine Vaterstadt. Denn nichts andres wollte er hinfüro mehr sein als Schuster; „Poeten müssen vom Himmel kommen."

Aber so im Hand-Umdrehen, so geschwind wie der Wind, ließ sich die ferne Stadt nicht erreichen. Der Weg war weit, und Hansens Beutel war leer. Wollte er nicht Hunger und Durst leiden, mußte er in jeder Stadt, die er passierte, bei einem Meister seiner Zunft vorsprechen, ob derselbe ihn nicht etwa wolle annehmen zum Gesellen für eine Weile. Und wenn er dann nach seinem Wanderbrief gefragt worden, und woher er des Weges? Und wenn er ehrlich bekannt hatte, daß er eine Zeit lang mit den Rittern und Knechten des Kaisers im Jagdtroß geritten, dann ward ihm das als eitel Leichtfertigkeit ausgelegt worden. Die angesehenen Meister hatten nichts von ihm wissen wollen, und er hatte froh sein müssen, gegen geringen Lohn Arbeit bei den kleinen zu bekommen, bei denen auch and're es um dies oder das, um ein kneifend Weib, oder schmale Kost, oder and'rer Ursach willen, nimmer lange aushielten.

Endlich hatte er — in solcher Art mit Arbeit und Wandern wechselnd — den Thüringer Wald erreicht. Und nun gönnte er sich auch keinen Aufenthalt mehr, marschierte immer tapfer drauf los, seine letzten Heller verzehrend und zuletzt mit einer Rinde trocknen Brotes sich begnügend. Schon hatte er Ingersleben passiert — vergebens lud die rauschende Achselstädt den Müden zu kühlem Bad und kühler Rast. Nun kam er ins Gerathal. Weiter, nur weiter! Je mehr sich das Thal verengte, desto schneller strömte der Fluß über Felsen und Steine; aber der ungeduldige Geselle hielt mit ihm Schritt. Doch brauchte er wohl noch eine Stunde Wegs, bis er endlich zur Linken die Zinnen vom Kloster des heil. Cyriacus aufblinken sah, und bis alsbald darnach der Hang des „Steiger" zur Rechten zurücktrat — seinem froh aufleuchtenden Auge der volle Blick auf das schöne

vieltürmige Erfurt, überragt vom Petersberg und seinen stattlichen Klostergebäuden, sich bot. Da aber stand er und stand und konnte sich nicht satt sehen! Wie war ihm mit einemmale so nahe, was zu erreichen er so lange gestrebt! Weder Hunger noch Müdigkeit spürte er mehr in seiner Freude. Rasch durcheilte er die kurze Strecke, welche ihn noch von der Stadt trennte. Doch als er schon davor stand, galt's noch manchen Wall und manche Brücke zu überwinden, denn das reiche Erfurt, das den beutelustigen Slaven — so in Polen und Ungarland hausten — gar nahe lag, hatte sich durch viele Verschanzungen und Gräben gegen deren räuberische Überfälle zu schützen gesucht. Endlich gewann Hans, an den stämmigen Thorwächtern mit ihren dräuenden Hellebarden vorüber, den Eingang durchs „Pförtchen." Wie riß er die Augen auf, als er die prächtigen Gebäude des Mainzer Hofes vor sich hatte, woselbst der Kurfürst residierte. Ganz benommen, ließ er — fremd wie er war — sich von dem Zuge der Leute treiben. Alles eilte geschäftig hin und her; die betriebsamen Erfurter haben nicht umsonst das „Rad", das nimmerstillstehende, zu ihrem Wappen sich erwählt. Der junge Nürnberger ging weiter durch winkelige Gassen, ohne seines Weges zu achten; die vielen kleinen und großen Wasserarme, welche die Stadt durchschnitten, erinnerten ihn an die Pegnitz daheim. An der stattlichen Krämerbrücke, woselbst die kunstreiche Zunft der Goldschmiede ihr Quartier aufgeschlagen, machte er kurz Halt, gleich zog es ihn wieder weiter; doch als er am Petersberg vorüber zu den schlanken Türmen von St. Severi kam, da war er wie in ehrfürchtiger Bewunderung gebannt. Ein vorübergehender Bürger, den das andächtige Staunen des Fremden freute, wies ihm daneben das schon damals altersgraue Kapellchen, in welchem einst St. Bonifacius das erste Christenglöcklein aufgehängt. Inzwischen war's Abend geworden, und als er aufblickend den Rauch zum klaren Himmel aufsteigen sah von den



Gasthaus zur „Hohen Lilie" in Erfurt.

vielen Herdstätten, in welchen die fürsorglichen Hausfrauen jetzt wohl das Vespersüpplein kochen mochten, da fühlte er mit einem Mal, wie hungrig er war und — wie müde, wie die Blasen an seinen wundgelaufenen Füßen brannten, wie schwer das Felleisen seine müden Schultern drückte, wie laut sein leerer Magen knurrte. Wo mochte doch die Herberge der Schuhmacherzunft sein, in welcher er berechtigt war, um Einstand zu bitten? Es dünkte dem armen Gesellen, als müsse er umfallen vor Erschöpfung. Auf der anderen Seite des Wilhelmsplatzes, auf dem er stand, sah er ein Wirtshausschild „Zur hohen Lilie." Und so trat er — ohne viel zu fragen — rasch entschlossen in dasselbe ein. „Zum Ruhen die Bank! und Speis' und Trank", lautete sein Begehr.

Ach wie ward es ihm so wohl, da man ihm beides anwies. Behaglich löste er die Riemen, warf das Felleisen neben sich auf die Bank, lockerte den Gurt, that einen tiefen Trunk, die trockene Zunge zu letzen, und ließ es sich prächtig schmecken. Immer neue Schüsseln brachte ihm die die saub're Magd; immer aufs neue ließ er sich den Krug mit schäumendem Biere füllen.

Wohlgefällig sah ihm der behäbige Wirt von weitem zu. Ein so wack'rer Zecher behagte ihm gar sehr. Das Gewand des eingekehrten Gastes war zwar nur von einfachem Stoff und Schnitt, aber wer verriet in diesen unruhigen Zeiten auf der Landstraße seinen Besitz durch reiche Kleidung? Die angesehensten Kaufherrn hüllten sich auf der Reise oft in die Kittel ihrer Knechte, um die Habgier der Buschklepper nicht zu reizen. Zudem schien das Felleisen des Reisenden wohlgefüllt und schwer; seine Art war gesittet, sein Antlitz klug, seine Rede wohlgesetzt und nicht von gemeiner Art. Wie käme er auch anders in das Schenkstüblein, in welchem sonst nur die reichen Erfurter Bürger zum Abendtrunk sich zu versammeln pflegten?

Endlich, als den Wirt deuchte, daß der Gast wohl gesättigt sein könne, setzte er sich zu ihm. Hätte gern erkundigt, von wannen er käme? woher des Weges? und wohin die Fahrt? ohne jedoch zudringlich oder neugierig zu erscheinen. So begann er denn nach freundlichem Gruß das Gespräch mit der Frage, ob der Herr etwa auch Nachtquartier begehre? „Dös glaub' i scho", lachte der Gefragte, den es gar sehr darnach gelüstete, seine müden Glieder zu recken und zu strecken.

Als er aber sah und hörte, wie der Wirt seiner Frau winkte und ihr befahl, eine Kammer des Oberstockes für den Fremden zu rüsten, da ward der arme Gesell sich plötzlich mit tiefer Beschämung bewußt, daß er ja keinen roten Heller mehr im Beutel habe, und schnell rief er: „Müht Euch nit meinethalb, Frau Wirtin, eine Schütte Stroh thut's auch!"

„Wie?“ stutzte der Wirt. „Ew. Gnaden ist doch wohl beſſres Lager gewöhnt?“

„Nicht doch, Herr Wirt,“ bekannte nun Hans offenherzig; „ich bin kein Ew. Gnaden; ein armer wandernder Schuſtergeſell hat an Eurem Tiſch geſeſſen und von Eurem Brod gegeſſen.“

„Was?“ ſchrie der dicke Wirt und ſprang auf; „warum ſeid Ihr denn da nit in die Herberge Eurer Zunft gegangen, wie Euerem Stande zukommt?“

„Nehmt's nit für ungut,“ bat der Geſcholtene demütig. „Ich war ſo müde und ſo hungrig, als ich draußen auf dem Platze ſtand, daß ich gar nimmer weiter geh'n kunnt.“

„Nun, ſo zahlt Eure Zeche und macht Euch hinaus, dann ſoll Eure Ungebühr Euch vergeſſen ſein.“

Aber „Zeche zahlen“ das war's ja eben, was Hans Sachs, der ſpäter ſo angeſehene Nürnberger Bürger, nicht konnte.

Dunkelrot vor Beſchämung geſtand er, daß er keinen Heller und keinen Stüber mehr ſein nenne; ſetzte aber ſogleich hinzu, daß er in ſeinem Handwerk geſchickt und wohlerfahren ſei und hier am Ort bald Arbeit zu finden hoffe. Von ſeinem erſten Verdienſt wolle er dann alles ſogleich getreulich abbezahlen; bis dahin möge der Herr Wirt es ihm in Gottes Namen ankreiden — er gedenke, kein ſäumiger Schuldner zu bleiben. —

Ob ſolcher Zumutung ſtand der dicke Wirt ſchier ſprachlos. Sollte der junge Fremde ihn foppen wollen? Seine Rede klang gar nicht wie die eines wandernden Schuſtergeſellen, ſondern war wohlgeſetzt und artig. Und das wohlgefüllte Felleiſen? „Ei, ſo öffnet Euer Bündel,“ ſagte er endlich, noch immer ungewiß, ob's Ernſt oder Scherz, „daß ich die Wahrheit Eurer Worte erkenne.“

Willig folgte der Jüngling dem Geheiß. Aber als er nun aus dem Sack wirklich nur ſein, wenn auch wohlerhalt'nes Handwerkszeug hervorholte und den Lederſchurz, den er bei der Arbeit trug, nicht einmal ein Sonntagswamms, da kannte der Zorn des Wirtes keine Grenzen. Fluchend rief er nach ſeinen Knechten, daß ſie den ledernen Mühlſack brächten, den frechen Zechpreller da hinein zu ſtecken, wie ſolches alter Erfurter Brauch.

Das aber wollte ſich Hans nicht gefallen laſſen: „Ich bin ein ehrſamer Bürgersſohn aus Nürnberg,“ ſprach er zornig, „und kein leichtfertiger Vagant oder Landſtreicher. Mein Wanderbrief bürgt Euch für die Wahrheit meiner Worte. Den möget Ihr einbehalten, ſobald ich mich morgen beim Altſchaffer unſrer Zunft gemeldet habe, bis daß ich ihn gegen Zahlung meiner Schuldgebühr einlöſe.“

„Zwischen heut und morgen liegt die lange Nacht, da fliegt manch lockrer Vogel aus, der das Licht des Tages zu scheuen hat. Wer weiß, wem er den Wanderbrief gestohlen, Gesell?“

Da schlug Hans mit der Faust auf den Tisch und verlangte Widerruf: seine Ehrlichkeit ließ er nicht antasten, seinen guten Namen nicht schänden!

Aber weder der Wirt, noch das ob des Lärmens herzugelaufene Gesinde schenkte ihm Gehör. Die Mägde lachten und kicherten, und der erboste Wirt legte selbst mit Hand an, als die zwei kräftigen Knechte den Ledersack brachten und den armen jungen Gesellen packten, der sich mit Faust und Fuß gegen die drohende Schmach wehrte. Ein wildes Ringen begann. Gewaltige Püffe teilte er aus. Aber was half's? Drei gegen einen sind überall in der Welt zu viel, und so wurde schließlich der Nürnberger von den Erfurtern bezwungen und trotz allen Tobens und Zappelns in den Sack gesteckt, der Sack mit Hohnlachen oben zugebunden, in einen Winkel geschleppt und dem armen Gefangenen spöttisch eine geruhsame Nacht gewünscht.

Der dicke Wirt pustete ordentlich, als das schwere Werk endlich vollbracht war; er füllte seinen Knechten zum Lohn einen Extra-Krug und stärkte sich selbst mit bedächtigem Schluck.

Und Hans Sachs? Schier verzweifelt warf er sich anfangs in seiner engen Hülle hin und her und zerrte an allen Ecken und Nähten. Aber als er inne ward, daß all sein Bäumen nutzlos, daß das Leder stark und die Schnüre oben — wenn sie ihm auch Luft zum Atmen ließen — doch zu fest gebunden waren, da ward er plötzlich still. Langsam kam die Erkenntnis über ihn, daß er unrecht gethan habe und nun dafür büßen müsse. Und redlich und gerecht, wie er war, begann er Einkehr zu halten in sich selbst. Womit hatte er die ihm angethane Schmach, die ihn härter drückte als die hölzerne Tanne, auf der er lag, denn eigentlich verdient? Grübelnd ging er immer weiter rückwärts in seinen Gedanken, die End-Ursache zu suchen von so unholder Wirkung. Er hatte seine Zeche nicht bezahlt, weil er kein Geld im Beutel! aber woher kam's, daß er, der geschickte und fleißige Arbeiter, so arm wie eine Kirchenmaus?

Innsbruck! Halt, ja, das war's.

Wäre er dort nicht seinem ehrbaren Handwerk untreu geworden und hätte sich nicht von seiner poetischen Phantasterei verlocken lassen, mit des Kaisers lockeren Waidgesellen müßig umherzuschweifen, dann hätte er hernach in seinem Wanderbrief keine Lücke gehabt, hätte sich nicht mit gering bezahlter Arbeit bei kleinen Meistern begnügen müssen und auf der Wanderschaft gar wohl einen Zehrpfennig für die Einkehr in Erfurt ersparen können.

Ja, seufzte er betrübt:

„Ich war noch jung, war noch nit flügg"
„Und zog dahin wohl auf gut Glück!"

Und weiter:

„Ach Gott, wie ist die Hoffart
Von arger schnöder Art.
Vor dem Fall her geht stolzer Mut,
Und stolzes Herz Gott hassen thut;
Weh! Welt, die täglich darnach tracht't,
Ihr Zeit verzehrt mit hohl Gepräng' und Macht,
Als sei sie thöricht, toll und blind —
Ihr eigen Verderben nit empfind't!"

In also reuigem Sinnen verbrachte der Eingesperrte die ganze Nacht. Wenn ihm das harte Lager allzuscharf die Rippen schnitt, schien ihm zwar noch immer, als sei ihm des Schimpfes zu viel geschehen; aber er rang tapfer gegen die bösen Trutzgedanken und gelobte sich, fortan immer auf den Wegen bürgerlicher Ehrbarkeit und Frommheit sich zu halten und die Gabe der Poesie, so Gott ihm geschenkt, nicht nur zur eignen Ergötzung zu pflegen, sondern

„All sein Herz darauf zu richten,
„Allein zu Gottes Ehr' zu dichten,
„Von dem ihm kommen die Begabung,
„Und zu der Brüder Heil und Labung.
„Das Gute aus dem Bösen wählen,
„Das Nütze aus dem Unnütz schälen,
„Zur Straf' dem Laster, Lob der Tugend,
„Zu Lehr und Nutz der blüh'nden Jugend,
„Daß Gutes daraus grün und wachs,
„Das wünscht von Nürenberg Hans Sachs."

Als am andern Morgen in der Frühe eine Magd kam, da bat er diese flehentlich, ihn zu befreien; aber diese wollte davon nichts wissen, da sie sonst den Wirt erzürnen würde. Sachs versprach ihr, sich nur einmal wieder dehnen und strecken zu wollen, er würde ja dann sogleich wieder in den Sack steigen; da hatte die Magd endlich Mitleid und ließ ihn heraus. Aber o weh! Schon hörte man den Wirt oben herumgehen. Als unser Schuster trotzdem nicht wieder in den Sack wollte, da gab ihm die listige Maid einen „Zwölfer". Kaum war aber Hans wieder im Sack, da schlug dieselbe mit einem Besenstiel so lange auf den Eingesperrten, bis dieser ihrem Verlangen, das Geld durch eine kleine Öffnung wieder herauszulangen, nachgekommen war. Wie dann der Wirt kam, den Ledersack öffnete und seinen Gefangenen spöttisch fragte, wie er geschlafen habe, war er nicht

wenig erstaunt, diesen still und ruhig dem Sack entsteigen zu sehen. Er war wohl auf Widerworte, Schelten, Toben oder gar Schlimmeres gefaßt gewesen, denn er hatte sich dieselben zween kräftigen Knechte zum Schutz mitgebracht, die ihm am Abend beigestanden. Hans Sachs aber trat ehrbar vor ihn hin und sprach: „Seid bedankt, Herr Wirt, für die Strafe! Aus Weh ist Wohl für mich erwachsen. Ich geh' jetzt Arbeit suchen, und den ersten Batzen, den ich verdiene, bringe ich Euch, meine Zeche zu zahlen. Drum tragt mir keinen Groll nach, ich bitte Euch!"

Solch freundlich Wesen beschämte schier den Dicken. „Nun, nun, das eilt nicht," murrte er. „Die Nacht im Sack, das löscht die Schuld! so ist es bei uns Brauch."

Hans aber hielt Wort dem Wirt und sich selber. Lange arbeitete er nicht in Erfurt, aber seine Schuld hat er bezahlt und war geschickt und wohl erfahren in aller Kunst seines Handwerks. — Darnach aber zog er weiter nach Leipzig, von wo er nach fünfjähriger Wanderzeit in seine Vaterstadt heimkehrte, ansäßiger Meister ward und fleißig bei der Hände emsigen Arbeit zugleich dichtete seine

„Reime, Ton und Melodei
„Fabel, Schwänk und Schilderei,
„Tragödien, Lieder und Historie
„Zur Menschheit Nutz, und Gottes Glorie."

Wie oft mag wohl Hans Sachs in seinem späteren Leben an die erste Nacht in Erfurt gedacht haben! Ungefähr 33 Jahre darnach hat er dieses sein Erlebnis in Erfurt in Form eines Meistergesanges: „Der Gast im Sack" niedergeschrieben. Ober dem Thor des stolzen Giebelhauses des noch heute im schönen Erfurt bestehenden Gasthauses „Zur hohen Lilie" erinnert eine Gedenktafel an die hervorragendsten Gäste desselben.

118. Christoph Haffner — ein Meistersänger.

Der Meistersinger „holdselige Kunst" erfreute sich in Nürnberg auch bei hohen Standespersonen besonderer Achtung und Gunst. Durch Hans Sachs hatte sie, wie männiglich bekannt, einen großen Aufschwung gewonnen; aber nach ihm hat keiner so meisterhaft gesungen wie er. Nichtsdestoweniger wird uns durch dem berühmten Wagenseil, Professor an der Universität Altdorf, von einem ehrsamen Meistersänger Christoph Haffner, seines Handwerks ein Zeugweber, erzählt, daß er durch sein Singen sogar bei dem König Friedrich III. von Dänemark Lob gewann.

Es war im Jahre 1666, als ein königlich dänischer Sekretär sich etliche Tage in Nürnberg aufhielt. Er besuchte u. a. die hiesige Singschule und lernte hiebei den erwähnten Meistersinger Christoph Haffner kennen und schätzen. Da er seines hohen königlichen Herrn Vorliebe für Poesie und zugleich dessen Liebhaberei für Vogelgesang kannte, kaufte er in Nürnberg eine Amsel, die sechs Melodien gar artig pfeifen konnte, und bewog den genannten Meister, gegen eine ansehnliche Belohnung diesen Vogel Sr. Kgl. Majestät in Kopenhagen zu überbringen. Es war ihm nicht leicht geworden, Haffner zu dieser, für die damalige Zeit großen und durchaus nicht gefahrlosen Reise zu überreden. Doch als dieser endlich eingewilligt, meldete er seinem Herrn, dem König, daß ein ungemein lieblich singender Vogel durch einen Meistersinger auf dem Wege nach Kopenhagen sei.

Als Haffner mit seiner Amsel glücklich und wohlbehalten in der dänischen Residenz angelangt war, ließ er sich bei Sr. Majestät allsogleich melden und wurde auch ohne Aufschub vorgelassen; denn der König hatte in diesem Betreff seinem Hofmeister und dieser den Wachen bereits Befehl gegeben.

Der König brannte vor Begierde, sowohl des Meisters, als auch des Vogels Singen zu vernehmen. Schnell wurde die ganze königliche Familie und der Hof zusammenberufen, als der Meister, bezaubert von der Liebenswürdigkeit dieses Fürsten, seine Bereitwilligkeit zu einem Vortrag erklärt hatte.

Es darf uns billig wunder nehmen, daß ein einfacher schlichter Handwerksmann, wie doch Haffner einer war, durch den ungewohnten Glanz eines Königshofes sich nicht verblüffen ließ. Mutig und fest, als wäre er unter seinesgleichen, trat er auf und entledigte sich seiner schwierigen Aufgabe mit so gutem und lustigem Humor, daß alle Anwesenden von der Kunst des schlichten Mannes wirklich ganz bezaubert wurden.

Der König bezeugte Haffner vielen Dank und wußte ihn zu bewegen, die 13 Tage, die er in Kopenhagen verweilte, vor der königlichen Tafel seine Lieder zu singen; der schlichte Handwerker erwarb sich das Wohlgefallen des Königs in solchem Maße, daß er ihm den Vorschlag machen ließ, in Kopenhagen beständig zu verbleiben; er solle aufs beste, und wie er's nur verlangen könne, gehalten werden.

Der wackere Meistersinger ließ sich indes von der Pracht des Hoflebens nicht blenden. Sein Sinn stand nicht nach Fürstengunst und behaglichem Wohlleben. Der ungezwungene Umgang mit seinesgleichen, die ihm liebgewordene Arbeit und besonders die Sehnsucht nach Weib und Kindern veranlaßten ihn, ehe noch die zweite Woche seines Aufenthalts am Hofe verflossen war, Se. Majestät in gebührender Weise mit Dank für alle erfahrne Gunst um Urlaub zu bitten, den ihm der König auch huldvollst gewährte.

Der König beschenkte ihn mit einem schönen neuen Kleide, ließ ihm aus seinem Schatze ein ansehnlich Stück Geld verehren und mit einer gnädigsten Fürschrift an einen Hochedlen Rat von Nürnberg in Gottes Namen ziehen.

Dieses Mannes Andenken und Kunst ist aber Sr. Kgl. Majestät nie gänzlich aus dem Sinn gekommen, sintemal Sie sich oft bei Nürnberger Kaufleuten, die Geschäfte halber in Kopenhagen weilten, nach Haffners Befinden erkundigte, und ob er sein Singen noch fleißig fortsetze.

119. Wilhelm Weber, ein Nürnberger Spruchsprecher.

Zu Nürnberg war es seit undenklichen Zeiten Sitte und Gebrauch, bei gewissen feierlichen Gelegenheiten, insbesondere bei Hochzeiten, wenn die Brautleute mit ihren Gästen sich zu Tisch gesetzt hatten, zur Erweckung der Fröhlichkeit einen sogenannten „Spruchsprecher" beizuziehen. Nicht jeder durfte diese Funktion ausüben. Nur wer sich besonders hiezu eignete, erhielt vom Rate die besondere Erlaubnis, oder wie wir sagen würden, die Konzession hiezu.

Sitte und Herkommen verlangten, daß der Spruchsprecher in ehrbarer Kleidung erscheine, angethan mit einem Mantel, vorn an der Brust mit großen silbernen Schilden und Schillingen behangen, in der Hand einen Stab haltend, der ebenmäßig mit allerhand Pfennigen geziert war, und der dazu diente, durch Aufstoßen auf den Boden die Anwesenden zur Aufmerksamkeit auf seinen Vortrag aufzufordern.

Sobald es Zeit ist, grüßt er zuvörderst die Versammlung mit einem Spruch, d. h. mit einem passenden Gedichte. Hernach wendet er sich besonders an Bräutigam und Braut, wünscht ihnen Glück zum angefangenen Ehestande, preist ihre Tugenden und lobt ihr Herkommen, Kunst oder Handwerk in einer langen, gereimten Rede. Später, wenn die Stimmung eine animierte geworden ist, muß er seine Kunst insbesondere den Gästen zur Verfügung stellen. Einer gibt ihm bald diese, der andere bald jene Materie auf, darüber einen Spruch zu machen. Sonderlich müssen hiezu gewisse Beziehungen und Vorfälle, wodurch sich mancher der Anwesenden eine gewisse Blöße gegeben, herhalten, die in humoristischer Weise vom Spruchsprecher in Reimform, doch möglichst harmlos, um nicht zu beleidigen, zur Ergötzung von jung und alt verwendet werden. So wird einer um den andern durch die Hechel gezogen, doch sind auch manche Anspielungen derart, daß sie

nur von denen verstanden werden, die es angeht und sonst Wissenschaft um diese Händel tragen.

Das Brautpaar, die Eltern und Hochzeitsgäste sind nicht undankbar. Sobald der Spruchsprecher, wie herkömmlich, ein kleines silbernes Schälchen an dem Tisch herumgehen läßt, legt jeder nach Belieben soviel ein, daß derselbe mit seiner Belohnung zufrieden sein kann, wofür er natürlich wieder in gereimter Rede seinen Dank ausspricht. Selbstverständlich nahm er an der Mahlzeit und am Trinken teil.


Nürnberger Spruchsprecher.

Unter den vielen Spruchsprechern der Reichsstadt Nürnberg hat sich ein gewisser Wilhelm Weber einen besonderen Ruf erworben. Sein Tod wurde noch lange vom Publikum bedauert; denn so wie er hatte das Spruchsprechen noch niemand gekonnt, und keiner hat ihn auch nur annähernd mehr erreicht. Freilich hatte der Mann die alten Klassiker Josephus, Virgilius, Ovidius und Plinius im Kopfe wie keiner. Man konnte ihm nichts aufgeben, darüber er nicht flugs einen langen Spruch hätte sagen können.

Durch ein kurzes Gedicht, in welchem Weber seinen Lebenslauf beschreibt, erfahren wir, daß er im Jahre 1602 in Nürnberg geboren worden, allwo sein Vater auch Spruchsprecher gewesen. Nach seiner eigenen Darstellung befliß er sich in seinen Jugendjahren der Ehrbarkeit und Tugend. Sobald ihm der Verstand kam — und er scheint ein frühreifer Junge gewesen zu sein — hatte er seine größte Lust an den Büchern und, wie schon erwähnt, eignete er sich deren Inhalt so vollständig an, das er jederzeit daraus citieren konnte. Da sein Vater als Spruchsprecher überall großes Lob erntete, wo er als solcher auftrat, so weckte dies in dem ehrgeizigen Sohne das Bestreben, nicht nur dem Vater in der Wahl des Berufes zu folgen, sondern ihn womöglich als Spruchsprecher noch zu übertreffen. Bald war ihm das Versemachen, Reimeschmieden und Spruchsprechen eine Kleinigkeit, und dabei zeigte er soviel Ingenium und

Witz, daß sein Auftreten als Spruchsprecher in Gesellschaft, bei Handwerkerfesten und Hochzeiten stets fröhliche Leute machte. Als Anerkennung hiefür verehrte ihm ein Handwerk einen silbernen Schild. Auch bei ehrbaren und vornehmen Herrschaften war er wohlgelitten und wurde oftmals zur Vermehrung der Fröhlichkeit zu ihren Festen eingeladen.

So sehr seine Sprüche zur Erheiterung und Belustigung beitrugen, so leicht wußte er oft durch einen passenden Ausspruch die überschäumende Fröhlichkeit auf das richtige Maß einzudämmen. Es wird von ihm erzählt, daß einst bei einer Hochzeit die Gäste, deren Köpfe durch den Genuß geistiger Getränke etwas zu heiß geworden waren, anheben wollten, die Trinkgläser zu zerbrechen, wodurch dann Bräutigam und Braut leicht in großen Schaden hätten kommen können. Als Weber dies merkte, fing er, nachdem er seinen Spielstab heftig gerüttelt, mit angenommener Ernsthaftigkeit seinen Spruch an und rief ihnen mit Donnerstimme zu:

„Paulus schreibt an die Ephesser,
Ihr Herrn seid lustig, brecht aber keine Gläser!“

Dieser komische Einfall brachte die aufgeregte Gesellschaft sofort zur Ruhe.

Ganz ungefährlich war aber sein Beruf doch nicht, wie nachfolgender Vorfall zeigt:

Drei gute Gesellen, welche bei irgend einer Hochzeit von Wilhelm Weber gar zu sehr durchgehechelt worden sein mochten, hatten ihm dafür Rache geschworen und bei sich beschlossen, ihm wieder eine Schalkheit zu erweisen. Sie wußten, daß er gerne ins Wirtshaus ging, um dort tüchtig zu zechen. Nach ihrer Verabredung paßten sie ihn nächtlicherweile einmal ab, als er nachhause gehen wollte, griffen ihn auf und warfen ihn in den Fischbach, der damals offen durch die Stadt floß, und liefen davon. Wilhelm Weber, ein starker, dicker Mann, stieg wie ein begossener Pudel mit großer Mühe und Anstrengung aus dem Bach, der zu beiden Seiten mit Steinen eingefaßt war, schüttelte sich ab, sah zum Himmel empor, hub seinen Spruch an und rief:

„Herr Gott, du gerechter Richter,
Der du bei der Nacht kennst alle Gesichter,
Thue mir doch soviel zu lieb,
Sag' mir, wer sein die drei Dieb,
Die mich haben in Fischbach getragen,
Daß ich sie kann bei meiner Obrigkeit verklagen;
So werd ich wieder fröhlich sein und wacker lachen,
Wann man sie straft, daß ihnen der Herzbeutel thut krachen.“

Das heißt man doch Humor haben.

Weber besaß eine nicht geringe Portion Eitelkeit. Seine Zechbrüder benützten diese schwache Seite seines Charakters häufig, um ihn zu hänseln und zu vexieren. So meinten sie einstmals, es sei doch sehr zu bedauern, daß er als ein so gelehrter und berühmter Poet doch noch ein Bachant (fahrender Schüler, Student) sei. Es erfordere doch allewege seine Ehre und sein Ansehen, daß er auf der hohen Schule zu Altdorf sich deponieren*) lasse, damit man ihm so etwas nicht vorwerfen könne. Wilhelm Weber, damals schon 34 Jahre alt, merkte nicht ihre Absicht, sich über ihn zu moquieren. Er meinte, sie hätten recht, und versprach, er wolle, wenn das Fest der beiden Apostel Petri und Pauli käme, diesem Mangel abhelfen, was er auch wirklich that. Seine Reise nach Altdorf und den Akt der „Deposition“ hat er in ergötzlichen Reimen selbst geschildert.

Im Jahre 1647 wurde Weber von Johannes Gebler, Doktor und Comes Relatinus zu einem „deutschen Poeten“ gekrönt. Derselbe setzte ihm in der Hochedlen Herren Schießgraben den wohlverdienten Lorbeerkranz auf und überreichte ihm ein schön Testimonium mit prächtigem Insiegel.

Von seinem Ende weiß ich nichts, da mich mein Gewährsmann Wagenseil hier im Stich läßt. Doch läßt sich, seinem Charakter gemäß, annehmen, daß bei ihm das Sprichwort zugetroffen sein wird:

„Lustig gelebt und selig gestorben,
Heißt dem Teufel die Rechnung verdorben.“

120. Eine moskowitische Gesandtschaft in Nürnberg.

Es war im Jahre 1599 am 5. Dezember, als in der mächtigen Reichsstadt Nürnberg eine eigentümliche Aufregung in der Bürgerschaft sich bemerkbar machte. Sollte doch an diesem Tage etwas noch nie Dagewesenes kommen: eine moskowitische Gesandtschaft. Alles war gespannt auf dieselbe, denn das moskowitische Land galt damals als eine terra incognita und das moskowitische Volk als ein halb barbarisches, von europäischer Kultur unbelecktes. Was Wunder, daß halb Nürnberg auf den Beinen war; denn neugierig waren die guten Nürnberger immer gewesen. Als drei Tage vorher ein venetianischer Gesandter, Francesco Vendramino, mit 14 Edel-

*) Unter akademischer Deposition verstand man ehemals eine Art Hänseln neu eintretender Studenten; dazu brauchte man den Hut mit Hörnern, den Bachantenzahn, Paternoster, Beil und Hobel, Kamm, Scheere Scheermesser, Ohrlöffel.

leuten auf der Durchreise nach Frankreich angekommen war und hier übernachtete, machte dies bei weitem nicht den gleichen Eindruck, weil dies nichts Besonderes war. Mit Venedig stand von jeher die Reichsstadt in regstem Handelsverkehr, und Nürnberger Kaufleute waren in Venedig hoch angesehen und wohlgelitten, wie hinwiederum auch nicht wenige Venetianer und andere Italiener sich in Nürnberg aufhielten, ja sogar sich häuslich niederließen, wie z. B. die Viatis, die sich daselbst eines der schönsten Häuser erbaut haben.

Der Gesandte der Moskowiter blieb aber länger aus, als man vermutete. Sollte ihm unterwegs ein Unfall zugestoßen sein? Kaum möglich, denn derselbe hatte ein zahlreiches Gefolge bei sich, und Kaiser Rudolf II. hatte ihm von Prag aus obendrein etliche seiner Diener als Geleitsmannen zugegeben. Für die Sicherheit auf der Straße war also ausreichend gesorgt. An der Verzögerung des Einzuges war nichts anderes, als die bekannte Eifersucht des Markgrafen auf Nürnberg schuld. Als nämlich die Fremden bei Hersbruck in das Nürnberger Gebiet kamen, ließ sie der Rat durch hinausgesandte Reiter empfangen, die sie auch nach Nürnberg geleiten sollten. Das Geleitsrecht wurde aber widerrechtlich vom Markgrafen beansprucht. Der markgräfliche Amtmann von Burgthann war auch deshalb mit einiger Mannschaft zur Stelle, und so kam es bei dieser Gelegenheit erst zum Wortwechsel und schließlich zum Kampfe zwischen den Nürnbergern und Markgräflichen, wobei letztere „von den Nürnbergischen Reitern dermaßen abgefertigt wurden, daß man sich seines (des Amtmanns) Lebens besorgt hat."

Die Moskowiter mögen dabei einen sonderbaren Begriff von der „Deutschen Einigkeit" erlangt haben, wie nicht minder von ihrer eigenen Wichtigkeit, weil man sich sogar darum stritt, wer sie geleiten solle.

Gegen Abend kam der Zug hier an und wurde in das „Deutsche Haus" geleitet. Die fremdartigen kräftigen Gestalten nahmen sich auf ihren kleinen Pferden in ihrer Pelztracht gar sonderbar aus. Man sah übrigens gleich an der Pracht der Sättel, Decken, Zäume und der Bekleidung und Bewaffnung der Reiter, daß man Personen von großer Wichtigkeit vor sich hatte. Alles strotzte von Gold, Silber und Edelsteinen. Der Gesandte selbst hatte ein ausdrucksvolles und schönes Gesicht, von einem ungeheuern blonden Barte eingerahmt; er verzog aber keine Miene, als er sah, wie sie von der Bevölkerung gemustert und angestaunt wurden. Das hatte er jedenfalls auf seiner weiten Reise hieher schon öfters erfahren, und seine Gefährten richteten sich nach ihm.

Obschon die Fremden nicht bei E. E. Rat, sondern bei den Deutschherrnrittern zu Gaste gingen, ließ es derselbe sich doch nicht nehmen, ihnen das herkömmliche Geschenk überreichen zu lassen. Dasselbe bestand in diesem Falle aus 40 „Kandeln" Wein und etlichen „Schaff" Fischen.

Das Endziel der Reise des Gesandten war übrigens nicht Nürnberg, sondern Mergentheim in Schwaben; es galt seine Mission dem dort residierenden „Deutschmeister" und betraf angeblich den Abschluß einer Heirat. Indes den Tag nach ihrer Ankunft weilte die Gesandtschaft noch hier und feierte den Tag des heiligen Nikolaus, welcher der Moskowiter höchster Patron ist. Bei dieser Gelegenheit wollte der Gesandte, scheint es, „Kohlen auf das Haupt des Rates sammeln" wegen dessen in seinen Augen gar geringfügigen, knickerigen Geschenkes. Er ließ nämlich bei E. E. Rat ansuchen, ihm die armen Leute der Stadt in den „Deutschen Hof" zu weisen; er wolle ihnen ein Almosen austeilen.

Der Rat sandte ihm in ihrer roten Anstaltstracht die Findelkinder, deren es damals gegen 200 gab, und mit diesen drängte sich gegen der Obrigkeit Willen noch allerlei unverschämtes, bettelhaftes Gesindel in den Deutschen Hof. Von den ersteren erhielt nun jedes Kind zehn, von den übrigen jede Person 5 bis 6 moskowitische Asper, das sind kleine silberne Geldmünzen, die nachher von der Bürgerschaft des Gedächtnisses und der Seltenheit wegen Stück für Stück mit zwei Kreuzern eingewechselt wurden.

Den dritten Tag nach der Ankunft setzte der Gesandte seine Reise nach Mergentheim fort und kam am 24. Dezember auf seiner Heimreise wieder hieher, wo er sein Absteigquartier abermals im „Deutschen Hof" nahm. Diesmal suchte sich der Rat durch Verehrung eines schönen „silbern vergüldeten" Trinkgeschirres in besseren Kredit zu setzen. Dasselbe ward auch angenommen, allein das weitere Erbieten, ihm das Zeughaus und die sonstigen Merkwürdigkeiten Nürnbergs zeigen zu wollen, mit der protzigen Motivierung abgeschlagen, daß man ihm wohl nichts zeigen könne, das bei seinem Großfürsten, welchen er als Herrscher vieler Nationen bezeichnete, nicht viel großartiger und herrlicher zu finden sei, woraus erhellet, daß sich der Rat in seinen Augen noch lange nicht rehabilitiert hatte.

Am 27. Dezember zog er von hier weg und schlug die Richtung nach Eger ein. Dort soll es ihm so gut gefallen haben, daß er den ganzen Winter über daselbst zubrachte und durch seine Freigebigkeit Aufsehen erregte. Als der Zug von Nürnberg abging, bemerkte man unter dem Gefolge einen Pagen, welcher auf dem Pferde vor sich einen kleinen, mit kostbarem Sammt bedeckten Altar auf seinem Schoße hielt und unter ganz eigenartigen seltsamen Zeremonien des Höchsten Schutz für die Reise erflehte, wie dann auch in Eger der Gottesdienst der Moskowiter die Aufmerksamkeit und Verwunderung der dortigen Bevölkerung erregte.

---

121. Elisabetha Krauß.

Von J. M. Lotter.

Das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen. Dieser Ausspruch bewahrheitet sich ganz besonders bei der Wohlthäterin der Armen Nürnbergs: Elisabetha Krauß. Insbesondere sind die Zöglinge des Nürnberger Waisenhauses dazu ausersehen, dies ihr Gedächtnis der Nachwelt alljährlich zu erneuern, indem sie stets am St. Johannistage in corpore mit ihrem Pflegevater, dem Pfleger der Anstalt und den Exekutoren der Stiftung in feierlichem Aufzuge zum St. Rochuskirchhof ziehen und mit Gesang und Bekränzen der Ruhestätte der edlen Frau Andenken feiern, wobei von dem Pfleger der Anstalt die Pflicht der Dankbarkeit gegen die längst Heimgegangene und andere Stifter den armen Kindern ans Herz gelegt wird. Das Nürnberger Publikum nimmt in unwandelbarer Treue an dem Fest der Waisenkinder teil und freut sich auch mit an der im Waisenhause sich fortsetzenden Feier dieses Tages, an welchem das altehrwürdige Findel- und Waisenhaus seine Pforten für jedermann geöffnet hält.

Wodurch hat denn nun unsere Elisabetha Krauß diese Verehrung sich verdient? Fragen wir einen Nürnberger Bürger, so werden wir zur Antwort erhalten: Die Krauß ist eben die Stifterin des Findel- und Waisenhauses. Dem ist indes nicht so. Diese Anstalt war schon circa 300 Jahre vor ihrem Tode gestiftet worden. Sie hat auch nicht einmal die Mittel zur Erziehung und Pflege der armen Kinder in nennenswerter Weise vermehrt. Ihr Verdienst für diese Anstalt besteht in der Hauptsache darin, daß sie es durch ein verhältnismäßig kleines Vermächtnis ermöglicht hat, den Kindern alljährlich einen frohen Tag zu schaffen. Den Zug der Kinder zu ihrem Grabe hat sie nicht angeordnet; derselbe wird erst seit 1822 gemacht und verdankt seine Entstehung dem damaligen Findelpfleger Dr. Campe.

Im Testament der Frau Elis. Krauß vom Jahre 1639 war in Bezug auf die Findelkinder folgendes bestimmt:

„Ferner solle auch hiefür von den eingehenden Hauszinsen alle Jahre am St. Johannistag in meiner Stiftsbehausung in der obern Stuben allen armen Findelkindern, beides Knaben und Mägdlein, soviel deren gehen können, samt deren Präceptoren, auch Findelvater und Mutter eine Mittagsmahlzeit gehalten mit Suppen und Fleisch, hernach ein Gebratenes gespeiset und jedem Kind 1/2 Seidlein Wein, 1 1/2 Seidlein Bier gegeben werden. Vor und nach dem Essen sollen sie sämtlich fleißig beten, geistliche Lieder singen, Gott für solche Wohlthat danken, dabei meines lieben Ehewirts, Konrad Kraußen, meiner drei Kinder Konrad, Elisabethen und Johannes, alle nunmehro sel., wie auch meiner selbsten im Besten gedenken. Aber nach

vollbrachter Mahlzeit soll man 24 Maß Met haben und ihnen Met und Brot geben, zu welcher Mahlzeit dann auch berufen werden soll der Herr Prediger bei St. Jakob und Herr Schaffer bei St. Sebald und die sämtlichen Herren Exekutores, schaffe auch 12 fl. zur Belohnung und Abstattung der Mühewaltung bei solcher Mahlzeit."

Zur Ausrichtung dieser Stiftung waren die Mietzinsen von 2 Häusern bestimmt. Diese rentierten so gut, daß bald an zwei Orten Mahlzeiten abgehalten wurden, nämlich in der Stiftungsbehausung — Kaiserstraße — und in der Findel selbst. Jetzt sind die Mittel für diesen Zweck nicht mehr so ergiebig, so daß eine Einschränkung in mancher Beziehung notwendig wurde.

Diese Stiftung insbesondere ist es, durch welche die edle Elis. Krauß sich beim Nürnberger Publikum für alle Zeiten populär gemacht hat. Aber es war das immerhin nur eine nebensächliche Stiftung. Sie hat noch viel Größeres gethan, was aber weniger bekannt ist. Den Hauptteil ihres Vermögens hat sie zu ergiebigen Stipendien bestimmt. Es sollten hauptsächlich Theologiestudierende damit bedacht werden, doch sollten auch Juristen nicht leer ausgehen.


Elisabetha Krauß.

Zur Verwaltung dieser Stiftungen hat sie 5 Personen als Exekutoren verordnet. Hiezu waren der Hauptgeistliche zu St. Sebald, ein Marktsvorsteher und 3 Marktsadjunkten bestimmt, die alljährlich dem löblichen Vormundsamte über Einnahmen und Ausgaben Rechnung legen sollten. Nach dem Absterben eines Mitgliedes dieser Kaufleute sollte dasselbe allemal durch Wahl ersetzt werden. Diese Männer haben bisher diese Stiftung so getreulich verwaltet, daß die Mittel zu den Stipendien zu einer ganz bedeutenden Summe angewachsen sind, so daß die Zahl der Empfänger im Laufe der Zeit bedeutend vermehrt werden konnte. Aber nicht bloß auf Studierende bezog sich ihre Fürsorge. Auch für Schulzwecke und für die Armen machte sie ganz bedeutende Stiftungen. Dabei vergaß sie ihre Heimat nicht. Studierende und Arme aus dem Amte Cadolzburg, in dessen Amtsbezirk sie geboren war, sollten in einem gewissen Verhältnis berücksichtigt werden.

Wie ergiebig diese Zuwendungen waren, ergibt sich aus der Zusammenstellung der Ausgaben in den ersten 100 Jahren des Bestehens dieser Stiftungen. Von 1639 bis 1739 wurde ausgegeben:

1) Für 358 Stipendiaten	fl. 95 436.15	kr.
2) „ die Findelkinder	fl. 9 284.44	kr.
3) „ die Schulen	fl. 9 166.25	kr.
4) „ die Armen in Nürnberg und Cadolzburg	fl. 42 887. 5	kr.
5) An Baukosten bei 4 Stiftungshäusern . .	fl. 13 184.48	kr.
6) An jährl. Vermächtnissen	fl. 27 000.—	kr.
7) An zufälligen Ausgaben	fl. 12 000.—	kr.
Summa	fl. 208 959.17	kr.

d. i. nach unserer gegenwärtigen Währung *M.* 358 216.

Es erübrigt nun noch, das Lebensbild der edlen Stifterin in kurzen Zügen zu zeichnen.

Elisabetha Krauß wurde im Jahre 1569 am Freitag nach Jakobi in dem Dorfe Brannamberg (Brunaberg Brunamberg), das zum markgräflich Ansbachischen Oberamte Cadolzburg gehörte, geboren. Ihre Eltern waren die wenig begüterten Bauersleute Hans und Elisabetha Streit.

Kein Stand war damals so bedrückt als der Bauernstand. Im höchsten Grade unfrei, nicht einmal Herr über sein Besitzthum, von großen und kleinen Herren mit Abgaben (Gült, Zehnten 2c.) überlastet, verachtet und zu Boden getreten. — Das war damals sein Los. Der rohe Gutsherr forderte übermäßige Frohndienste und zertrat mit seinem Gefolge, wenn er gerade jagen wollte, mutwillig Äcker und Wiesen des Bauern. Wehrte dieser sich einmal gegen übermäßig gehegtes Wild, das ihm die Früchte seines Schweißes auf den Feldern abfraß oder verdarb, so ward ihm barbarische Züchtigung zu teil; tötete er gar ein Wild, so verdarb er im feuchten, ungesunden Burgverließ oder Kerker. Seine Söhne wurden zu Soldaten gepreßt und verrohten als Landsknechte.

Die Eltern unserer Elisabetha empfanden sicher diesen harten Druck ebenfalls und scheinen auch noch reich mit Kindern gesegnet gewesen zu sein, sonst würden sie diese ihre Tochter nicht in ihrem 10. Lebensjahre veranlaßt haben, bei fremden Leuten in Nürnberg einen Dienst zu suchen.

Das arme Kind wanderte denn eines Tages, seine wenigen Habseligkeiten in einem grünen Wollentuch unterm Arm, über Zirndorf, eine Strecke weit von den seufzenden Eltern begleitet, der neuen Heimat zu. Beim Abschied flossen von beiden Seiten der Thränen viele, und die fromme Mutter ließ endlich ab mit ihren Ermahnungen, ein gottselig Leben führen zu wollen, ihr teures Kind dem Schutze des Allerhöchsten befehlend. Wir dürfen annehmen, daß die treuen Eltern sie nicht aufs Geratewohl haben gehen lassen, daß sie vorher schon für einen des Kindes schwachen Kräften entsprechenden Dienst in der Stadt gesorgt hatten. Das Kind hat lebenslang die Ermahnungen der Eltern, Gott allezeit vor Augen und im Herzen

zu haben, nicht vergessen, und der Segen, den sie ihr mit auf den Weg gaben, blieb bei ihr bis zum Tode.

In ihren Diensten ist sie allezeit treu, willig und fleißig erfunden worden, und ihr Lebenswandel war stets ein Gott wohlgefälliger. So konnte es auch gar nicht anders kommen, als daß ihre Herrschaften sie lieb gewannen und ihre Dienste auch verhältnismäßig gut bezahlten, wodurch es ihr möglich ward, sich einiges Geld für die Zeit der Not zu ersparen und ihre armen Eltern zu unterstützen. Für Putz und Vergnügungen, denen die Dienstboten unserer Tage so gerne fröhnen, war sie nicht eingenommen. Die von ihrer Herrschaft abgelegten Kleider, die ihr geschenkt wurden, reichten vollständig aus, sich ihrem Stande gemäß zu kleiden.

Freilich ist es ihr in einer 19jährigen Dienstzeit auch manchmal nicht allzugut ergangen, besonders im Anfange. Ihr Lobredner sagte bei ihrer Beerdigung:

„Sie hat sich hin und wieder viel müssen nieten (viele Leiden erdulden, schwere Arbeiten verrichten), großen Hunger leiden, bis sie etwas besser erwachsen, und einem rechten Dienst vorstehen können, in welchem sie sich fleißig, unverdrossen, ehrlich und wohl verhalten."

Daß wir dieser Schilderung ihres Charakters trauen dürfen, dazu berechtigt uns eine andere Stelle ihres Leichensermons, gehalten von dem Diakon M. Joh. Jakob Rüd in der St. Lorenzkirche, wo dieser Herr ausführt:

„Wann ich mir aber leichtlich die Rechnung machen darf, es hierüber nicht wenig Richtens und Urteilens geben werde, als will ich mehr nicht, als was ich selbsten viel Jahr nacheinander her mit Augen gesehen, mit Ohren gehört und von hohes und niedriges Standes Personen Zeugnis habe, davon etwas reden und melden."

Während ihrer Dienstzeit in angesehenen Kaufmannshäusern lernte sie in einem derselben einen braven, tüchtigen Handlungsdiener: Konrad Krauß, aus Kitzingen gebürtig, kennen und lieben, und diesem reichte sie ihre Hand vor dem Altare der St. Lorenzkirche am 21. März 1598. Der Vater ihres Bräutigams hieß ebenfalls Konrad und war Mitglied des Rates zu Kitzingen.

Indes die beiden Leute brachten sich nur ein geringes Vermögen zu. Dennoch errichtete Konrad Krauß eine eigene Handlung, nicht ohne daß er sich in große Schulden stecken mußte. Wer aber mit fremder Leute Geld arbeiten will, der muß ein großes Vertrauen genießen, sonst gewährt man ihm eben keinen Kredit. Krauß verdiente dieses Vertrauen. Beseelt von einem unternehmenden Handelsgeiste, aufs Beste ausgerüstet mit denjenigen Kenntnissen, die zur Führung der Handelsgeschäfte nötig sind, sorgfältig und geübt in der Kalkulation, gewandt in der Beurteilung der Weltlage, vorsichtig spekulierend, langsam Entschlüsse fassend, aber mit zäher

Energie sie ausführend, treu und redlich im Handel, von feinen Sitten und darum überall wohl gelitten, war er der Mann, der solch ein Vertrauen verdiente und rechtfertigte. Dieses Zutrauen mußte er sich schon als Handlungsdiener erworben haben.

Die Schule, die damals ein Kaufmann durchzumachen hatte, war eine harte. Eine strenge 8jährige Lehrzeit, eine lange Dienstzeit als Handlungsdiener bei verhältnismäßig geringem Lohn und stark beschnittener persönlicher Freiheit, außerordentliche Strapazen auf Geschäftsreisen, dies alles mußte ein junger Mann damals durchmachen, ehe er an ein Sichselbstständigmachen denken konnte. Zu alledem gehört schließlich noch eine gehörige Portion Glück, wenn es der Kaufmann zu etwas Rechtem bringen will.

An all den nötigen Sachen fehlte es Konrad Krauß nicht, und auch das Glück, das sich nicht kommandieren läßt, kehrte bei ihm ein, so daß er bald imstande war, die fremden Kapitalien abzutragen und sein Handlungsgeschäft zu erweitern. „Sie haben keinen Fleiß, Mühe und Arbeit gespart," sagt ihr oben schon erwähnter Lobredner, „Tag und Nacht sich willig und unverdrossen finden lassen, mit schlechter geringer Speis und Trank vorlieb genommen, also das Ihrige zu Rate gehalten, darumb sie auch durch Gottes Segen an Gütern so reichlich zugenommen."

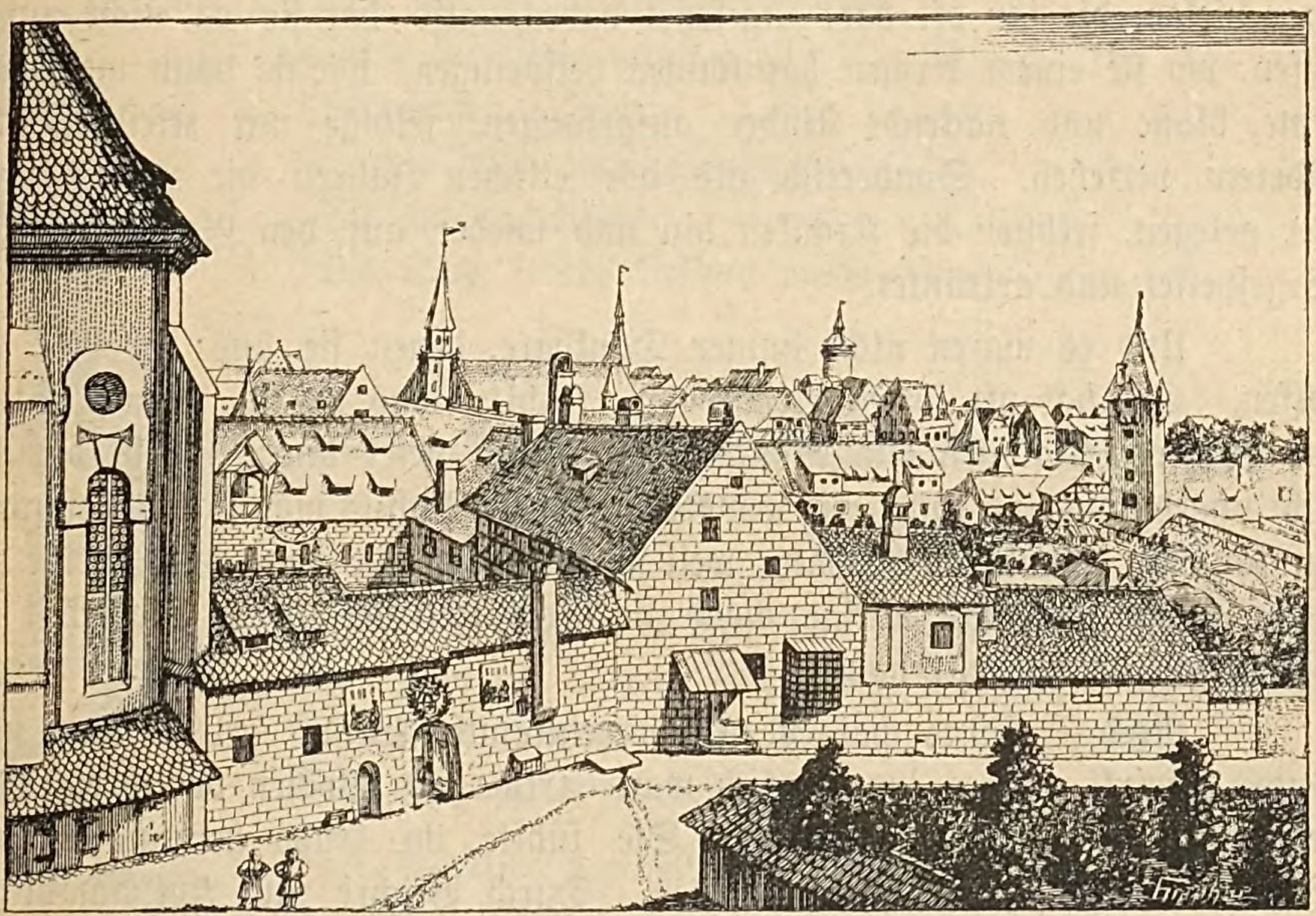
Ja, ohne diesen Segen wäre es ihnen so leicht nicht geworden; denn sie erlebten die traurigste Zeit unseres deutschen Vaterlandes — den 30jährigen Krieg, wo die Pest gar dahinraffte, was Schwert, Feuer und Brand verschonten, wo auf den Landstraßen, auf denen sich Raubgesindel in Menge herumtrieb, wo auf dem Pflaster ausgeplündeter gewerbreicher Städte Gras wuchs, wo das Geld lieber vergraben als zu geschäftlichen Unternehmungen hergegeben, wo unser Nürnberg mit seinem Gebiete durch die Heere Gustav Adolfs und Wallensteins ganz besonders ausgesaugt wurde. Was für ein tüchtiger, kluger, vorsichtiger, erfahrener und mutiger Kaufmann muß unser Krauß gewesen sein, der es in solchen Zeiten und zwar nicht auf verbotenen Wegen zu etwas bringen konnte.

Nicht wenig muß seine sparsame, haushälterische, fleißige und gottvertrauende Gattin zum Gedeihen des Geschäftes beigetragen haben. Wie oft hat sie durch ihren tröstlichen Zuspruch das bekümmerte Herz ihres Gatten in diesen traurigen Zeiten aufgerichtet, wenn er am Gedeihen einer Handelsunternehmung verzweifeln wollte! Wie oft hat sie mit einem Kinde auf dem Arme ihrem Manne in dem Gewölbe in der Abfertigung der Kunden und der Versendung der Waren thätigen Beistand geleistet!

Das Krauß'sche Ehepaar war mit 3 Kindern gesegnet. Elis. Krauß verlor bei aller Thätigkeit im Haushalt und im Geschäfte doch niemals ihre Kinder aus den Augen. Sie überließ dieselben nicht der willkürlichen, oft sehr nachteiligen Behandlung der Dienstboten. Wo es anging, mußten

sie um und bei ihr sein, und auch dem ernsten Vater war es am wohlsten nach des Tages Arbeit im Kreise der Seinigen. Wie wohl that es ihr, daß sie nicht, wie ihre eigenen Eltern, durch die Not gezwungen war, sie fremden Leuten in den Dienst zu geben. Aber verhätschelt und verzogen hat sie ihre Lieblinge nicht, sie hielt sie mit Energie und Erfolg zur Arbeit, zum Lernen an.

Einer ihrer Söhne, Konrad, zeigte große Neigung zu gelehrten Kenntnissen und zu den Wissenschaften, wie sie selbst in ihrem Testament bezeugt; er wurde aber schon im Alter von 31 Jahren begraben. Eine Tochter, Elisabetha, raffte der unerbittliche Tod schon in ihrem 21. Lebensjahre dahin, und das dritte Kind, Johannes, wurde gar nur 14 Tage alt.



Findel- und Waisenhaus.

Alle drei sah sie ins Grab sinken, ebenso auch ihren Gatten, mit welchem sie 34 Jahre in glücklichster Ehe gelebt hatte. Er starb am 22. Januar 1632.

Das waren harte, schwere Prüfungen und fast zu viel für ein liebendes Mutterherz und eine zärtliche Gattin. Doch ergab sie sich ohne Murren in ihr Schicksal; sie haderte nicht mit ihm; sie war eine starke ergebene Mutter und Frau, die in Gottes Wort und im Gebet ihren Trost suchte und fand.

Wie oben schon erwähnt, beobachtete sie als Kaufmannsfrau in ihrer ganzen Ökonomie die Vorschriften einer weisen Sparsamkeit. Das Vermögen, das sie hinterließ, war ein für die damalige Zeit höchst bedeutendes; es betrug 127 176 Gulden.

Sparsam sein hieß bei ihr aber niemals knickerig, hartherzig und geizig sein. Sie hatte an sich selbst genugsam erfahren, wie weh die Armut thut. Wohl kein Notleidender verließ ohne milde Gabe ihr Haus. Als zu Anfang der 30er Jahre des 17. Jahrhunderts 2 Armeen vor der Stadt lagen, nahm sie sich gern der Umwohner an, die durch den Krieg Hab und Gut verloren hatten, und gab ihnen Obdach, Kleidung und Speise. Kranke und Sterbende, welche unter freiem Himmel mit Schmerzen und mit Todesangst kämpften oder nach Hilfe schmachteten, tröstete, labte und erquickte sie.

„Sie ist gewesen", sagt ihr Leichenredner, „diensthaft, gutthätig und eine Mutter der Armen. Denn wie sie männiglich gern gedienet, sonderlich ihrer vielen, die ihr oft hart zugesetzet haben, also hat sie es nicht unterlassen, wo sie einem Armen hat können beispringen, wie sie dann mehrmals arme, bloße und nackende Kinder aufgefangen, selbige mit Kleidern und anderem versehen. Sonderlich als vor etlichen Jahren die zwei Armeen hier gelegen, selbsten die Kranken hin und wieder auf den Gassen besuchet, sie gespeiset und getränket."

Und es waren nicht immer Dankbare, denen sie aus der Not geholfen. Sie hat oft ihrem Beichtvater erzählt, was sie für Kreuz, Streit und Widerwärtigkeiten ausgestanden; aber fügt dieser hinzu, sie ist darüber nicht ungeduldig und rachgierig geworden. Dieser Passus mag sich insbesondere auf säumige Schuldner beziehen, weil sie hinzufügt, sie habe das Ihrige mit Recht gesucht und das übrige wolle sie Gott und der lieben Obrigkeit befohlen und heimgestellt haben.

Noch 7 Jahre hat sie als vereinsamte Witwe gelebt und noch Gutes gewirkt, wo es ihr möglich war. Etwa 20 Wochen vor ihrem Tode fiel sie in eine schwere Krankheit. Sie fühlte ihr Ende herannahen und versäumte nicht, ihr Haus zu bestellen. Durch Beichte und Abendmahl bereitete sie sich zu ihrem Ausgang vor. Über ihre irdischen Besitztümer hatte sie in der oben angegebenen Weise verfügt, so daß sie noch segenbringend im Tode wirken.

Ganz genau bestimmte sie auch, wie es bei ihrer Leichenfeier gehalten werden solle. Ohne Furcht und Zittern sah sie dem Tode entgegen. So entschlief sie denn nach heißem Todeskampfe, 70 Jahre und 37 Wochen alt, am 5. April 1639. Am 9. April wurde sie so, wie sie es gewünscht, auf dem Gottesacker zu St. Rochus neben ihrem Gatten und ihren Kindern zur Ruhe bestattet.

Ein ungewöhlich langer Zug Leidtragender gab ihr die letzte Ehre. Der Sarg wurde von 24 Ballenbindern getragen. Die Prozession bestand aus 47 Stadtgeistlichen, 34 exulierenden Geistlichen, 32 Lehrern, 491 Schülern

und Waisenkindern, 300 Weibern in Mänteln und Streiflein und aus den Handwerkern der Lederer, Schneider, Kürschner und Schlosser.

Ihre Grabstätte ist mit einem schmiedeeisernen Gitter umgeben. Auf ihrem Grabstein befindet sich ein schönes Epitaphium. Die Schlußstrophe, die die hiesigen Waisenkinder alljährlich an ihrem Grabe singen, wird jetzt wohl verständlich sein. Sie heißt:

Laßt uns eifrig darnach streben,
Gott wohlgefällig stets zu leben,
Uns gern der Nächstenliebe weih'n.
Immer wird die Hochverehrte,
In Gott nun ruhende Verklärte
Der Nachwelt unvergeßlich sein.
Denn ihr Gedächtnis bleibt
Im Segen allezeit.
O, wie selig, wer segensvoll
Für and'rer Wohl
Die Tage seines Lebens weiht.



Mörser-Männchen am Hause Kaiserstraße 35 gegenüber.

122. Ein Wahrzeichen.

Von C. Weiß.

Zu Nürnberg „untern Hutern*)“ ein Haus, ein altes, steht,
Dran sieht ein hölzern Männlein, wer dort vorübergeht;
Es ist mit einem Mörser hoch oben angebracht;
Was mag das wohl bedeuten, hat mancher schon gedacht.

Hört! — Am Johannis-Morgen da tönt in aller Früh
Herauf die lange Straße gar sanfte Melodie;
Das sind die Waisenkinder, sie zieh'n zum Friedhof hin
Und singen dort und beten am Grab der Stifterin.

Das Männlein an dem Mörser stößt dann ohn' Unterlaß,
Bis sie dahin gezogen die alte Hutergaß,
Und das geschieht bis heute. — Längst sind's 200 Jahr,
Daß eine Apotheke in jenen Räumen war.

Der Apotheker, immer ein jäher, zorn'ger Mann,
Dem selten einer hatte etwas zu dank gethan,
Er hatte einen Lehrling, 'nen Jungen voll Gemüt,
Dem ist in diesem Hause wohl keine Freud' erblüht.

*) Jetzt Kaiserstraße benannt.

Der steht an seinem Mörser und stößt, daß es erklingt,
Als sanft zu seinen Ohren das Lied der Kinder dringt;
Weil's ihn ergriff, da eilt er auch sie zu seh'n, hinaus;
Doch schleppt der Herr ihn wieder voll Wut zurück ins Haus

Und packt in seinem Grimme den Knaben bei dem Schopf
Und schlägt ihn mit dem Stößel zuletzt noch an den Kopf;
Da schießt das Blut herunter, da tönt ein Jammerschrei,
Nur wenige Minuten, dann war's mit ihm vorbei.

Dem Apotheker graute vor seiner raschen That,
Er eilte hin und meldet' sie selbst dem hohen Rat. —
Und als er eingeschlossen in düst'rer Kerkernacht,
Hat er mit trübem Sinnen gar manchen Tag verbracht.

Bis an sein baldig Ende er ernst und schweigend saß,
Weil Wahnsinn ihn erfaßte, von dem er nie genas;
Dann bracht' an seinem Hause man dieses Männlein an,
Zum Zeichen, was da einstens der rauhe Mann gethan.

Drum am Johannis-Morgen, wenn tönt in aller Früh'
Herauf die lange Straße gar sanfte Melodie,
Stößt's Männlein an dem Hause, und wenn man sich befragt,
Wird einem die Geschichte, wie ich erzählt, gesagt.

---

123. Die Wiese mit dem Goldhügel bei Nürnberg.

Die Gegend von Nürnberg zeichnet sich weder durch große Naturschönheit, noch durch besondere Fruchtbarkeit, noch durch unterirdische mineralische Schätze aus. Gleichwohl erzählt uns die Sage von einem verborgenen großartigen Schatz in der nächsten Nähe Nürnbergs, von dessen Vorhandensein einst Kinder auf eine wunderbare Weise Kenntnis erhalten haben sollen.

In der Mitte der „Deutschherrenwiese“, die bisher dem Militär als Exerzierraum diente, befand sich bis zum Jahre 1830, in welchem Jahre dieser Platz erst zum Exerzieren bestimmt und dazu eingeebnet wurde, ein großer Sandhügel. Die Nürnberger holten schon seit Jahrhunderten von dort ihren Bausand, ohne daß man merkte, daß der Hügel kleiner geworden. Den Kindern ist das Spielen im Sande gesund und eine liebe Beschäftigung. So dürfen wir uns nicht wundern, daß der beregte Hügel im Sommer

stets von einer munteren Kinderschar besetzt oder umschwärmt war. Die einen buken aus Sand sich allerlei Torten und Kuchen, andere legten hier kleine Phantasie-Gärten und Felder an, andere höhlten sich Keller und Gruben aus; unter Umständen wurde der Hügel auch als Festung betrachtet, der von einer Abteilung verteidigt, von einer anderen angegriffen und erstürmt wurde.

Müde und abgehetzt vom Spielen hatte sich mal eine Schar am Hügel niedergelassen, als auf einmal aus dem Sande ein kleines Männlein mit langem, eisgrauen Barte hervorkam und auf die Kleinen zuschritt. Gerne wären sie davon gelaufen; aber da es eine recht freundliche Miene machte und ihnen allerlei Zuckerbrot reichte, hatten sie bald alle Scheu vor ihm verloren und folgten ihm sogar durch eine Öffnung, die sie früher nie bemerkt hatten, in das Innere des Sandberges. Zu ihrem Glücke war es kein Rattenfänger von Hammeln; denn nach einiger Zeit führte er sie wieder unversehrt dem goldenen Tageslicht entgegen.

Im Innern des Berges hatten die Kinder große Haufen Goldes, Silbers und Edelsteine gesehen, über welche sie hinwegsteigen mußten. Aber obgleich das Männlein bei jedem Haufen stehen geblieben war und freundlich darauf hingedeutet hatte, als wollte er die Kinder ermuntern und auffordern, davon zu nehmen, wagten sie es doch nicht. Es war sie plötzlich eine erklärliche Furcht angekommen, und froh atmeten sie erst wieder auf, als sie endlich aus der Höhle waren.

Natürlich war nun ihr erstes, nach Hause zu rennen und den Eltern, Verwandten und Bekannten ihr merkwürdiges Abenteuer zu erzählen, das aber anfänglich niemand glauben wollte.

Als jedoch beim Auskleiden der Kinder in deren Schuhen allerlei kleine Goldmünzen zum Vorschein kamen, die wahrscheinlich beim Überschreiten der Goldhaufen hineingefallen waren, da konnten die Eltern nicht mehr an der Wahrheit dessen zweifeln, was ihnen die Kinder berichtet hatten. Ein wahres Goldfieber brach aus, als die Sache in der Stadt ruchbar geworden. Alles drängte zum Sandberge; aber niemand fand mehr den Eingang; er war und blieb verschwunden; das Männlein mit dem Barte ließ sich fortan nicht wieder sehen, auch von den Kindern nicht, und so wartet der Geist, der diese Schätze hütet, noch immer der Erlösung.

Der besprochene Sandberg wurde, wie schon erwähnt, im Jahre 1830 gänzlich abgetragen. Es hat sich aber dabei in seinem Innern weder eine Höhle, noch Gänge mit aufgespeicherten Schätzen vorgefunden; wer weiß, ob sie nicht weiter in die Tiefe gesunken?!

124. Das Urbanreiten.

Das Urbanreiten, welches mit zu den Volksbelustigungen gehörte und von den frühesten Zeiten bis in das 17. Jahrhundert stattfand, war ein alter Gebrauch der Weinausrufer und rührt noch von den alten Franken her, welche den Urban, wie die Heiden den Bacchus, für einen Gott des Weins hielten und auch so verehrten.

Der Zug des Urbanreitens ging in folgender Ordnung vor sich: „Den Zug eröffnete ein Stadtknecht in schwarzem Unterkleid und rot und weißem Überwurf. Diesem folgten einige Musikanten mit Sackpfeifen und Schalmeien; hinter diesen kam ein Mann mit rotem Rock, welcher ein mit kleinen Spiegeln und Gläschen behangenes Fichtenbäumchen trug. Unmittelbar nach diesem folgte auf einem mageren Schimmel der durch einen Weinausrufer dargestellte Urban selbst. Er war angethan mit einem roten, buntbemalten Kleide und einer roten Kappe, mit Federn von mancherlei Farben bestreut. In der rechten Hand hatte er ein Glas mit einem Blumenstrauß und ahmte unter Juchheirufen die Bewegungen eines Trunkenen nach.

Auf der einen Seite ging ein Mann mit einem silbernen Becher, aus welchem der Urban zuweilen trank oder auch seinen Bekannten, die ihm auf seinem Zuge aufstießen, zu trinken gab. Auf der anderen Seite ging eine Magd mit einem Tragkorbe voll kleiner Spiegel und Gläschen, die er entweder an Erwachsene verkaufte oder an die nachlaufenden Kinder verschenkte. Der Eigentümer des Schimmels ging mit einem Büschel Heu neben demselben her und ließ ihn zuweilen davon fressen. Hinter dem Urban schlossen zwei Männer in roten Schenkröcken und roten Hüten auf dem Kopf den Zug; jeder trug einen Sack auf der Achsel, an welchem eine große Flasche hing, in welche sie den von den Wirten als Geschenk erhaltenen Wein gossen.

Der Zug hielt vor jeder Weinschenke still, und der Besitzer derselben beschenkte den Urban und dessen Begleiter mit Wein und Geld. Unter Begleitung einer Menge Volks bewegte sich der Zug durch die Straßen der Stadt; Erwachsene und Kinder schrien von Zeit zu Zeit: „Urban, du mußt in Trog!" Dieser Zuruf beruhte auf dem Aberglauben, daß wenn es am Tage des Urbans regnete, es kein gutes Weinjahr geben würde, weshalb dann der arme Urban des Abends nach beendigtem Umzug in einen mit Wasser gefüllten Trog*) geworfen wurde. Dieses geschah aber bei guter Witterung nicht, und man sah einem gesegneten Herbst entgegen. Ein fröhlicher Schmaus, wobei sich der Urban mit seinen Begleitern gütlich that,

*) Dieser Trog befand sich der Lorenzkirche gegenüber neben dem Leykauf'schen Hause.

machte gewöhnlich den Beschluß dieser Volkslustbarkeit. So sagt z. B. die Chronik: „Dieses Jahr (nämlich 1614 den 25. Mai) ist der Urban bey dem Hans Gresels Wirth zum Rotenkrebs in der Kottgassen aus und vff den Abent auch wider eingeritten und mit seinen vffwartern ein fröhlige Malzeit gehalten."

125. Das Todaustragen.

Am Sonntag nach Lätare wurde vor alters in vielen Orten Frankens und auch in Nürnberg bis herein in unser Jahrhundert der Tod ins Wasser getragen. Mehrere Mädchen, welche aber größtenteils vom Lande waren, gingen in ihrem höchsten ländlichen Schmucke, immer zwei miteinander, wovon die eine eine geputzte Puppe in einem kleinen Körbchen oder Sarge mit einem weißen Tuch bedeckt auf ihren Armen trug, von Haus zu Haus und sangen in ihrer Mundart das Lied:

„Heunt is Mit-Faßta, wuhl is dohs!
Mer trogn Taud in's Wassa, wuhl is dohs!
Mer trogna nei und widder raus,
Mer trogna vurs biddermohn's Haus.
Der biddermohn wolt sterba,
Wolln mer sei Gut ererba,
Sei Silber und sei raudes Guhld,
Domit werd unser Beutl vuhl!
Wohs gibt mer'n altn Männerla?
A Seidla Wein in's Kännela.
Wohs gibt mer'n altn Weiberla?
A Weckla und a Dreierla.
Wohs gibt mer'n junga Madla?
Die Blümla aff der Haba.
Wohs gibt mern'n junga Bubna?
A Handla vuhler Ruta.
Wohs gibt mer'n junga Knechta?
A Messerla, daß sie fechta.
Wohs gibt mer'n junge Roßbubn?
Mer solln seini Rößla loubn.
Das Madla will in d'Körchn göhn,
Das Röckla soll vul Falt'n stöhn.
Das Röckla vuhler Falta,
Madla, nehm' kan Alta!

Nehmst du dir an altn Mohn,
So lickt er in der Hölln krohnk.
Nehm du dir an junga Knab'n,
Daß er d' Wöign vur's Bett kohn trog'n.
Laßt uns nit verdröißa,
Um zwölf wolln mer schlöißa!
Aches Laab und Wintergröin
Stöiht unnern raude Krönzla schöin!
Der Taud, der haut an Panzer ohn,
Henkn vill hundert Läus dron!
Gäbt uns a bißla Schmalza,
Die Suppn is versalza!
Wollt ihr uns kan Schmalz nit gäb'n,
So lauß'n mehr euch in Taud nit sög'n!
Mer hör'n a Dreierla klinga,
Drum wöhr'n mer uns derspringa!
Werd uns dann a Sechserla draus,
Senn mer gut Gsell'n und schlog'ns nit aus.
Mer hout uns riedli und öihrli geb'n —
Der löib Gott laß aß mit Freud'n erlöb'n!
Wann mer das Jaur widderum singa,
Daß mer euch alli mit Freud'n finna!
Behöit euch Gott heuera
Für Wasser und für Feuera!
Das Feuer nimmt bald überhohn
Und macht draus an arma Mohn!"

Die Puppe stellte ursprünglich den Götzen Thor vor und sollte den Tod des Winters, das Erwachen des Frühlings bedeuten. Der Hauptzweck des Todaustragens bestand zuletzt in der Gewinnung eines kleinen Geldgeschenkes.

126. Das Johannisfeuer.

Jährlich am St. Johannistage liefen die Buben durch die Straßen der Stadt Nürnberg, sangen Lieder ab und steckten den Leuten Maienbäume vor ihre Häuser, wofür sie Geld, Holz und stumpfe Besen erhielten. Von diesem Holz und den Besen wurde dann Abends das sogenannte Summetfeuer (Johannisfeuer) angeschürt, singend um dasselbe herumgetanzt und darüber hinweggesprungen. Auch war es eine alte Sitte, an diesem Tage den Johannis-

segen zu trinken, damit ein warmer und fruchtbarer Sommer erfolgen möge. In Kriegszeiten oder bei sonstigen traurigen Ereignissen mußte man sich der Johannisfeuer und alles Zechens in Wein, Met und Bier in Häusern enthalten. Jedoch, sagt die Chronik, durften die Hausväter mit Kindern und Gesinde in ihren Wohnungen in aller Stille und mit Bescheidenheit ein Trünklein thun.

127. Der Dudelsackspfeifer.

Krieg und Pestilenz, Mißwachs und Teuerung waren die 4 Landplagen des Mittelalters. Bald traten sie vereinzelt, bald zusammen auf und verscheuchten da und dort allen Lebensmut. Die verheerenden Seuchen unserer Zeit, wie die Cholera, zeigten sich im großen und ganzen lange nicht so schrecklich, als beispielsweise die orientalische Pest, die zu Anfang des XV. Jahrhunderts in ganz Europa wütete. Diese entsetzliche Seuche machte sich dadurch bemerklich, daß der davon Befallene plötzlich am ganzen Körper mit schwarzen Flecken bedeckt wurde, aus denen Eiterbeulen entstanden. In wenigen Tagen, ja in wenigen Stunden trat dann in der Regel der Tod ein. Vom Volke wurde diese Pest in Deutschland der „schwarze Tod" genannt.

Diese Seuche wirkte so ansteckend, daß große Städte dadurch überaus rasch entvölkert wurden. In Straßburg sollen ihr in kürzester Zeit 16 000, in Lübeck 9 000, in Basel 14 000, in Erfurt 16 000 Menschen zum Opfer gefallen sein, und auch in Nürnberg war „das Sterben" so groß, daß ganze Straßen ausstarben. Man erzählt, daß aus der Umgegend eine Bäuerin, die Milch zur Stadt brachte, nachdem die Epidemie sich gelegt hatte, in einer der von ihr besuchten Gassen keine Seele mehr angetroffen und ausgerufen habe: „O elende Gasse!", welcher Name dieser Straße lange Zeit verblieben ist, bis er endlich in „Rosenthal" umgewandelt wurde.

Der Jammer, den solche Seuchen mit sich brachten, war grenzenlos, und keine Feder dürfte imstande sein, das damalige Elend zu schildern. Zunächst sah es im Punkte der Salubrität auch in den Städten damals greulich aus. Man kannte kaum die Pflasterung; von Kanalisation und Zuleitung guten Trinkwassers war keine Rede; viele Menschen lebten eng und dicht zusammengepfercht in primitiven Wohnungen; die ärztliche Kunst war auch auf einer sehr niedrigen Stufe, und eigentliche Ärzte gab es überhaupt nur wenige, dagegen viele Quacksalber; die Krankenpflege war durchaus nicht geordnet und dem Zufall überlassen. Nicht einmal das Fortschaffen und Begraben der an der Seuche Gestorbenen geschah, wie es hätte sein

sollen. Woher sollte man auch genug Totengräber nehmen, da jedermann sich fürchtete, mit den Toten in Berührung zu kommen.

Aus jener Zeit stammt nun nachfolgende Sage:

Ein Musikant ganz gewöhnlicher Sorte, ein einfacher Dudelsackspfeifer, ein leichtsinniges Mannsbild, wie es deren oft unter den Musikanten gibt, lebte trotz der Pest sorglos in den Tag hinein, spielte hie und da seine lustigen Weisen und ließ unsern Herrgott einen guten Mann sein. Wenn er nur zu trinken hatte, focht ihn alles andere wenig an, selbst die Pest nicht; ja er trieb es in dieser Zeit mit dem Trinken noch ärger als zuvor, als wollte er sich gleichsam Mut und Courage antrinken. „So lange wir,“ sagte er zu seinen lustigen Zechbrüdern, „den Dudelsack zum Totentanz spielen, so lange tanzen wir ihn selbst nicht mit. Also nur immer lustig und frisch darauf los!“ Und sie stimmten dann in der Regel den in solchen Zeiten wie eine Gotteslästerung sich anhörenden Gesang an: „So leben wir, so leben wir, so leb'n wir alle Tage u. s. w.“ Aber in der Schrift heißt es: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“ Das mußte auch unser Dudelsackspfeifer erfahren. Bei der Heimkehr vom Wirtshause blieb er in der Nacht einmal toll und voll, wie er war, in einer Straßenrinne liegen. Da kam nun das Verhängnis über ihn in Gestalt eines Totenwagens, auf welchem nächtlicherweile die an der Pest Gestorbenen aus der Stadt geschafft wurden, um in großen Gruben gemeinsam ihre Ruhe zu finden. Als der Fuhrmann dieses unheimlichen Gefährtes an unserem Dudelsackspfeiferlein vorüberfuhr, glaubte er einen an der Pest Gestorbenen vor sich zu haben; denn der Musikant fühlte sich ganz steif und kalt an, woran jedenfalls die kalte Nachtluft schuld war. Ohne lange zu überlegen, packte er ihn und warf ihn zu den Toten auf seinen Wagen.

Hier kam er wahrscheinlich durch das Stoßen und Schütteln des Fuhrwerks endlich zur Besinnung. Bald wurde er inne, wo er sich befand. Daß ihm hier sein Leichtsinn und seine gute Laune verging, läßt sich wohl denken. Entsetzen ergriff ihn, als er sich nicht imstande sah, unter den Leichen, die auf ihn geworfen worden waren, sich hervorzuarbeiten und der grauenhaften, greulichen Gesellschaft zu entfliehen. Schreien konnte er auch nicht; der Schrecken hatte seine Zunge gelähmt. Da bemerkte er endlich seinen treuen Gefährten, den Dudelsack. Wie einen lieben Freund umfaßte er ihn und sagte bei sich: „Du hast bisher so treulich für meinen Unterhalt gesorgt, vielleicht kannst du mir auch das Leben retten.“ Im Nu war unser Musikant wieder ganz Musikant; aber in seiner schrecklichen Lage konnte er es doch nicht übers Herz bringen, lustige Weisen ertönen zu lassen. Dafür ertönte laut und gemessen das geistliche Lied: „Mitten wir im Leben sind, von dem Tod umfangen ꝛc.“

Wohl noch niemals ging ihm der Sinn dieses Liedes so zu Herzen wie diesmal. Der Fuhrmann hörte zwar auch diese Töne und fühlte ihre Wahrheit, aber es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß sie von einem lebenden Musikanten auf seinem Wagen kommen könnten; er vermeinte längere Zeit, sie kämen aus einem Hause in der Nachbarschaft. Nachdem jedoch bei längerem Fahren die schrille Pfeife immer greller ertönte, merkte er, daß er wohl den Musikanten auf seinem Wagen habe. Mit Angst und Grauen stieg er vom Pferde, um nachzusehen. Lieber hätte er aber die Flucht ergriffen; denn er glaubte, es sei ein Gespenst auf dem Wagen, das ihn necken wolle.



Der Dudelsackspfeifer-Brunnen in Nürnberg.

Es war nicht schwer, den Dudelsackspfeifer zu finden, der alsbald den Fuhrmann bat und anflehte, ihm doch aus dieser grauenhaften Lage zu helfen, in die er gekommen, er wisse nicht wie. Da wurde dem Kutscher klar, wen er unterwegs aufgeladen hatte. Mit aller Bereitwilligkeit legte er Hand an zu dessen Rettung. Er mochte freilich dabei denken: Wie lange wird's dauern und du mußt die verhängnisvolle Reise doch noch einmal machen, und dein Dudelsack wird dir nichts mehr helfen. Aber ob ich's wiederum sein werde, der dich dahin bringt, Herr, wer mag das wissen; wer weiß, wie nahe mir mein Ende! Mit solchen Gedanken langte er auf dem Kirchhofe an. Der Dudelsackspfeifer aber ging mit bedächtigen Schritten seiner Wohnung zu. Er soll die schreckliche Pest glücklich überstanden haben, wird uns gemeldet; aber es war doch ein anderer aus ihm geworden. Trinken

mußte er zwar immer noch, weil es sein Geschäft so mit sich brachte; aber einen Rausch trank er sich nicht mehr, und mit einem Nachtlager in einer Straßenrinne machte er fürder keine Bekanntschaft.

Als Wahrzeichen für diese Sage befand sich einst an einem Hause am Färbersbrücklein ein Freskogemälde, das einen Mann mit dem Dudelsack darstellte. Trotzdem dasselbe längst verschwunden, hat sich die erzählte Sage in der Bevölkerung doch erhalten. In neuerer Zeit wurde am Eingange in das Heu- und Ebnersgäßchen vom Spitalplatz aus ein Brünnlein gestiftet, das einen Dudelsackspfeifer darstellt; das Brünnlein wird wohl dazu beitragen, die Sage für alle Zeiten zu erhalten.

128. Die Schützenliesel.

Mitgeteilt von Christian Wildner, Türmer.

Die Schützenliesel war eine gar wohlbekannte Straßenfigur in Nürnberg noch um das Jahr 1820 und ein sicheres Wahrzeichen vom Nürnberger Kindleinsmarkt. Undenkbar war es dem Bürger, daß das Weihnachtsfest kommen könne, ohne daß die Schützenliesel ihren langjährigen Stand am Krebsstock aufgeschlagen hätte. Schon mehrere Wochen zuvor sah man die gute Alte dort hinter einem weißgedeckten Tischchen sitzen, auf welchem in Parade ein ganzes Heer von selbstgefertigten Zwetschgenmännern stand. Alle diese überragte ein großer Zwetschgenmann, der stets in der Mitte stand und einen französischen Soldaten mit Ober- und Untergewehr vorstellte. Diesen verkaufte sie nie; er wurde allabendlich wieder eingepackt, um am andern Morgen abermals dort zu stehen, und dies geschah viele, viele Jahre. So blieb die Liesel auch ihrer Tracht getreu; noch im hohen Alter sah man sie auch bei grimmiger Kälte mit ihrer weißen, immer frisch gestärkten „Nassapassari-Haube" sitzen.

Nahte sich nun ein Käufer ihrem Stande, der gewillt war, sie etwas erzählen zu hören, was gar nicht selten geschah, so durfte er nur fragen, was der große Zwetschgenmann, der Soldat, wohl koste? Sofort fing sie unter Weinen und Schluchzen an, ihre Lebensgeschichte zu erzählen und zwar mit vielen französischen Brocken vermischt in Nürnberger Mundart. Gewöhnlich war die Einleitung: „Nix, nix, mon musiö! mon scherschang! — mon ami! den verkaf i niet. O mon dieu! o mon dieu, mon pauvre ami scherschang!" u. s. w. Nun diese ihre Lebensgeschichte ist es, die ich in aller Kürze erzählen möchte.

Die ganze „Jakobiterei" stand bei den Nürnbergern in nicht besonders gutem Rufe; dies verursachten die dort hinter der Mauer

arbeitenden „Pauterles- und Bahknupfmacher und Hornpresser“; roch man doch dieselben ganze Straßen weit. Hauptsächlich aber trug zu diesem üblen Rufe der „Schützenhof“ in der „Ludergasse“ bei.

„Du mit dem Schützengesicht,“ sagte der Nürnberger, wollte er jemand gar arg beschimpfen. Die „Schützen“, worunter man jedoch nicht Büchsen- und Armbrustschützen verstehen darf, waren lange Zeit die niedrigste Klasse von Menschen in Nürnberg und standen noch weit hinter den Stadtknechten zurück. Sie waren ehrlos, daher allgemein verachtet. Man brauchte sie nur zu den niedrigsten Geschäften, z. B. als Handlanger des Henkers und zum Hinwegschaffen von Selbstmördern oder Verunglückten. Kein Bürger konnte durch einen Schützen citiert werden. Von ihren Vorgesetzten wurden sie mit „Du“ angeredet. Kein ehrlicher Mensch (nach den damaligen Begriffen von bürgerlicher Ehre) mochte sich mit ihnen verschwägern. Sie konnten deshalb nur unter sich Ehebündnisse eingehen. Ein eigener Hof, „der Schützenhof“ in der Ludergasse, war ihnen zum Wohnen angewiesen. Bei alldem blieben die Schützen gute Christen, d. h. sie besuchten fleißig ihre Kirche, das war die „Suden“ im Heiliggeist-Spital; auch eine Schule wurde ausschließlich für die „Schützenkinder“ im Spitalhof errichtet. Des Schützen Kleidung war von derbem, grauem Tuche, ohne jede Auszeichnung. Ihr Ursprung ist unbekannt. Im Munde des Volkes aber hat sich über sie bis jetzt noch folgende Sage erhalten:


Partie hinter der Stadtmauer.

Zur Zeit einer in Nürnberg herrschenden Hungersnot sollen mehrere verarmte auswärtige Familien die nachgesuchte Aufnahme in die Stadt nur nach dem Versprechen erhalten haben, sich zu den gemeinsten und niedrigsten Geschäften brauchen zu lassen. Die Schützen hatten mit dem Henker, dem Fallmeister und deren Knechten im Wirtshause einen Tisch hinter der Thüre und tranken aus Gefäßen ohne Deckel. Ihr Haupttreffpunkt war in der Johannisgasse in der Wirtschaft zum „Ofenloch“.

Nun im Schützenhofe sahen die Nachbarn einstmals eine ganz seltene Erscheinung: Ein bildhübsches Mädchen von 10—12 Jahren ging dort aus und ein, sang und tanzte und war immer fröhlich und guten Mutes. Das war kein Schützenkind, die war sicher nicht in dem Thale geboren; man wußte nicht, woher sie kam, würde Schiller mit den dortigen Nachbarn gesprochen haben. Wer wollte darüber Nachforschungen halten? Niemand mochte mit den Unehrlichen in Verkehr treten. So blieb das schöne Mädchen im Schützenhofe und wuchs dort zur blühenden Jungfrau auf, bekannt fast in der ganzen Stadt unter dem Namen „Schützenliesel". Es war recht verlockend für die jungen Handwerksgesellen wenn die schöne Schützenliesel zur Abendzeit mit ihrem Strickstrumpfe „um den Stock" ging. Sehnsüchtige und neugierige Blicke trafen sie überall.

Die Liesel wäre gerne dem Beispiele der Bürgerstöchter gefolgt und hätte sich auch einen von den „sauber'n rußigen" Gesellen zum Herzensschatz erkoren; doch bei den schüchternsten Versuchen hiezu mußte sie Kränkung auf Kränkung erfahren.

Einst am Jakober Kirchweihtag tanzte man am „Plätzchen". Die Liesel stund von ferne und sah mit Wehmut die fröhlichen Platzmädchen, wie dieselben tanzten und sprangen, wie jede derselben das Geschenk von ihrem Platzknechte triumphierend den Umstehenden entgegen schwang. Eben als sich Liesel umdrehte und heimwärtsgehen wollte, kam ein Bäckerknecht auf sie zugesprungen. Dieser war fremd, kannte also die Liesel nicht. Ein so sauberes Mädchen, dachte er, darf nicht zuschauen, die muß mit um den Baum tanzen. Gedacht, gethan! Er packte sie, und ehe sie sich nur sträuben konnte, befand er sich mit ihr unter den Tanzenden; schon ein paarmal hatte er mit ihr den Baum umkreist, als plötzlich die Fidel verstummte, und alle Tanzenden auseinanderstoben. Man hatte die Unehrliche bemerkt. Alles wich zurück, als ob eine Pestkranke sich erlaubt hätte, mitzutanzen.

Das war der armen Schützenliesel doch zuviel. Sie lief weinend nachhause, und selten ließ sie sich wiedersehen. So oft auch die Kirchweih in späterer Zeit wiederkehrte, die Liesel kam nimmer; sie mied überhaupt die ganze Nachbarschaft viele Jahre und ging nur aus, wenn es unbedingt nötig war.

Die Schützen trieben neben ihrem „Amte" noch verschiedene unzünftige Handwerke; der eine war ein Altreißer (Schuhflicker), der andere versorgte die ehrbare Schuhmacherzunft mit den unentbehrlichen Holzzwecken, andere machten Goldengel, Had'ltrut'n und Zwetschgenmänner. In letzterer Beschäftigung war unsere Lies'l Meisterin; sie vertiefte sich recht in diese Arbeit, um ihr Herz und ihre Gefühle schweigen zu machen. Von den Schützen wollte sie keinen zum Manne nehmen; sie hoffte immer noch auf

einen „ehrlichen“ Mann, obgleich sie schon das Alter hatte, wo sich die „Kunden vom Markt verlaufen,“ wie unsere Alten sagten.

Doch die Zeit, die alles heilt, alles vergessen läßt und alles bringt, brachte auch der armen Lies'l einen Mann. Die Zeit, welche ganz Deutschland die der schweren Not nannte, war für die Lies'l nur voll Freude und Jubel.

Die Franzosen überfluteten damals ganz Deutschland und auch die freie Reichsstadt Nürnberg. Es waren in Nürnberg einst ihrer soviele, daß oft ein einziger Bürger 3—4 Mann im Quartier hatte, und als immer wieder Nachschub kam, konnte man nicht anders, auch in den Schützenhof wurde ein Franzose und zwar ein Sergeant, gesteckt.

Marodig, hungrig, mit zerfetzter Montur und keinem ganzen Hemd auf dem Leibe bezog dieser Sohn der großen Nation den Schützenhof. Doch nach etlichen Tagen schon sah man ihn zur Parade ausrücken, gestärkt und gewaschen, mit gestärktem Jabot, ganzer Montur und guten Schuhen. Wem der Franzose am meisten seine Neugeburt zu verdanken hatte, glaube ich, werden die freundlichen Leser schon erraten haben. Auch denke ich, nicht sagen zu brauchen, wie die Verständigung beider vor sich ging. Die Liebe, die sich in ihren Herzen entzündete, hat ihre eigene Sprache.

In der Folge sah man im Schützenhofe zwei glückliche Menschen; das war die Liesel mit ihrem Herzensschatz, dem Franzosen. Des Sonntags sah man die beiden mit einander spazieren gehen auf das „Ländla“. Die Liesel erschien mit ihm immer recht flott und aufgedonnert und drehte sich am Arme ihres Schatzes wie beim Rühren der Nachmittagskaffee. Es war ein recht malerisches Bild. Die Liesel in ihrer großen Rassapassarihaube, mit den schönen, schwarzen Schmachtlocken an beiden Stirnseiten, der kurzen, großgeblumten Kattunschaube und einem bunten Kattun-Kamisol sah wirklich prächtig aus. Ihre netten Füße, stets weiß bestrumpft, mit gestickten Zwickeln in gar zierlichen und hohen Stöckleinsschuhen steckend, setzte sie beim Gehen ganz nach französischer Manier auswärts.

Nicht minder war der Franzose „zusammengeschneckelt“. Angethan mit dem Seitengewehr, trug er noch einen zierlichen Spazierstock in seiner Linken; im Munde hielt er einen kleinen thönernen Pfeifenstummel. Am Brustlatze hing ein zierlicher Tabaksbeutel, gefüllt mit dem aromatischen Kraut, das die Nürnberger „Lauswenzel“ nannten. Ein Eichhörnchen, ein lebendiges, saß bald auf einer seiner Schultern und bald auf einer seiner Braut. Es war an ein feines messinges Kettchen angelegt; fast jeder Franzose war im Besitze eines solchen.

Die gute Schützenliesel fühlte sich überglücklich; denn beinahe 16 Wochen hatte der Franzose Quartier im Schützenhofe. Im Stillen bedauerten die Nachbarn die Liesel; denn über Nacht konnte Marschordre kommen, und die schönen Tage waren dann vorüber. Wirklich kam sie

auch bald, freudig begrüßt von Nürnbergs Bürgern. Die Franzosen zogen ab.

Doch das heiratslustige Mädchen hatte lange schon zuvor ihren Plan gemacht und Vorbereitungen aller Art getroffen. Kein einziger Franzose war mehr in Nürnberg; nur im Schützenhof saß noch einer und schusterte in der Altreißen=Werkstatt, als wäre er dort geboren. Die Lies'l hatte die große Nation geprellt, sie behielt sich einen, den besten, wie sie sagte, zurück für sich.

Selbstverständlich wußte dies das Stadtregiment nicht; der Franzose hielt sich versteckt, so lange man es für nötig hielt. Der Lies'l war dies gar nicht unlieb; hatte sie ihm doch noch so vieles beizubringen. In der Hauptsache wußte sie ihren Bräutigam seinem Gotte näher zu führen; denn Fluchen und Freveln mußte sich ihr zukünftiger „ehrbarer Mann" abgewöhnen. Bei jeder Gelegenheit sagte sie ihm, wie gut es Gott mit ihm meine! er könnte schon längst draußen an der Landstraße verschmachtet liegen oder in fremder Welt auf dem Schlachtfelde umgekommen sein.

Der Franzose mußte sich bequemen, den Morgen= und Abendsegen mit zu beten und durfte beim Mittagsgebet nimmer auf die Seite gehen, um an dem Fenster mit den Fingern zu trommeln, bis dieser Akt vorüber war, wie er es anfangs that. Später, als die Luft ganz rein war, und eine Gefahr des Entdecktwerdens nirgends sich zeigte, mußte ihr Schützling auch Sonntags mit in den Sudenbetsaal gehen. Der damalige dort amtierende Geistliche ließ es sich sehr angelegen sein, der Liesel Herzenswunsch zu erfüllen, sie mit ihrem Herzenskönig zu verbinden.

Wirklich am ersten Pfingstfeiertage in frühester Morgenstunde setzte sich ein gar seltsamer Zug vom Schützenhofe nach dem Heiliggeist=Spital in Bewegung. Es war der Brautzug der Schützenliesel. Lautlos zog man dahin, keine Glocke erklang; auch bliesen die Türmer nicht. Voran schritt die Braut, geführt von den Schützenweibern, alle aufs beste geschmückt, dann kam der Franzose, selbstverständlich in Civil. Dieses Civil zu beschreiben, ist nicht möglich, es war eben von den Schützen „zusammengesteuert". Diese hatten ja das Recht, die Kleider der Selbstmörder und justifizierten Delinquenten an sich zu nehmen. Der Bräutigam mag recht hübsch ausgesehen haben!

Die Zeremonie der Trauung war eine sehr kurze, und nach Beendigung des Gottesdienstes zog man nach Mögeldorf. Dort war Kirchweih, und dort dachte man, die Hochzeit nach Gebühr mit Essen, Trinken und Tanz zu feiern. Es ging auch anfangs alles gut und glatt ab. Der Abend nahte, und man mußte noch vor dem Thorschlusse in der Stadt sein. Mit einem Menuett, getanzt von Braut und Bräutigam allein, sollte die Feier geschlossen werden.

Um diese Zeit trieben preußische Soldaten als Werber ihr Unwesen in den umliegenden Dörfern, und namentlich zur Abendzeit suchten dieselben in den Wirtsgärten nach ihren Opfern. Neben ihren Waffen führten sie auch große Hunde mit sich, sogenannte Bullenbeißer, und ein solcher gab Ursache zu einer allgemeinen Rauferei, an der sich die anwesenden Gäste beteiligten. Die Schützen hatten einen Kreis um die Tanzenden gebildet. Einer dieser Werberhunde durchbrach plötzlich den Kreis und hatte im Nu die Braut zu Boden gerissen.

Daß sich nun sofort alle Schützen auf den Hund warfen, und der Attentäter seine Bosheit sofort mit dem Leben bezahlte, konnte nicht anders kommen, wie auch, daß die Werber nicht müßige Zuschauer blieben. Der Bräutigam riß einem der Preußen den Säbel aus der Hand und verteidigte sich und seine Braut damit, zugleich sich nach dem Gartenausgang einen Weg bahnend. Von letzterem aus ging die Rauferei den Berg hinunter nach der Wiese, und dort befanden sie sich in finsterer Nacht. Ein gellender Schrei erscholl nun plötzlich, und die Werber stoben auseinander. Am Boden in dem nassen Grase lag der Bräutigam der armen Liesel tot, durchbohrt von einem Bajonettstich.

Die Lies'l schrie und jammerte und warf sich auf den geliebten Mann. Zwei Menschendasein lagen hier vernichtet, zwei noch vor kurzer Zeit so fröhlich schlagende Herzen. Der Franzose war tot und die Liesel wahnsinnig. Lautlos zogen die Schützen mit der unglücklichen Braut und dem Toten Nürnbergs Mauern zu.

Auf dem Studentenplätzchen hinter dem St. Rochuskirchhof (wo jetzt der große Gaskessel steht) begruben die Schützen tags darauf ihren Toten. Die Liesel lag lange Zeit krank und ohne Bewußtsein im Schützenhofe. Körperlich erholte sie sich wieder; aber ihr Geist blieb umnachtet. Lange Jahre lebte die Liesel noch, jedes Jahr den Kindleinsmarkt mit ihren Zwetschgenmännern beziehend. Um das Jahr 1820 starb die Arme und ruht nun auch auf dem Studentenplätzlein bei ihrem „ehrlichen" Manne ihrem „pauvre ami Sergeant."

129. Der Schwedenkrug.

Der 30jährige Krieg, der wie ein furchtbarer Alp auf Deutschland lastete und sein Ansehen und seine Kraft für einige Jahrhunderte fast vernichtete, veranlaßte im Jahre 1630 den tapferen und frommen Schwedenkönig Gustav Adolf, für seine protestantischen Glaubensgenossen in Deutschland, deren Sache damals verzweifelt schlimm stand, mit einem kleinen aber wohlgeübten Heere einzutreten.

Nachdem er Tilly, den General der katholischen Liga, den grausamen Zerstörer Magdeburgs, besiegt und fast ganz Bayern sich unterworfen hatte, erstand ihm ein ebenbürtiger Gegner in dem kaiserlichen Feldherrn Wallenstein, der die Absicht hatte, vor allen Dingen sich der protestantischen Stadt Nürnberg, einer der wichtigsten Waffenplätze des Schwedenkönigs, zu bemächtigen. Aber Gustav Adolf kam ihm zuvor. Unvermutet erschien er mit seinem Heere vor der Stadt und verschanzte sich mit Hilfe der für ihn begeisterten Einwohner, deren junge Männer auch sein Heer verstärkten, und erwartete den Feind.

Gustav Adolf hatte sich schon vor seinem Eintreten für die protestantische Sache im Kampfe gegen die Dänen und Polen als Feldherr einen Namen gemacht. Kriegs- und abenteuerlustige Deutsche hat es zu allen Zeiten gegeben, und so war es gekommen, daß schon damals viele deutsche Landsleute unter ihm gedient hatten. Darunter soll auch ein Nürnberger gewesen sein, der indes nach ehrenvoller Entlassung und Heimkehr aus dem Heere in seiner Vaterstadt eine Schenkwirtschaft betrieb. Diese Schenke befand sich an der untern Ecke der Pfarrgasse und am oberen Bergauerplatz Hs.-Nr. 2. und führte das Schild: „Zur goldenen Ente".

Lediglich Sage ist nun folgende Erzählung: Bei dem Einzuge Gustav Adolfs in Nürnberg war natürlich die ganze Bevölkerung, alt und jung, hoch und niedrig, auf den Beinen, um den Helden des Protestantismus von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Die Begeisterung für ihn zeigte sich in dem Empfang, bei welchem das Hoch- und Vivatrufen gar kein Ende nehmen wollte. Der König, tief gerührt, dankte nach allen Seiten und bemerkte bei dieser Gelegenheit den Wirt zur goldenen Ente, der in Polen unter ihm gedient hatte, und den er sogleich wieder erkannte. Er ritt auf ihn zu, reichte ihm die Hand, fragte ihn nach seinem Befinden und lud ihn ein, sich bei ihm vorzustellen.

Als letzteres geschah, unterhielt sich Gustav Adolf in der leutseligsten Weise mit demselben, ließ ihm reichlich Speise und Trank vorsetzen und forderte ihn schließlich auf, sich eine Gnade auszubitten.

Der alte Krieger, den die Freundlichkeit, Leutseligkeit und Güte des Königs bis zu Thränen rührte, erlaubte sich in seiner Bescheidenheit nur den Wunsch auszusprechen: „Eure Majestät könnte mir keine größere Gnade erweisen, als mir die Ehre Ihres Besuches in meiner Wirtschaft zu gönnen".

„Das soll geschehen," sagte der König freundlich, „sobald mir dies die Geschäfte erlauben." Nach einigen Tagen fand sich derselbe in Begleitung einiger seiner Offiziere wirklich in der Schenke ein und ließ sich daselbst huldvollst ein Frühstück servieren, das ihm anscheinend ganz vortrefflich mundete, da sich der Wirt ganz gut auf die schwedische Küche verstand.

Damit diese Begebenheit nicht aus dem Gedächtnisse der Nürnberger Bewohner verschwinde, ließ der hochbeglückte Wirt zwei Gemälde an der äußeren Wand seines Hauses aufführen. Das eine stellte eine Seeschlacht, das andere eine Feldschlacht zwischen den Schweden und Polen vor, an denen er einst unter Führung des Königs teilgenommen hatte. Das eine dieser Gemälde, das die Seeschlacht darstellte, ist nun längst verschwunden. Das andere wurde öfters restauriert, das letztemal in den Siebziger Jahren unseres Jahrhunderts durch Professor Eberlein.



Gustav Adolf.

Um das Wirtshausschild mit der auf dem Hause ruhenden Sage in Einklang zu bringen, entschloß sich im Jahre 1829 der Besitzer der alten Schenke zur goldenen Ente, Wilhelm Weiß, sie „Zum Schwedenkrug" zu benennen. War doch damals gleichsam als Beweisstück und Wahrzeichen noch der zinnerne Krug (Kanne) vorhanden, aus dem Gustav Adolf getrunken haben soll, ebenso auch ein von ihm benütztes Schachspiel mit Figuren, aus dem Blei von Schwedenkugeln gegossen.

Die flüchtige Zeit geht schließlich über alles hinweg, und nach und nach verschwindet, was sonst eines Menschen Freude und Stolz gewesen. Krug und Schachspiel sind nicht mehr vorhanden. Niemand weiß, wo sie hingekommen. Der Schild „zum Schwedenkrug" ist in ein Nachbarhaus gewandert, das sicher keinen Anspruch darauf machen kann. Aus dem Wirtshause ist ein Bäckerhaus geworden. Geblieben ist ihm nur das Gemälde der Feldschlacht, das indes kaum mehr zu erkennen ist. Als Zierde dient dem Hause noch eine hölzerne Madonna mit dem Christuskinde.

Die Kritik, die nicht alles für bare Münze nimmt, was man erzählt, behauptet, die erwähnten beiden Gemälde seien nicht zu Gustavs Zeiten entstanden. Die Kostüme der dargestellten Krieger 2c. stimmen nicht

mit der damaligen Tracht; sie deuten mehr auf die Zeit des nachmaligen Schwedenkönigs Karls XII. hin. Vielleicht haben diese Gemälde erst viel später zu der erwähnten Sage den Anlaß gegeben; denn in den Chroniken der Stadt aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges wird diese Begebenheit nirgends erwähnt, was sicherlich geschehen wäre, wenn sich die Sache so, wie berichtet, zugetragen hätte. An einer innern Unwahrscheinlichkeit leidet indes die Sage keineswegs. Es sei jedermann frei gestellt, sie zu glauben oder auch nicht.

130. Gustav Adolf im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Gustav Adolf als Besucher im Germanischen Museum? Wie ist das möglich? Ist ja doch das Germanische Museum eine Stiftung aus unseren Tagen! Den Stifter desselben, Hans von Aufseß, haben wir ja noch persönlich gekannt!

Die nachfolgende Sage wurde mir in folgender Weise mitgeteilt:

„Als Gustav Adolf im Laufe des dreißigjährigen Krieges nach Nürnberg kam, nahm er die Sehenswürdigkeiten der berühmten Stadt in Augenschein und besuchte u. a. auch das Germanische Museum. Er befand sich in seiner gewöhnlichen Kleidung, wie er sie stets im Felde trug, und von welcher sein Lederkoller ganz besonders dadurch auffiel, daß es verschiedene Spuren von Verletzungen zeigte, die darauf schließen ließen, daß es schon mehrmals von Kugeln durchlöchert worden war. Das war jedenfalls ein sicherer Beweis dafür, daß er als ein rechter Held seine Person gar wenig schonte und den Seinigen stets mit Mut und Tapferkeit voranging. Dieser Zug ist ihm auch in der Schlacht bei Lützen verhängnisvoll geworden.

Beim Besehen der Waffen, Rüstungen, Harnische und der kriegsgemäßen Ausrüstung und Feldkleidungen der Ritter und Landsknechte, von denen manches Stück seine Bewunderung erregte, erlaubte sich der Direktor des Museums die Anspielung: „Wir haben hier so manche Rüstung, in der tüchtige und mutige Ritter und Helden gekämpft haben; doch ist in keiner ein so großer Feldherr und Held gesteckt, wie in Eurer Majestät zerschossenem Lederkoller."

Der König lächelte, sagte jedoch nichts. Am Abend desselbigen Tages sandte er aber dem darüber hocherfreuten Direktor sein durchlöchertes Wams für das Museum als Andenken.

Noch heute zeigt man dort dem Besucher diese Reliquie des ruhmreichen Königs und Helden."

Man möchte glauben, es habe sich der Erzähler hier bloß einen schlechten Scherz erlauben wollen. Die Sache bekommt aber sofort ein anderes Gesicht, wenn man an Stelle des Germanischen Museums das großartige Nürnberger „Zeughaus" setzt.

Es war sehr folgerichtig, daß die Reichsstadt Nürnberg, bald von kleinen Plackern, bald von benachbarten Fürsten angegriffen, stets darauf



Einzug Gustav Adolfs in Nürnberg. Nach dem Gemälde von Paul Ritter;

bedacht war, für den Fall der Not Rüstungen und Kriegsmaterial sofort bei der Hand zu haben. Zur Aufbewahrung derselben diente das Zeughaus. Jedenfalls hat ein solches bereits in der Mitte des 15. Jahrhunderts bestanden. Es erstreckte sich später von der Pfannenschmiedsgasse bis zur Färbersbrücke und ist durch zwei Höfe getrennt. Gleich am Eingange, der mit einer Schildwache versehen war, befand sich die Wohnung des Zeugmeisters.

Im ersten Hofe waren die Arbeitsstuben der Zeugwarte, die den im Zeughause befindlichen Vorrat an Geschützen, Gewehren 2c. in gutem

Stande erhalten mußten. Das vordere Gebäude, etwa 115 m lang und 17 m breit, hatte unten zwei Gewölbe oder Säle und oben wieder zwei große Räume.

Das hintere Gebäude, 156 m lang und 17 m breit, hatte unten drei Gewölbe oder Säle und oben ebensolche bedeutende Räume. In diesen Lokalitäten wurde der sehr beträchtliche Vorrat von altem und neuem Geschütz, Waffen und andern zu Kriegsrüstungen gehörigen Gegenständen aufbewahrt.

Beim Eintritt in die untere Galerie des vorderen Gebäudes erblickte man die sehr ähnliche lebensgroße Figur Karls XII., Königs von Schweden. Er trug die nämliche Uniform, wie in der Schlacht bei Pultawa in Rußland, wo er, verwundet, sich in einer Sänfte tragen ließ. Es fragt sich sehr, ob die vorerzählte Sage nicht damit in Zusammenhang steht, wie es ja häufig vorkommt, daß im Laufe der Tage Zeit und Personen verwechselt werden.

In diesem Zeughause befanden sich gegen 200 Kanonen, Mörser und Bombenkessel und Armatur für 15000 Mann, der alten Ritterrüstungen und Kriegswerkzeuge gar nicht zu gedenken.

So reich auch dieses Zeughaus war, so mangelte ihm doch lange Zeit eine zweckmäßige, geschmackvolle Einrichtung. Diese erhielt es durch den Ingenieur und Architekten Gottlieb Trost, dem im Jahre 1707 die Stelle eines Zeugmeisters übertragen wurde.

An den Seitenwänden der Säle waren Pistolen, Säbel, Degenklingen, Bajonette, Karabiner 2c. so künstlich aneinander gefügt, daß sie die schönsten Rosetten, Sonnen, Sterne, Kriegsarmaturen und Ovale mit Buchstabenzügen bildeten.

An den Eingängen der Säle bildeten die von Flintenläufen, Pulverhörnern und anderen Kriegsbedürfnissen zusammengesetzten Säulen die schönsten Portale, einen imposanten Anblick gewährend. Überall waren Lampen angebracht, um das Ganze auch nötigenfalls beleuchten zu können. Diese vortreffliche Anordnung vollendete er erst 1728, in welchem Jahre ihn auch der Tod ereilte.

Alle Fremden, ja selbst Kaiser, Könige und Fürsten, die das Nürnberger Zeughaus besuchten, bewunderten die vortreffliche Einrichtung und den Reichtum desselben, und wenn der Beschauer die unteren Räume durchwandert hatte und schon alles gesehen zu haben glaubte, wurde er aufs neue überrascht, wenn man ihm die mittleren Etagen mit den Waffenvorräten zeigte, und erstaunt mußte er gestehen, daß wenige Städte Gleiches aufzuweisen hätten.

Geplündert wurde dieses herrliche Institut durch die Franzosen anno 1796; was sie übrig ließen, führten die Österreicher weg, und nur

die Waffen und Rüstungen aus ältester Zeit blieben zurück. Doch auch diese wurden teils an Liebhaber, teils an Spekulanten verkauft und befinden sich nun hie und da zerstreut in auswärtigen Altertumssammlungen oder wurden gar eingeschmolzen.

Erst in neuester Zeit ist es dem unermüdlichen Direktor des Germanischen Museums Essenwein gelungen, mit vielen Opfern einen Teil der alten Zeughausstücke wieder nach Nürnberg zurückzubringen, wo sie nunmehr eine der merkwürdigsten und wertvollsten Abteilungen der großartigen Sammlung des Germanischen Museums bilden.

131. Die gespenstige Schildwacht.

Das Elend des dreißigjährigen Krieges hatte bereits 13 Jahre gewährt, als der Schwedenkönig Gustav Adolf sich der Sache der fast gänzlich unterlegenen Protestanten Deutschlands thatkräftig annahm. Die Reichsstadt Nürnberg, obwohl gut protestantisch, hatte sich bisher dem Kaiser nicht direkt feindlich gegenübergestellt. Als aber das entsetzliche Schicksal der protestantischen Stadt Magdeburg bekannt wurde, da traute auch der Rat der Stadt Nürnberg dem Landfrieden nicht mehr und schloß sich dem fremden Befreier, Gustav Adolf, der bereits bei Leipzig gezeigt hatte, was er vermochte, aufs innigste an.

Nürnberg konnte für eine wohlbewehrte Stadt, für eine Festung gelten; allein Magdeburg war trotz seiner starken Befestigung dem kaiserlichen General Tilly unterlegen, und Tilly war ein furchtbarerer Feind, als seiner Zeit der Markgraf von Brandenburg 1552, auch das Geschützwesen war seitdem wesentlich vervollkommnet worden. — Man ging nun mit allem Eifer daran, die vorhandenen Mängel und Schäden im Mauerwerk auszubessern und zu ergänzen, schwache Stellen stärker zu befestigen, insbesondere aber die Türme mit grobem, weittragendem Geschütz, das Nürnberger Stückgießer in kürzester Zeit herstellten, zu armieren und außerdem die Stadt mit einem beträchtlichen Schanzengürtel zu umgeben, wodurch auch die Vorstädte mit in die Verteidigungslinie einbezogen werden konnten.

Zur Arbeit am Schanzenbau ward kommandiert, wer imstande war, zu schaffen: Söldner, Bürger und Bauern. Und als die Schanzen in kürzester Zeit fertig waren, da versah man sie mit grobem Geschütz in hinreichender Menge, wie auch die Mauern und Türme der Stadt selbst. Zur Verteidigung wurden in schweren Zeiten immer die Bürger mit herangezogen, die sich auch stets durch ihre Tapferkeit auszeichneten. Außerdem hatte die Stadt von jeher ein kleines Herr von Söldnern zu Fuß und zu Roß — zur

Zeit als Gustav Adolf heranrückte, ein Regiment zu Fuß und drei Reiterkompagnien — angeworben. Um allen Möglichkeiten gewachsen zu sein, legte Gustav Adolf noch eine schwedische Besatzung in die Stadt, welche von dem Grafen von Solms befehligt ward. So konnte man ruhig der Dinge harren, die da kommen sollten.

Es dauerte auch gar nicht lange, daß der gefürchtete Tilly in der Nähe der Stadt erschien, und man machte sich trotz der heranziehenden Schweden auf eine Belagerung seinerseits gefaßt.

Da Tilly von NW. herkam, waren voraussichtlich die Schanzen im NW. der Stadt am ersten seinen Angriffen ausgesetzt, weshalb diese vor allen anderen stark besetzt wurden. Nach dem Befehle des Königs mußte bei jedem Geschütze Tag und Nacht ein Mann Schildwache stehen, und wehe dem, der sich hierbei irgend eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen ließ. Die Kriegsartikel, welche allen, die bei der Verteidigung der Stadt zu thun hatten, bekannt gegeben worden waren, bestimmten auch für kleinere Verfehlungen gegen die Wachsamkeit auf dem Posten den Tod durch Pulver und Blei.

In der dienstfreien Zeit ward jedoch den Soldaten manches durch die Finger gesehen, obwohl Gustav Adolf allezeit auf strengste Manneszucht hielt. Trinkend, rauchend und schwätzend saßen eines Tages in dem Wirtshaus zu den „drei Bergen“ am Jakobsplatz dienstfreie schwedische Kanoniere zusammen, unter ihnen ein stämmiger, hübscher Junge: Erich Rinköping; er war heute der munterste und ausgelassenste von allen. Hatten ihm doch eben frisch eingerückte Kameraden, die als Ergänzung aus der Heimat — Dalekarlien — nachgeschoben worden waren, Grüße von den Seinigen und seiner Braut, einer goldblonden nordischen Schönheit, nebst einer Haarlocke von ihr überbracht. Was Wunder, daß er dem Gerstensafte mehr als gewöhnlich zusprach! Die Folgen hievon blieben nicht aus; mitten in betäubendem Lärm war er endlich eingeschlafen und schnarchte, daß sich die Balken bogen. Er hatte ganz und gar vergessen, daß er nachts von 10—12 Uhr in der Sternschanze (Bärenschanze) Posten stehen müsse.

Hieran wurde er indes durch den gestrengen Oberkonstabler, der sich in der Wirtschaft umsah, ob keiner, seiner Pflicht entgegen, über Gebühr hier verweilte, etwas unsanft erinnert. Nachdem Erich seinen Vorgesetzten erkannt, wischte er sich schnell den Schlaf aus den Augen und stand, wie es einem wohldisciplinierten Soldaten geziemt, sofort in strammer, tadelloser Haltung vor ihm da, sich zum sofortigen Aufbruch anschickend. Freilich beim Abmarsch ging es ohne einige unwillkürliche Zickzackwendungen nicht ab; doch kam er immerhin mit einigen Kameraden zu rechter Zeit an Ort und Stelle und bezog seinen Posten.

Noch niemals war ihm so eigen zu mute gewesen. Der Geist des Alkohols hatte sich seiner in solchem Maße bemächtigt, daß er glaubte, Blei in den Gliedern und Sand in den Augen zu haben. Die Nacht war ziemlich kalt (es war im März 1631) und die Kälte vermehrte noch seine Schläfrigkeit. Um ihrer Herr zu werden, ging er mit raschen Schritten an seinem Geschütze auf und ab; aber dies wollte nicht helfen. Da griff er zu einem verzweifelten Mittel, zu seiner Flasche. Sie war mit starkem heimischen Enzianschnaps gefüllt, einem Trank, womit er sich schon gar oft unter schwierigen Umständen gestärkt hatte. Ein kräftiger Zug aus derselben und — das Unheil war fertig; denn er verlor dadurch vollends noch das bißchen Widerstandsfähigkeit gegen die mit Macht über ihn eindringende Schlafsucht, und in kurzer Zeit lag er im tiefsten Schlafe auf der Lafette seines Geschützes — sein schlimmes Schicksal sollte sich an ihm, dem sonst so braven, tapferen und pflichteifrigen Jungen in schauerlicher Weise erfüllen. Das Unglück nahm seinen Lauf. Es nahte in der Gestalt einer feindlichen Patrouille. Tillys Vorhut hatte sich bei Fürth gelagert. Unter dem Schutze der Dunkelheit wagte sich eine von da zum Recognoscieren ausgesandte kleine Schar dicht an die Nürnberger Schanzen heran, gerade dahin, wo unser Kanonier im tiefsten Schlafe lag. Als sie nichts von einer Wache bemerkten, drangen einzelne in die Schanze ein und fanden den schlafenden Kanonier.

„Nun, das muß man sagen“, meinte einer spöttisch, „die Schweden nehmen es mit der Verteidigung der Stadt sehr ernst; es ist schade, daß wir unserer nicht mehr sind; die Schanze würde uns gehören. Wir müssen leider wieder abziehen, aber unser Hiersein müssen wir doch bemerklich machen.“ Und sie nahmen Steine und Sand, füllten damit das Geschützrohr und gingen unbelästigt davon.

Der Schläfer hatte von alledem nicht das Geringste gehört; wer weiß, was für angenehme Bilder aus der Heimat ihn währenddessen im Traume umgaukelt hatten. Aber auch die benachbarten schwedischen Posten hatten nichts davon bemerkt, so daß wohl der Verdacht gerechtfertigt erscheint, daß sie es ebenfalls an der nötigen Wachsamkeit fehlen ließen, um ein derartiges tollkühnes Wagestück zu ermöglichen.

Die feindlichen Eindringlinge hatten sich schon eine geraume Zeit entfernt, als die Glocken auf den Türmen zwölf Uhr schlugen und die Ronde sich aufmachte, die einzelnen Posten zu visitieren und abzulösen. Sie fand Erich Rinköping noch immer im tiefsten Schlafe. Ehe er durch Schreien und Stoßen munter geworden, waren ihm bereits die Hände gefesselt. Was seiner wartete, wußte er. Die strenge Disciplin des schwedischen Heeres kannte keine Gnade. Und doch wäre er vielleicht wegen seiner bisherigen guten Führung mit einer geringeren Strafe weggekommen, wenn nicht die verdammte Demontierung des Geschützes durch die Tillyschen erfolgt

wäre. Diese Schande konnte nur durch Blut getilgt werden; gab sie doch den Feinden Anlaß zur Verspottung und Verhöhnung der Schweden und verhärtete und verbitterte die Gemüter seiner Richter, die unter dieser Verhöhnung mitzuleiden hatten.

In Kriegszeiten wird schnelle Justiz geübt. Schon am andern Tage ward sein Todesurteil gefällt und vollzogen. In derselben Redoute, die ihn im tiefsten Schlafe auf der Lafette sah, hauchte er, von den Kugeln seiner Kameraden durchbohrt, sein Leben aus, und dort sollte er auch den ewigen Schlaf finden. Der arme Junge verdiente gewiß seiner braven Kameraden Mitgefühl, die mit Thränen in den Augen ihn begruben. Wußten sie doch, daß es beim Soldaten heißt: „Heute mir, morgen dir.“ Sie wünschten ihm von Herzen die ewige Ruhe und eine fröhliche Urstätt.

Aber die Ruhe im Grabe scheint er, wie uns die Sage berichtet, lange nicht gefunden zu haben. Schon in der nächstfolgenden Nacht sollte sich dies zeigen. Ein riesiger Finnländer, ein unerschrockener und tapferer Soldat, der schon in mancher Schlacht dem Tod mutig ins Auge geblickt hatte, war auf dem Posten Rinköpings auf der Sternschanze als Wache aufgezogen.

Zwei Stunden hatte er bereits dagestanden, ohne etwas Verdächtiges zu entdecken. Da schlug es auf den Türmen zwölf, und mit dem ersten Schlag der Geisterstunde zeigte sich plötzlich ein schwarzer Hund, der an ihm hinaufsprang, und bei einem Blick seitwärts bemerkte er die gespenstige Figur des erschossenen Rinköping, die, einen Kanonenlauf auf der Schulter, keuchend auf ihn zuwankte und ihm mit aufgehobenem Finger drohte. Dies sehen und eiligen Laufes wie ein Besessener durch die Schanze rennen und die ganze Mannschaft alarmieren, war das Werk eines Augenblicks. Natürlich war sogleich alles auf den Beinen; aber niemand sah oder hörte etwas von dem, was der Finnländer berichtete. Wegen Verlassen seines Postens vor der Ablösung wurde er sogleich gefesselt auf die Stockwacht abgeführt; auch er war nach den Regeln der Kriegsordnung dem Tod durch Erschießen verfallen.

Die Sache machte indessen auch unter dem Offizierskorps von sich reden, und diesmal beeilte man sich nicht so sehr mit der Aburteilung. Man wollte weiteres abwarten. Schon in der nächsten Nacht wiederholte sich der Spuk. Auf Posten stand diesmal ein alter, ganz zuverlässiger Krieger, der weder Tod noch Teufel fürchtete. Er hatte sich freiwillig zur Wache gemeldet. Als nun das Gespenst so, wie wir es oben geschildert, mit dem Schlag zwölf erschien, bedachte er sich nicht lange, und als es auf dreimaligen Anruf nicht still hielt, schoß er mit der Muskete darnach und traf es, wie er glaubte, mitten ins Herz. Verblüfft schaute er dann drein, als ihm der gespenstige schwarze Pudel die Kugel apportierte, der geisterhafte

Kanonier verweisend mit dem Finger drohte und mit seinem Kanonenlauf von dannen ging. Nun lief auch er davon, so schnell ihn seine Beine trugen. Er wurde ebenfalls gefesselt auf die Stockwacht geführt. Sein Leben war verwirkt.

Nun wollte niemand mehr den verrufenen Posten allein beziehen. Man kommandierte deshalb einen Korporal mit 4 Mann dahin; der Obristwachtmeister begab sich selbst mit der Ronde noch vor Mitternacht an den Ort. Allein auch dadurch ließ sich das Gespenst nicht abhalten, sobald die Glocke zwölf Uhr schlug, mit Kanone und Pudel zu erscheinen. Selbst der Offizier zitterte an Armen und Beinen, als Rinköping vor ihm stand und ihm pflichtgemäß als Vorgesetzter salutierte, wobei der Hund wedelnd um ihn herumsprang.

Infolgedessen wurden die beiden Gefangenen begnadigt, Rinköpings Leichnam von der Sternschanze weggenommen und in geweihter Erde begraben, dessen Kanone abgeführt und durch eine andere ersetzt. Nun blieb Rinköping aus; er schien nunmehr seine Ruhe gefunden zu haben.

Eine andere Version dieser Sage läßt ihn aber noch lange nicht zur Ruhe kommen. Man will viel später noch den gespenstigen Schweden zu verschiedenenmalen an verschiedenen Orten der Stadt gesehen haben. Die Posten insbesondere kannten und fürchteten ihn, weil er allezeit Lärm schlug, wenn er eine Wache schlafend betroffen.

Es soll vorgekommen sein, daß er einen Musketier, den er schlafend gefunden, samt dessen Schilderhaus umwarf, so daß derselbe Mühe hatte, unter dem Gelächter seiner Kameraden unter demselben hervorzukriechen; einen andern soll der Schwede samt dem Schilderhaus vom Stadtwalle herab in den Stadtgraben gestellt haben, worüber die Wache, als sie endlich erwachte, selbstverständlich auf's Äußerste verwundert und betroffen war. Er soll auch das Schilderhaus, das eine schlafende Schildwache barg, manchmal mit Kot beworfen haben.

Manchen erschien er mit einer blutenden Wunde in der Brust, anderen ohne Kopf, niemals aber mehr mit der Kanone und dem schwarzen Hunde.

132. Der sichertreffende Konstabel.

Der Sonne letzter goldener Streif verschwand, purpurne Röte flammte am Horizont, und Berg und Thal schienen dem Auge wie in Rosenlicht getaucht. Die warme Nacht lagerte sich über der Erde.

In Ayrmanns Hause war großes Bankett, dem Gustav Adolf beiwohnte. Festlich wogte und rauschte es allenthalben. Von tausend Kerzen und bunten Lampen waren Saal, Gemächer und Gänge erleuchtet, und ihr Licht wetteiferte mit dem des Tages. Kriegerische Musik ertönte abwechselnd. Hellebardiere hielten mit gekreuzter Stoßwaffe vor dem Hause Wache, und schön geputzte Diener liefen geschäftig die teppichbelegten Treppen auf und nieder. Von oben erklang lustiges Geräusch. Die Straßen waren mit Pechfackeln erleuchtet. Die untere Volksklasse, die mit Speise und Trank bewirtet wurde, hatte sich hier gelagert und belustigte sich durch Scherz und Gesang. Auf allen Gesichtern glänzte Freude; denn nach einer Bekanntmachung des Magistrats waren die so lang erwarteten Hilfsvölker in Franken eingetroffen und daher eine Entscheidung der großen Tagesbegebenheit nicht ferne. Der König selbst zeigte sich bei dieser Festlichkeit so aufgeräumt, daß er die Äußerung machte: „Da nunmehr meine Hilfstruppen in Neustadt angekommen sind, so werden innerhalb weniger Tage Arm und Bein guten Kaufes sein."

Hinter dem Rathause saßen in einer Kneipe verschiedene Leute und schwätzten über die Tagesgeschichte.

„Da drüben geht's mal lustig her; haben eben wieder Gläsergeklingel und einen Tusch auf des Königs Wohl hören lassen," sagte der eben eintretende Schuster Rohleder.

„Haben gut trinken, die Herren vom Rat und vom Militär, geht nicht aus ihrem Säckel, bezahlt's die Stadt," entgegnete der Spengler Plärrer.

„Nun ja, wer sonst," bemerkte der Wirt, „'s wär' noch viel schlimmer, wenn wir den Friedländer (Wallenstein) statt den Schweden auf dem Hals hätten. Wir werden g'rupft, so wie so, wird aber auch nit lange mehr währen. Der Weimarer und der Banner kommen mit Macht angezogen; kann a schöne Wäsch' geben. Der Friedländer hat sich auch verstärkt; von allen Seiten her is Volk zu ihm g'stoß'n."

„Und was für Volk?" fiel der Schuster ein, „a wild's Volk, Schlabacken und Krabaten, Pandur'n, Wälsche und Polack'n; gelernte Kopfabschneider, Giftmischer, Bandit'n und leibeig'n Vieh. In des Friedländers Lager soll's mal bunt ausseh'n".

„Spricht der Kneip doch, als wenn er auf'm Berg dort drüben schon g'wes'n wär'!" ließ sich der Feilenhauer Sternstecher vernehmen.

„Alles aus dem Mund meines Vetters, des Konstabls, der erst heut von dort zurückkommen is," berichtigte Rohleder.

„Des Konstabls?" fielen die andern verwundert ein, indem sie näher rückten, „wie kommt der ins feindli Lager?"

„Ja, das is freili eine kurjosige G'schicht, die ich Euch wohl mitteil'n kann, wenn Ihr mir hübsch aufmerksam zuhör'n und mich nit unterbrech'n wollt, damit ich nit aus'm Konspekt fall'."

„Geb's von d'r, Bröiderla," erscholl es neugierig aus aller Munde.

„Na, so paßt auf," fuhr Rohleder fort, nachdem er seine Kehle mit einem Schluck Weizenbier angefeuchtet und in sein Äußeres diejenige Wichtigkeit gelegt hatte, die er den Umständen angemessen hielt. „Ihr wißt alle, daß der Besatzung der schwedisch'n Brück'nschanz bei Doos eine Abteilung uns'rer Artollerie beigeben is. Das wißt Ihr, aber Ihr wißt vielleicht nit, daß der Konstab'l Beizleuter, meiner Schwester leibliches Kind, dabei is. Na, dieser hat gestern in der Mittagsstund mit seinem Specktif das Friedländische Feldlager obsterviert und bemerkt, daß der Friedländer am Feldtisch des wild'n Aldringers auf der alt'n Fest'n sich's wohl schmecken ließ. Sogleich kommt's dem Racker, meinem Vettern, dem Konstabl, in Sinn, dies'n Schwelgern den Appetit zu verderben. Er nimmt a Papierschnitzel, schreibt darauf „des Friedländers Kopf," klebt's auf a 39pfünd'ge Paßkugel, lädt solche in die breit'gmündete Kartaune und zielt — und zielt so lang, bis er den Feldhauptmann auf'm Korn hat. Nun nimmt er den Luntenstock und läßt krach'n, bemerkt aber, als er hierauf jubelnd sein Specktif von neuem ansetzt, daß die Kreuzschwerenöter dort drüben alle vom Tisch aufg'sprungen sind und demnach Kraut und Lot umsonst verpufft war. Hi, hi, hi, Ihr könnt Euch denk'n, daß ihn seine Kamerad'n brav ausg'lacht hab'n, während er seinen Schagrön durch die Weinkanne zu übertäub'n suchte. —



Wallenstein.

Na, dies war gut, zu g'schehenen Sachen muß mer's Best' reden. Aber mein Vetter, der Konstabl, machte große Aug'n, als er nach etli Stund'n durch einen Ordonanzreiter vor'n hohen Rat b'schied'n und ihm eröffn't

ward, daß von des Kaisers Feldhauptmann 'n Schreiben eingangen, worin derselbe in verbindlich'n Ausdrück'n gegen den hohen Rat den Wunsch ausdrückte, daß er, der Friedländer, neugierig wär', den Grobschütz'n kennen zu lernen, der ihm den Löff'l aus 'm Mund g'schossen hab'. Der Rat mög' ihn morgen früh 9 Uhr an die Lagerlinie bei der alt'n Vest'n schick'n, wo er ihn unfern der groß'n Lind'n persönlich erwarten wolle.

Nun war guter Rat teuer, da es klar war, daß der schlaue Friedländer bei dies'm Ansinnen a versteckte Absicht hab'n oder etwas B'sond'res im Schild führ'n müsse, und man ein so 'n g'schickt'n Konstabl wie mein Vetter'n der G'fahr, um eine Kopfläng' kürzer g'macht zu werd'n, nit aussetz'n wollt'. In dies'm Laberhint gab einer, der bei dem Konstilium zugeg'n war, den Rat: Man soll sich von dem Friedländer vor allem a Bürgschaft von wegen des Konstabls leist'n lass'n, bevor man es wagen dürft, sei'm Verlang'n zu entsprech'n, den Konstabl aber, meinen Vettern, in 'na gmona bürgerliche Kleidung steck'n und als Bot' mit 'en Schreib'n an den Feldhauptmann abschick'n. Gesagt, gethan. Mein Vetter muß't noliens voliens 'en Zschifilkitt'l anzieh'n und am andern Morg'n das Schreib'n nübertrog'n. Der Friedländer stand schon an der hohen Lind'n und war nit wenig überrascht, statt'm Konstabl' en Bot'n mit'n Schreib'n ankommen zu seh'n. Mißmutig nahm und las er's und sagte zu dem Bot'n, dem verkappt'n Konstabl, mein Vettern: „Der Kürze weg'n will ich Dir allsogleich 'en Offizier als Geiß'l mitgeb'n, der so lang Katz'n bei Euch halt'n soll, bis der Konstabl wieder zu Euch zurückkommt. Jetzt geh' und sag' d'm Rat, daß er den letztern sogleich rüberschicke". Er gab dem Offizier, der dies mit ang'hört hatt', 'en Wink, sagte: „Sputet Euch, um 3 Uhr nachmittag werd' ich wieder, den gut'n Schütz'n erwart'nd, hier auf'm Platz sein," und sprengte davon.

Der Offizier, neb'n mein Vettern herreit'nd, ließ sich mit dies'm in a G'spräch ein und äußerte, daß er selber den Teufelskerl von 'n Konstabl zu seh'n wünsche, dess'n Schuß g'wiß nit mit recht'n Dingen zugangen sei, denn mit eig'nen Aug'n hab' er g'seh'n, wie die Paßkug'l dem Feldhauptmann an d'n Kopf flog und ihm, wenn 'r nit g'feit wär, solch'n vom Rumpf g'riss'n hätt'. Der Feldhauptmann hab' aber, setzte er hinzu, die Kug'l, gleich nachdem sie ihm d'n Löffel aus'm Mund g'nommen, im Flug aufg'fang'n und wird solche nun, in Gold g'faßt, im Schlafzimmer seines Palast's in Prag aufhäng'n lass'n.

Unter solch'n G'spräch'n g'langten sie an die schwedisch'n Vorpost'n, wo der Oberst Leubelfing der Zurückkunft des Konstabls, meines Vetters, harrte und dem kaiserlichen Offizier, nachdem er den B'schluß des Friedländers vernommen, bedeutete, daß eine Bürgschaft unnötig, da der Wunsch des Herzogs, den Konstab'l kennen zu lernen, bereits erfüllt wär', indem der

Bot' hier derselbe glückliche Kartaunenschütz sei, der dem Herzog den Appetit gestern verdorben hab'."

„Ja, dies muß mer dem Friedländer lass'n, daß er das Verdienst selbst an seinen Feind'n zu schätz'n und nach Umständ'n auch zu belohnen weiß," äußerte der Rotschmied Billig, nachdem Rohleder seine märchenhafte Erzählung geendigt hatte.

133. Der Friedensschuß.

Von B. Mertel.

Der Kongreß zu Nürnberg war beendet, der von den Abgeordneten Österreichs, Deutschlands und Schwedens nach Ratifizierung des 1648 geschlossenen westfälischen Friedens, welcher dem unglückseligen 30jährigen Krieg das längst erwünschte Ende machte, in den Mauern der mächtigen freien Reichsstadt gehalten wurde; Feste reihten sich an Feste; aber das prächtigste derselben war unstreitig das große Bankett, welches der schwedische Generalissimus, Pfalzgraf Karl Gustav von Zweibrücken (der später nach der Abdankung von Gustav Adolfs Tochter, seiner kgl. Base Christine, als Wahlkönig auf Schwedens Thron unter dem Namen Karl X. das Scepter führte) in dem großen Saale des ehrwürdigen Nürnberger Rathauses als Friedensmahl am 25. Sept. des Jahres 1649 veranstaltete.

Volle 6 Tage vor dem Feste wurden zu den Vorbereitungen gebraucht, dafür war aber auch das Bankett so glänzend, daß dessen genaue Beschreibung in den Annalen Nürnbergs hinterlegt wurde, aus denen wir unseren freundlichen Lesern in gedrängter Kürze das Wichtigste mitteilen:

Drei kolossale Leuchter waren in dem großen Saale aufgehangen, von schönen Festons aus des kunstreichen Zirkelschmieds Hautsch Werkstatt umwunden. Die Fürstentafel prangte in der Mitte des Saales, weiter hinab standen die Tische von 30 Fuß Länge für die Herren Stände. Die Hauptzierde des Saales aber war das lebensgroße Bildnis des im rühmlichen Kampfe für Freiheit und Glauben gefallenen Schwedenkönigs Gustav Adolf zu Pferde; ein Engel schwebte über dem getreuen Konterfei des nordischen Helden; zu seinen Füßen schmiegte sich der schwedische Löwe, zwei Tafeln in den mächtigen Branken haltend: „mit Gott und ritterlichen Waffen" war auf der einen zu lesen, das jede Kriegerbrust höher schwellende Wort „Viktoria" auf der andern.

In allen Ecken des von 200 Wachskerzen erleuchteten Saales waren Schenktische angebracht und die Plätze für die zahlreich bestellten Trompeter, Pauker und sonstigen Spielleute; Palmen und Lorbeerzweige schmückten die Wände, der Estrich war mit Binsen bestreut, und als die Stunde des Nach-

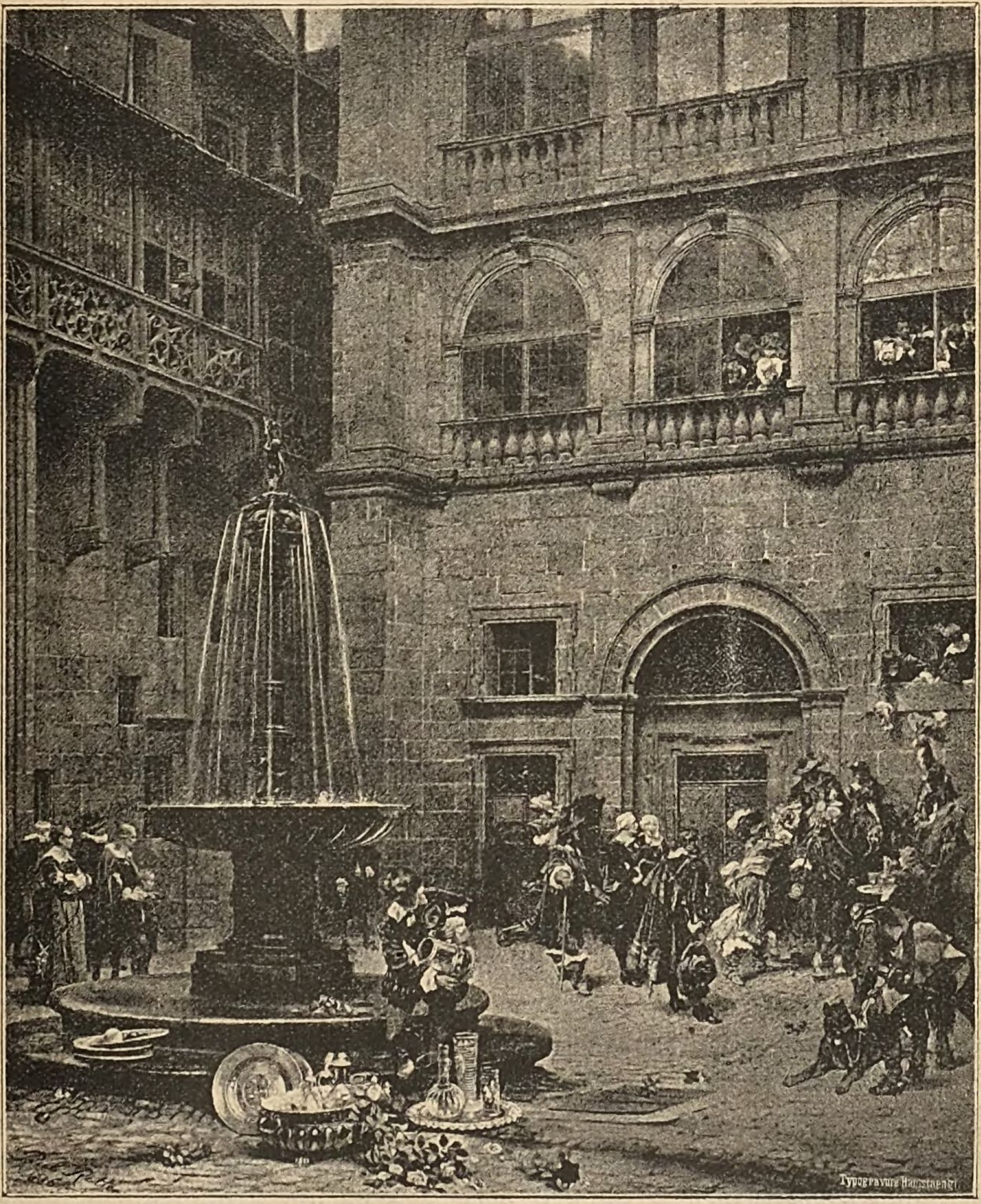
mittags herannahte, welche die Geladenen versammeln sollte, begann zur Belustigung des Volkes aus dem Rachen eines kolossalen, zu dem Fenster hinaus aufgerichteten Löwen durch zwei Röhren roter und weißer Wein zu sprudeln; eine Stunde lang hielt diese Quelle an, und die versammelten Fürsten und Herren hatten gar manchen spaßhaften Anblick vom Fenster aus, wie die das Rathaus umlagernde Menge sich gegenseitig abkämpfte, dieser gewiß nie so wohlfeil gebotenen Labung sich teilhaftig zu machen.

In sechs festlich geschmückten Zimmern des Rathauses hatten sich schon in den ersten Stunden des Nachmittags gar viele fürstliche und ritterliche Herren mit stattlichem Gefolge eingefunden, und als nun das erste Gericht auf der Tafel dampfte, verfügte sich der Freiherr von Schlippenbach, des erlauchten Herrn Pfalzgrafen Marschalk, hinauf zu der hohen Versammlung, und unter seinem Vortritt begaben sich die edlen Herren im festlichen Zuge nach dem Speisesaal, wo schon alle Plätze nach Rang und Würden geordnet und alsbald von den geladenen Gästen eingenommen waren.

Nach der Sitte der Zeit ward ein kräftiges Gebet gesprochen, ehe man darüber ging, durch herzhaftes Zulangen von Speise und Trank des hohen Festgebers Einladung alle mögliche Ehre anzuthun; die Tafelmusik, welche gar fleißig aufspielte, kitzelte aber die Ohren nicht mit lustigen Sing- und Tanzweisen, sondern erhebende geistliche Lieder schallten vom Orchester herab, von dem die Eintretenden mit dem Choral „Herr Gott, Dich loben wir!" nach des Chronisten Ausdruck „mit solcher Lieblichkeit zusammen musizieret, daß einem das Herz im Leibe erfreuet".

Der fürstlichen und erlauchten Herren aber, die dem Bankett beiwohnten, waren folgende: Der Festgeber Pfalzgraf Karl Gustav, Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, der Prinzipal-Komissär Octavio Piccolomini, Herzog von Amalfi, Graf Franz Egon von Fürstenberg, Graf Georg Ludwig von Nassau-Dillenburg, die Hohenloher Grafen Georg Adolf und Wilhelm Heinrich, Pfalzgraf Philipp und Landgraf Friedrich von Hessen und der Pfalzgraf Philipp von Sulzbach, dann viele Kriegshelden, darunter der schwedische General Gustav Wrangel. Von Seiten Nürnbergs waren dessen Vertreter die beiden Losunger Christoph Fürer und Ulrich Grundherr, Burkart Löffelholz, Christoph Jobst Kreß von Kressenstein und der gelehrte Doktor Tobias Ölhafen von Schellenbach zur pfalzgräflichen Tafel geladen. Wir wollen den freundlichen Leser nicht mit Aufzählung der einzelnen Speisen ermüden; was auch die Feinschmeckerei unserer Zeit bietet, es wurde von den Köchen jener Periode, die größtenteils den materiellen Genüssen mehr huldigte als den geistigen, gewiß vielfach überboten; in sechs Gängen war die festliche Mahlzeit geordnet, und in den ersten vieren wurden allein über 600 Schüsseln aufgetragen; der fünfte Gang bestand in Gartenfrüchten, die zum Teil in silbernen Geschirren als Tafelaufsätze prangten, zum Teil

noch an lebendigen Bäumen hingen, mit denen die ganze fürstliche Tafel reich umgeben war; zum Schluß des Mahles bot der sechste Gang den Gästen eine ungeheure Menge von Zuckerwerk, Marzipan und feinen Confituren, und wenn wir der Chronik glauben dürfen, daß zwölf Köche bei diesem



Der Rathaushof zur Zeit des Friedensmahles 1649. Nach dem Gemälde von Paul Ritter.

Feste ihr Meisterstück geliefert hatten, so kann man wohl annehmen, daß von dem edlen Rebensafte des Rheines, den feurigen französischen und purpurdunklen hispanischen Weinen die feinsten Leckerbissen aller Art durch die durstigen Kehlen der manniglichen Versammlung hinabgespült wurden; aber

nicht nur durch den Duft der Speisen war gesorgt, die Riechorgane der gastlichen Versammlung zu kitzeln, sondern auch durch Tafelaufsätze, bestehend aus Räucherbergen, die ihr Aroma, aus den köstlichsten indischen Spezereien gezogen, in die Luft hauchten und durch Fontainen von Rosenwasser, welche rings umher ihren Wohlgeruch ausdufteten. Zwei Schaugerichte, das eine ein Triumphbogen, das andere ein Berg mit drei Göttinnen, in die Nationalfarben der Krone Schwedens, Frankreichs und des deutschen Kaiserreichs gekleidet — das Ganze mit sinnigen lateinischen Schriften verziert — waren als die Prachtstücke des Ganzen aufgestellt. —

Von manchem derben Scherzworte erschallte der Saal von der Tafel aus, wo die Kriegsleute sich lustige Abenteuer erzählten; nicht minder lebhaft, doch mit weniger Geräusch ging es in den Reihen der Herrn von der Feder zu, die sich mit lateinischen Redensarten bekämpften und ihre Meinung mit spitzer Zunge oft nicht minder kräftig verteidigten als mancher der anwesenden Kriegsmänner an der Spitze seiner Hellebardierer mit dem Schwerte hätte thun können; dazwischen klirrten die Humpen, und die häufig ausgebrachten Gesundheiten wurden von dem rauschenden Tusche der Trompeten und Pauken begleitet, wozu auf ein gegebenes Zeichen die auf der Burg aufgestellten Stückmeister Feldschlangen und Kartaunen löften, die gar kräftig den Baß dazu brummten.

Mehrere Stunden waren so verflossen, schon hatte die Nacht ihren schwarzen Mantel über die alte Stadt Nürnberg gebreitet, als die Gäste zum Aufbruch sich bereit machten und die Geladenen der verschiedenen Städte in wohlgesetzten Worten, bei denen jedoch manches Jünglein ein kleines Lallen nicht verbergen konnte, sich bei dem Pfalzgrafen Karl Gustav verabschiedeten. —

„Werte Herren und Freunde!“ sprach dieser, sich von seinem Sessel erhebend, „nehmet meinen Dank für Euren Zuspruch; einen mächtigeren wird Euch das treue, deutsche Land spenden, dem durch Euer Zuthun nach dreißig Jahren Friede gegeben wurde, daß es endlich heilen kann die Wunden, die ihm der heillose Krieg geschlagen, und hoffentlich wieder gedeihen wird der Ölbaum des Segens, den es aufs neue hegt in seinen Gauen.

Nehmt denn noch einmal die Pokale zur Hand, ihr Herren, und thut mir auf meine drei Trinksprüche, die ich ausbringen werde zum Schlusse des heutigen Festes, kräftigen Bescheid. Deutschland lebe hoch! das wackre Volk und seine Fürsten. Einigkeit möge das schönste Band um sie schlingen für alle Zeiten!“

Und er hob den mächtigen Pokal, that einen kräftigen Zug, und von allen Seiten scholl ein freudiges Vivat in die Luft.

„Der Glaube lebe, der uns ein sanftes Sterbekissen bereitet — der echte christliche Glaube, fern von Menschenfurcht und Menschenzwang —

und seine wackeren Priester, gleichviel ob sie Christi Lehre durch Bibel oder Meßbuch vertreten. — Glaube, Liebe, Duldung hoch für immer! —“ Und wieder leerte er einen Teil des vor ihm stehenden, in prächtiger Goldschmiedsarbeit getriebenen Humpens, und aufs neue klangen die Becher der Gäste zusammen.

„Der dritte Trinkspruch gehört Euch, meine werten Herren und Gastfreunde, und der guten Stadt Nürnberg, die uns so wohlwollend aufnahm und uns in den wackeren Herren hier“ — er deutete auf die beisammenstehenden Patrizier — „ihre Stellvertreter gesandt hat. Hoch Nürnberg und seine lieben Bewohner, und Glück und Heil ihnen bis in die spätesten Zeiten!“ —

Und er leerte den Goldpokal bis zur Neige, und zum drittenmale donnerte ein jubelndes Hoch der Menge durch den Saal und hinaus in die dämm'rige Herbstluft. —

„Und nun noch ein Wort zu Euch!“ wandte sich der Pfalzgraf an die Losunger Tucher und Fürer. „Viel des Schönen habe ich bei Euch kennen gelernt, viel wackere Männer und hochverdiente Künstler gefunden; gönnt mir drum, Euch ein Andenken meiner Freundschaft, eine Erinnerung für längere Zeit zu hinterlassen. Der wackere Maler Joachim von Sandrart hat meinen Wünschen Gehör gegeben und wird in einer großen Schilderei das heutige Mahl für spätere Zeiten abkonterfeien. Er war im meinem Auftrag anwesend im Saale und beginnt Morgen in meiner Behausung seine Arbeit, gewiß ein Kunstwerk, würdig, des Meisters Namen und unser Bankett auf die Nachwelt zu bringen. Ich widme dieses Gemälde der Stadt. Möge sie es freundlich aufbewahren und meiner mit Freundschaft und Liebe eingedenk sein, wenn die Pflicht mich aus ihren gastlichen Mauern gerufen hat.“

Mit dankenden Worten erkannten die Nürnberger Senatoren die fürstliche Gabe, und schon wollten die Gäste sich entfernen, da erhob sich der alte kaiserliche Obrist Nauft, ein rauher, aber gemütlicher Kriegsmann, und sprach mit seiner tiefen Kommandostimme also: „Noch ein Wort, meine Herren, ehe wir auseinandergehen. In wenig Tagen, werte Kriegsgenossen und Kameraden, sind wir in alle Welt zerstreut und möchten uns wohl nicht so leicht wieder begegnen, zum Heile Europas, am allerwenigsten gewaffnet und gerüstet zu kriegerischem Thun. Wie wir beisammenstehen, kaiserlich oder schwedisch, schwuren wir doch alle zu einer Fahne, zu der der Viktoria. Lasset uns darum vor unserer Trennung einen festlichen Umzug halten in diesem Saal, und es sei das letzte kriegerische Manöver, das wir ausführen.“ Die bärtigen Krieger stimmten ein in den Vorschlag des Veteranen, und rasch hatten sich in buntem Gemische die Generale und Obristen aller Länder aufgestellt, die mächtigen Pallasche an der Seite und

das donnernde Faustrohr am Gürtel, das sie teils gar nicht abgethan beim Bankette, teils schon wieder angelegt zum völligen Waffenschmuck auf die Heimkehr. Und heiter beorderte der alte weinfröhliche Krieger die Trompeter und Pauker, einen munteren Kriegsmarsch aufzuspielen; bald ertönte in kräftigen Klängen die soldatische Weise, und unter fröhlichem Lachen umkreiste der Zug der derben Kriegsmänner dreimal den Saal. — Da fesselte ein kräftiges „Halt" die Reihen, und der Alte fuhr fort: „Das war also unser letztes Manöver, Kameraden, was wir hinfüro nicht mehr leicht mit einander ausführen werden." Da riß der heißblütige Wrangel das Pistol von der Seite und rief mit dröhnender Stimme über die Versammlung: „Weil der Friede geschlossen ist, so habe ich ferner kein geladenes Gewehr mehr nötig. Friede und Freude dem deutschen Lande immerdar."

In seiner schönen Wallung vergessend, wie er nicht im freien Felde stehe, sondern im reichverzierten Bankettsaale, hob er das Rohr in die Höhe des Fensters gegen das Waldamt zu, auf blitzte das Pulver, und die Kugel des stattlichen Reitergewehres flog klirrend durch eine Scheibe des hohen Saalfensters. — Ein Hurrah folgte der auf so kräftige Weise ausgesprochenen guten Meinung des wackeren Schwedenführers, und im lärmenden Getümmel strömten die munteren Gäste hinaus auf die Vorplätze, wo bereits der Diener Menge mit Windlichtern ihrer harrte und die Herren heimgeleitete in ihre gastlich zubereiteten Wohnungen.

Und lange noch sprach man von dem Friedensschuß des Generals Wrangel, hinausgedonnert in die Nacht des 25. Septembers 1649. —

Die zerschmetterte Scheibe war wohl ein zu gebrechliches Andenken an jenen Moment der edelsten Begeisterung, aber ein dauerhafteres und heute noch prangendes ist des Malers Sandrart herrliches Gemälde, das soeben geschilderte Friedensmahl darstellend. Sein Versprechen erfüllend, hat es der Pfalzgraf der Stadt verehrt und dem talentvollen Künstler die fürstliche, für jene Zeiten höchst bedeutende Summe von zweitausend rheinischen Gulden nebst einer zweihundert Dukaten in Gold schweren Ehrenkette zustellen lassen, welche ansehnliche Gaben der Senat der Stadt Nürnberg noch vermehrte. Das zwölf Schuh breite und neun Schuh hohe Bild steht noch heute im frischesten Farbenglanze in der städtischen Gemäldegalerie im Rathaus. In sprechenden Zügen erblicken die aufmerksamen Beschauer darauf die meisten der in dieser Skizze aufgeführten, historischen Personen, des wackeren Malers Bildnis aber, beschäftigt mit dem Abschildern des Banketts, im Vordergrunde.

134. Die Friedensmünze.

Dreißig lange Jahre hatte der furchtbare Religionskrieg in unserem Vaterlande gewütet und ein großes blühendes Land in eine Wüste verwandelt. Der Friede zu Osnabrück und Münster gestattete endlich den verarmten Bewohnern, wieder aufzuatmen. Das Volk sang nach Paul Gerhard:

„Gott Lob! nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, und sing' Lieder
Im hohen, vollen Chor,
Erhebe Dein Gemüte
Und danke Gott und sprich:
„Herr, Deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich."

Zu Nürnberg wurde im Rathaussaal ein Friedensmahl ausgerichtet; die Stadt, die so sehr gelitten, durfte sich wieder freuen. In Nürnberg sollten die Friedensbestimmungen unter dem Vorsitz des kaiserlichen obersten Bevollmächtigten Octavio Piccolomini, Herzogs von Amalfi, ins einzelne ausgearbeitet und vollziehbar gemacht werden. Eine große Kommission war mehrere Jahre damit beschäftigt.

In dieser Zeit fiel es einem lustigen Kopf ein, das Gerücht auszusprengen, der Herzog von Amalfi habe die Absicht geäußert, einen jeden Knaben, der morgenden Tages — es war ein Sonntag — auf einem Steckenpferd nach seiner Behausung würde geritten kommen, mit einem silbernen Schaustück zum Gedächtnis zu beschenken. Das zog. Des folgenden Tages kam eine unzählige Menge Knaben in vielen „Schwadern" auf ihren Stecken herangetrabt, sprangen um des Herzogs Haus herum und machten einen unglaublichen Lärm mit Schreien und Wiehern, gleich den Pferden. Der Herzog wunderte sich anfangs darüber, was dieses bedeuten solle; als er es aber vernommen, lachte er und ließ ihnen sagen, sie möchten über acht Tage, am Sonntage, in gleichmäßiger Parade wieder aufgezogen kommen. Mittlerweile ließ er viereckige silberne Schaupfennige schlagen, auf deren einer Seiten ein stolz trabender Steckenreiter ist mit der Beischrift:

Frieden Gedächtnis in Nürnb. 1650.

Auf der anderen der kaiserliche Adler und darunter:

Vivat Ferdinandus III. Rom. Imp. vivat.

135. Das Gastmahl des Doktors Faust.

Von J. H. v. Wessenberg.

Des Blocksbergs Chorregent und Küster,
Der edlen Zauberei berühmtester Magister,
Großpontifex der mystischen Philister,
Des Höllendrachen Erzbeschwörer,
Bombasti Paracelsi großer Lehrer,
Kurz Doktor Faust lud einst in Nürnberg, wo den Trichter
Der Weisheit nebst den andere Reichskleinodien
Wohlweiser Magistrat gibt männiglich zu seh'n,
Hier lud einst Doktor Faust die lorbeerreichen Dichter,
Die Deuter des Zodiakus und der Kometen,
Der Alchymie bewährteste Hermeten,
Und der Apokalyps' erleuchtete Exegeten,
Und mit den Nomina- und Realisten
Die ganze Sippschaft weltberühmter Isten
Zu einem Schmaus, dergleichen wohl in seinem Leben
Nüchternen Musen nie ihr Präsident thät geben.
Es seufzt das Tafelrund, gebeugt von Ortolanen,
Spanferkeln, Austern und Fasanen,
Pasteten, Trüffeln und Melonen,
Orangen, Ananas und — Bohnen,
Und allen dem, was je den Gastronomen lüstern
Gemacht den Kennergaum und die erfahrnen Nüstern.
Auch lassen sich die Herr'n von allen Fakultäten,
Als kämen sie gerad aus langen Hungersnöten,
Ohn' Unterschied die Leckerbissen wohlbehagen;
Ganz sichtbarlich schwillt auf ihr Magen.
Doch wie die sechste Stunde hat geschlagen,
Seit sie dem Opferdienst des Bauchgotts obgelegen,
Sucht taumelnd jeglicher nach Mantel, Hut und Degen,
Sich zum Verdauungswerk bei Haus auf's Ohr zu legen.
Allein, indem sie sich der Thüre zu bewegen,
Durchschauert blöd und öd das Mißbehagen
Urplötzlich jeglichen, er habe nichts im Magen.
Da sie die herbe Not sich nun einander klagen,
Und zum Beweis den Bauch wie eine Trommel schlagen,
Fängt Doktor Faust, der fast vor Lachen
Zerbersten möchte, an, ein Amtsgesicht zu machen.

„Verehrte Gäste!“ spricht er, „sucht darin kein Wunder,
Daß euer Magen blöd sich fühlt; denn all der Plunder,
Den ihr mit Heißbegier verschlungen habt, war — Wind.
Ihr ärgert euch? Allein ihr Herr'n und Freunde! sind
Die Wissenschaften denn, die mit gelehrten Mienen
Ihr gegen blankes Geld von hocherhab'nen Bühnen
Den Ungeweihten spendet, mehr als — Wind?
Wie ihr die Welt bedient, muß man euch auch bedienen.“

136. Die verfluchte Jungfer.

Die Pegnitz bildet mit dem Mühlwasser die Insel Wöhr in Nürnberg. Eine Gasse auf dem Wöhr heißt die verfluchte Jungfer. Es lebte da eine Frau mit ihrer Tochter, die aber ihre Mutter schlecht behandelte. Einst stieß die tiefgekränkte Mutter den Fluch aus: „Dir wird die Hand aus dem Grabe wachsen.“ Die Tochter starb noch vor der Mutter. Eines Tages liefen die Kinder nachhause und sagten: „Aus einem Grabe auf dem Kirchhofe ragen zwei Hände.“ Die Leute eilten dahin und fanden eine Leiche, welche die beiden Hände aus dem Grabe streckte.

In der „verfluchten Jungfergasse“ ereignete sich einst folgendes: Eine scheintote Frau wurde in den Sarg gelegt und ins Grab gesenkt. Sie erwachte, schob den Sargdeckel weg, lehnte ihn an des Grabes Rand, stieg heraus und ging (es war Mitternacht) nachhause. Sie klopfte an die Hausthüre. Die Magd sah vom Fenster herab und meldete voll Schrecken: „Herr, die Frau ist unten im Hof!“ Dieser glaubte es nicht und sagte: „Eher könnten meine zwei Pferde im Stall auf der Stiege nach dem Speicherboden gehen und zur Dachluke herausschauen.“ Da ward auf der Speichertreppe Pferdegetrappel gehört, und zwei Pferde streckten die Köpfe zur Dachluke heraus. Sonst waren, zum Wahrzeichen, die zwei Pferdeköpfe an den Laden gemalt.

137. Die verfluchten Jungfern.

Es gibt nichts Herrlicheres auf Gottes schöner Welt als schöne, sittige Frauen und Jungfrauen. Zu dieser Erkenntnis ist wohl schon unser Urvater Adam im Paradiese gekommen. Trotzdem ihm Gott alles gegeben hatte, was das Leben schön und angenehm macht, träumerisch und sinnend irrte er in Eden umher, es fehlte ihm etwas, vielleicht wußte er selbst nicht was. Gott, der Herr, aber wußte es. Und als er ihm die Eva in jungfräulicher Schönheit zugeführt hatte, da leuchteten seine Augen in magischem Glanze und bezeugten dem Höchsten Preis und Dank. Nun war

ihm Eden erst zum Paradiese geworden. Und nun die Kehrseite der Medaille! Die Verderbnis menschlicher Natur und menschlichen Wesens macht aus dem Manne oft ein lasterhaftes Geschöpf, das fast in nichts mehr dem göttlichen Ebenbilde gleicht; aber noch tiefer sinkt mitunter das Weib, viel tiefer, als je ein Mann sinken kann, wenn es sich dem Laster ergibt; das lasterhafte Weib wird jedoch noch schlimmer dadurch, daß es den Mann mit in den Sumpf der Sünde hinabzieht.

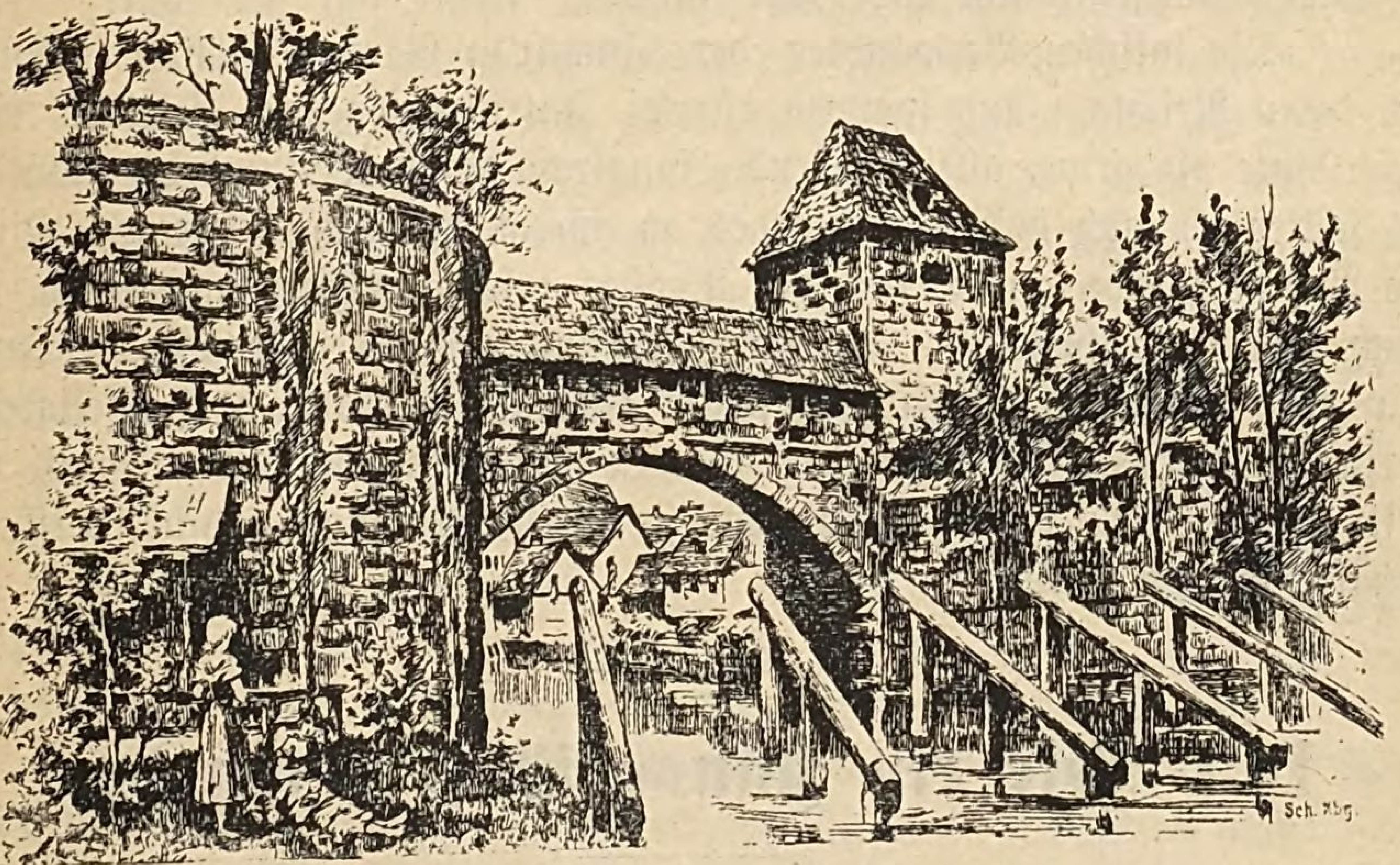
In nächster Nähe von Nürnberg sollen einst drei Jungfrauen gelebt haben, die alle Zucht, Schamhaftigkeit und Sitte abgestreift hatten. Mit verführerischer Schönheit begabt, wurden sie der Männerwelt um so gefährlicher, als sie äußerlich ein sittsames Wesen zur Schau trugen. Insbesondere wußten sie Fremde, die als Pilgrime oder Kaufleute die Stadt Nürnberg besuchten, anzulocken und in ihre Netze zu ziehen. Sie wurden von ihnen wie die gefangenen Mücken von den Spinnen rein ausgesogen und verloren hier Tugend, Gesundheit, Gut und Leben. Der Jungfrauen Haus war schließlich zur Mördergrube geworden. Mancher Fuß, der hier den Eingang gefunden, fand nicht mehr den Ausgang.

Es scheint, daß die weltliche Obrigkeit von dem schrecklichen Stande der Dinge keine Kenntnis erhielt; jedenfalls betrieben die Frechen ihr scheußliches Gewerbe mit großer Vorsicht und Schlauheit, daß man ihnen nichts anhaben konnte. Aber dem allsehenden Auge Gottes konnte solch Thun nicht verborgen bleiben, und er schritt endlich ein; als sich's die Frevlerinnen am wenigsten versahen, kam Vergeltung und Strafe. Es war an einem schönen heißen Sommertage, als auf einmal ein Gewitter heraufzog, wie man es furchtbarer kaum erlebt hatte. Die Blitze züngelten und zischten, und ein greulicher unaufhörlicher Donner, machte das mutigste Herz erbeben. Da — ein langer Strahl mit augenblicklich nachfolgendem Donnerschlag! Der Blitz hatte die Hütte der Verruchten getroffen. Sie stand plötzlich in hellen Flammen. Niemand von den Inwohnern kam lebend heraus; niemand dachte an Retten und Löschen. Die drei Furien waren zugleich erschlagen worden. Ihre Leiber wurden in verkohltem Zustande aufgefunden. Was davon noch vorhanden war, wurde in ungeweihter Stätte vom Henker eingescharrt. Man erkannte in dem Vorfall die strafende Hand Gottes. Die unheiligen Seelen aber sind in drei große Bäume gefahren. Unweit der zerstörten Hütte befand sich nämlich ein kleiner Forst mit mächtigen dunklen Tannen. Hier haben sie so lange gehaust, als noch ein Baum vorhanden war. Wurde einer der Baumriesen, in welchem eine solche Frevlerseele ihren Sitz genommen, gefällt, so mußte sie in einen andern wandern. Viele hundert Jahre hausten sie da, und die Leute hörten zur Nachtzeit unzähligemale die lockenden Stimmen der Jungfrauen aus den Wipfeln der uralten Bäume erschallen.

138. Die verfluchte Jungfrau.

Mitgeteilt von Christian Wildner, Türmer.

Da, wo jetzt die Maschinenbaufabrik von Klett u. Co. steht, von der Vorstadt Wöhrd bis zum Einfluß der Pegnitz in die Stadt, waren einst gar schöne und prächtige Gärten mit schloßähnlichen Häusern. Das „Um den Graben Gehen" war hier zu ende, denn es führte keine Brücke über die Pegnitz; es war deshalb an diesem Orte sehr wenig Verkehr. Dieses Areal bezeichnete der Nürnberger „bei der verfluchten Jungfer". Es war dort, trotz den paradiesähnlichen Gärten, stets unheimlich. Man sah am Tage selten jemand in den Gärten lustwandeln, und zur Abendzeit traute sich keine christliche Seele dort zu verweilen. Wen sein Berufsweg vorbeiführte, eilte, so gut er konnte, um aus dem Bereich der verfluchten Jungfer zu kommen. Hauptsächlich in der „heiligen Zeit" hörten die



Einfluß der Pegnitz. Nach einer Zeichnung von E. Schotte.

Passanten dort Weinen, Wimmern und Wehklagen. Wagte es jemand, der beherzt war, seinen Weg weiter zu verfolgen, so sah er die verfluchte Jungfer auf einem Stein sitzen, ganz nahe dem Pegnitzufer, angethan mit langem, weißem Kleide, neben ihr ein Bündelchen liegend. Trieb einer nun seine Kühnheit im Weiterschreiten aufs höchste, so nahm sie ihr Bündelchen unter den Arm und lief dem Kühnen mit lautem Schreien und Lamentieren entgegen. Gewöhnlich nahm der Frevler dann Reißaus, und die spukhafte Gestalt lief hinter ihm drein bis an die ersten Häuser von Wöhrd. Auch die Bewohner der Hadermühle sahen die jammernde und wehklagende Gestalt oft an dem gegenüberliegenden Ufer der Pegnitz händeringend auf

und ab gehen, immer die Passanten aufmerksam machend, daß man ihr zu Hilfe eilen möge. Weiter erzählen die Einwohner von Wöhrd und zwar heute noch, daß alle Jahre die verfluchte Jungfer ihr Opfer fordere, d. h., daß ein Mensch in ihrem Bereich verunglücke. Zwei heute noch in Wöhrd lebende alte Männer versichern dies bei ihren grauen Haaren als wahr, und in der Regel sollen die besagten Opfer immer Kinder gewesen sein.

Nun diese verfluchte Jungfer soll eine reiche, sehr reiche Geschlechterin gewesen sein. Verwaist stund dieselbe auf ihren großen Besitzungen allein; bei ihrer Schönheit und ihrem Reichtum fehlte es ihr nicht an Freiern. Doch Gertrud hatte ihr Herz schon vergeben; aber nicht an einen Freien, einen Patrizier oder Ritter, nein, an einen Unfreien, einen Bauern von der Umgegend. Dieser ihr Geliebter wollte sich die Sporen und den Ritterschlag erringen und zog deshalb mit den „Nürnberger Kreuzfahrern", die auf Befehl Kaiser Friedrichs III. infolge Aufrufs des Papstes Calixtus wider die Türken auszogen um das Jahr 1450.

Die falschen Verwandten der Jungfrau Gertrud wurden lüstern nach deren Reichtum und spannen allerlei Intriguen gegen dieselbe. Man beschuldigte die arme, allein stehende Jungfrau der Ketzerei und der Zauberei und schließlich auch noch des Mordes an ihrem heimlich geborenen Kinde. Die Ärmste wurde auf Befehl des Papstes exkommuniziert und Bann und Fluch über sie gesprochen. In ihrem Jammer und Elend wollte die Jungfrau dem Geliebten nachziehen, packte deshalb ihre letzten Habseligkeiten in ein Bündelchen, floh durch den Garten hinunter nach der Pegnitz und geriet im Dunkeln in den Fluß, wo sie ihren Tod fand und als verfluchte Jungfer seitdem spukt.

139. Wie ein Hausgeist frei wurde.

„Ich habe eine liebe, gute Frau," sagte mir ein alter biederer Nürnberger; „aber es gibt gewisse Zeiten, wo ich ihr gerne aus dem Wege gehe, das ist z. B. wenn sie eine Wäsche hat, und wenn sie ‚stöbert'". Das „Stöbern" ist eine alte hergebrachte Nürnberger Sitte, an der unter allen Umständen die Hausfrauen festhalten, mag der Herr Gemahl auch noch so sehr brummen, mag er das Zipperlein haben oder nicht, mag es ihm auch auf einige Tage das Haus verleiten oder nicht. Mindestens einmal im Jahre muß nämlich auf Anordnung der Gestrengen das ganze Haus von oben bis unten in gründlichster Weise, so daß nirgends ein Stäubchen liegen bleibt, gereinigt werden. Wehe der Magd, die hierin etwas übersieht, und wäre es das in einem Winkel des Dachbodens versteckte Netzchen einer

fleißigen Spinne. Da wird sogar im Studier- oder Geschäftszimmer des Gemahls so gründlich Ordnung geschaffen und aufgeräumt, daß nachher der betreffende nach allem, was er braucht, suchen muß.

„Gestöbert" sollte nun auch, so wird erzählt, einst in einem Hause in der Laufergasse werden. Wir nehmen an, es sei ein Patrizierhaus gewesen, weil uns gemeldet wird, daß der Besitzer und seine Frau der Magd den Auftrag gegeben hatten, diese Arbeit während ihrer zeitweiligen Abwesenheit vorzunehmen. Die Herren von Adel besaßen nämlich in nicht zu großer Entfernung von der Stadt auf den Dörfern des Nürnberger Gebiets ihre Landhäuser mit nicht unbedeutendem Grundbesitz, konnten es sich also wohl leisten, die schönere Jahreszeit dort zuzubringen, während es damals für einen einfachen Bürger oder seine Frau ein Ding der Unmöglichkeit war, „in die Sommerfrische" zu gehen. Jetzt ist dies freilich anders geworden.

Nun, um auf unsere Geschichte zurückzukommen, die Magd hatte also den Befehl erhalten, alles fleißig zu stöbern, bis auf eine Kammer unter der Stiege, die sollte unter allen Umständen verschlossen und unberührt bleiben. Nachdem die Herrschaft fort war, besorgte die Magd mit Eifer und Fleiß, was ihr befohlen worden; es ging ihr aber nicht aus dem Kopf, daß die bezeichnete Kammer von der allgemeinen „Stöberung" ausgenommen sein solle. Da muß wohl was Besonderes drin sein, sagte sie zu sich selbst, was mir zu sehen nicht vergönnt ist; ihre Neugierde wuchs immer mächtiger, und als sie mit der aufgetragenen Arbeit zu ende gekommen war, stand es bei ihr fest, dahinter müsse sie kommen, was in dieser Kammer sei.

Wer weibliche Neugierde kennt — und bekannt ist diese doch schon seit Mutter Evas und Ritter Blaubarts Zeiten — den wird es nicht wundern, daß es bei einer Magd zu einem solchen Entschluß kam.

Mittlerweile war es Abend geworden. Vor Einbruch der Nacht wollte sie die Untersuchung noch vornehmen; sie hätte ja sonst die ganze Nacht vor Aufregung nicht schlafen können. An der betr. Kammerthür hing aber ein großes, altes verrostetes Schloß, auf welches drei weiße Kreuze mit Ölfarbe gemalt waren. Um aufzusperren, probierte sie Schlüssel um Schlüssel, aber keiner wollte passen. Da erinnerte sie sich, einen alten verrosteten Schlüssel im Arbeitszimmer des gnädigen Herrn in einer Schublade seines Schreibtisches gesehen zu haben. Schnell wurde auch dieser noch herbeigeholt und siehe — er war der rechte. Das Schloß sprang auf. Nicht ohne Zittern und Zagen öffnete sie die unheimliche finstere Kammer. Ein abscheulicher Modergeruch trat ihr entgegen, der ihr fast den Atem hemmte. Dichter, seit Jahrhunderten aufgehäufter Staub bedeckte Boden, Möbel und Wände. Am Eingange stehen bleibend, bemerkte sie am Boden schließlich einen Pelz, der plötzlich sich zu regen und zu rühren begann und vor ihren Augen

immer größer und größer wurde. Da packte sie namenloses Entsetzen, und mit ein paar Sätzen unter entsetzlichem Geschrei erreichte sie ihre Kammer. Hinter ihr her aber tönte ein schauerliches, gellendes Gelächter, das ihr zeitlebens in den Ohren nachtönte. Infolge dieses Vorfalles wurde sie längere Zeit krank, und als die Herrschaft nachhause kam, erzählte sie notgedrungen, was vorgefallen.

Der Herr sagte zu ihr: „Deines Bleibens kann unter sothanen Umständen nicht länger in unserem Hause sein. Du hast uns durch Deinen Vorwitz einen schlimmen Dienst erwiesen. Wisse, daß Du einem bösen Geist, der vormals in unserem Hause rumort und meine Vorfahren in unerträglicher Weise beunruhigt und belästigt hat, und der schließlich durch das Machtwort eines berühmten Klostergeistlichen in diese Kammer gebannt worden war, die Freiheit gegeben hast. Nun sind wir wieder seinen Tücken preisgegeben."

Wirklich spukte derselbe von da an wieder in den Gemächern dieses Hauses und gab seine Schadenfreude bald da, bald dort durch schallendes Gelächter kund. Ob er sich wieder hat bannen lassen, oder ob er freiwillig ausgezogen, weiß man nicht. Aber der Spuk hat seit längerer Zeit aufgehört.

140. Der weiße Geist.

Der Glaube, daß gute und böse Geister mit den Menschen in Verbindung treten, ist uralt. Auch heute noch ist derselbe nicht ausgestorben, er erfreut sich sogar in gebildeten Kreisen einer gewissen Pflege; man hat allerlei Versuche gemacht, Geister zu citieren. Geriebene Gauner machen hiebei kein schlechtes Geschäft; sie finden immer wieder Gläubige. Am stärksten grassierte indes dieser Aberglaube während und gleich nach dem dreißigjährigen Kriege und richtete viel Unheil an.

Über Geistererscheinungen aus alter und neuer Zeit wird vieles erzählt. Derartige Geschichten verursachen sensitiven Naturen oft ein gelindes Gruseln. Wenn uns die Großmutter dergleichen mitteilte, horchten wir zwar äußerst gespannt zu, fürchteten uns aber. Wir dachten uns die ganze Welt mit Geistern bevölkert; wir sahen wachend und träumend nichts als solche. Soll man Kindern dergleichen Geschichten erzählen? Ich denke nein; wenn aber ja, nur mit einer strengen Auswahl.

Folgende Geistergeschichte dürfte zu den harmloseren gehören:

Ums Jahr 1672 lebte in Nürnberg ein kunstreicher Goldschmied, dessen Name uns jedoch Frau Saga nicht aufbewahrt hat. Schlecht und recht

suchte er sich in jenen schlimmen Zeiten des Niederganges der Gewerbe und des Handels in der früher so blühenden Reichsstadt zu nähren. Er besaß eine brave Frau, die ihm sechs Kinder geboren hatte. Sie hielt ihm sein Hauswesen in musterhafter Ordnung, erzog ihm seine Kinder zu wackeren Menschen und machte ihm die engen Räume seines Häuschens zu einem irdischen Paradiese.

Diese Frau, die er in Anerkennung ihrer Tugenden gar oft den Engel seines Hauses nannte, wurde nun des Umganges eines wirklichen Engels, eines seligen Geistes, gewürdigt. Vielleicht war es der Schutzengel ihrer Kindheit, dem sie nie Anlaß gegeben, von ihr zu weichen.

Ihr Gatte hörte sie gar oft nachts im Schlafe mit demselben sprechen, und ihre Worte waren so frommer, christlicher Natur und Art, daß er bald inne wurde, sie stehe bei Gott in besonderen Gnaden. Aus ihrem Munde ertönten in solchen Stunden die herrlichsten Lieder und Psalmen, und er merkte, daß noch ein zweites, unsichtbares Wesen an ihren herrlichen Gesängen sich beteiligte. Bei Tage ging sie aber stets ruhig und gemessen ihrer Beschäftigung nach, und niemand bemerkte einen überspannten Zustand oder eine krankhafte Beanlagung bei ihr.

Dem Drängen des besorgten Mannes nachgebend, gestand sie ihm zu, daß ihr oft im Schlafe ein Engel erscheine, der mit ihr bete und singe und sie über göttliche Dinge belehre, ihr aber auch vorhersage, was ihr begegnen würde.

Eines Morgens erschien sie ihrem Gatten ernster und nachdenklicher als je zuvor, und als er in sie drang, ihm zu berichten, was hievon die Ursache sei, sagte sie: „Der Geist hat mich gewarnt, heute aus dem Hause zu gehen, da mir außerhalb desselben eine große Gefahr drohe. Ich würde nun gerne dem Rate folgen, wenn ich nur gerade heute nicht unbedingt fort müßte. Siehe, so eben habe ich Nachricht erhalten, daß meine Schwester im Sterben liege und nach mir begehre. Wie kann ich ihr das abschlagen?" Der Mann sagte: „Gehe mit Gott, er wird Dich behüten!" Sie ging, fiel unterwegs hin und brach ein Bein; doch genaß sie wieder.

Ein andermal sprach der Geist zu ihr: „Frau, Ihr wäret tot gewesen, hätte nicht ein Sandkörnchen, welches ein Loch in diesem Gläschen gestopft hat," — hiebei zeigte er ihr eine Sanduhr — „Euch geholfen." Etwa eine Woche nachher fiel die Frau in ein hitziges Fieber, das sie wochenlang ans Bett fesselte; doch hatte der Tod keine Macht über sie und mußte endlich von ihrem Bette weichen.

Der vertraute Umgang mit dem unsichtbaren Freunde machte sie schließlich beherzter, und sie erlaubte sich, ihn schließlich um allerlei Dinge zu fragen, die sie interessierten. Der Geist befriedigte zwar ihren Wissens-

trieb, bat sie aber, dergleichen nicht mehr zu thun. Was sie und die Ihrigen angehe, das werde er ihr stets unaufgefordert mitteilen.

„Nur eine Bitte gewährt mir noch," bat sie, „dann will ich Euch nicht wieder belästigen. Seht, Ihr habt Euch meiner so getreulich angenommen und mir so viele selige Stunden bereitet, lasset mich Euere Gestalt sehen!"

„Kind, Du weißt nicht, was Du begehrst," erwiderte traurig der Geist. „Wenn ich Dein Verlangen erfülle, so wirst Du Deine Neugierde bitter zu bereuen haben; stehe ab von Deinem Verlangen!"

Als sie aber mit ihren Bitten nicht abließ, sagte er ihr es endlich zu. Einige Tage nachher hatte sie in ihrer Kammer etwas zu thun. Da sah sie an der Mauer wie im Schatten die Gestalt eines weißgekleideten Kindes, welches eine Sanduhr in der Hand trug. Die Erscheinung war aber im Nu wieder verschwunden. Sie wußte, wen sie gesehen, aber sie wurde dessen nicht froh. Die ernste betrübte Miene des Kindes, das während seiner Erscheinung bekümmert auf das rinnende Stundenglas deutete, war ihr nicht unverständlich geblieben. Kurz darauf fiel sie in eine schwere Krankheit, von der sie nicht wieder erstand. Der Geist hatte sie verlassen, um sie an dem seligen Ort der Geister wieder zu begrüßen.

141. Paul Cruz — ein Geisterbeschwörer.

Die alte Reichsstadt Nürnberg hatte, wie die Geschichte lehrt, unter ihren Bürgern allerlei Tausendkünstler aufzuweisen; vom Nürnberger Witz redete das ganze deutsche Vaterland, und sogar das Ausland ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren. Der Nürnberger Witz zeigte sich insbesondere in allerlei Erfindungen und Entdeckungen im Gerwerbeleben, wie denn Nürnbergs vielseitige Metallindustrie schon im Mittelalter Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Anerkennung gewesen ist. Er zeigte sich im Handel und Wandel, in Kunst und Wissenschaft — und wie uns die Sage berichtet, auch in der Herrschaft über die Welt der Geister.

Paul Cruz soll ein Geisterbeschwörer gewesen sein. Sein Gewerbe war jedenfalls ein sehr gefährliches. Einerseits wurden derartige Leute von ihren Mitmenschen gemieden, gefürchtet, verfolgt, ja oft sogar verbrannt; andererseits war auch mit den Herren Geistern nicht gut Kirschen essen, und wenn es der Beschwörer in etwas versah, so gehorchten sie nicht oder drehten ihm gar Kopf und Hals um.

Von Paul Cruz wissen wir, daß er eine wunderbare Beschwörung angewendet hat, die ihm die Geister stets willfährig machte. Sie fand

jedesmal im Freien statt, vielleicht in seinem Garten, der mit Mauern umgeben war, und wo er keine Störung durch Menschen zu befürchten hatte. Hiezu bedurfte er eines neuen Tischchens, das mit einem reinen, weißen Tischtuch gedeckt ward, auf welches sodann zwei Schüsselchen mit bestem Jungfernhonig, dann zwei Tellerchen gestellt und neun Messerchen gelegt wurden. Nachdem dies geschehen, nahm er eine ganz schwarze Henne, zerriß sie über einer Kohlpfanne in 2 Stücke, ließ das Blut derselben in die Speise tropfen und warf dann die ausgebluteten Stücke der Henne weg, das eine in der Richtung nach Osten, das andere nach Westen und zündete kostbares Räucherwerk an, worauf er aus einem alten Buche die Beschwörung begann. Wenn er damit zu ende war, lief er schnell hinter einen in der Nähe befindlichen grünen Baum und wartete des Erfolges. Es dauerte auch in der Regel nicht lange, so kamen zwei Bergmännlein aus der Erde, setzten sich hurtig zu Tische und ließen sich die vorgesetzten Speisen anscheinend ganz prächtig schmecken.

Auf diesen Augenblick hatte Paul Cruz gewartet. Er trat hinter seinem Baume hervor und legte den Gnomen allerlei Fragen, die ihn besonders interessierten, vor und erhielt in der Regel darauf Antwort. Im Laufe der Zeit hat er sie öfters auf gleiche Weise beschworen, und da er das, was sie ihm mitteilten, nicht in gewinnsüchtiger Weise mißbrauchte, so erschienen sie stets gern und wurden so vertraut mit ihm, daß sie auch als Gäste in sein Haus kamen. Er hat es sogar soweit gebracht, daß ihr König ihm einen längeren Besuch abstattete. Derselbe hatte einen gewaltigen weißen Bart, eine überaus kostbare, von Gold und Edelsteinen funkelnde Krone auf seinem Haupte und war mit einem roten Scharlachmäntelchen bekleidet.

Um die Wißbegierde des Meisters zu befriedigen, hatte ihm der König unter seinem Mantel ein merkwürdiges Buch mitgebracht. Er durfte darin lesen, so viel und so lange er wollte. Das that er auch mit Eifer und Verständnis und vermehrte dadurch sein Wissen so sehr, daß ihm niemand an Weisheit und Erkenntnis gleichkam und ihm viele Geheimnisse offenbar wurden.

Es kam auch vor, daß er es bei der Bewirtung seiner kleinen Gäste in irgend etwas fehlen ließ. In diesem Falle sind sie entweder gar nicht erschienen oder doch bald wieder verschwunden. —

Ob dieser Zauberer, dem die Geister der Erde so willig gehorchten und ihm ihre Geheimnisse verrieten, nicht ein gottbegnadeter Naturforscher gewesen?

142. Das Drudendrücken.

Der Glaube an Druden oder Hexen spukt in unserer Bevölkerung noch weit mehr, als man glaubt, und nicht bloß bei den Landleuten findet sich dieser Aberglaube; auch der aufgeklärt sein wollende Städter hat häufig in einem geheimnisvollen Winkel seines Herzens so ein klein Stück Hexenglauben, wenn er es auch durchaus nicht „namens haben" will, um sich nicht eine Blöße zu geben. Hie und da aber, wenn gerade das Gespräch auf derlei geheimnisvolle Geschichten kommt, kramt auch er aus, jedoch immer unter der Beteuerung, er glaube zwar nicht daran, merkwürdig sei es aber doch!

Während der traurigen Zeit des dreißigjährigen Krieges blühte in Deutschland der Hexenglaube allenthalben auf, und zu den betrübendsten Erscheinungen des damaligen Volkslebens gehörten die unsinnigen, häufigen Hexenprozesse.

In den Rechnungen des Nürnberger Findelhauses wird durch mehrere Jahre hindurch in der Mitte des 17. Jahrhunderts jährlich eine Ausgabe von 26 Gulden verrechnet für ein Waisenmägdlein, das der Hexerei wegen auf dem „Fröschturm" eingekerkert saß, und im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts wurde ein Hexenbanner von Schnaittach durch den damaligen Findelpfleger berufen, um die „Unholden", die dem Findelvieh auf dem Nacken saßen, zu vertreiben.

Als einer der am häufigsten vorkommenden Schabernacke, durch Hexen den Menschen zugefügt, betrachtete die Bevölkerung das „Drudendrücken", das wohl mit dem sogenannten „Alpdrücken" identisch ist. In „Schöppners Sagenbuch der bayerischen Lande, Bd. III, Seite 102" findet sich hierüber eine Erzählung, die folgendermaßen lautet:

„Ein Schuster in Nürnberg hatte einen neuen Gesellen bekommen; das war ein frischer Bursche von kräftiger Gestalt und gutem Aussehen. Nun verstrichen etliche Wochen, da fing unser Schustergeselle sichtbar abzumagern an, also daß er für alle, die ihn vorher gekannt, jämmerlich anzuschauen war. Besonders des Morgens schlich er matt und armselig in die Werkstätte zur Arbeit und bekam noch dazu Scheltworte von seinem Meister oder Stichelreden von seinen Nebengesellen. Als ihm nun das zu arg wurde, rückte er einmal mit der Sprache heraus und erzählte, wie er des Nachts von einer Drude gedrückt werde und es hier im Hause nicht länger mehr aushalten könne.

Der Obergesell, der dies hörte, sagte, da wäre zu helfen; er wüßte ein unfehlbares Mittel, so und so, das müßte ihm Ruhe schaffen. Der Schustergesell that, wie ihm befohlen worden. Des Nachts nämlich stellte er sich schlafend und horchte, als es zwölfe geschlagen, ob sich die

Drud einstellen werde. Auf einmal hörte er was vor der Thür rauschen, als wenn Papier zusammengedrückt würde, dann war's einen Augenblick still, plötzlich lautes Blasen durchs Schlüsselloch. Das war der Augenblick, in welchem die Drude zu kommen und mit einem Plumps sich auf ihn zu werfen pflegte. Diesmal kam ihr der Schustergesell zuvor und schleuderte blitzschnell sein Kopfkissen zu Boden. Gleich machte er Licht, um die Hexe zu sehen, die auf dem Kopfkissen sitzen sollte. Da lag aber nichts als ein winziges Strohhälmchen drauf, welches er zerknickte und zum Fenster hinauswarf.

Des anderen Morgens fand man die alte, häßliche Nachbarin des Schusters nackt mit gebrochenem Halse auf der Straße liegen. —

Mit Hexen und Zauberinnen verfuhr man in Nürnberg ziemlich glimpflich. Wir dürfen mit einer gewissen Genugthuung behaupten, daß der greuliche Unfug der Hexenprozesse unsere Stadt nur in einem geringen Maße geschändet hat, und daß bei all den beklagenswerten Opfern, die eine barbarische Justiz forderte, eine Hexenverbrennung kaum stattgefunden hat.

Aber es wird uns berichtet, daß im Jahre 1469 eine alte Frau, die „ein groß langs creutz" mitten auf dem Markt eingegraben hatte und dadurch der Hexerei verdächtig geworden war, vom Henker eine halbe Stunde auf die Leiter gebunden und in die Stirne und durch beide Backen gebrannt worden ist. Dasselbe geschah 1489 einer anderen Zauberin, der man noch „ein pappierein inful, teufel daran gemalt", aufsetzte. Beiden wurde hernach die Stadt verboten.

Druden und Hexen wurden zur Zeit der Karolinger der Wasserprobe unterworfen; später kam die Feuerprobe hinzu. Am schlimmsten wurde das Verfahren gegen solche Unglückliche, als durch die 1484 erschienenen Bulle Innocenz VIII. besondere Hexenmeister eingesetzt und mit der höchsten unumschränkten Gewalt bekleidet wurden. Dem Dominikanerorden wurde vom Papste Amt und Würden der Inquisitoren übertragen. Von nun an wurden die armen Opfer der Unwissenheit zu Tausenden dem schrecklichsten Feuertode überliefert. Geständnisse wurden durch die schrecklichsten Martern erzwungen.

Als ein merkwürdiges Erzeugnis des XVII. Jahrhunderts ist die sogenannte Drudenzeitung anzusehen, die in Nürnberg 1627 anonym erschien. Sie wurde bis auf ein Exemplar konfisziert. Dieses eine Blatt hat sich bis heute im städtischen Archiv zu Nürnberg erhalten. Es bringt einen Holzschnitt, auf welchem Drudenhäuser, Wasserproben und schon getötete Hexen zu sehen sind, auch drei Teufel, welche die ihnen verfallenen Seelen abfordern. In vierundzwanzig vierzeiligen Strophen werden die Übelthaten der Eingefangenen geschildert in einem Liede, das nach der Melodie: „Dorothea, mein Schätzel!" gesungen werden sollte.

143. Der rätselhafte Nagelschmied.

Mal kam ein fremder G'sell zu einem Nagelschmied in Nürnberg und bat um Arbeit, stellte aber gleich die Bedingung, nur 2 Stunden des Tages arbeiten und die übrige Zeit für sich benützen zu dürfen. Das befremdete den Meister; er ging aber doch auf die Bedingung ein, mehr aus Neugierde, als aus Hoffnung auf Gewinn. Nachdem er dem Gesellen aufgetragen hatte, mit welcher Sorte von Nägeln er zu beginnen habe, machte sich dieser schon früh um 3 Uhr an die Arbeit. Mit jedem Schlag flog ein Nagel vom Amboß, und schon nach einer halben Stunde lag ein großer Haufe Nägel da. Staunend sah ihm sein Nebengesell zu; es wurde ihm ganz unheimlich zu mute, und er weckte den Meister, sagend: „Wenn der Fremde noch eine Stunde arbeitet, ist der Vorrat des Eisens verschmiedet". Neugierde trieb den Meister aus dem Bett, und er fand alles, wie ihm jener berichtet hatte. Der Nagelschmied hatte immer einen ordentlichen Lebenswandel geführt und in Erwägung dessen, sowie des Gewinnes, beschwichtigte er sein Gewissen, sollte es auch beim Gesellen nicht mit rechten Dingen zugehen. Mit dem Schlag 5 Uhr warf dieser den Hammer weg, reinigte und bekleidete sich und war dann den ganzen Tag nicht mehr zu sehen. So ging's mehrere Wochen, und der Meister fand sich ganz gut dabei. Eines Abends traf er seinen Gesellen in einem Wirtshause vor dem Thore. Beide zechten munter miteinander; denn der Geselle hatte viel Geld und ließ wacker einschenken. Als es dunkel ward, und der Meister nachhause gehen wollte, lud ihn der Geselle ein, eines seiner beiden im Hofe stehenden Pferde zu besteigen und mit ihm nachhause zu reiten. Das ließ sich der Meister gefallen. Kaum aber hatten sie die Pferde bestiegen, es war ein Schimmel und ein Rappe, ging's in Sturmesschnelle über Berg und Thal, über Wald und Wasser, daß dem Meister Hören und Sehen verging. Des andern Tages lag er unverletzt auf dem Gipfel des 5 Stunden von Nürnberg entfernten Rotenbergs; der Gesell aber ließ sich nie wieder sehen.

144. Der Teufel als Jägersmann.

Von J. M. Lotter.

In einem Dorf bei Nürnberg,
So hebt die Sage an,
Hatt' eine Dirn als Liebsten
'nen schmucken Jägersmann.

Ging sie, um Gras zu holen
Am grünen Wald vorbei,
War er an ihrer Seite
Mit lust'ger Plauderei.

Und dorten auf der Wiese
Am grünen Waldessaum,
Da träumten sie, ganz selig,
Gar manchen Liebestraum.

Wollt' dann das Mädchen endlich
An ihre Arbeit geh'n —
Dann sagte stets der Jäger:
„Bleib', sie ist schon gescheh'n."

Von unsichtbaren Händen
Lag's Futter schon gemäht;
Sie braucht's nur aufzuladen
Und kam nie heim zu spät.

So hat's die Dirn getrieben,
Wohl fast ein halbes Jahr —
Sie dacht' dabei nichts Arges,
Sie rühmt' sich dessen gar.

Als dies die „Bäurin" hörte,
Denkt sie in ihrem Sinn —
Da steckt nichts Gut's dahinter,
So wahr ich christlich bin.

Sie meldet es dem Pfarrer,
Der ruft die Magd herbei
Und sucht herauszubringen,
Was an der Sache sei.

Und als sie ihm gebeichtet,
Da sagt' er mild: „Mein Kind,
Du sagtest mir da Dinge,
Die sehr bedenklich sind.

Du glaubst zwar, daß dein Liebster
Der beste Mensch der Welt;
Nun wohl! du selbst sollst prüfen,
Ob er die Probe hält.

Setzt er sich wieder scherzend
Zu dir ins Wiesengrün,
Magst du zum Spaß geschwinde
Ihm einen Stiefel zieh'n."

So, wie er ihr befohlen,
So führte sie es aus;
Doch aus dem Stiefel schlüpfte
Ein Pferdefuß, o Graus!

Entsetzen packt die Arme,
Zum Priester eilt sie schnell.
„Könnt Ihr mich nicht beschirmen,
So sterb' ich auf der Stell'."

Der Pfarrer, wohl erfahren,
Wie man den Teufel bannt,
Gab ihr zu kräft'gem Schutze
Zwei Kräutlein in die Hand.

„Trägst du sie auf dem Herzen,
Kann dir nichts Böses nah'n;
„Weireutla" und „Mireutla"
Kein Teufel riechen kann."

Der Jäger kam nicht wieder,
Wenns Mägdlein ging ins Feld,
Doch konnt' er's nicht vergessen
Nicht um die ganze Welt.

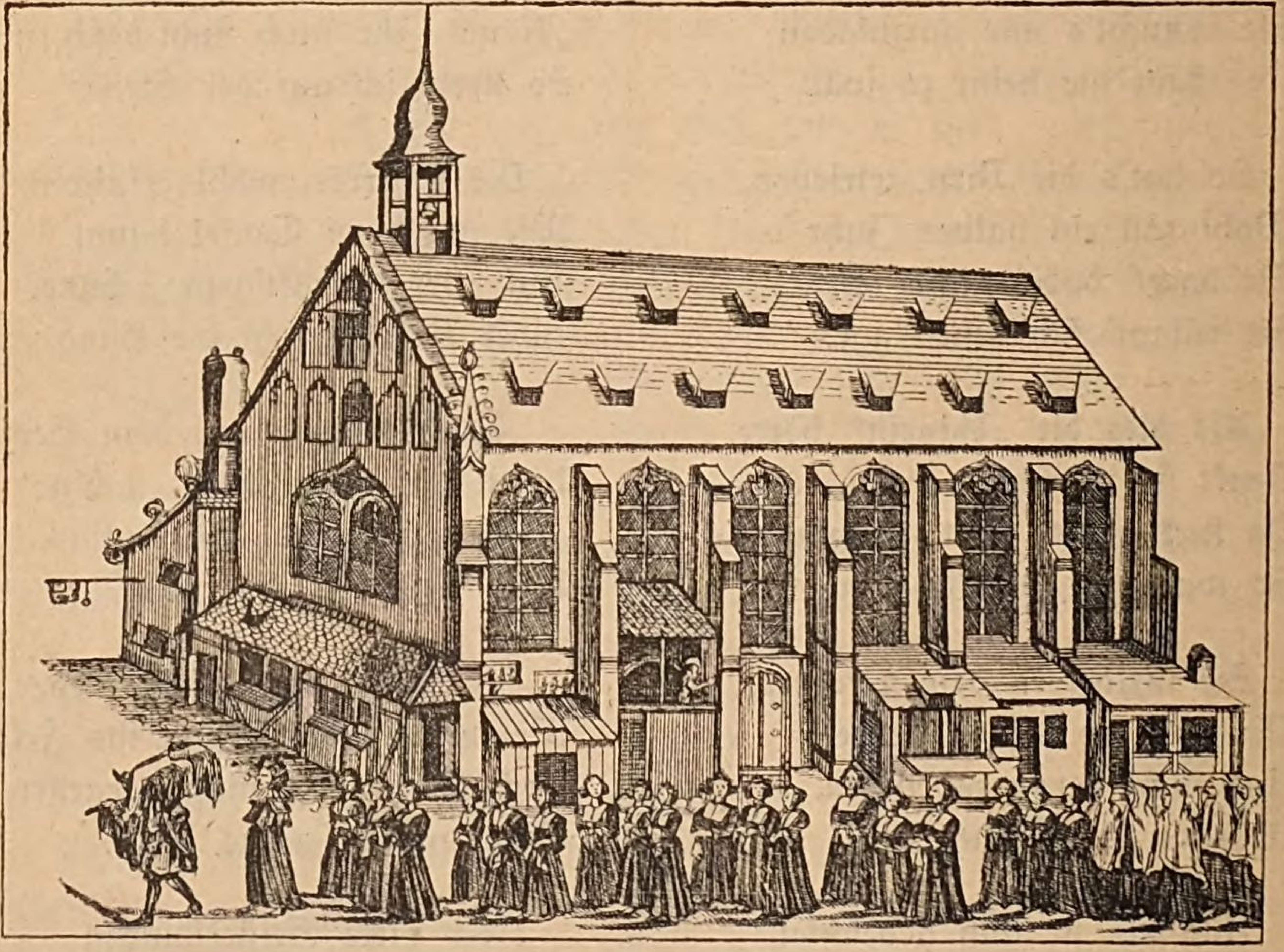
Noch viele Geisterstunden
Schlich klagend er ums Haus,
Doch mocht' es ihm nicht frommen,
Nichts kam dabei heraus.

Ihr lieben jungen Mädel,
Nehmt euer Herz in acht —
Es gibt viel grüne Jungen,
Die auf euch machen Jagd!

145. Der suchende Mönch.

Mitgeteilt von Christian Wildner, Türmer.

Als der Kirchhof bei St. Sebald eingegangen war, entfernte man dort alle Bäume und Sträucher, auch wurde das Portal am Pfarrhofe abgetragen, so daß nun der ganze Platz vor der Kirche frei dalag. Lange Zeit jedoch mieden die Nürnberger zur Nachtzeit diese Stätte. Man erzählte sich gar unheimliche Geschichten, die den Vorübergehenden dort um die Mitternachtsstunde passierten. Die Bäckerknechte in der Pfarrhofbäckerei begaben sich ungerne zur Nachtzeit an den dortigen Brunnen. In der Stunde von elf auf zwölf konnte der Meister keinen hinaus bringen; denn beim



Die Morizkapelle. Nach einem alten Stich.

jedesmaligen Betreten des nun freien Platzes zwischen dem Brautthore und der Moritzkapelle sah man einen Mönch lautlos und händeringend, gleichsam als suche er etwas Verlorenes, auf- und abgehen. Der Junge des Pfarrhofbäckers von dazumal war aber einer von der Sorte, die heute noch in Nürnberg unter den Bäckerjungen zu finden ist, einer, der selbst den leibhaftigen Gottseibeiuns nicht fürchtet. Dieser Junge ging einmal trotz aller Warnung von Seite des Meisters und der Gesellen zur besagten Stunde hinaus, um, wie er sagte, dem Pfaffen beim Suchen behilflich zu sein. Er kam nicht wieder. Als es endlich Tag wurde, gingen Meister und Knechte, ihn zu suchen. Bald sahen sie ihn ohnmächtig bei der Morizkapelle liegen. Heimgebracht, lag

der Frevler lange Zeit krank darnieder, und nach seiner Genesung erzählte er folgendes: „Tanzend, singend und pfeifend kam ich auf den Platz und fand dort mitten im Wege die Kutte eines Mönches. Ich wollte dieselbe aufheben und anziehen, um in der Backstube Meister und Gesellen damit zu foppen, doch beim Niederbücken nach der Kutte schlug es eben vom Turme mit dumpfen Schlägen die Mitternachtsstunde. Plötzlich fühlte ich mich mit eisernen krallenartigen Fingern am Genick gepackt, und eine Stimme, die des suchenden Mönches, sprach in hohlem und feierlichem Tone zu mir:

Hätte die Glocke nicht zwölf geschlagen,
Hättest du die Kutte davon getragen!"

146. Der Geist in der Kanne.

Von J. M. Lotter.

Am Frauenthor zu Nürnberg
Ein altes Wirtshaus*) steht;
Man merkt dran nichts Besondres,
Wenn man vorübergeht.

Doch drin im Hause selber
Soll's nicht geheuer sein.
Einst war es so verrufen,
Daß niemand mehr kehrt' ein.

Ein Geist von schlimmer Sorte
Rumort' drin, 's war ein Graus,
Und übt' an Wirt und Gästen
Den gröbsten Unfug aus.

Wer an den Tisch sich setzte
Und nahm die Kann' zur Hand,
Konnt' sie nicht niederstellen,
Bis solche leer sich fand.

So tranken Wirt und Gäste
Gar schnell sich allzuvoll;
Der Geist, der schlimme, lose,
Macht bald sie alle toll. —

Der Obrigkeit der Reichsstadt
Konnt' nicht's verborgen sein;
Sie hörte von dem Unfug
Und schritt dagegen ein.

Man kann die Geister bannen;
Man muß es nur versteh'n. —
Hier lebt' ein Rauchfangkehrer,
Durch den sollt' es gescheh'n.

Er galt als sehr erfahren
In jeder schwarzen Kunst,
Konnt' jeden Teufel zwingen,
Merkt' nicht auf Höllendunst.

Der hat den Geist verschlossen
In einen Krug von Zinn,
Daß er nicht kann entweichen,
Muß ewig bleiben drin,

Wenn man nicht hebt den Deckel.
Und daß dies nicht tret' ein,
Ließ er die Kann' vermauern
Bei geweihter Kerze Schein.

Ein Pfeiler in dem Hausflur
Bezeichnet noch den Ort,
Wo man sie hat geborgen
Nach des Beschwörers Wort.

Und legst du deine Ohren
Dicht an den Pfeiler hin,
Hörst Du den Geist rumoren,
Er ist noch immer drin.

*) Im Gasthaus zum „goldenen Bären.

147. Der unheimliche Schatz.

Mitgeteilt von F. R.

„Daß Du gewacht und nicht geschlafen, auch nicht geträumt, wohl aber den Geist gesehen hast, leibhaftig ihn gesehen: das gebe ich Dir ja gerne zu und habe noch keinen Augenblick daran gezweifelt; daß er aber gesprochen habe, daß Du gehört, was er gesprochen, das, lieber Sebastian, mache glauben, wem Du willst, Deine Ursula ist dazu ein für allemal doch ein bißchen zu alt."

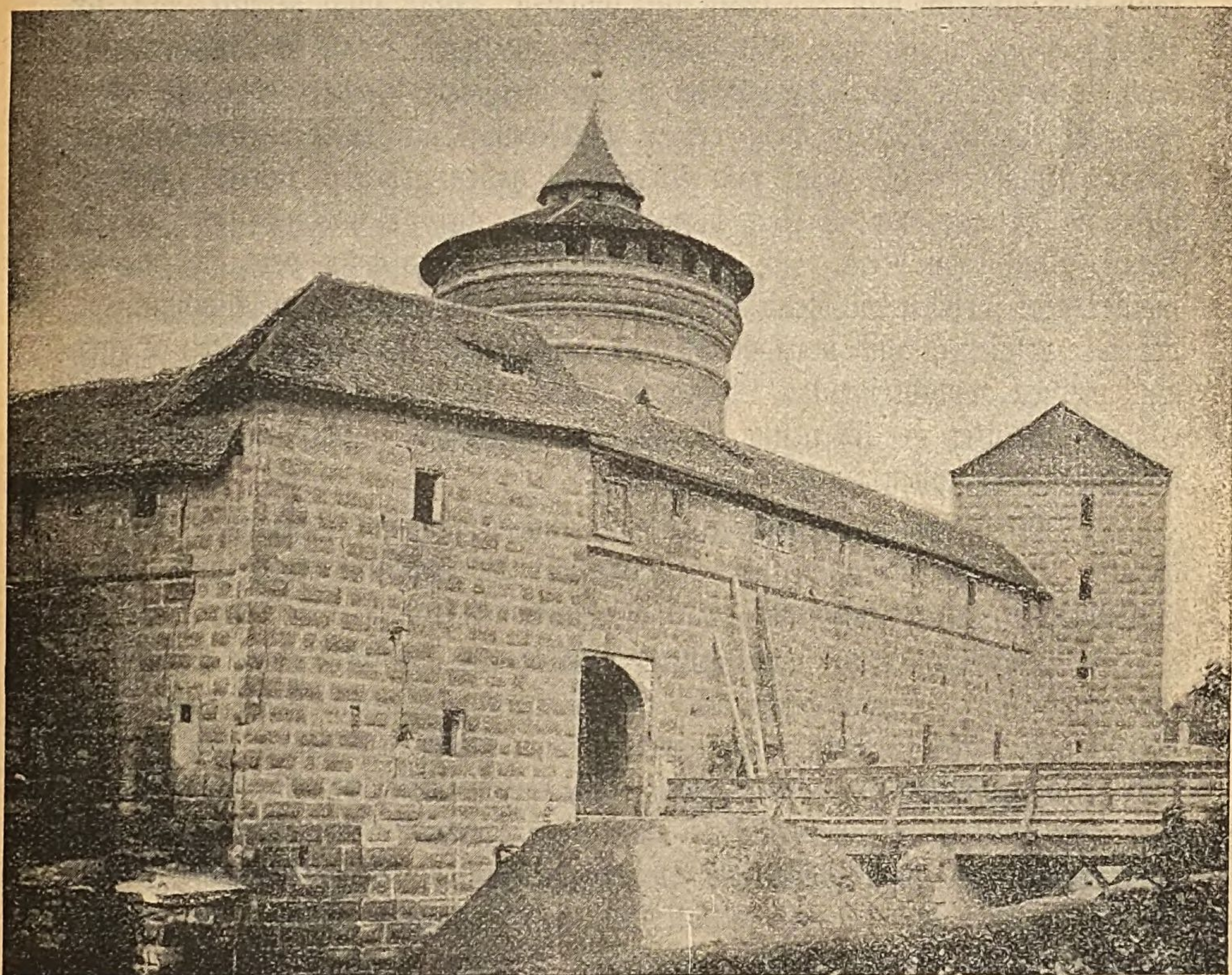
„Und ich sage Dir," fuhr, in Eifer geraten, Sebastian Nadler, ehrsamer Schneidermeister und wohnhaft im Schlüsselfelderischen Garten bei Wöhrd, einer Vorstadt des alten Nürnberg, heftig auf, während der Arm noch einmal so schnell den Faden zog, mit dem er die Teile vom Wams eines Knappen des Pflegers von Lauf künstlichst verband, „und ich sage Dir, weiblicher Thomas," wiederholte er, „ich habe ihn nicht nur gesehen mit diesen meinen Augen, sondern ihn auch sprechen gehört, einmal, zweimal und dreimal mit diesen meinen Ohren!" —

Und wieder begann der wie ein Bügelstahl, den ihm jetzt sein getreues Ehegespons Ursula aus der Küche brachte, glühende Ellenheld der vielgeliebten, aber höchst ungläubigen zweiten Hälfte seines Ich's, zum wenigstens fünfundzwanzigstenmale, zu erzählen, wie seit nun vier Wochen um Mitternacht von Sonnabend auf den Sonntag es ihm gewesen, als ob ihn jemand wach riefe; er sei auch stets wirklich erwacht und habe nun vor sich die Gestalt eines Mannes erschaut, jung und schön, aber totenbleich, gehüllt in weißen, schwarz bekreuzten Mantel. Der Mann habe ihn mit überaus trauriger Miene angesehen, langsam mit der Hand gewunken und ihm zugerufen: Komm' doch, o komm'! —

Eben letzteres aber wollte Frau Nadler nicht einleuchten, wenn es ihr auch für ausgemacht galt, daß ein Geist erscheinen könne; da sie jedoch niemals noch erfahren, daß ein solcher auch zu reden vermöge, so zweifelte sie nicht minder daran, daß hier gerade eine Ausnahme zu statuieren sei, als daß ein ehrbegabter Schneidermeister und insbesondere ihr sehr getreuer Sebastian die Sprache eines Geistes zu vernehmen imstande sei. Erst als der Mann ihrer Wahl von neuem sich hoch vermaß und, kirschrot im Gesichte geworden, gewaltig den schweren Stahl in das Plätteisen stieß und nun mit ihm auf und ab auf dem glänzenden Wolltuche fuhr, daß es nur so klitschte und abermals sich vermaß und beteuerte bei seinem Hauptschwure, so wahr er nur um eine halbe Elle die Kunden hinter das Licht führe, der Geist habe gesprochen, und er ihn auch vernommen, vermerkte sie wohl, daß ihr Herzblatt sich doch nicht geirrt haben könne und gab, sich gefangen erklärend,

zu, was nicht länger sieghaft von ihr in Abrede zu stellen war, weshalb sie gar nichts mehr davon reden noch wissen wollte.

Allein Meister Nadler, einmal aufgebracht, war nicht so leicht wieder zu beruhigen. Abermals versuchte er seiner Ehehälfte zu beweisen, daß der Geist gesprochen, und er ihn auch gehört haben müsse, für welch letzteres er nebenbei auf seine eben nicht zu kleinen Ohren deutete und festen Mutes behauptete, daß, wem solche Ohren geworden, dem Bagatelle sei, nicht nur



Das ehemalige Wöhrder-Thor.

einen Geist sprechen, sondern selbst das Gras wachsen zu hören, wenn, Notabene, meinte er wohlweislich, dies möglich sein würde.

An zwei volle Stunden deducierte unermüdlich unser Meister Frau Ursula in gedeuteter Richtung, bis endlich, um nur den, wie es schien, undämmbaren Redefluß des Herrn Gemahls abzuleiten und sich selbst zu beruhigen, die Schneidersfrau begann: „Ich gebe Dir in allem recht, Sebastian; doch weißt Du, was ich nun für das Beste halte?“ —

Kopfschüttelnd und nicht ohne geheimen Ärger, in seinem ihm vortrefflich dünkenden oratorischen Exercitium unterbrochen worden zu sein,

blickte Meister Nadler Ursula an, welche hierauf fortfuhr: „Ich rate Dir, zu Seiner Hochwürden, dem Herrn Pfarrer, zu gehen, der ist ein gar hochgelehrter Herr und wird Dir gewiß sagen können, was denn eigentlich da zu thun ist; denn daß nicht für nichts und wieder nichts der Geist Dir erscheint und gar Dich auffordert, mit ihm zu kommen, das ist gewiß.“ —

„Allerdings Ursula, ganz recht,“ bekräftigte der Meister und fügte bei: „Habe Dir es schon gesagt, Frau, und sage es Dir nochmals: glücklich kann und glücklich will der Geist uns machen. Was mich betrifft, bin ich fest überzeugt,“ und ein Blick sagte der Meisterin, daß Sebastian hoffe, auch sie werde es sein, „daß Leute in der Reihe der Geister leben, die ihrer Zeit bei Meister Nadler, dem ersten Bekleidungskünstler Wöhrds und der ganzen Umgegend bis Lauf und Altenfurt, haben arbeiten lassen. Kommt nun die Runde der Seelen bisweilen auch auf Schneider und unsere Kunst, glaubst du denn, daß meine ehemalige Kundschaft vergessen werde, meiner auch drüben rühmend zu gedenken! Davon hat nun der Weißmantel, der mir erscheint, auch vernommen und beschlossen, in meinen alten Tagen auf meinen wohlverdienten Lorbeeren durch Hebung des Schatzes, der im Garten dahinten — ich nenne ihn halt den unsrigen — verborgen sein soll, mich behaglich ruhen zu lassen.“

„Ih! so wäre ich doch gleich mit ihm gegangen!“ bemerkte Ursula darauf, „und ich sehe gar nicht ein, weshalb du Tag und Nacht dich quälst und marterst, immer ungewiß, was Du zu thun hast!“

„Hat sich was mitzugehen!“ erwiderte kleinlaut der Schneider, indem er sich verlegen hinter den Ohren kratzte. „Sieh, liebe Frau, mit Geistern ist nicht zu spaßen, die halten einen gleich bei Wort und Zipfel. Und so ausgemacht ist es eben auch nicht, daß wirklich es kein böser Geist, dem es gefällt, Visite bei Meister Nadler zu machen — außerdem — ah! da fürchtet sich dein Sebastian vor zehn Geistern nicht, geschweige vor einem! — aber so — weißt Du Ursula, so ist es halt doch ein vertracktes Wagnis.“ —

„Drum gehst Du zu dem Herrn Pfarrer und erzählst ihm das Ganze und fragst, wie Du Dich zu verhalten hast!“ entschied die Frau Meisterin.

„Ein gescheiter Einfall, ganz würdig meiner Frau!“ meinte Sebastian Nadler, „und wenn ich hier dieses Wams gar fertig gebügelt und gesteppt —“

„Nichts da!“ drängte das besorgte Weibchen, „jetzt eben ist die Frühmesse vorüber und Seine Hochwürden daheim. Jetzt gehst du und keine Minute später; sonst ist der Herr Pfarrer hinüber nach Sankt Jobst und morgen ist wieder Sonnabend!“

„Hast Recht!“ sagte Nadler, den namentlich die letztgesprochenen Worte Ursulas, in Erinnerung, daß es bisher stets die Nacht von Sonnabend auf den Sonntag gewesen, in der ihm die Erscheinung geworden, bestimmte, Stahl und Bügelholz bei Seite zu stellen, in das von der Liebsten schnell herbeigeholte Festtagskollett zu schlüpfen und, nicht ganz leichten Herzens, doch voll der Neugierde, welcher Rat ihm werden werde, das niedere Häuschen, das er bewohnte, zu verlassen und in Gottes Namen zu dem Pfarrer in Wöhrd sich zu begeben.

Wie seine Ehehälfte ihm vorher gesagt, war dieser eben aus der Kirche heimgekommen. Meister Nadler, dem Geistlichen wohl bekannt, ward von demselben freundlich und liebreich aufgenommen. Nachdem ihm der Schneider von den ungebetenen nächtlichen Besuchen, die er allwöchentlich seit nun einem vollen Monate empfange, umständlich erzählte, der Pfarrer noch eines und das andere, geignet, hie und da ihm aufgestoßene Zweifel zu berichtigen, gefragt hatte, wies er Sebastian an, was er zu thun habe, wenn nochmals der Geist sich ihm zeigen und ihn auffordern würde, ihm zu folgen.

Eben nicht besonders beruhigt, kehrte der Held der Nadel wieder heim und, getreu der Mahnung des Pfarrers, verschwieg er mit anerkennenswertem Heroismus der schon unter der Thüre seiner harrenden Ursula, was ihm für den Fall des Wiedererscheinens seines unheimlichen Gastes von dem geistlichen Herrn geraten worden sei.

Wohl schmähte und schmollte die getreue Hälfte des Schneiders; wohl zog sie in Zweifel, daß Seine Hochwürden ihm habe gebieten können, selbst ihr und beziehungsweise sich selbst zu mißtrauen und verborgen zu halten, was er bezüglich des Geistes zu thun habe. Allein wider alles Erwarten des Weibchens und gegen alle bis jetzt diesfalls gemachte Erfahrungen blieb Sebastian heldenmütig schweigend, und weder Schmollen noch Keifen, weder Bitten noch Thränen, selbst nicht Kosen und Schmeicheln vermochten ihm den Mund zu öffnen.

Da saß der Held der Verschwiegenheit tief in Gedanken und trennend und nähend, als ob keine Ursula mehr neben ihm sitze und sich die Augen rot weine ob seines Starrsinns!

Als es aber andern Tages Abend wurde — wir wissen, daß es ein Sonnabend war — und sie zu Bette gingen, und Sebastian so recht bekümmert sie ansah und Ursula so recht bekümmert ihn, und er sie nun um alles in der Welt bat, doch nicht zu schlafen, sondern wach zu bleiben bis Mitternacht, denn heute, wenn der Geist sich wieder zeige, was leicht geschehen dürfte, entscheide es sich und jetzt noch einen Kuß auf ihre gerade nicht mehr blühenden Lippen drückte mit einer Zärtlichkeit, die ihn seit mehr als dreißig Jahren nur höchst selten entflammte und dabei schluchzend ausrief: „Vielleicht, Ursula, war es der letzte Kuß deines Sebastian!“, da

wollte es ihm doch bange werden ums Herz, und er gedachte auch des schlimmen Endes, das die Geschichte nehmen möchte. Beide gingen seufzend zu Bette, sprachen noch ein Stündchen miteinander von Wetter und teuren Zeiten, und noch hatte es nicht elf Uhr des Nachts geschlagen, als Ursula schnarchend wie sonst dem süßesten Schlaf sich ergeben hatte. Nicht so Meister Nadler. Nachdem er vergebens gesucht, seine teure Hälfte zu wecken, harrte er zähneklappernd der verhängnisvollen Stunde. Schon war elfeinhalb vorüber, und schon zeigte die schwerfällige Wanduhr nur wenige Minuten noch auf drei Viertel. Auch diese Zeit verstrich; endlich dröhnten zwölf dumpfe Glockenschläge von dem Kirchturme Wöhrds wie heraus von den Türmen der Stadt, und noch war der letzte Schlag nicht verklungen, als die fest verschlossene Thüre leise knarrend sich öffnete, und durch sie lautlos die Gestalt eines Mannes trat, jetzt Sebastian sich nahend. Voll leuchtete der Mond in das Stübchen. In seinem Scheine zeigten sich totenblaß die Züge des Unbekannten, und tiefer Schmerz lag in ihnen ausgeprägt, während das lichtblaue, doch glanzlose Auge milde auf dem Meister ruhte. Ein langer weißer Mantel, auf dem ein schwarzes achteckiges Kreuz, war um die Erscheinung geschlagen, und darunter schimmerte ein rostbefleckter Panzer, wie dunkel der Eisenhelm war, von dem herab drei schwarze, breite Federn winkten. Meister Nadler wußte nicht, daß Mantel und Kreuz den Deutschherrenritter kündeten, deren einige vor Jahren aus Polen und Preußen auf die Edelsitze um Wöhrd heimgekehrt, in der Heimat verstarben und auch begraben worden waren. Wie es der Pfarrer ihm gelehrt, zog Sebastian jetzt ein von dem Priester geweihtes Kruzifix unter dem Bettkissen hervor, es geradezu der Gestalt mit den ängstlich hervorgestammelten Worten entgegenhaltend: „Bist du der Hölle, so weiche, Geist des Bösen, im Namen des Dreieinigen!"

Doch nicht zurück wich die Erscheinung, wohl aber lächelte sie traurig und sanft, schüttelte leise das Haupt und faltete wie betend die eisenbeschienten Hände. Darauf winkte sie wie früher, und ohne daß ihre Lippen sich bewegten, vernahm Sebastian deutlich die Worte, gesprochen bittend und flehend: „Komm' doch, o komm!" — Da ermannte sich der Meister befahl, nach Weisung des Pfarrers, Gott seine Seele und, gekleidet wie er war, verließ er darauf das Lager, dem Geiste vorwärts deutend. Wie Freudenschimmer zog es eine Sekunde auf in dem leichenblassen Gesichte der Gestalt. Dann schritt sie, lautlos, wie sie gekommen, ohne daß nur eine Feder auf dem Helme schwankte oder eine Schiene erklirrte, wieder zur Thüre hinaus, und bebend folgte Sebastian.

Hinter dem Häuschen des Schneiders, einem Anbau des großen und weitläufigen Gebäudes, das ehemals die Schlüsselfelder bewohnten, jetzt aber schon lange verlassen stand, zog sich ein weiter, öder Garten

hin. Ihm ging der Geist zu, und nachdem beide einige Baumgänge durchschritten, kamen sie vor eine Laube, in der Nadler kurz bis vor Anbruch der Nacht gesessen und Ursula geholfen, Petersilie für morgen zu putzen, da ihm die Arbeit auf der Werkstätte zulezt gar nicht mehr vorwärts hatte gehen wollen.

Als sie nun in die Laube eingetreten waren, gebot ihm der Geist, an einer Stelle, auf die er mit dem Finger deutete, zu graben.

„Grab' nur selbst!" war die Antwort des Schneiders, welche er, dem Rate des Pfarres gehorchend, stets dem Geiste zuerst zu heißen, was dieser ihm befehle, diesem gab. Doch seufzend gab ihm die Gestalt die Hacke und sprach zum andernmale, weit milderen Tones aber als vordem: „Grabe, Mann, es geschieht dir kein Leid!" Nun begann der Meister mit der Hacke und einem, wohl von ihm selbst abends vorher hier absichtslos liegen gelassenen Spaten zu graben und hatte nur wenige Schuh Erde ausgehoben, als er an etwas Klingendes stieß. Er erinnerte sich des Schatzes, von dem man ihm als Kind schon erzählt hatte, und der gewiß von dem Geiste ihm zugedacht war. Bald hatte er ein dunkles Geräte von Eisen oder anderem Metalle bloßgelegt. „Aha, das ist der Schatz!" dachte er und hob es aus der Grube. Es war ein Kessel von schwarzem Eisen und ziemlich leicht. Gar viel des Goldes schien er deshalb nicht zu bergen. Doch war der Schneider genügsam und meinte so für sich, wenn er nur immer erhielte, das Häuschen, in dem er zu Miete wohnte, kaufen und bar auszahlen zu können, mehr wolle er seiner Lebtage nicht.

In diesem Augenblick vernahm er dicht in seiner Nähe den Klageruf einer weiblichen Stimme: „O mein Gott, verzeihe den Verbrechern!" Schnell warf er seinen Blick hinter sich; doch was er sah, faßte ihn mit Grausen. Zitternd ergriff er das Kruzifix, das er auf der Brust trug, und kehrte es gegen die Ursache seines neuen Schrecks. Es war die Gestalt einer Dame, schön, wie Meister Nadler noch kein Weib gesehen zu haben glaubte, seine Ursula nicht ausgenommen, als er vor so und so viel Jahren sie in dem grauen Wolf am Laufer Thor in der Stadt kennen gelernt hatte. Doch auch sie war leichenblaß wie der Ritter, der neben ihr mit verschränkten Armen stand und stumm und düster das Auge auf den Kessel geheftet hielt.

Ein langes, schwarzseidenes Kleid umfloß die Bleiche, und wie ein Diamantreif blitzte es im Mondschein um die marmorweiße, hohe Stirne, von der herab bis zur Erde ein silbergestickter, schwarzer Schleier fiel. Auch aus ihrem Auge, blau wie das seine, sprach unendliches Wehe, nur wenig gemildert durch des blonden Haares Fülle, die sich in Locken herab auf die Brust ringelte.

Wie er, der Ritter, wich auch das Frauenbild dem Kruzifix nicht, doch vor dem Kessel sank sie zu Boden, umfaßte ihn und rang leise und ächzend die Hände. „Noch ist es nicht gethan, Ida!“ sprach dumpf der Ritter, „noch bleibt das andere uns zu thun!“

Mühsam erhob sich die Dame, gestützt auf den Ritter und einen Blick tiefsten Schmerzes ihm zuwerfend. Darauf barg sie die totenbleichen Züge in einem feinen, weißen Spitzentuche und wandte das Auge nicht mehr von dem Kessel.

„Jetzt habe ich's!“ dachte der Schneider, „da drinnen sind die Perlen und Diamanten, die der Schönen bei Lebzeiten gehörten, und die sie mit dem Weißmantel hier vergraben, um sie dem braven Sebastian nun zu schenken; so ist es und nicht anders!“ — Denn daß auch die Dame, gleich dem Ritter, nicht lebendig sei, hievon überzeugte den Schneider schon der Modergeruch, der rings um beide aufstieg.

Sicher glaubte er auch, daß sie oder ihr Gefährte jetzt zu ihm sagen würde, etwa wie: „Nun öffne den Kessel oder nehme ihn gleich heim zu dir, lieber Sebastian Nadler, und was in ihm, schenken wir dir zur Belohnung des Muts eines Schneiders; der Dank hiefür ist unsere Erlösung, die eben dein mutvolles Aufgraben des Schatzes bewirkte.“

Allein es geschah nichts von dem. Wieder vorwärts deutete der Ritter, indem er Sebastian mit kurzen Worten befahl, den Kessel aufzuhucken, und seine Miene strenge und düster ward.

Von Angst ergriffen, that der Schneider nach Weisung des Geistes, nahm den Kessel und ging mit ihm rückwärts wieder seinem Häuschen zu. Als er durch die Hinterthüre desselben eingetreten war, gedachte er nicht anders als daß ihn der Weg zu seiner Wohnstube führen werde. Doch nicht wenig erschrak er, als über ihn der Ritter sich beugte, neben dem die Dame, lautlos wie dieser, dahin wallte und auf die, wie sich zeigte, offene Vorthüre, die er am Abend doch selbst geschlossen hatte, deutete, den Flur der Hütte durchschreitend.

Bebend und zagend gehorchte Sebastian, den Geist, den Schatz, den Pfarrer, Ursula und endlich sich selbst leise verwünschend. Nun waren sie auf der Straße. Vorwärts trieb ihn der Wink des Geistes und immer vorwärts. Doch wie er durch die Gassen Wöhrds mit dem Kessel eilte, wie gehetzt und gejagt, hinter ihm drein, jetzt schlürfend und rauschend, der Ritter und die Dame, ward immer schwerer das Gewicht, das er trug, und bis er zu dem Wasserthore kam, meinte er, unter der Last niedersinken zu müssen.

Ringsum Totenstille; nur seitwärts murmelten die Wellen der Pegnitz, und droben am dunkeln Himmelsgezelte trieben sich dumpf tosend Wolke auf Wolke, des Mondes gold'nes Licht bald tief verhüllend, während es

am Saum des Waldes gegen Mögeldorf und Erlenstegen von Zeit zu Zeit grell wetterleuchtete. Als sie nun draußen vor dem Thore waren, deutete der Ritter links aufwärts, den Weg zum Kirchhof. Da knickte Sebastian in die Knie; aber auf riß ihn des Ritters Faust, kalt wie Eis, und vorwärts zog sie ihn, hinein durch das offen stehende Thor in den Gottesacker und hin bis zu den Gräbern nächst der Kapelle des Friedhofes, dem einst gewesenen Erbbegräbnisse derer von Schlüsselfelder.

Dicht an der Umfassungsmauer derselben zeigte sich ein offenes Grab. An seinem Rande sank händeringend die Dame nieder, und finster starrte der Ritter bald auf sie, bald auf den Kessel, den jetzt der Schneider neben sich auf den Sandboden hatte gleiten lassen.

Herüber von Jobst und Glaishammer tobte wilder Sturmwind, und zwei Gewitter, von da und dort aufgezogen, brachen mit einemmale unter gewaltigem Donner und Blitz, dem prasselnd Regen folgte, aus.

Schier seiner Sinne bar, vernahm nun der Meister des Ritters Gebot: „Öffne den Kessel, und was in ihm, nimm heraus!"

Nadler rüttelte an dem Deckel des Gerätes, der aber fest aufgenietet schien. Die Anstrengung, mit welcher er an dem Kessel gearbeitet, brachte ihn einigermaßen wieder zu sich; er gedachte des Schatzes, und über ihm vergaß er für Augenblicke das Grausenhafte seiner Lage. Doch umsonst all' sein Mühen; der Deckel wich nicht. Da nahte sich die Dame. Sie berührte den Kessel mit dem Zeigefinger der Rechten, sank aber sogleich wieder an ihm jammernd und ächzend zu Boden. Kaum aber hatte jene das Geräte berührt, als sein Deckel unter gewaltigem Krachen aufsprang. Hinein griff der Schneider, in sicherer Erwartung, nunmehr den Schatz sich eigen machen zu dürfen, um dessenwillen er bis jetzt so viel schon erduldet.

Doch wie von einer Viper gestochen, prallte er schreiend zurück; denn was er faßte und jetzt aus dem Kessel hob, war nicht Gold noch Silber, nicht Perle noch Diamant, wohl aber das nackte Gerippe eines Kindes, das nun, den Händen Sebastians entfahrend, rasselnd am Kessel niederfiel.

Mit einem Weheschrei, der ihm die Haare zu Berge trieb, stürzte die Dame hin über das Gerippe und riß es auf und an ihre Brust. Vor aber schritt der Ritter im schwarzbekreuzten Mantel, nahm das Skelett dem Frauenbilde und sprach mit unnennbarem Schmerze: „Du hast im Leben es vergessen, Ida, gedenke seiner auch im Tode nicht!" Darauf deutete er dem Meister eine Stelle der Hirnschale des Gerippes mit den wie einem Grabe enttönenden Worten: „Zieh aus!" Sich kreuzende Blitze, welchen krachender Donner folgte, hellten für Minuten ringsum den Friedhof, und was auf ihm. In ihrem Scheine erkannte Sebastian die Halswirbel des Skelettes umgedreht und eine leuchtende Goldnadel im dem Schädel des

Kindes. „Nimmer!“ schrie der Schneider jetzt wie außer sich auf, „nimmer und nimmer! Hier ist ein Mord geschehen!“

„Hörst du es, Ida, hörst du? — ein Mord sagt er!“ rief der Ritter der Dame zu, und wie vernichtet nickte diese das Haupt. Dann wandte er sich gegen den Meister und donnerte: „Du mußt, elender Erdenwurm!“ Zugleich hob er drohend die Eisenfaust, und im Gesichte zog es auf wie Glut der Hölle. Nadler faßte nach seinem Kruzifix. Doch wehe! es mußte ihm auf dem Wege entfallen sein; er fand es nicht. So gab er sich denn, Gott sich befehlend, in sein Geschick, zog an dem Kopf der Nadel und entfernte sie aus der Hirnschale. Darauf brachte er auf wiederholte Weisung des Ritters auch die gebrochenen Halswirbel in die natürliche Lage das Gerippe, neben welches er die Nadel legte, zurück in den Kessel und diesen in das offene Grab, in das von selbst die auf beiden Seiten aufgehäufte Erde zusammenfiel.

In wenigen Minuten war das Gräßliche geschehen. Jetzt blickte Sebastian auf. Eben sah er noch die Dame, dankend ihm zuwinkend, in der Kapelle der Schlüsselfelder verschwinden, wie den Ritter seufzend gegen den Ausgang des Kirchhofs zuschreiten, dort aber plötzlich niedersinken. Als auch ihn sein totmüder Fuß dahingetragen, fand er an derselben Stelle wo der Ritter niedergesunken, Staub und Asche. Im gleichen Augenblicke schlug es Eins. Das Gewitter, welches von Minute zu Minute abgenommen, sobald der Kessel in das Grab gebracht worden war, legte sich vollends. Wieder strahlte der Mond wie zuvor und zeigte dem Meister den Weg nachhause., Noch schlief Ursula. Er weckte sie und erzählte ihr nun alles. Betend brachten beide die noch übrigen Stunden der Nacht zu. Als Sebastian die Kleider wechselte, fand er das Kruzifix im Unterfutter seiner Schaube, wohin es gefallen war.

Am andern Morgen teilte er das Erlebnis der vergangenen Nacht dem Pfarrer mit. Alsobald begab sich dieser mit Nadler in die Kapelle des Friedhofes. Die Gruft der Familie der Schlüsselfelder stand offen; wer sie geöffnet, wußte man nicht. Wohl bargen die Särge in ihr auch weibliche Gerippe, selbst hie und da noch mit einigen Fetzen bekleidet; in schwarzem Seidenkleide, mit Diamantenreif um die Stirne, fand sich keines, wie nirgends das Grab, in welches der Schneider den Kessel mit dem Kindergerippe versenkt hatte. Ein Häufchen Asche aber lag nahe am Eingange des Friedhofes. Der Schneider schauderte — er erinnerte sich des Verschwindens des Ritters vor dem Gottesacker, des Erschauens von Staub und Asche heute Nacht, da, wo jener unsichtbar geworden.

Nach vielen, vielen Jahren fand wohl der Totengräber ein Kindergerippe an einem Orte nächst der Kapelle, wo nach den Kirchenbüchern niemals ein Grab gewesen. Die Knochen waren aber lose, und es fehlten

auch deren einige. Alte Leute erinnerten sich noch dunkel des kund gewordenen grausen Abenteuers des Schneiders, doch näheres erforschte man nicht. — —

Wenige Tage nach jener fürchterlichen Nacht aber ward Meister Nadler vor den Amtmann zu Wöhrd gerufen. Im fernen Polenlande war ihm ein Verwandter gestorben, von dem er nie gehört. Derselbe hatte ihn zum Erben einer großen Summe eingesetzt, die ein Deutschherrenritter, der auf der Heimkehr nach Flandern durch Nürnberg gekommen, von den Kindern des Verstorbenen erhalten hatte zur Behändigung an den Meister und von dem Ritter der Amtmann, der nun das Geld Sebastian auszahlte. Als der Amtmann dem Nadler erzählte, wie das Äußere des Ritters gewesen, gerann das Blut Sebastians. Er hatte in der Beschreibung die Gestalt, die er in jener gräßlichen Stunde am Thore des Friedhofes zu Wöhrd in Staub sich wandeln sah, erkannt. Wohl vermochte er nun das Häuschen, in dem er wohnte, zu erkaufen und bar auszubezahlen; wohl hatten die Tage der Zukunft nichts Schreckendes mehr für ihn; doch nimmer ist er seines Lebens froh geworden, und gerade ein Jahr, nachdem er den Kessel mit seinem grausenhaften Inhalte vergraben hatte, lag auch er auf der Bahre.

Mit ihm starb aber nicht auch die Geschichte des unheimlichen Schatzes, über die Frau Ursula nicht hatte schweigen können, sondern heute noch lebt sie in dem Munde des Volkes in und um Nürnberg, wenn auch nur noch in ihm. Doch zählen ja die Sagen zu dem Schönsten, das einzig durch das Volk von Ahne zu Enkel sich erbt, und dieserhalb dürfte auch Vorerzähltes hier in Druck und Schrift gewahrt erscheinen.

148. Das Studentenplätzchen.

Von J. W. Weickert.

Niemand ging zur Nachtzeit gern über das Studentenplätzchen; selbst bei Tage wurde es womöglich vermieden, denn die abenteuerlichsten Spukgeschichten waren über diesen verrufenen Ort im Umlauf. Umgehen mußte es freilich dort von rechtswegen, denn Selbstmörder oder auch in Gefängnissen gestorbene Verbrecher wurden auf dem Studentenplätzlein eingescharrt, welches Geschäft von eigens dazu angestellten Leuten oft so nachlässig vollzogen wurde, daß nach einem Platzregen nicht selten Hände oder Füße der Begrabenen zum Vorschein kamen; dann rannten die Leute scharenweise hinaus und erkannten in dem scheußlichen Anblick ein Strafgericht des Himmels. Gewiß ist es inzwischen, daß dieses Studentenplätzchen zufolge seiner Bestimmung und seiner Lage an der Mauer des hinteren

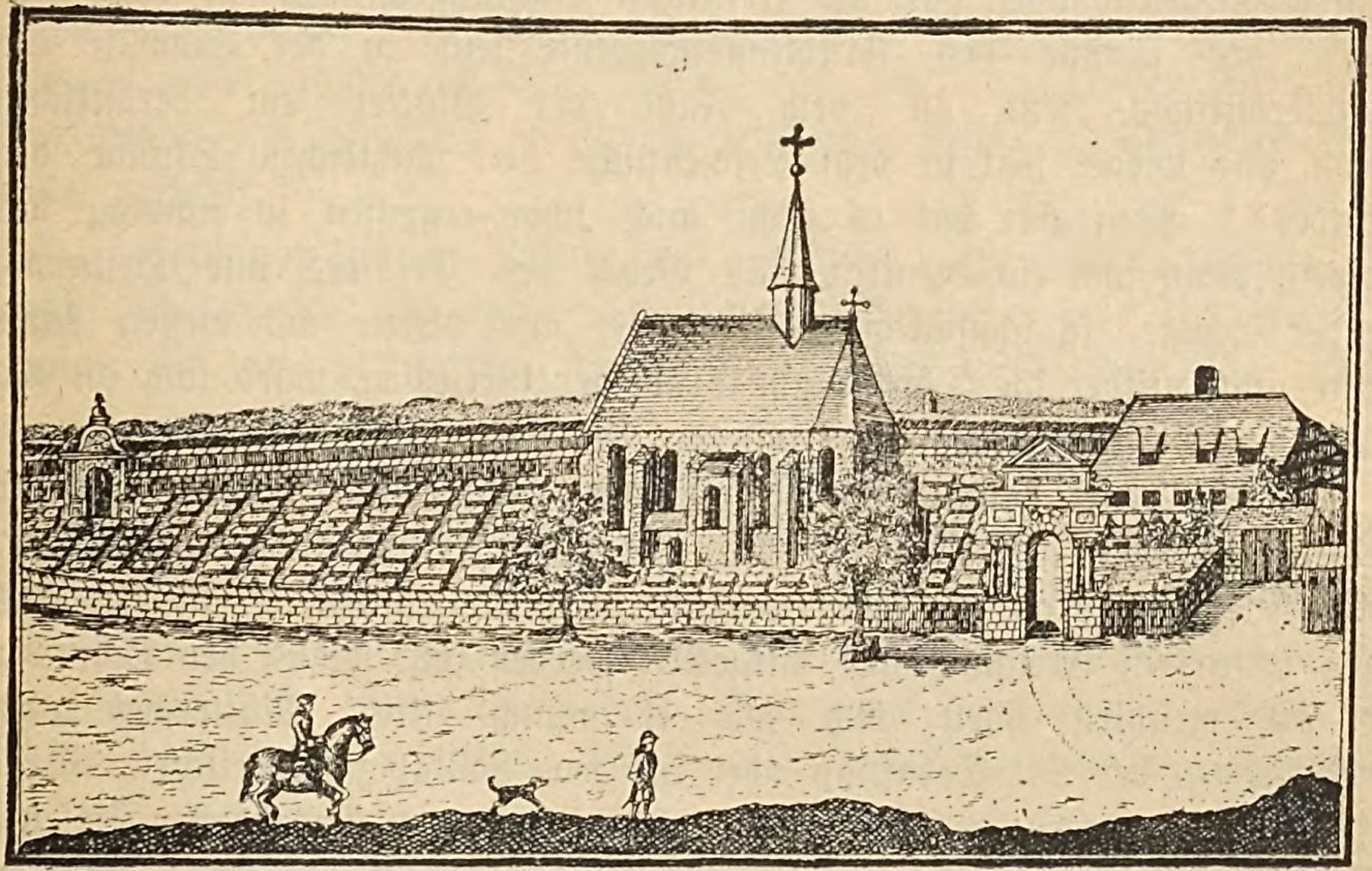
St. Rochuskirchhofes mit seiner einsamen, schweigenden Umgebung für jeden Vorübergehenden etwas Unheimliches hatte.

Einst in einer Winternacht bei sehr strenger Kälte wurde der Leichnam eines verstorbenen Züchtlings von zwei dazu bestimmten Männern auf einem Schubkarren nach dem Studentenplätzchen hinausgefahren, um dort eingescharrt zu werden. Es war 9 Uhr vorbei, als der Leichenkondukt ankam. Ehe die Männer sich aber daran machten, ein Loch in die tiefgefrorene Erde zu graben, hielten sie es nach Art dieser Gattung Menschen für gut, sich erst durch einen Schnaps zu erwärmen; sie legten daher den Leichnam, der in einem Sacke steckte, an die Mauer hin. „Den stiehlt kaner!“ sagten sie lachend. Beim Schubkarren konnte diese Voraussetzung trügen; sie nahmen ihn daher mit in die nahe Schenke.

Ein Betrunkener, der sich wahrscheinlich auf den Ställen, wo Bier und Branntwein geschenkt wird, seine Ladung geholt hatte, mochte den rechten Weg verfehlt haben und taumelte jetzt, vergnügt vor sich hinbrummend, über das Studentenplätzchen, indem er sich an die Mauer hintastete, deren Richtung er nur folgen durfte, um auf den sogenannten Kirchenweg zu kommen. Auf einmal stolperte er über den steifgefrorenen Mann im Sacke; mühsam hielt er sich an der Mauer. „No, wöi ohg'schmog! Wer ligt denn dau?“ brummte er ärgerlich. Indem trat der Mond hinter den Wolken hervor und beleuchtete den Platz. „He, Kamerad!“ fuhr er, schon wieder besänftigt, fort, „steih af, du derfröierst ja meinad dau!“ Keine Antwort. Er rüttelte den Angeredeten — kein Lebenszeichen. „No verdammt!“ lachte der Trunkenbold, „i hob scho an Fetz'n Brand, der haut ober noch an gräißern! Lauß di ner afhieb'n, dau werst ja dertröit'n.“ Mit diesen Worten packte er den bocksteifen Kameraden an, hob ihn nicht ohne Anstrengung auf und lehnte ihn an die Mauer; hier gab er ihm noch einige Verweise über sein sträfliches Trinken, riet ihm, bei der gewaltigen Kälte ja hübsch in seinem Mantel (dafür hielt er den Sack) stecken zu bleiben und tappte sich dann singend an der Mauer fort.

Etwa nach einer Stunde kamen die beiden Totengräber gestärkt und erwärmt zurück, um ihr Geschäft zu beginnen; der Mond beleuchtete eben die Kirchhofmauer ihrer ganzen Länge nach und folglich auch den angelehnten Kerl im Sacke. Wie vom Blitz getroffen, taumelten die beiden zurück, machten, Dienst und Pflicht vergessend, linksum und stürzten nach einigen Minuten totenbleich und zitternd in die Schenkstube, wo viele ihrer Bekannten noch zechend saßen. Jeder wollte reden, und keiner vermochte es; endlich würgten sie doch mit kurzem Atem die schreckliche Geschichte heraus. Der laute Zweifel einiger Gäste, ob sie den Toten auch wirklich an die Erde gelegt oder ihn nicht vielleicht selbst angelehnt hätten, veranlaßte beinahe eine Schlägerei; der Wirt stiftete jedoch Frieden und er-

klärte die beiden für wackere und besonnene Männer, die wohl wüßten, was sie thäten. Mehrere exaltierte Gäste erklärten sich nun sogleich bereit, an Ort und Stelle mitzugehen, und etwa zwanzig Mann, mit Stöcken und Prügeln wohlbewaffnet und vorher noch durch eine Herzstärkung zu Helden erhoben, zogen aus gegen den toten, steifgefrorenen Lump, der bei ihrer Ankunft natürlich noch immer an der Mauer lehnte und jetzt seinen Schlagschatten über den Weg hinwarf. Mit einer wenigstens zwanzig Schuh langen Stange stieß der Verwegenste der Truppe nach dem toten Spitzbuben, während die anderen mit hochgeschwungenen Prügeln dies kühne Manöver



Der Rochus-Kirchhof. Nach einem alten Stich.

deckten. — Der Sackmann fiel — und jetzt erst wagte man es, mit gehöriger Vorsicht näher zu kommen. — Die beiden Totengräber fanden alles in Ordnung, nur das nicht, daß sich der Tote eine freiwillige Ortsveränderung erlaubt und sich an die Wand gelehnt habe. Schnell wurde er eingescharrt, um ein abermaliges Anlehnen unmöglich zu machen.

Die Sache wäre nie ganz klar geworden, hätte nicht jener Trunkenbold sein nächtliches Abenteuer mit einem Betrunkenen, wofür er den Toten hielt, an mehreren Orten und selbst in der erwähnten Schenke erzählt und so durch genaues Zusammentreffen der Zeit und anderer Umstände den wahren Hergang außer allen Zweifel gesetzt.

149. Wiedersehen.

Mitgeteilt von F. N.

Wem von den freundlichen Lesern dieser Blätter sind wohl fremd die von dem Standpunkte der Orthodoxie so oft grämlichst gedeuteten und doch gewiß so vielen schon Trost und Beruhigung gewährenden Gesänge des frommen Witschel, in seinen „Morgen- und Abendopfern" dem Herrn der Welten demütig dargebracht; und wem ist nicht schon Erbauung geworden, wenn er sie vernommen hat, die trefflichen Dichtungen, jetzt in dem Aufsteigen der Sonne des Frühlingsmorgens, jetzt in der Schwüle des Sommermittags, jetzt in dem Falle der Blätter am herbstlichen Abend, und wieder jetzt in dem Leichentuche der nächtlichen Stunde des Winters?! Wen aber hat es nicht auch schon ergriffen in Ahnung des Ewigen, wenn ihm entgegentrat das Gebet des Erlösers und Heilands, wie der Sänger in schmucklosen Worten es uns bietet, und wessen Auge weinte nicht milder die Thräne am Grabe der Geliebten, ward ihm im Gewande der Dichtung jenes die Hoffnung des Wiedersehens verbürgt?

Und dieser Mann und dieser Sänger und Dichter, Johann Heinrich Wilhelm Witschel, gestorben vor mehr als fünzig Jahren als protestantischer Geistlicher und Dekan zu Kattenhochstadt in Mittelfranken, er ist es, aus dessen Leben ein Ereignis hier mitgeteilt werden soll, wie es der Schreiber gar oft erzählen hörte, und wie es manch' altes Mütterchen noch zu Nürnberg, bei St. Sebastian oder in dem Spital zum heiligen Geiste für die letzten Tage ihres mühe- und nicht selten auch leidenvollen Daseins außer Sorge gesetzt, recht wohl auch sich zu erinnern vermag und zu bestätigen; sie weiß die sonderliche Märe von dem „Herrn Pfarrer" und dem, was ihm widerfahren, droben in dem Hause an der Burgstraße der weiland freien Reichsstadt, wie auch das zahnlückige und am Stabe daher schleichende Mütterlein gleichwohl noch bestens sich erinnert, daß es wieder Witschel gewesen, der einst seinem Freunde und Amtsbruder, dem sehr berühmten Kanzelredner Veillodter, der auch seit Jahren schon draußen bei St. Johannis schlafen gegangen, als dieser hochpathetisch ihn gefragt, wie man Rosen brechen könne, ohne daß die Dornen stechen, ziemlich derb in dem treuherzigen Idiome des Nürnberger Bürgers repliziert habe: „Dummer Kerl, zieg Hendscha oh, daß die kana stech'n koh!"

Diese „absonderliche Märe" aber von Witschel und dem, was ihm widerfahren in jenem Hause der Burgstraße zu Nürnberg, ist nun folgende:

Es war in einem der braungetäfelten und hohen Zimmer des zweiten Stockes des bemerkten Hauses an einem kalten und trüben Dezember-

abende, als zwei Jünglinge, still und sinnend der eine, ächzend und schmerzenreich der andere, in dem Gemache sich befanden. Draußen fiel dicht und leise der Schnee und deckte die Straße, hinauf zur Burg geleitend, bis tief hinab zur Kirche Sebaldi und drüber hinaus. mit seinen Flocken. In dem großbauchigen, grünirdenen Kachelofen knisterte schier unheimlich hochloderndes Feuer, wohl angenehme Wärme im Gelasse verbreitend, in dem es übrigens eigentümlich aussah. Da lagen Bücher und Papiere, da hingen Karten, standen Globen hier und dort, wie, die Räume des Himmelsgezeltes zu messende Instrumente dicht daneben zu erschauen waren, und von der Decke herab goß notdürftig Licht eine an einer starken Kette hängende Lampe gothischer Form, das jetzt, im grellen Aufflackern, die Insassen des Zimmers beleuchtete, jetzt beide wieder in mystisches Halbdunkel versetzte.

Drunten auf der Straße war es stille, ganz stille; drinnen im Hause nicht minder, und wenn das Ächzen des einen der Jünglinge im Zimmer sich nicht vernehmbar machte, war's auch in diesem stille, „stille, wie im Totengarten."

Der aber, der in dem stillen Gemache des so stillen Hauses der Burgstraße auf hartem Pfühle lag und ächzte, röchelte und aufstöhnte vor Angst und Schmerzen — er war ein Jüngling und ein sterbender!

Hart war der Pfühl, der ihm zum Todeslager werden sollte; hart und doppelt hart. Denn neben dem Bette stand grinsend die Armut und die Not. Allein in der Welt, Vater und Mutter, Bruder und Schwester, schon seit Jahren ihm vorausgegangen in das Land, wo man kein reich und kein arm mehr kennt, kein hoch und kein nieder, war der Proletar des Geistes, im vollsten Wortsinne, ihr Opfer geworden.

Er hatte studiert und doziert Tag und Nacht, Woche um Woche, Mond um Mond, Jahr um Jahr, bis endlich der Körper unterlag, und der Tod dem armen canditato theologiae, wie so manchem vor ihm, wie auch so manchem nach ihm, dem keine andere Anwaltschaft auf Kanzel und Chorrock als sein Fleiß und sein echt christlich Dulden geworden, ein: Stehe still! gar imperatorisch gebot, und den Ruhelosen in den Hafen der Ruhe, der ewigen, trug.

Doch stand auch weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester, noch sonst einer, dem Blute nach ihm Verwandter — und der letzteren hatte er gar viele, Onkel und Muhmen, Vettern und Basen und alle reich, sehr reich — nur seine Eltern waren es, die, unverschuldet in Armut geraten und in Armut gestorben, und in Armut ihn und die Geschwister, welche damals noch gelebt, zurückgelassen — stand auch nicht einer dieser reichen Verwandten, die von seiner Krankheit wohl gewußt und

von dem Nahen seiner letzten Lebensstunden, da man es ihnen sicher hatte hinterbringen lassen, nun an seinem dürftigen Sterbebette — so war er jetzt doch nicht allein und verlassen, so stand ihm doch einer, nächst dem, der uns ja allen nahe, bei und hielt ihm nun das Haupt und legte es sanft wieder auf das harte Kissen und trocknete ihm den Schweiß des Todes ab und hielt in lebenswarmer Hand die schon erkaltete des Sterbenden und hatte sich's gelobt, heilig und teuer, den Armen nicht zu verlassen, bis er drüben — — und dieser eine war sein Freund Heinrich Wilhelm Witschel.

Mit matter, totesmatter, doch ängstlich und hastig ausgestoßener Stimme, als ob er fürchtete, selbst nicht mehr wenige Worte sich vergönnt zu sehen, sprach, jetzt mühsam sich vom Lager hebend, der Kranke, die Hand Witschels fassend: „Also vergiß es nicht, Wilhelm, wie ich es auch nicht vergessen werde! — Vergiß es nicht, mein teurer, teurer Freund!“ Hohlatmend hielt er einige Sekunden inne; auch Witschel schwieg; er konnte auch nicht eine Silbe in diesem Augenblicke hervorbringen; da sagte wieder jener mit letzter, immer mehr verlöschender Kraft: „Wenn es möglich ist, und wenn Verbindung zwischen hier und dort, zwischen Jenseits und Diesseits — ich halte Wort! Und du, Wilhelm, du wirst nicht schaudern, wirst nicht beben vor dem Geheimnisse, wenn es dir sich öffnet.“

„Ich werde nicht!“ erwiderte nun ernst und feierlich Witschel, „ich werde nicht schaudern, August, werde nicht beben!“ — Der Sterbende ließ die Hand des Freundes los und sank zurück in die Kissen; gichtisch zuckten die Finger, bleich und blaß wurden die Lippen, glanzlos und stier das Auge; Witschel fuhr fort:

„Was wir einst in heiliger Stunde reinster Begeisterung uns gelobt, — ich bin der Mann, es zu halten! — Wer von uns beiden früher hinüberscheidet in das unbekannte Land, von dem kein Wiederkehren mehr, wie man sagt, möglich, der gebe, ist es ihm anders möglich, dem Überlebenden, in dessen Hand er Schwur darob geleistet, die Überzeugung der Fortdauer nach dem Tode durch Sprengen des Banns des Grabes und der Wiederkehr aus ihm; der erfülle, was er versprochen; du mir, ich dir! — Nun ist es dir beschieden,“ schloß thränenden Blickes der Jüngling, „vor mir dahin zu gehen; drum ist's an dir, das Wort zu halten, und an dir, zu erfüllen, was du gelobt. Kehre wieder, ich werde nicht erzittern!“ „Amen!“ röchelte der Sterbende, stöhnte noch einmal voll und tief auf, streckte sich und war eingetreten in das Land, zwischen dem und dem Hier kein Bündnis aufgethan und keine Vereinigung ist. —

Witschels Freund war begraben. Sie hatten ihn draußen auf dem

St. Rochus-Friedhof, zunächst der Mauer — er war ja so gar arm — eingesenkt in stiller Erde Schoß, und ein gewichtiger Stein deckte sein Grab. Witschel saß am Abend des Begräbnistages in demselben Zimmer wieder, in dem sein Freund von ihm geschieden. Trübe und düster starrte er vor sich hin. Unwillkürlich erfaßte Witschel Frost. Er glaubte und glaubte nicht. Er vermeinte, mit Freudesehnen des Heimgegangenen zu harren, und doch wieder rieselte es eiskalt über ihn, gedachte er des Augenblicks, in dem er in fürchterlichem Scheinleben den Toten wieder erschauen sollte.

So war es fast Mitternacht geworden. Witschel saß wachend und offenen Auges; es war die Bibel, die aufgeschlagen vor ihm lag, und in welche er von Zeit zu Zeit einige Blicke warf; ruhig zu lesen, war ihm nicht möglich.

Da hob sich der Zeiger der einfachen Wanduhr; der Hammer schlug an; mit ihm erdröhnte es vom Turme St. Sebaldi in langen, dumpfzitternden Schlägen — es war die zwölfte Stunde, die sie deuteten.

Und im Vertönen des letzten Schlags der Glocke hob sich vor Witschel ein leichter Nebel, gestaltete sich von Sekunde zu Sekunde zu sichtbarer Form, und an ihn her rauschte es schleppend und schleierverhüllt. Es erfaßte ihn ein Grauen, sein Gesicht war bleich, totenbleich, und seine Haare sträubten sich.

Plötzlich war es ihm, als ob er schreien wolle; er konnte nicht; die Kehle deuchte ihm verschnürt; kaum vermochte er noch zu atmen; er sah und sah nicht; das Auge verglaste sich; er suchte es zu schließen, auch dies umsonst; er sah und mußte, schauderergriffen, sehen.

Und vor ihm stand es, wie des verstorbenen Freundes Gestalt; nicht so bestimmt und scharf in den Umrissen, wie im Leben; nur dumpf und nebelhaft; aber vor ihm stand es, sicher, gewiß — es war keine Täuschung des Auges, keine Täuschung der Sinne!

Und aus von dem Phantom und dennoch wieder dem Wirklichen, das ihm nun näher und näher schlürfte und wankte und immer sichtbarer und deutlicher ward, aus von ihm, flüsterte es still, geheimnisvoll und grabentstanden:

„Ich halte Wort, mein Freund! Glaube! es gibt eine Unsterblichkeit, es gibt eine Ewigkeit, es gibt ein Wiedersehen!“ —

Witschel stürzte ohnmächtig zusammen — — — —

Gegen Morgen kehrte ihm das Bewußtsein wieder zurück. Ein Blick beim Aufdämmern der Morgenröte in dem Spiegel zeigte ihm sein Gesicht aschfahl; erst nach Tagen gewann es wieder die Farbe des Lebens. —

Noch harrte er wiederholt in nächster Nacht, harrte auf derselben Stelle, zu derselben Stunde, wie gestern er geharrt. Er harrte vergebens;

es kehrte nichts mehr zurück von Drüben. Die Mitternacht kam, die Mitternacht verging, — ihre Toten gab sie nicht zum andern Male. Es blieb stumm und öde!

Und als er drei der Nächte also noch geharrt, und alle drei vergebens, ließ Witschel ab und harrte nicht mehr.

Doch von dem, was er gesehen, was er vernommen, sagte er niemanden etwas. Jahre gingen dahin; er brach sein Schweigen nicht, bis er endlich einmal das Siegel der Stunde jener Nacht einem starren Atheisten gegenüber löste. Dieser soll hiedurch, wie berichtet wird, auch in der That zum Glauben gebracht worden sein.

Ob Witschel aber wirklich gesehen, was er gesehen zu haben und wirklich gehört, was er gehört zu haben behauptete, und als einmal die Kunde hievon in die Öffentlichkeit gedrungen war, festest behauptete — wer vermag beweisend es zu widersprechen?

Gar Vieles ist von uns nicht zu begreifen, und dennoch ist's; und Geheimnisse eines zweiten Lebens nach diesem, in Ahnungen, Vorzeichen und Deutungen, von deren unbestrittener Existenz wohl jeder schon in seinem Leben die Erfahrung machte, uns verbürgt, sind einmal und lassen nimmer sich wegleugnen durch leichtes Achselzucken oder durch peremtorische Appellation auf „Kraft und Stoff," nimmer in das Gebiet der Ammenmärchen verweisen, wogegen allerdings, zumal in unseren Tagen, es schier unmöglich erscheint, den Gottesleugner durch Berufung auf stattgehabte Geistererscheinungen zum Gläubigen zu wandeln.

Wie dem nun immer auch sei, auch Materialismus krassester Fraktion wird unterzeichnen müssen und maßgebend finden noch für heute, was der große Brite vor schon Jahrhunderten gesagt: „Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt."

Und zu ihnen zähle ich auch das Mitgeteilte aus dem Leben des Verfassers der „Morgen- und Abendopfer," von dem noch heute, wie bereits oben bemerkt, der Forscher der Sagen der alten Norisstadt in ihren Gassen und Straßen vernehmen kann; freilich nur aus dem Munde der Greise und Alten; denn der Generation unserer Tage ist es zum Hohn und Spott geworden, und sie hat für ihn nur verächtliches „Kindergeschwätz" und weiter nichts; doch ob zu ihrem Besten, sei dahingestellt.

---

150. Der Fünfundneunziger.

Von B. Mertel.

Im Jahre 1806 war die alte freie Reichsstadt Nürnberg von zahlreichen, wenn auch ungebetenen Gästen, heimgesucht; es war nämlich am 7. März unter dem General Frère das 95. Regiment des französischen Kaiserreichs eingerückt und hatte, wie es schien, und der Erfolg es auch lehrte, sein Quartier auf längere Zeit genommen und dadurch ein reges Leben in die Stadt gebracht. Besonders fand der weibliche Teil der Bevölkerung viel Wohlgefallen an den schmucken Fremdlingen, die in echt französischer Galanterie jeder jungen Frau, jedem hübschen Mädchen die Kur machten und durch Augen- und Geberdensprache den Mangel an Kenntnis des Deutschen hinreichend ersetzten, auch zum großen Verdrusse der schlichten Bürgers- oder Meisterssöhne gar häufig nicht unerhört blieben. Freilich sahen die kräftigen Söhne des Mars in den eng anschließenden weißen Beinkleidern, den hohen Stiefeln, dem blauen Frack mit weißem rotvorgestoßenem Revers und Aufschlägen, den blanken mit der Regimentsnummer verzierten Knöpfen, den mächtigen roten Epaulettes, und dem dreieckigen, unternehmend aufgesetzten Hut mit dem wehenden roten Busch stattlicher und bestechender aus, als der Bürger in seinem schlichten Rock, und wenn der Sage zu trauen ist, daß die Nürnbergerinnen schöne Männer in schöner Uniform damals gerade so gerne sahen, als es noch jetzt zuweilen der Fall sein soll, so war es kein Wunder, daß hinter den Fünfundneunzigern, wie die Nürnberger in beliebter Kürze die Soldaten des 95. Regiments titulierten, manche Verwünschung hertönte, die wohl oft zu ernsthaftem Zwist hätte führen können, wenn die heißblütigen Franzosen mehr deutsch oder vielmehr Nürnbergerisch verstanden hätten.

Einer der liebenswürdigsten Burschen im ganzen Regiment aber war Laurent, ein Sohn der heiteren Provençe, gerne gesehen von jung und alt, von den Kameraden geliebt, aber nichtsdestoweniger doch oft beneidet um das Glück, das er, so sagte das ganze Regiment, bei den Mädchen habe und gar nicht einmal benützen möge. Wer wäre auch dem freundlichen Krauskopf mit den funkelnden braunen Augen, mit seiner liebenswürdigen jovialen Beweglichkeit nicht gut gewesen? Seine Dienstfertigkeit und Liebe für seine Kameraden, und ein Lebenswandel, wie in jenem wüsten, wilden Kriegsleben wohl wenige Soldaten geführt haben mögen, machten ihn zum Liebling des ganzen Korps, und nur Moulins, ein Vendéer, war der Einzige, der sich an ihm stets zu reiben und ihn soviel als möglich zu kränken suchte.

Moulins, ein starkknochiger, hagerer schwarzgelber Mann von fast riesenhafter Gestalt, sollte, so erzählten sich die Kameraden, nur zu häufig

der unglückliche Nebenbuhler des niedlichen Laurent gewesen sein, und wer einen Vergleich zog zwischen der anmutigen Freundlichkeit des Tambours und dem finstern herrischen Wesen Moulins, dessen stechende Augen schon verrieten, daß die in den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts leider! — welthistorisch gewordenen Greuel seiner Landsleute auch seiner mordgewohnten Faust nicht fremd geblieben, der mußte diesen Erfolg ganz natürlich finden. Hiedurch war denn auch zwischen beiden eine Spannung entstanden, die den Kameraden bei erster Gelegenheit einen heftigen Streit, aber mit diesem auch einen schlimmen Stand für den kleinen Tambour voraussehen ließ, denn er mußte gegen den rauflustigen Goliath, dem man ohnedies nachsagte, daß er in mutwillig herbeigeführten Händeln als ausgezeichneter Fechter schon sechs Kameraden geliefert habe, offenbar den kürzeren ziehen. Eines Nachmittags saß ein Trupp Fünfundneunziger, unter ihnen auch Moulins, in der Bierschenke „zur Lans,“ einer schon Jahrhunderte unter diesem trivialen Namen bekannten Kneipe mit einem Gärtchen unweit der Insel Schütt, und wo noch jetzt, obgleich den Ansprüchen der Zeit mehr genügend und unter dem neuen Schilde des „Englischen Hofes“ Nürnbergs edler Gerstensaft in ausgezeichneter Qualität getrunken wird; einige junge Soldaten plauderten über Laurent, und lachend meinte der eine: „Ein Satanskind ist und bleibt der Tambour einmal. Ihr kennt doch alle das hübsche Mädchen, meinem Quartier gegenüber; ich habe schon meine schönsten Blicke vergeblich an sie verschwendet, und siehe da, eben als ich hier hergehe, plaudert der Teufelsjunge freundlich mit ihr, greift ihr zärtlich ans Kinn, und sie wird röter im Gesichte als meine Epaulette. Na, tröstet Euch mit mir, Moulins,“ lachte er zu diesem herüber, der ein schiefes Gesicht zog. — „Ihr seid nicht allein bei dem schönen Mädchen abgeblitzt, der Laurent hat uns alle ausgestochen.“

„Der Teufel hole den Gelbschnabel,“ brummte Moulins, „mit samt der schnöden Bürgerdirne. Ich habe sie mir längst aus dem Sinn geschlagen, und Etienne Moulins dünkt sich viel zu gut, um mit dem bartlosen Tambour aus einer Schüssel zu essen.“

„Aus Euch spricht Neid und Mißgunst oder das ungewohnte Bier des fremden Landes,“ entgegnete Claude, der erste Sprecher, — „aber schimpft nicht über den abwesenden Kameraden, denn das macht Euch wenig Ehre. Und daß das Mädchen brav ist, vielleicht mehr als manchem unseres lockeren Gelichters lieb sein mag, bestätigen alle Nachbarn, die hier, wie überall von ihrem Nächsten mehr Böses als Gutes wissen, und darum befleckt ihren guten Namen nicht!“

„Parbleu!“ brauste Moulins auf, „ich glaube gar, Ihr wollt mir eine Strafpredigt halten. Glaubt Ihr ein Kind vor Euch zu haben? Schweigt, bis Ihr Euch selbst zu verteidigen habt, denn bei Gott! zieht Euch Moulins

vor die Klinge, so könntet Ihr leicht der Siebente sein, der den Boden mißt, um nimmer wieder aufzustehen.“ — „Euere Fechtkunst allein ist auch noch kein Zeichen des wahren Mutes, und mancher hat ein großes Maul, wenn er mit dem Raufdegen in der Faust vor einem Neuling steht, und macht linksum, wenn die Kanonen anfangen zu brummen. Ich könnte Euch eine Geschichte von Austerlitz erzählen,“ setzte Claude hinzu, einen festen Blick auf den Vendéer werfend, der bei diesen Worten seinen Schnurrbart verlegen durch die Hand laufen ließ; „Ihr versteht mich wohl und wißt, daß ich Euch nicht fürchte, so wenig, als ich Euch liebe, und es soll mir nicht darauf ankommen, für den abwesenden Kameraden einen Gang zu machen.“ „Der Kamerad dankt Dir!“ sprach Laurent vortretend, der die letzte Rede unbemerkt mit angehört hatte, „aber er ist jetzt da, und er wird die Sache für sich selbst ausmachen. Laßt's jetzt genug sein des Gewitzels über mein sogenanntes Glück bei den Mädchen. Kann ich dafür, daß Artigkeit in dieser alten Stadt wie überall besser aufgenommen wird als brüskes Wesen, das als Huldigung verlangt, was nur gewonnene Freundschaft bieten mag? und ein Schuft ist, wer unserer braven Nachbarin zu nahe tritt, die mich fesselt als das Ebenbild meiner Louison, die ich zurückließ in der schönen Provençe und heimzuführen gedenke, wenn ich einst die Wellen der Rhone wieder sehe und mir zuerst das Kreuz der Ehrenlegion aus dem kalten Deutschland heimgebracht habe.“

„Nimmt mich nur wunder, daß der Kaiser Dir nicht schon das Kommandeur-Kreuz gesandt hat zum Lohn Deiner Heldenthaten,“ — höhnte Moulins. „Am ende thust Du doch am besten, so lange zu warten, bis es als Belohnung kommt für einen neukomponierten Marsch; hast's ja ohnehin schon weit gebracht und bist ein wahrer Virtuos auf Deinem Instrumente, das so viele Abwechslung darbietet.“

„Höhnt mir meine Trommel nicht,“ bat Laurent, „die doch so notwendig ist; ich halte mich als braver Tambour für so gut, als meine anderen Kameraden, und ich wüßte wohl nur eine Stunde, in der es mir leid thun würde, Tambour zu sein, — wenn ich den bis jetzt siegreichen Kameraden zum Rückzug schlagen müßte.“ „Seht doch!“ spöttelte Moulins weiter, „wie stolz der Junge seine Haut zu Markte trägt, und wie tapfer er sein Trommelfell verteidigt; man sollte am ende glauben, es finde verwandtschaftliche Beziehung zwischen Euren Häuten statt.“ Auffahren wollte Laurent ob der Gemeinheit, aber sich fassend, sagte er: „Lasset mich jetzt zufrieden und meine Trommel dazu, mit der ihr am ende mehr Ähnlichkeit habt, als Ihr glaubt“, und gelassen setzte er sich zu den übrigen.

„Wie so, Bürschchen?“ — brauste Moulins auf, „gib Antwort und sorge für Deinen Hirnkasten, wenn mich auch nur eine Silbe beleidigt.“

Und mit drohender Miene stellte er sich Laurent gegenüber. „Nun," sagte Laurent keck, — „wenn Ihr es denn durchaus wissen wollt, Ihr und meine Trommel macht beide um so mehr Lärm, jemehr Ihr geschlagen werdet."

Ein schallendes Gelächter tönte durch die Wirtsstube, aber wütend riß Moulins den Säbel aus der Scheide und wollte auf Laurent eindringen; da warf sich ein alter bärtiger Sergeant dazwischen; „zurück, Moulins," donnerte er, „ist das Manier? — Du hast's an ihn gebracht, und Laurent ist ein zu wackerer Kerl, als daß er Dir Genugthuung verweigern würde als Franzose und Soldat vom fünfundneunzigsten.

„Von Herzen gern, Kameraden!" — sagte Laurent — „und zwar lieber heute als morgen."

„Wohlan, so folgt mir! Ich weiß einen prächtigen Platz zu einer solchen affaire d'honneur und nicht weit von unseren Quartieren!" sprach der Sergeant, den abgelegten Säbel wieder umhängend und den Hut auf den Kopf werfend.

„Nun, denn," — grollte Moulins, „so mache Dein Testament, Bürschchen, denn in einer Stunde bist Du kalt!"

„Wie Gott will!" entgegnete Laurent ruhig, — „falle ich, so falle ich für die Ehre meines Standes und eines braven Mädchens, und meine Kameraden schenken mir ein freundliches Andenken."

En avant, Messieurs! — kommandierte der Sergeant, und der Haufe Krieger stürmte an den bestürzten Wirtsleuten vorüber zur Thür hinaus, dem voranschreitenden Führer nach über die beiden Stege an den Werkstätten der Rotschmiede vorbei und raschen Schrittes, doch still und schweigend, über die Schütt dem Kampfplatze zu.

Über den Hintergrund der Insel Schütt am Fechthause vorbei, wo jetzt das wohleingerichtete Wildbad sich befindet, über die Agnesbrücke bewegte sich der Zug. Dort zeigte sich ein kleiner, wenig besuchter Platz, begrenzt vom sogenannten Nonnengarten und der Stadtmauer und ihren kleinen, größtenteils als Wohnung benützten Türmen, deren einst so viel als Tage im Jahre die Stadt sollen umgeben haben.

„Hier seid ihr ungestört" — sagte der Sergeant und reichte den beiden Gegnern die Stoßdegen, die ein Kamerad im Vorbeigehen aus seinem Quartier geholt hatte. „Macht Eure Sache nun ab als brave Burschen! — und nun zurück, Jungens; schließt den Platz oben und unten, und drängt die Neugierigen zurück!"

Und die Kameraden stellten sich oben und unten in einiger Entfernung auf, dadurch den ohnedies fast stets menschenleeren Platz für jede Passage sperrend und teils mit guten Worten, teils mit militärischen Kern-

flüchen die wenigen Gaffer zurückdrängend, die aus Neugierde, ohne zu wissen warum, dem über die Schütt eilenden Trupp Krieger sich angeschlossen hatten, ihnen jede Einmischung in den blutigen Handel streng untersagend. Selbst der Besitzer des Nonnengartens, den das Geräusch veranlaßt hatte, über die Umzäunung seines Gartens, in dem er sich eben erging, zu schauen, schreckten einige durch die Luft geführte Säbelhiebe Claudes alsbald in sein Eigentum zurück, ihn zu dem festen Vorsatz bewegend, sich durchaus nicht weiter in diese Angelegenheit zu mischen. Die beiden Gegner hatten die Degen ergriffen und der alte Sergeant ihnen die Plätze angewiesen. „Nochmals Ruhe! und stört die Duellanten nicht," rief Claude den Gegnern zu.

„Empfiehl deine Seele Gott," brummte Moulins höhnisch auf Laurent zu.

„Sie steht in seiner Hand," entgegnete dieser ernst, aber gefaßt; „Claude, mein Freund und Landsmann, falle ich, so grüße die schöne Nachbarin, und führt Dich einst, wenn auch als Invalide, doch sieggekrönt, der Weltfriede der Heimat zu, so grüße mir in der Provençe die lieben Eltern und meine Louison, sage ihr, ich sei ein braver Kerl und ihr treu geblieben bis ans Ende, und jetzt, Moulins, zur Sache!" —

Die Klingen kreuzten sich, und mit scheuen Blicken hingen die benarbten Krieger, die so manche Scene des Schreckens erlebt hatten, am Erfolg des Kampfes; denn allen war bange um den freundlichen Laurent; zu bekannt war Moulins Meisterschaft im Fechten; aber der kleine Tambour zeigte, daß er nicht bloß seine Trommelschlägel, daß er eben so gewandt das Rappier zu führen wisse. Die gefährlichsten Stöße wehrte er mit Gewandtheit und Sicherheit ab, und allen Finten des Gegners gelang es nicht, ihn zu einer Blöße zu veranlassen.

Ein freundliches Gemurmel ertönte unter den Zeugen, aber in den Ohren des Vendèers klang es wie Hohn; der unansehnlichste seiner Gegner, mit dem er so leichtes Spiel zu haben glaubte, machte ihm so viel zu schaffen; mit erneuter Wut drang er auf Laurent ein, und bald fühlte dieser, daß die bloße Abwehr nicht mehr lange genügen dürfte. Fest nahm er Hand und Auge zusammen und verwandelte sich mutig aus dem verteidigenden Teil in den angreifenden.

Überrascht von dieser vermeintlichen Raserei, wurde Moulins wütend; Tod sprühten seine Augen, und Laurent sah wohl, hier gelte es Leben um Leben und suchte den Kampf zu ende zu bringen.

Wenige Minuten, und sein Degen bohrte sich tief in Moulins Brust, der mit einem „Diable" brüllend zu Boden stürzte.

Erschöpft und zitternd sah Laurent auf sein Opfer hin; besorgt stützte ihn Claude und einige treue Kameraden; der alte Sergeant aber, der

sich zu dem Sterbenden niedergekniet hatte, rief vom Boden empor: „Kinder, eilt in Eure Quartiere und schweigt über den Vorfall wie das Grab; uns kennt niemand; das Bekanntwerden würde viel Weitläufigkeiten machen, und zu ändern ist die Sache nicht mehr. Sehet, wie die wenigen Bürger, die ungebeten Zeugen des Gefechts waren, sich erschüttert von der Schauderscene rasch entfernen; wie lange wird's dauern, wird die Sache ruchbar, und der Platz hier könnte lebendiger werden, als uns allen lieb wäre. Diesen hier laßt liegen; zu retten ist er nicht mehr, und man wird ihn schon holen. Und Du, Laurent, sei ruhig; Du hast ihn gefällt im ehrlichen Streit und Deine Ehre gewahrt als Franzose und Soldat; Du hast Dein Leben so gut eingesetzt wie er und hast, zum Glück für Dich, gewonnen, und an diesem da," setzte er sich erhebend und zum Fortgehen anschickend in den Bart brummend hinzu, „hat die Welt noch überdies nicht viel verloren."

Rasch zerstreuten sich die Soldaten; zwei reichten dem betäubten Laurent den Arm, und bald war der Platz einsam und menschenleer, und nur das Röcheln des riesigen Moulins, der verlassen und sterbend am Boden lag, tönte schauerlich durch die Stille.

Einige Monate später saßen in der hinteren Katharinengasse in dem Wirtshause zur „Gelben Rübe" verschiedene Bürger aus der Nachbarschaft in regem Gespräch, denn es war eine gar merkwürdige Zeit für die Nürnberger; die ehemalige freie Reichsstadt war dem neugeschaffenen Königreich Bayern einverleibt worden und somit unter des vielgeliebten Maximilians Scepter gekommen, und Stadt und Bürgerschaft hatten ihm feierlich am 15. September gehuldigt. Vielfache Änderungen traten ein, manche verknöcherten Gebräuche wurden abgeschafft und dies, so wie die neueren Einrichtungen gaben den Nürnbergern beim schäumenden Bierglase gar reichlichen Stoff zur Kannegießerei, und fast immer brummte die Glocke 11 Uhr, die neugeschaffene Polizeistunde, deren Übertreten von dem Kommissär der neuen Regierung unnachsichtlich geahndet wurde, den vielen Gästen der zahlreichen Wirtshäuser Nürnbergs zu bald, jeden Meinungsstreit mit dem letzten Zuklappen des Deckels ein Ende machend.

Einer der gewöhnlichen Gäste machte sich heute ganz besonders breit, denn er hatte einen weitgereisten Herrn Vetter mit in die „Kompagnie" gebracht und ließ vor diesem sein Licht möglichst leuchten. „Ja", sagte er, indem er einen langen Sermon beschloß, seinen Krug leerte und durch Klappern mit dem Deckel eine neue Maß kommandierte, „das sind Teufelskerle, die 95er, wie der Satan auf die Mädchen, aber auch mit der Klinge schnell bei der Hand; ich stund von weitem dabei, denn näher ließen einen die Mosjehs nicht hin, und ich sage Euch, er lag dort wie ein geprellter

Frosch, und sein Gegner war ein kleiner, unansehnlicher Mensch. Ihr glaubt nicht, wie wir erschraken, als der lange Ding so mit eins auf der Erde lag. Wir nahmen auch alle gleich Reißaus."

„Wie?" sagte der Herr Vetter erstaunt, „Ihr sprangt dem Unglücklichen nicht zuhilfe?"

„Nein," war die Antwort, und eine große Rauchwolke verbarg das etwas verlegen gewordene Gesicht des Erzählers, „aber wir machten gleich die Anzeige, und dann wurde das weitere schon verfügt. Man trug ihn auf einer Leiter in der Geschwindigkeit in dieses Wirtshaus hier; allein da war alle Hülfe zu spät und ganz unmöglich. In kurzer Frist war er verschieden, und dann haben sie ihn draußen auf St. Rochus begraben. Ob eine Untersuchung erfolgt ist, hat man nie erfahren. Was kümmern sich auch die hohen Herren um einen Soldaten mehr oder weniger, und verdient soll er es auch haben, wie es heißt. Etwas Gewisses ist nie bekannt worden. An dem Fleck, wo er fiel, hat man in einer Nische ein Kreuz eingehauen als Erinnerung an die blutige That, und wenn Ihr mit dem Herren da heimgeht, dessen Eltern wohnen in dem nächsten Turm am Kreuz (wir haben heute eine Mondscheinnacht) da könnt Ihr Euch noch heute das Kreuz besehen."

„Danke," sprach der Reisende, „ich bin im „Wilden Mann" abgestiegen und logiere auch heute Nacht dort, da führt mein Weg mich doch anders."

„Wenn Ihr nicht vorbei müßt, so thut Ihr auch am besten, es sein zu lassen; die Nacht ist keines Menschen Freund, verehrter Herr!" so rief ein wohlbeleibter Mann, sich in das Gespräch mischend, von einem Seitentischchen herüber; „der Erstochene war ein unruhiger Kopf und soll noch nicht zur Ruhe gekommen sein."

„Ihr meint also, sein Geist spukt?" lachte der Fremde.

„Na, da ist nichts zu lachen," antwortete der frühere Redner, „das ist stadtkundig, und es gibt genug Leute, die ihn gesehen haben. Ihr aber scheint freilich von Euren Reisen so freigeisterische Ideen mitgebracht zu haben; aber ich kann Euch versichern, mein Gevatter, der Mittelwächter war bis vor kurzem, wo wir bayerisch geworden sind, hat ihn selbst gesehen und beinahe den Tod davon gehabt vor Schrecken."

Nun wandte sich der Fremde lächelnd an den bezeichneten jungen Mann, dessen Eltern an der Schauerstätte wohnen sollten: „Und ihr fürchtet Euch nicht, junger Freund?"

„Ich weiß nicht," versetzte dieser ruhig, „was ich von so etwas denken soll. Ich bin ein schlichter Zimmermannsgeselle und gehe gewöhnlich um zehn Uhr nachhause. Umgehen soll aber der Franzose erst um Mitternacht, und so treffen wir nicht zusammen, was ich auch gar nicht wünsche, wenn ich's auch nicht mit Absicht vermeide." In diesem

Augenblick schlug die Glocke 10 Uhr; der Sprecher zahlte sein Bier und einen Kreuzer für das Licht, griff zu Stock und Mütze, wünschte gute Nacht und ging.

Das Gespräch wurde allgemeiner, und der Fremde fühlte wohl, daß hier sein Bekehrungssystem nicht viel helfen würde. Zeugen über Zeugen wurden zitiert, die den 95er selbst gesehen hatten, und — so war der Grundsatz der Anwesenden — was die Augen sehen, glaubt das Herz. Der Fremde wollte keinen Mohren weiß zu waschen versuchen und schwieg zuletzt, und als es elf brummte, gingen die Anwesenden vergnügt auseinander in der festen Überzeugung, einen Freigeist von seinem Wahn geheilt und ihm den Glauben an den gespenstischen Franzosen glücklich eingeimpft zu haben.

Der Weihnachtsabend war herangekommen. In dem uns wohlbekannten Wirtshause war es aber nicht so gefüllt wie gewöhnlich; denn bei gar vielen Nürnbergern kommt das „Christkindla" schon am heiligen Abend und veranlaßt sie, diesen Abend im häuslichen Kreise zuzubringen. Unter den gewöhnlichen wenigen Gäste gewahren wir unsern Zimmergesellen und einen Freund desselben; mit diesen beiden scheint der Wirt der Schenke auf besonders freundschaftlichem Fuße zu stehen, was sich noch mehr bestätigt, als gegen zehn Uhr hin die wenigen Gäste alle sich entfernen, und der Wirt zu den beiden spricht:

„Wenn's Euch Herren nichts verschlüge, so könntet ihr wohl zum Besten meiner Kleinen heute ein Stündchen länger als gewöhnlich bei mir bleiben, wenn auch gerade nicht im Wirtszimmer. Ich habe meinen Kindern auf morgen einen prächtigen Baum versprochen, und Ihr seid wohl so gut, mir ihn putzen zu helfen?"

Die beiden Hausfreunde sagten zu, tranken langsam aus, während der Wirt die Schenke schloß, und stiegen mit diesem in sein Familienzimmer hinauf, fleißig und still, um die nebenan schlafenden Kleinen nicht zu wecken, den Baum stattlich mit Marzipan und kandierten Figuren, Äpfeln, Gold- und Silbernüssen und einem „fetzenmächtigen Christkindla" reich und herrlich in Goldlohn schimmernd, putzend, und die Tanne mit unzähligen farbigen Wachslichtern beklebend, um alles beim Anbruch des Morgens reich strahlend beleuchten zu können. So war Mitternacht herangekommen. Leise und still, bedankt für die gütige Hilfe und mit dem vielfachen Anwunsch glückseliger Feiertage von dem dankbaren Vater und Wirt versehen, entfernten sich die Freunde und gingen Arm in Arm ihrer Wohnung zu. Die Nacht war hell und klar. „Sieh, Herr Bruder," begann des Zimmermanns Freund, „jetzt kommst Du doch einmal um die Mitternachtstunde zuhause. Auch ist ja heute noch obendrein der heilige Abend, und in den zwölf Nächten

sieht man ja besonders gern Gespenster. Nimm Du Dich nur heute vor dem Fünfundneunziger in acht!"

„Der wird sich heute unsertwegen auch nicht inkommodieren," spaßte der Zimmermann, „schlimmstenfalls, wenn er mir nichts thut, will ich ihm auch nichts thun."

„Nun, ich begleite Dich auf jeden Fall nachhause," sprach sein Freund; „ich will die schöne Nacht, sowie die Gefahr mit Dir teilen."

Sie schritten an der Mauer des Nonnengartens fürbaß, und da, wo der Weg sich krümmt, erblickten sie des Zimmermanns elterliches Haus; deutlich in der hellen Nacht gewahrten sie in der benachbarten Nische das Kreuz, und vor dem Hause klar und hell stand mit verschränkten Armen in voller Uniform — — der Fünfundneunziger.

„Bei Gott, da ist er! so ist's doch wahr, was die Leute sagen," flüsterte der eine, erschrocken stehen bleibend.

„Das ist keine Täuschung, kein Bild der Phantasie", entgegnete leise der Freund, und mit pochendem Herzen überlegten sie, was zu thun sei. Indessen begann der Franzose mit festen, aber klanglosen Schritten auf und ab zu wandeln.

Wohl hätte der Freund des Zimmermanns seine Begleitung aufgeben, umwenden und seine Wohnung suchen können, dem Freund überlassend, sich mit dem Gespenst zu verständigen; aber der ist kein echter Nürnberger, der seinen Freund in der Not verläßt, und so beschlossen sie denn beide nach kurzem Überlegen, darauf los zu gehen. Es geschah, nicht ganz so geschwind, als wenn die Attacke auf eine Portion „Schwemmkniedla und Peiterla" hätte gehen sollen, sondern wie die beiden Männer später selber ausgesagt, mit einigem Herzklopfen, und hat jeder später gemeint, wenn er sich nicht vor dem andern geschämt, er hätte das Hasenpanier ergriffen.

So gingen sie langsam auf den Franzosen zu und ermannten sich zu einem kleinlauten „Wer da?"

„Wem geht das an?" fuhr sie der Fünfundneunziger grimmig an, setzte aber sogleich etwas höflicher hinzu: „Gehört Ihr etwa hier ins Haus?" Da dachten beide zugleich: Ein Fünfundneunziger spricht nicht deutsch, am wenigsten so geläufig wie dieser, und in der Überzeugung, hier habe man es mit keinem Grabbewohner, sondern mit einem Wesen von Fleisch und Bein zu thun, wurde ihre Sprache freier, und das Herzklopfen war verschwunden; denn nun wußten sie, es würden im Fall der Not ein paar Zimmermanns- und Feilenhauers-Fäuste ein deutliches Wort mitsprechen.

Doch bei weiterem Wortwechsel wurde ihnen die Stimme des Fremden bekannter, und sah er auch aus wie ein Fünfundneunziger und trug hohe Stiefel und enge weiße Hosen mit blauem Frack und Federhut, so zeigte sich doch in der Nähe, daß diese der französischen ziemlich ähnliche

Uniform die der seit kurzem im Katharinenkloster garnisonierenden bayerischen Kanoniere, und der Träger derselben ein ihnen gar wohlbekannter Fourier derselben Waffengattung sei.

„Aber alle Teufel! Wie kommen Sie denn dazu,“ sagte der Zimmermann, „hier bei der Nacht als das Gespenst des langen Franzosen herumzusteigen und die Leute zu ängstigen?“

„Kinder, Ihr seid ein paar brave Jungens; ich will mich Euch anvertrauen; Ihr werdet ein liebendes Pärchen nicht unglücklich machen wollen; ich liebe ein Mädchen aus der Nachbarschaft — sollt auch noch erfahren, wer sie ist, — die Eltern dulden unsre Liebe nicht, und darum dient dieser abgelegene Ort seit länger schon in mitternächtiger Stunde uns zum Rendezvous. Gespensterfurcht hält diesen Platz leer. Und als ich die Sage erfuhr, beschloß ich sie für mich und meine Geliebte zu benützen; die Ähnlichkeit der Uniform kam mir besonders gut zu statten, und wer mich hier erblickte, eilte ohne weiteres davon; so blieben wir stets ungestört und bleiben es vielleicht so lange, bis wir der Eltern Herz erweichen werden, wenn Ihr das entdeckte Geheimnis nicht verraten wollt.“

Die Freunde versprachen es mit Hand und Mund und eilten nachhause, den verliebten Kanonier allein lassend. Eine glückliche Konstellation der Dinge gab bald dem Fourier seine kouragierte Schöne zum Weibe, die beiden Freunde wurden Bürger und Meister, Gatten und Väter, hielten aber treulich Wort.

Jahrelang wurde das Rätsel nicht gelöst, und mancher Nürnberger ist mit dem Glauben an das Franzosen-Gespenst ins Grab gegangen, und viele Lebende haben lieber bei Nacht einen Umweg gemacht, ehe sie an des Herrn Zimmermanns Haus und dem Kreuz vorbeigegangen wären; denn lang nach der Abreise der Fouriers ließ sich der Fünfundneunziger nach wie vor sehen, wenn auch, wie zu vermuten steht, nur in den Köpfen der Gespenstertollen.

Der Fourier hat es zu einem guten Civildienst und zu einer zahlreichen Familie gebracht; der Zimmergeselle ist als ein geachteter Meister gestorben; dem unbenannten Freund jedoch, einem fleißigen und geschätzten Bürger Nürnbergs, verdanken wir die Mitteilung dieses einfachen Geschichtchens, das wir hiemit zu Nutz und Frommen aller Gespensterseher mitteilen. Das Kreuz aber, eingehauen zur Erinnerung an den im Jahre 1805 erstochenen Fünfundneunziger, ist heute noch zu sehen, wenn man über die Agnesbrücke vom Wildbad auf den Hornszwinger geht.

Zwar ist es jetzt durch einen Pfeilerverschlag verdeckt, doch gerne öffnet dessen Pächter dem wißbegierigen Forscher auf freundliches Ansuchen die Pforte.

Epilog.

Von J. M. Lotter.

Allhier in dieser guten Stadt
Ein jeder Bürger Ursach hat,
Sich seiner Heimat zu erfreuen.
Sie braucht nicht den Vergleich zu scheuen
Mit andern Städten, groß und reich.
Nur wenige sind der Noris gleich
An Schönheit ihrer alten Bauten,
Auf die mit Lust herniederschauten
Des alten Reiches stolze Kaiser.
Ja, seht sie an, die prächt'gen Häuser
Mit ihren Chörlein, zierlich, fein;
Seht anderwärts ihr Gleiches? nein!
Schaut an die Kirchen! sie enthalten
Die schönsten Werke unsrer Alten;
Seht an die grünumrankten Mauern,
Die freilich hie und da jetzt trauern,
Seht seine Brunnen und das Beste,
Die alte stolze Kaiserveste.
Gedenkt auch, wie vor vielen Jahren
Dem Reich stets treu die Bürger waren,
Wie Handel und Gewerbfleiß blühte,
Und jeder sich gar treulich mühte,
Daß alles mocht' gar wohl gedeih'n,
Und Glück und Wohlstand zogen ein.
Gedenkt, wie auch die Wissenschaft
Und Kunst bewährten ihre Kraft,
Und wie trotz langen Unglücksjahren
Die Bürgerschaft wußt' zu bewahren
Den edlen Stolz und Bürgersinn!
Ja, sehet auf die Noris hin,
Wie sie in gegenwärtiger Stunde
Neu blüht und wächst auf altem Grunde! —

* * *

Ich konnte mir es nicht versagen,
Zu suchen und zusammzutragen,
Was an Altnürnberg lieb und wert
Und uns're Freud' im neuen mehrt:

Legenden, Sagen und Geschichten,
Um seinen Freunden zu berichten,
Wie man sich seinen Ursprung dachte,
Was St. Sebaldus daraus machte,
Was Kaisergunst der Stadt verliehen,
Wie ihre Gegner sich bemühen,
Das „Krämerpack" zu unterdrücken
Und ihm am Zeuge stets zu flicken.
Wie allzeit sich der Bürger zeigt,
Gesundem Fortschritt zugeneigt,
Doch wiederum auch sehr befangen,
In Dingen, die zusammenhangen
Mit ganz barbar'schen Strafgesetzen,
Die das Gefühl uns oft verletzen,
Mit Hexen, Druden, Spuk und Geistern,
Mit Geisterbannern, Hexenmeistern.
Doch trotzdem findet alt und jung
Genügend zur Bewunderung.

* * *

Was ich dem Leser hier geboten
In schlichten Worten, kurzen Noten,
O möchte es ihn auch erfreuen,
Ihn die Lektüre nicht gereuen!
Nun, liebes Buch, geh' frisch hinaus,
Such' Freunde dir in jedem Haus!
Ich denk', du bist nicht unwillkommen,
Hoff', du wirst freundlich aufgenommen.

Quellen-Nachweis und Anmerkungen.

Nr.

1. Nach verschiedenen alten Chroniken und nach Priems Nürnberger Sagen und Geschichten, S. 1 ff.
2. Nach Johannes ab Indagina (Falkenstein) und der Geschichte der Reichsstadt Nürnberg von Dr. Reicke, S. 4.
3. Nach Sagittarii dissert. de Norib. c. § 5. — Histor. Nachrichten von Nürnberg (1707) S. 4. — Waldau, Vermischte Beiträge I, 298.
4. Nach J. F. Egers Taschenbuch von Fürth, S. 112.
5. Nach Grimm, deutsche Sagen I., 28. J. Günther, großes poetisches Sagenbuch II, 23.
6. Nach J. Baader in F. J. Mone's Anzeigen V. 174 u. Panzer, Beitrag z. deutsch. Mythologie I c, II. 45 u. Bavaria III, 906.
7. Nach Johannes ab Indagine (Falkenstein).
8. Ferd. Bäßler, Geschichten u. Sagen S. 150. J. F. Roth, Neues Nürnberger Taschenbuch I, 280.
9. Dr. Reicke, Gesch. der Reichsstadt Nürnberg S. 184 ff. J. F. Roth, Nürnberger Taschenbuch I., 280 ff.
10. Dr. Reicke, Gesch. d. Reichsstdt. Nbg. S. 30 u. 725.
11. Gustav Schwab, deutsche Volksbücher S. 154 ff.
12. Nach J. Priems Nürnb. Sagen; Histor. Nachr. v. d. Ursprung u. Wachstum d. h. röm. Reichs freien Stadt Nürnberg S. 153.
13. Nach J. Priems Nürnb. Sagen; Nürnbergs Merkwürdigkeiten und Kunstschätze Heft I: Die Kirche des heil. Sebaldus, beschrieben von M. M. Mayer.

14—16. Nach Fr. Trautmann, Hauschronik von Braun u. Schneider I. 69.

17. Nach Gesch., Sagen u. Legenden d. Bayerlandes v. B. Mertel u. G. Winter I., 5 ff.
18. Nach Priems Nürnb. Sagen u. Gesch. S. 24 u. A. Schöppners Sagenbch. d. bayer. Lande II. Nr. 641.
19. Nürnb. Merkw. u. Kunstschätze Heft 2: die Kirche d. h. Laurentius, beschrieben von J. W. Hilpert, Nürnbg. 1831. Fr. Trautmann, Hauschronik I., 69. J. Priem, Nürnb. Sagen u. Gesch. S. 35.
20. Nach Priems Nürnb. Sagen u. Gesch. und R. v. Rettbergs Nürnb. Kunstleben S. 8.
21. Von Jak. Schnerr.
22. Müllners Annalen S. 594 ff.; J. Fr. Roth, Nürnb. Taschenbuch I, 315.
23. J. F. Roth, Gesch. u. Beschrbg. d. Nürnb. Karthause S. 19. Würfel, Beschrbg. d. Karth. Klosters in Nbg. S. 45. Joh. ab Indagine.
24. Will, Nürnb. Münzbelustigungen III, 380. Chr. — G. v. Murr, Beschr. d. vornehmst. Merkw. in Nbg. S. 335.
25. Adlzreiter P. II., I. 3 p 61. — Brusch chron. mon Gram p. 361. — Frankonia, Ansbach 1813, II., 2.
26. Nach einer mündlichen Mitteilung eines alten Nürnbergers.
27. Von Chr. Wildner nach mündl. Überlieferung.
28. Nach v. Murr.
29. Von Fr. de la Motte Fouqué.

Nr.

30. J. F. Roth, Nürnb. Taschenbuch.
31. Von J. M. Lehner.
32. Nach mündl. Überlieferung u. Panzers Beitr. zur deutschen Mythologie I.,152.
33. P. Ewald, Geschichte der Pfarrei Poppenreuth, S. 46.
34. Von J. M. Lotter nach verschied. Quellen.
35. Nach Michahelles, Merkw. d. St. Johanniskirchhofs.
36. Nach Michahelles, Merkw. d. St. Johanniskirchhofs.
37. Von J. M. Lotter nach mündl. Überlieferungen.
38. Von J. M. Lotter nach mündl. Überlieferungen.
39. Von Gottschalk von Regensburg (Bayerns Helden- u. Balladenbuch).
40. Von Gustav Speckhart n. alten Überlieferungen. (Text u. Bild a. d. Zeitschrift „Bayerland").
41. A. Schöppner II, 186.
42. Gesch., Sagen u. Legenden d. Bayerlandes v. B. Mertel u. Gg. Winter, I, 5 ff.
Auf der zweiten Zeile dieser Sage muß statt „Willibald" „Willibrod" gelesen werden.
43. A. Schöppner I., 133.
44. Von Gottschalk v. Regensburg.
45. Von J. Ettinger.
46. Von F. W. Beck n. mündl. Überlieferung.
47. J. Priem, Nürnb. Sagen u. Gesch. — Joh. ab Indagine, Gesch. v. Nürnberg. S. 66 Ötter, wöchentl. histor. Nachr. v. Bayreuth 1766, I. Jahrgang, S. 1 u. 221. — v. Gundling, histor. Nachr. v. Nürnberg. S. 71. — C. G. v. Murr, Beschreibung d. Merkw. Nürnbgs. S. 423.
48. Schütz, Corp. hist. Brand. dipl. Abt. III, p. 19. — Vgl. Rentsch, Cedernhain S. 306. C. Abel, preuß. Staatshistorie S. 81.
49. Nach Müllners Annalen S. 533 ff.
50. Nach Müllners Annalen S. 567. — Histor. Nachr. v. d. Urspr. u. Wachst. d. heil. röm. Reichs freien Stadt Nürnberg (1707) S. 208.
51. Von Gottschalk von Regensburg.
52. Nach Müllners Annalen S. 513 ff.
53. B. Mertel u. Gg. Winter, Gesch., Sagen u. Leg. d. Bayerlandes I., 157 ff.
54. Ein altes Volkslied.
55. Von V. B. Straub.
56. Von Gg. Neumann.
57. Nach d. Bavaria III., 908 ff.
58. Von R. E. Prutz.
59. Verfasser unbekannt.
60. B. G. Heringen, Franken S. 126.
61. Von Moriz Graf v. Strachwitz.
62. A. Schöppner III., 320.
63. Von Joh. Meyer.
64. Nach J. Priems Nürnb. Sagen u. Gesch. S. 177.
65. Nach J. Priems Nürnb. Sagen u. Gesch. und Dr. Reickes Gesch. der Rchsstdt. Nbg.
66. Nach Priems Nürnb. Sagen u. Gesch.. S. 122 u. Dr. Reickes Gesch. der Rchsstdt. Nbg.
67. (Druckfehler: Nr. 76 ist in 67 abzuändern.) Nach Müllners Annalen. — Dr. Reicke, Geschichte d. Reichsstdt. Nbg. S. 639. — Hist. Nachr. v. d. Urspr. u. Wachst. d. heil. röm. Reichs freien Stdt. Nbg. S. 320.
68. Deliciae topogr. Norimb. p. 31. — Nbg. Zion S. 34. — Johannes ab Indagine a. a. O. S. 417. — Würfel, Dipt. ecl. ad spir. p. 3 ff. — A. Schöppner III., 175.

Nr.

69. Nach J. Priems Nürnb. Sagen u. Geschichten.
70. Altes Volksbuch.
71. Von Chr. Wildner nach mündl. Überlieferungen.
72. Von Hans Sachs 1539.
73. Von J. M. Lotter nach mündl. Überlieferungen.
74. Von J. M. Lotter nach mündl. Überlieferungen.
75. Aus der Illustr. Welt XXXII. 6. (85).
    Das Gänsemännchen ist wohl kein Werk Peter Vischers, sondern Labenwolfs.
76. Nach einem Fremdenbüchlein.
77. B. Mertel u. Gg. Winter, Gesch., Sagen u. Legenden d. Bayernlandes.
78. Nach Dr. Reickes Gesch. d. Reichsstdt. Nbg. und der Gartenlaube.
79. Pfister, Denk- u. Merkw. d. Stdt. Nbg. (1840) II., 50 ff.
80. Histor. Nachr. v. d. Urspr. u. Wachst. d. heil. röm. Reichs fr. Stdt. Nbg. (1707). — Müllners Annalen. (Das Bild ist nach einer Zeichnung von Oberbaurat C. Winkler in Colmar in dessen „Archäologische Studie über Kaiserschloß und Burggrafenburg Nürnberg". Colmar 1898.
    Unter dem Bilde S. 227 Zeile 1 muß es heißen Heinrich IV. statt der VI.
81. Öfele Script. rer. Boic. I., 353. — Waldau, vermischte Beitr. z. Gesch. d. Stdt. Nbg. I., 421. — M. M. Mayer, Kl. Chronik v. Nbg. I., 85.
82. Bavaria III., 907.
83. Von Karl Förster. Zeit der Sage 1271. — M. M. Meyer, Kl. Chronik v. Nbg. I., 49.
84. Müllners Annalen. — J. Priem, Nürnb. Sagen u. Gesch. — Hammerbacher,. Histor. Beschrbg. d. Rchsstdt. Nbg. S. 136.
85. Hammerbacher, Histor. Beschr. d. Rchsstdt. Nbg. S. 136.
86. Nach J. Priems Nürnb. Sagen u. Gesch. S. 138.
87. Von Gottschalk v. Regensburg. (1449).
88. J. Priem, Nürnb. Sagen u. Gesch. S. 147. — Soden, Gesch. d. ehemal. Weilers Affalterbach.
89. Aus Soden, Gesch. d. ehem. Weilers Affalterbach S. 156.
90. Von Gottschalk v. Regensburg.
91. Aus dem „Haidekuckuck" v. Otto Roquette.
92. Pfister, Denk- u. Merkw. d. Stdt. Nbg. S. 221.
93. Pfister, Denk- u. Merkw. d. Stdt. Nbg. S. 222.
94. Nach Priem, Nürnb. Sagen u. Gesch. S. 230.
95. Nach Priem, Nbg. Sagen u. Gesch. S. 230.
96. Verfasser unbekannt.
97. Verfasser unbekannt.
98. Pfister, II. S. 121 ff.
99. Von Hans Kugler, n. d. Bearbeitung im Wunderhorn II., 180. Original bei Uhland I.,345
100. Nach Priem, Nbgr. Sagen u. Gesch. S. 179. — Histor. Notiz v. Böheimb.
101. G. A. Hammerbacher, Histor. Beschrbg. d. Stdt. Nbg. S. 359 ff.
102. Pfister, II., 134 ff.
103. Nach Müllners Annalen S. 427 ff.
104. Von J. M. Lotter nach Quellen. (Aus „Gartenlaube" Jahrgang 1873.)
105. Nach J. Priem, Nbg. Sagen u. Gesch. S. 115.
106. Nach J. Priem, S. 25.
107. Aus „Pantheon". Herausgegeben von W. Alex. Liebold, I., 1 ff. Verfasser: B. Mertel. Siehe auch J. F. Roth, Nbgr. Taschenbuch I., 70.

Nr.

108. Histor. Nachr. v. d. Urspr. u. Wachst. d. heil. röm. reichsfr. Stdt. Nbg. (1707.) S. 336
109. B. Mertel u. G. Winter, Gesch., Sagen u. Leg. des Bayerl. I. 84 ff.
110. Von K. W. Müller.
111. Von Gustav Gerard.
112. Gedicht von Gustav Freitag.
113. Gedicht von Anastasius Grün.
114. Gedicht von Joh. Wolfgang Weikert.
115. Von G. W. Vogel. (Henricus Rumel, der erste Buchdrucker in Nürnberg, erhielt daselbst das Bürgerrecht 1463.) Siehe A. Schöppners Sagenbuch der bayr. Lande I., 138.
116. Aug. Hagens Norica. — Dr. Reickes Gesch. d. Rchsstdt. Nbg.
117. Von Fr. Amerlan. Quelle: ein Gedicht von Hans Sachs.
118. Nach Wagenseil.
119. J. F. Roth, Nbgr. Taschenbuch I., 450 ff.
120. Hammerbacher, Histor. Beschrbg. d. Stdt. Nbg. S. 416.
121. Von J. M. Lotter. Nach J. F. Roth u. a.
122. Gedicht von C. Weiß.
123. Nach J. Priem, Nbgr. Sagen u. Gesch. S. 247. u. A. Schöppner III., 305.
124. G. E. Waldau, Vermischte Beiträge z. Gesch. d. Stdt. Nbg. II., 365. — J. F. Roth, Taschenbuch. I., 233.— Panzer II., 43.
125. A. Schöppner III., 365.
126. J. F. Roth I., 238. — Panzer II., 239.
127. Nach J. Priem S. 111.
128. Mitgeteilt von Christian Wildner, Türmer, n. mündl. Überlieferung.
129. Nach J. Priem, S. 222. ff.
130. Mitgeteilt v. Schätz, Lauf. Siehe auch Pfisters Denk- u. Merkw. d. Stdt. Nbg. II.
131. Nach J. Priem, S. 214 u. Schöppner III., 302.
132. Von Jonson Calmar: der Vertraute Gustav Adolfs, Korn'sche Buchhandlung.
133. B. Mertel u. G. Winter, Gesch., Sagen u. Leg. S. 357 ff.; Pfister II., 229.
134. Nach Dr. Emil Reicke, Gesch. d. Reichsstadt Nbg. S. 992 ff.
135. Gedicht von J. H. v. Wessenberg.
136. Panzer II., 180.
137. Nach Panzer II., 197. u. A. Schöppner III., 300.
138. Von Chr. Wildner nach mündl. Überlieferung. (Die Abbildungen von C. Schotte auf Seite 45, 199 u. 449 sind Verkleinerungen aus dessen Werk „Aus Nürnbergs Mauern" im Verlag d. Soldan'schen Hofbuchhandlung.)
139. Nach A. Schöppner III., 303.
140. Nach A. Schöppner I., 140.
141. Nach A. Schöppner I., 139.
142. Nach A. Schöppner III., 302. u. Dr. Reicke, Gesch. d. Reichsstdt. Nbg.
143. Panzer II., 176.
144. Von J. M. Lotter nach A. Schöppner III., 306 u. Panzer II., 59.
145. Mitgeteilt v. Chr. Wildner.
146. Gedicht v. J. M. Lotter nach A. Schöppner III., 304 u. Panzer II., 107.
147. Mitgeteilt von F. R.
148. Von Joh. Wolfg. Weickert.
149. Mitgeteilt von F. R.
150. Aus Winter u. Mertel, Gesch., Sag. u. Leg. d. Bayerlds.

Verzeichnis der Abbildungen.

Sagen, Legenden und Geschichten der Stadt Nürnberg

Nürnberg 1899